

Neues Archiv
für
sächsische Geschichte

Neues Archiv für sächsische Geschichte

93. Band · 2022

Im Auftrag des
Instituts für Sächsische Geschichte
und Volkskunde

herausgegeben
von

Enno Bünz · Andreas Rutz
Uwe Schirmer · Joachim Schneider

2022



VERLAG PH. C. W. SCHMIDT
NEUSTADT AN DER AISCH

Schriftleitung: Frank Metasch
Rezensionen: Jens Klingner

Anschrift:
Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde,
Zellescher Weg 17, 01069 Dresden,
Telefon 03 51/4 36 16 32, Mail: nasg@isgv.de



Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel
auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag
beschlossenen Haushaltes.

Bei der Realisierung dieses Buches ließen wir größtmögliche Sorgfalt walten.
Falls Informationen dennoch falsch oder inzwischen überholt sein sollten,
bedauern wir dies, können aber keine Haftung übernehmen.

1. Auflage 2022

2022 by VERLAG PH. C. W. SCHMIDT
Neustadt an der Aisch

Lizenz- und Nutzungshinweis:

Die Werke der Autorinnen und Autoren stehen unter der Lizenz
Creative Commons Namensnennung - Keine Bearbeitungen 4.0 International. Sie
können Inhalte Dritter mit abweichendem Rechtstatus enthalten
(s. Inhalte mit unterschiedlichem Rechtstatus).

ISBN 978-3-87707-267-7 (print)

ISSN 0944-8195 (print)



Gesamtherstellung:
VDS – VERLAGSDRUCKEREI SCHMIDT
91413 Neustadt an der Aisch
Printed in Germany

INHALT

Beiträge

<i>Ondřej Vodička</i> Die Verwaltung der Prager Diözese während der Hussitenkriege und die Flüchtlinge aus den hussitischen Städten in den Akten des Prager Dom- kapitels im Zittauer Exil	3
<i>Maria Hauber</i> Der „feintt im hausse“? Die Ehebruchverhandlungen um Elisabeth von Sachsen	33
<i>Filip Emanuel Schuffert</i> Brückenregionen zwischen Polen und Sachsen. Neue Straßen und Resi- denzen in der Zeit der polnisch-sächsischen Union	63
<i>Herbert Zielinski</i> „Mein Mann in Südafrika“. Die Briefe Karl Schmidt-Rottluffs an Justin Oberzimmer (1948–1950).....	93
<i>Rainer Christoph Schwinges</i> Ein Jubiläum und eine Jubiläumsausgabe: 600 Jahre Universität Leipzig 1409 bis 2009, eine Nachlese	159

Forschung und Diskussion

<i>Ulrich-Dieter Oppitz</i> Rechtsbücherforschung in sächsischen Archiven. Texte in Dresden, Leip- zig und Nürnberg.....	223
<i>Anne Herzig/Konstantin Enge</i> Die Publikationsmandate der Bischöfe von Meißen und Merseburg zur Bannandrohungsbulle „Exsurge Domine“	231
<i>Henrik Schwanitz</i> Biografische Forschung zur sächsisch-polnischen Union. Möglichkeiten und Perspektiven der „Sächsischen Biografie“	239
<i>Arndt Haubold</i> Die nationalsozialistische Zeit 1933 bis 1945 in der Martin-Luther-Kirch- gemeinde Markkleeberg-West.....	251

Andreas Rutz

- Das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden. Bericht für das Jahr 2021 269

Nachrufe

Manfred Rudersdorf

- Gerald Wiemers (1941–2021) 281

Enno Bünz/Uwe John

- Thomas Topfstedt (1947–2021) 287

Rezensionen

Allgemeines (Überblickswerke, Editionen, Handbücher, Lexika)

- Sigrid Hirbodian/Christian Jörg/Tjark Wegner* (Hg.), Zwischen Region, Nation und Europa. Landesgeschichte in europäischer Perspektive (B. Müsegades) 293

- Martin Knoll/Katharina Scharf*, Europäische Regionalgeschichte. Eine Einführung (B. Müsegades) 295

- Christian Speer/Krzysztof Fokt/Maciej Mikula* (Bearb.), Liber Vetustissimus Gorlicensis. Das älteste Görlitzer Stadtbuch. Najstarsza księga miejska zgorzelecka 1305–1416, Bd. 3 (1390–1416) (J. Klingner) 296

- Jutta von Simson/Monika von Wilmsowsky* (Hg.), Christian Daniel Rauch und Ernst Rietschel. Der Briefwechsel 1829–1857. Ein Quellenwerk zur preußischen und sächsischen Kunst- und Kulturgeschichte. Kommentierte Neuausgabe (L. Kranz) 298

Allgemeine Geschichte, Politische Geschichte, Verwaltungsgeschichte

- Matthias Kopietz*, Ordnung, Land und Leute. Politische Versammlungen im wettinischen Herrschaftsbereich 1438–1547 (J. Schneider) 299

<i>Klaus Miltzer</i> , Verwaltete Herrschaft. Die kurkölnischen Residenzen im Spätmittelalter (B. Müsegades).....	302
<i>Sylvia Weigelt</i> , Mein Glück geht auf Stelzen. Der gescheiterte Kurfürst Johann Friedrich I. <i>Lydia Klöppel</i> (Hg.), Standfest, bibelfest, trinkfest. Johann Friedrich der Großmütige. Der letzte Ernestiner Kurfürst (J. Klingner)	303
<i>Klaus Deinet</i> , Christian I. von Anhalt-Bernburg (1568–1630). Eine Biographie des Scheiterns (M. Berthold).....	307
<i>Peter Collmer</i> , Verwaltete Vielfalt. Die königlichen Tafelgüter in Polen-Litauen, 1697–1763 (W. Müller).....	309
<i>Paul Beckus</i> , Hof und Verwaltung des Fürsten Franz von Anhalt-Dessau (1758–1817). Struktur, Personal, Funktionalität (V. Rothe).....	311
<i>Manfred Wilde/Hans Seebase</i> (Hg.), Unter neuer Herrschaft. Konsequenzen des Wiener Kongresses 1815 (V. Rothe).....	313
<i>Gerhard Lindemann/Mike Schmeitzner</i> (Hg.), ... da schlagen wir zu. Politische Gewalt in Sachsen 1930–1935 (G. Naumann)	315
<i>Jörg Baberowski/Robert Kindler/Stefan Donth</i> (Hg.), Disziplinieren und Strafen. Dimensionen politischer Repression in der DDR (P. Heine).....	317
<i>Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte</i>	
<i>Enno Bünz</i> (Hg.), Landwirtschaft und Dorfgesellschaft im ausgehenden Mittelalter (B. Müsegades).....	320
<i>Alexander Denzler</i> (Hg.), Die Nutzung und Wahrnehmung von Straßen und Wegen (1100–1800) (R. Aurig).....	321

VIII

<i>Johannes Bracht/Ulrich Pfister</i> , Landpacht, Marktgesellschaft und agrarische Entwicklung. Fünf Adelsgüter zwischen Rhein und Weser, 16. bis 19. Jahrhundert (V. Rothe).....	323
<i>Jutta Dick</i> , Berend Lehmann. Hofjude Augusts des Starken (D. Ristau).....	324
<i>Antje Borrmann/Doreen Mölders/Sabine Wolfram</i> (Hg.), Konsum und Gestalt. Leben und Werk von Salman Schocken und Erich Mendelsohn vor 1933 und im Exil <i>Jürgen Nitsche/Thomas Morgenstern</i> , Moderne ohne Bauhaus. Wie jüdische Unternehmer und ihre Industriearchitektur das Chemnitzer Stadtbild der Moderne prägten (D. Ristau).....	325
<i>Lars Polten</i> , Zwangssterilisation und „Euthanasie“ im Erinnern und Erzählen. Biografische Interviews mit Betroffenen und Angehörigen (C. Huber)	328
<i>Connie Mareth/Ray Schneider</i> , Haare auf Krawall. Jugendsubkultur in Leipzig 1980 bis 1991 (F. Meißner)	330
<i>Hartmut Ellrich</i> , Der deutsche Adel im 20. und 21. Jahrhundert (V. Rothe).....	332
<i>Elisabeth Heigl</i> , Zwischen Selbstverwaltung und <i>furor cameralisticus</i> . Die Finanzverwaltung der Universität Greifswald 1566–1806 (F. Schreiber).....	333

Bildungs- und Universitätsgeschichte

<i>Roger Chickering</i> , Karl Lamprecht. Das Leben eines deutschen Historikers (1856–1915) (J. Flöter).....	336
<i>Sebastian Schmideler</i> (Hg.), Wissensvermittlung in der Kinder- und Jugendliteratur der DDR. Themen, Formen, Strukturen, Illustrationen (S. Zloch).....	338

<i>Jan Brademann/Gerrit Deutschländer/Matthias Meinhardt</i> (Hg.), Sammeln und Zerstreuen. Bedingungen historischer Überlieferung in Sachsen-Anhalt (B. Müsegades).....	340
---	-----

Kirchengeschichte

<i>Claudia Kunde/André Thieme</i> (Hg.), Ein Schatz nicht von Gold. Benno von Meißen. Sachsens erster Heiliger, Katalog zur Sonderausstellung der Albrechtsburg Meißen vom 12. Mai bis 5. November 2017 (L. Merkel).....	341
---	-----

<i>Wolfgang Petke</i> , Aufsätze zur Pfarreigeschichte in Mittelalter und Früher Neuzeit (B. Müsegades).....	343
---	-----

<i>Juhan Kreem</i> (Hg.), Das Leben im Ordenshaus. Vorträge der Tagung der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens in Tallinn 2014 (E. Bünz).....	345
---	-----

<i>Hans Schneider</i> (Hg.), Das Augustinerkloster Alsfeld. Beiträge zu seiner Geschichte (E. Bünz).....	346
---	-----

<i>Benjamin Müsegades</i> , Heilige in der mittelalterlichen Bischofsstadt. Speyer und Lincoln im Vergleich (11. bis frühes 16. Jahrhundert) (M. Meer).....	349
--	-----

<i>Annette Gruschwitz</i> , Der Buß- und Betttag im frühneuzeitlichen Sachsen. Eine liturgiehistorische Untersuchung über einen Feiertag im Wandel (M. Wetzel).....	351
--	-----

<i>Hagen Markwardt/Fruzsina Müller/Bettina Westfeld</i> (Hg.), Konfession und Wohlfahrt im Nationalsozialismus. Beispiele aus Mittel- und Ostdeutschland (T. Widera).....	354
--	-----

<i>Gerhard Poppe/Albrecht Voigt</i> (Hg.), Bistum Dresden-Meißen. 100 Jahre Wiedererrichtung (D. Herz).....	359
--	-----

Kunst- und Kulturgeschichte

<i>Leonhard Helten/Anke Neugebauer/Uwe Schirmer</i> (Hg.), Mitteldeutsche Residenzen. Neuere Forschungen (E. Bünz)	361
<i>Hans-Kaspar von Schönfels</i> , Zwickauer Gotik in Portugal. Seit 160 Jahren schlummert deutsche Gotik in Sintra (E. Bünz)	362
<i>Silke Herz</i> , Königin Christiane Eberhardine – Pracht im Dienst der Staatsraison. Kunst, Raum und Zeremoniell am Hof der Frau Augusts des Starcken (J. Vötsch)	363
<i>Dalius Avižinis/Vydas Dolinskas/Dirk Syndram</i> (Hg.), Saksonijos kurfurstai – Lietuvos didieji kunigaikščiai. Dvaro kultūra ir menas valdant Augustui II ir Augustui III/Kurfürsten von Sachsen – Großfürsten von Litauen. Hofkultur und Hofkunst unter August II. und August III., Katalog zur internationalen Ausstellung, 6. Juli 2018 – 14. Oktober 2018, Nationalmuseum Palast der Großfürsten von Litauen (Vilnius) (J. Schneider)	365
<i>Jacek Staszewski</i> , Die Polen im Dresden des 18. Jahrhunderts (M. Munke)	367
<i>André Thieme/Matthias Donath</i> (Hg.), Augusts Afrika. Afrika in Sachsen, Sachsen in Afrika im 18. Jahrhundert (J. Klingner)	369
Das Residenzschloss zu Dresden, Bd. 3: Von barocker Prachtentfaltung bis zum großen Schlossumbau im 19. Jahrhundert (L. Kranz)	374
<i>Juliane Brauer</i> , Zeitgefühle – Wie die DDR ihre Zukunft besang. Eine Emotionsgeschichte (M. Lühr)	377
<i>Hasso Spode</i> , Urlaub Macht Geschichte. Reisen und Tourismus in der DDR (S. Friedreich)	379

Daniela Spiegel, Urlaubs(t)räume des Sozialismus. Zur Geschichte der Ferienarchitektur in der DDR
(S. Friedreich) 380

Michael Schlitt, Sachsens historische Obstsorten. Geschichte – Sortenbeschreibungen – Erhalt
(A. Peselmann)..... 381

Lokal- und Regionalgeschichte

Dirk Scheidemantel, Kirchen und Friedhöfe von Heuersdorf mit Ortsteil Großhermsdorf. Beiträge zu Sakralarchitektur und Totenbrauchtum ländlicher Siedlungen im Südraum Leipzig, Heuersdorf Bd. 1
(E. Bünz) 383

Olav Gatzemeier, Dörfer in Dresden
(A. Reim)..... 385

Gabriele Teumer, Ohne Haar und ohne Würde. Oschatzer Frauenschicksale im Nationalsozialismus 1940–1945
(U.-D. Oppitz) 387

Abbildungsverzeichnis 389

Autorenverzeichnis 391

BEITRÄGE

Die Verwaltung der Prager Diözese während der Hussitenkriege und die Flüchtlinge aus den hussitischen Städten in den Akten des Prager Domkapitels im Zittauer Exil*

von
ONDŘEJ VODIČKA

*Jam isti pessimi heretici comburentur aut omnes cum parvulis et mulieribus gladio interibunt regis Hungarie. Cito ergo fugiamus ab eis ad loca tutissima, ne simul cum eis pereamus.*¹ Diese Worte legte der Chronist Lorenz von Brösau (Vavřinec z Březové, ca. 1370–1437) den Prager Katholiken in den Mund, als sie ihre Stadt vor dem bevorstehenden Angriff des ersten Kreuzzugs im Sommer 1420 verließen und sich in die nahen Festungen zurückzogen, die von den Parteigängern des ungarischen Königs Sigismund gehalten wurden, die manchmal vereinfacht als ‚königstreu‘ bezeichnet wurden. Der Autor konstruierte sein Erzählen mit einem intentionellen Akzent und vereinfachte daher die Lage erheblich. Die Beziehungen zwischen beiden Fraktionen in Prag hatten sich in Wirklichkeit bereits seit längerer Zeit verschlechtert und nach dem Tod König Wenzels IV. (1378–1419) am 16. August 1419 kam es allmählich zum Anstieg der Gewalt und Emigration aus der Stadt. Die Witwe des kinderlosen Wenzels IV., Sophie von Bayern (1376–1428), sowie sein Bruder und Thronfolger Sigismund (1419–1437) wollten die Rückkehr der Exulanten vereinbaren. Ihre Bemühungen beschränkten sich aber auf unerfüllte Deklarationen. Dieser Schwebezustand wurde Ende Mai 1420 noch verstärkt, als die Prager (hussitischen) Stadtgemeinden ein gemeinsames Vorgehen

* Die Entstehung dieser Arbeit wurde vom Projekt der GAČR 21-02993S „Catholic burghers from Hussite towns (1419–1436)“ finanziert. Die Studie wurde mithilfe der Datenbank „Czech Medieval Sources online“ erstellt, die von der Forschungsinfrastruktur LINDAT/CLARIAH-CZ (<https://lindat.cz/> [letzter Zugriff am 20. September 2021]) bereitgestellt und vom tschechischen Ministerium für Bildung, Jugend und Sport unterstützt wird (Projekt-Nr. LM2018101). Eingangs muss noch eine Erklärung einiger in dieser Studie benutzter Termini für den deutschen Leser ergänzt werden. Für die römische Kirche und ihre Anhänger im Böhmen des 15. Jahrhunderts benutze ich fast ausschließlich den schon in den zeitgenössischen böhmischen Aufzeichnungen geläufigen sowie in der modernen tschechischen Geschichtsschreibung hauptsächlich benutzten Begriff ‚katholisch‘ und nicht den in der deutschen Reformationsforschung präferierten Terminus ‚altgläubig‘.

¹ JAROSLAV GOLL (Hg.), Laurentii de Brzezowa historia hussitica, in: Josef Emler/Jan Gebauer/Ders. (Hg.), *Fontes Rerum Bohemicarum [...]*, Bd. 5, Prag 1893, S. 327–534, hier S. 361.

bezüglich der aktiven Suche nach den Feinden des Kelchs vereinbarten, sowie Anfang Juni, als auch die Familienmitglieder der bereits exilierten *Bürger die Prager Konurbation* verlassen mussten und ihr Vermögen eingezogen werden sollte. Beide Prager Gemeinden kassierten im Juli 1420 die Stadtbucheinträge mit dem Vermögen der geflüchteten Bürger.²

Damit setzte die erste große Emigrationswelle in der Geschichte der böhmischen Städte ein, die bis heute nur in groben Konturen untersucht ist.³ Ziel dieser Studie ist die Untersuchung der Beziehungen zwischen den katholischen Bürgern, welche die hussitischen Städte verließen, und der katholischen Verwaltung der von den Hussitenkriegen (1419/20–1434) erschütterten Prager Diözese, die vom oberlausitzischen Zittau aus verwaltet wurde.⁴ Die vorliegende Arbeit konzentriert

² Vgl. die komplexe Schilderung dieser Ereignisse in: FRANTIŠEK ŠMAHEL, *Die Hussitische Revolution* (Monumenta Germaniae Historica. Schriften 43), Bd. 2, Hannover 2002, S. 1007–1161. Zu den Verboten der Fürsprache für die Emigranten, den Details der Konfiskationen und der Schätzung ihres Gesamtwertes vgl. MARTIN MUSÍLEK, *Formy komunikace doby husitské. Listy pražských obcí proti odběhlým měšťanům* [Die Formen der Kommunikation des hussitischen Zeitalters. Die Briefe der Prager Stadtgemeinden gegen die abtrünnigen Stadtbürger], in: Martin Čapský (Hg.), *Komunikace ve středověkých městech* [Die Kommunikation in mittelalterlichen Städten], Opava 2014, S. 151–162, hier S. 154, 156.

³ In der letzten Zeit vgl. vor allem: THOMAS KRZENCK, *Mähren als Exilland und Durchgangsstation. Kuttenberger Deutsche und deren Schicksal auf der Grundlage überlieferter Bürgertestamente (1421–1435)*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 67 (2018), S. 1–31; ONDŘEJ VODIČKA, „und ap es geschege, das es wieder gut zu Behem wurde“. *Katoličtí exulanti z husitských měst* [... Katholische Exulanten aus den hussitischen Städten], in: Martin Nodl (Hg.), *Středověké město. Politické proměny a sociální inovace* [Mittelalterliche Stadt. Politische Wandlungen und soziale Innovationen] (Colloquia mediaevalia Pragensia 20), Prag 2019, S. 13–38.

⁴ Die Problematik des sogenannten Zittauer Konsistoriums wurde vor allem in letzter Zeit mehrmals ausführlich untersucht. Vgl. ANTON LUDWIG FRIND, *Die Kirchengeschichte Böhmens im Allgemeinen und mit besonderer Beziehung auf die jetzige Leitmeritzer Diözese*, Bd. 3: *Der Verfall der Kirche Böhmens*, Abteilung 1: *Die Husitenzeit*, Prag 1872; VACLAV VLADIVOJ TOMEK, *Dějepis města Prahy* [Geschichte der Stadt Prag], Bd. 3, Prag 1875; AUGUSTIN ALOIS NEUMANN, *K odpadu Konráda z Vechty* [Zum Abfall Konrads von Vechta], in: *Časopis katolického duchovenstva* [Zeitschrift der katholischen Geistlichkeit] 66 (1925), S. 264–272, 345–350, 570–579; ebd. 67 (1926), S. 21–23, 105–110, 224–230, 315–320, 542–544, 592–598; DERS., *Katoličtí mučedníci doby husitské* [Die katholischen Märtyrer der Hussitenzeit], Hradec Králové 1927; JAN KAPISTRÁN VYSKOČIL, *Náboženské poměry v dějinách Žitavska* [Die religiösen Verhältnisse in der Geschichte des Zittauer Landes], in: Hugo Rokyta/Antonín Frinta (Hg.), *Žitavsko v českých dějinách* [Das Zittauer Land in der böhmischen Geschichte] (Časové otázky [Zeitliche Fragen] 3), Prag 1947, S. 58–88; JAROSLAV KADLEC, *Katoličtí exulanti čeští doby husitské* [Die katholischen böhmischen Exulanten der Hussitenzeit], Prag 1990; FRANTIŠEK ŠMAHEL, *Pražská církevní provincie ve víru husitské revoluce* [Die Prager Kirchenprovinz im Strudel der hussitischen Revolution], in: *Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis* 31 (1991), Heft 1, S. 107–115; ZDEŇKA HLEDÍKOVÁ, *Administrace pražské diecéze na sklonku první poloviny 15. století* [Die Verwaltung der Prager Diözese am Ende der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts], in: ebd., S. 117–128; DIES., *Písemnosti církevní správy pražské (arci)diecéze v pozdním středověku* [Die schrift-

sich daher auf die Fragen, die diese beiden Phänomene verbinden: Wie funktionierte die Verwaltung der sich in einer tiefen Krise befindenden Prager Diözese im Exil und wie veränderten sich die bis dahin angewendeten administrativen Verfahren im Vergleich zur Vorkriegszeit? Inwieweit beteiligten sich an dieser Agenda die katholischen Exulanten aus den hussitischen Städten? Lassen sich am Beispiel ihrer Einbeziehung in diese Tätigkeit gewisse Trends ablesen? Inwiefern reflektierten diese Trends den ständigen sowie abrupten militärischen und politischen Wandel in Böhmen? In welchem Maß sind die Quellen der kirchlichen Verwaltung zu einer Spurensuche nach den Schicksalen der Glaubensflüchtlinge im Exil hilfreich? Kann man anhand dieser Quellenüberlieferung Einzelheiten *über die* Lage der exilierten Patronatsherren erfahren? Lässt sich eine spezifische Beziehung zwischen dem Patron und dem Kleriker nachweisen? Kann man eine (Dis-)Kontinuität der Pfründen- beziehungsweise Benefizienvermögen und des Vollzuges der Patronatsrechte belegen? Für eine bessere Übersichtlichkeit ist die Studie in zwei thematische Einheiten aufgeteilt. Die Erste widmet sich den Mechanismen und dem Wandel der exilierten Diözesanverwaltung während der Hussitenkriege. Der zweite Abschnitt stellt einzelne Kirchenpatrone unter den stadtbürgerlichen Exulanten und ihre Tätigkeit vor.

I. Das Zittauer Konsistorium und die Verwaltung der Prager Diözese während der Hussitenkriege

Die Agenda der Pfründenbesetzungen in der Prager Diözese wurde unter dem Pontifikat des Bischofs Johann IV. von Draschitz (Jan IV. z Dražic; 1301–1343) den Vertretern des Bischofs *in spiritualibus* – den sogenannten Generalvikaren – anvertraut.⁵ Ihre Kanzlei hatte sich im Erzbischöflichen Hof in der Prager Kleienseite befunden, von wo sie im Juni 1420 wegen der sich verschlechternden Lage im aufrührerischen Prag ins mittelböhmische Altbunzlau (Stará Boleslav) nordöstlich von Prag übersiedelte. Im Januar 1421 zog die Kanzlei weiter nach Raudnitz an

liche Überlieferung der Kirchenverwaltung der Prager (Erz-)Diözese im Spätmittelalter], in: Ivan Hlaváček/Jan Hrdina (Hg.), *Církevní správa a její písemnosti na přelomu středověku a novověku* [Die Kirchenverwaltung und ihre schriftliche Überlieferung an der Wende des Mittelalters zur Neuzeit] (Acta Universitatis Carolinae – Philosophica et historica 2/1999; Z pomocných věd historických [Aus den historischen Hilfswissenschaften] 15), Prag 2003, S. 27–38; JAN HRDINA, *Katolická církevní správa* [Katholische Kirchenverwaltung], in: Pavlína Cermanová/Robert Novotný/Pavel Soukup (Hg.), *Husitské století* [Das hussitische Jahrhundert], Prag 2014, S. 254–273; ONDŘEJ VODIČKA, *Administrace dezintegrované pražské diecéze za husitských válek* [Die Verwaltung der desintegrierten Prager Diözese während der Hussitenkriege], in: *Mediaevalia historica Bohemica* 20 (2017), Heft 2, S. 153–187; DERS., *Exil českého a moravského duchovenstva za husitských válek* [Das Exil der böhmischen und mährischen Geistlichkeit während der Hussitenkriege] (Edice Středověk [Edition Mittelalter] 5), Prag 2019.

⁵ Vgl. HLEDÍKOVÁ, *Písemnosti* (wie Anm. 4), S. 31.

der Elbe (Roudnice nad Labem) in Nordböhmen und von Februar bis April 1421 wurde sie noch weiter nach Norden nach Leitmeritz (Litoměřice) verlegt. Seit April 1421 bis in die zweite Hälfte der 1430er-Jahre verwalteten die Generalvikare die ihnen anvertraute Diözese vom Zittauer Exil aus.

Zittau gehörte zwar damals schon politisch zur Oberlausitz, aus kirchlicher Sicht befand sich aber das Zittauer Dekanat in der Prager Diözese. Die Kanzlei führten die Generalvikare Johannes, Sohn Hermanns von Kralowitz (Jan Heřmanův z Kralovic),⁶ und Johannes von Duba (Joháněk z Dubé).⁷ Johannes von Kralowitz starb vermutlich Ende 1430 oder Anfang des folgenden Jahres, wobei an seine Stelle der Doktor der Dekrete Simon von Nimburg (Šimon z Nymburka) ernannt wurde.⁸

Die Sitzungen und Gerichtstermine der Prager Diözesanverwaltung im Exil fanden meistens in der Zittauer Johanniterkommende statt, ausnahmsweise auch im dortigen Minoritenkloster oder in einigen wenigen Bürgerhäusern.⁹ Manchmal wurden einige Akten auch außerhalb Zittaus niedergeschrieben. Die Konfirmationsurkunde vom 17. Mai 1422 zum Altar des heiligen Wenzel in der Prager Kathedrale belegt durch ihre Datierung den Aufenthalt Johannes' von Kralowitz im benachbarten Bautzen.¹⁰ Mit dem Konsistorium wurde auch eine Gruppe öffentlicher Notare, Prokuratoren und weiteren Hilfspersonals von Prag nach Zittau verlegt, die etwa zehn Personen umfasste.¹¹ In die Oberlausitz – in das befestigte Cölestinerkloster auf dem Oybin bei Zittau – wurde auch ein Teil des geretteten

⁶ Er war Magister der freien Künste und Bakkalaureus der Dekrete sowie von 1425 bis 1430 Dekan des Prager Domkapitels. Vgl. ANTONIUS PODLAHA, *Series praepositorum, decanorum, archidiaconorum aliorumque praelatorum et canonicorum s. metropolitanae ecclesiae Pragensis a primordiis usque ad praesentia tempora* (Editiones Archivii et bibliothecae S. F. Metropolitani Capituli Pragensis 10), Prag 1912, S. 79, Nr. 513; VODIČKA, *Exil* (wie Anm. 4), S. 185, Nr. 28.

⁷ Seit 1419 war er Kanoniker und von 1431 bis 1442 Dekan des Prager Domkapitels sowie 1433 Archidiakon in Bilin (Bílina, Nordböhmen). Vgl. PODLAHA, *Series* (wie Anm. 6), S. 83, Nr. 534; VODIČKA, *Exil* (wie Anm. 4), S. 183, Nr. 19.

⁸ Johannes von Kralowitz wird in seinem Amt zum letzten Mal am 21. September 1430 erwähnt. Vgl. JOSEPHUS EMLER (Hg.), *Libri confirmationum ad beneficia ecclesiastica Pragensem per archidiocesim. Liber octavus, nonus et decimus, ab anno 1421 usque ad annum 1436* (im Folgenden: LC 8-10), Prag 1889, S. 163. Simon von Nimburg war Doktor der Dekrete und Jungbunzlauer (Mladá Boleslav) Archidiakon. Vgl. PODLAHA, *Series* (wie Anm. 6), S. 83, Nr. 535; VODIČKA, *Exil* (wie Anm. 4), S. 199, Nr. 94.

⁹ Vgl. dazu neuerdings: PETR HRACHOVEC, *Die Zittauer und Ihre Kirchen (1300–1600). Zum Wandel religiöser Stiftungen während der Reformation* (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 61), Leipzig 2019, S. 108, 142 f., 186; weiter auch: HLEDÍKOVÁ, *Administrace* (wie Anm. 4), S. 119; OTAKAR BAUER, *Žitava v českých dějinách* [Zittau in der böhmischen Geschichte], in: Rokyta/Frinta, *Žitavsko* (wie Anm. 4), S. 7-57, hier S. 34 f.; zu weiteren Verhandlungsorten vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 128 (Haus des Zittauer Bürgers Peter von Friedland), 168, 215 (Haus Johannes' von Duba), 242 (Haus Simons von Nimburg).

¹⁰ Vgl. Archiv Pražského hradu, Archiv metropolitní kapituly u sv. Víta [Archiv der Prager Burg, Archiv des Metropolitankapitels St. Veit] (im Folgenden: APH AMKV), Handschriften, Sign. VI-4, fol. 47v.

¹¹ Vgl. HRDINA, *Katolická církevní správa* (wie Anm. 4), S. 257.

Prager Domschatzes transportiert.¹² Dies belegt eine Urkunde vom 18. April 1421, laut welcher der Leitmeritzer Archidiakon und Prager Domsakristan Racek von Bírkov auf Befehl des Königs und der Vorsteher des Prager Domstiftes unter der Begleitung des ehemaligen Oberlausitzer Landvogts Hinko Hlawatsch (Hynek Hlaváč) von Duba (1410–1420) drei versiegelte Truhen mit Kostbarkeiten auf den Oybin brachte. Der Oybiner Konvent empfing diese Gegenstände in Anwesenheit von Zeugen, fertigte davon ein Inventar an und verpflichtete sich, sie bis zur weiteren Entscheidung des Herrschers aufzubewahren.¹³ Noch etwa einen Monat später waren einige ‚Nachlesen‘ dieses Schatzes in der Prager Burg verblieben, wobei das Zittauer Konsistorium ihren Transport und Aufbewahrungsort mit dem Zittauer Stadtrat besprach, der diese Frage an weitere Herren und Städte in der Region weiterleitete.¹⁴

Einen Wendepunkt für die katholische Geistlichkeit stellte der 21. April 1421 dar, als sich der Prager Erzbischof Konrad von Vechta (1413–1431) entschloss, das Programm der hussitischen Vier Prager Artikel von 1420 anzunehmen. Er verpflichtete sich, gegen jeden vorzugehen, der sich widersetzen würde.¹⁵ In Reaktion auf diese Schritte des Erzbischofs ermahnten am 6. Mai 1421 die Generalvikare die gesamte Geistlichkeit zur Gehorsamkeit. Zum Administrator der Prager Diözese wurde nach gewissen Überlegungen über die Wahl eines neuen Erzbischofs der Olmützer (Olomouc) Bischof Johann XII. der Eiserne (Jan XII. Železný; 1418–1430) ernannt.¹⁶

¹² Die Wichtigkeit des Oybins für den nordböhmisch-oberlausitzischen Grenzraum wurde auch im Mandat König Sigismunds vom 20. August 1429 an die Oberlausitzer Stände hervorgehoben: Sie hätten vor allem Zittau und das Kloster Oybin beschützen sollen, die dem Feind jenseits der Grenze gegenüber am nächsten liegen: Archivverbund Bautzen, Stadtarchiv Bautzen, Urkunden, Nr. 164. Die Exulanten im Oybiner Kloster erwähnt auch: JAROSLAV ERŠIL (Hg.), *Monumenta Vaticana res gestas Bohemicas illustrantia*, Bd. 7: *Acta Martini V. (1417–1431)*, Teilbd. 1: 1417–1422 (im Folgenden: MVB VII/1), Prag 1996, S. 389, Nr. 946. Zur Aufteilung des Domschatzes vgl. TOMÁŠ PEŠINA Z ČECHORODU, *Phosphorus septicornis, stella alias matutina. Hoc est: sanctae metropolitanae divi Viti ecclesiae Pragensis majestas et gloria [...]*, Prag 1673: Joannes Arnolus de Dobroslavina, S. 478.

¹³ Vgl. APH AMKV, Urkunden, Sign. 792 XXVII 22. Am 4. Dezember 1422 nahm dann der Oybiner Konvent den Archidiakon Racek in seine Konfraternität auf. Vgl. ebd., Sign. 800 XXVII 27.

¹⁴ Vgl. FRANTIŠEK PALACKÝ (Hg.), *Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges*, Bd. 1, Prag 1873, S. 104 f., Nr. 106A f.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 78–81, Nr. 78. Zum Brief, in dem Erzbischof Konrad König Sigismund seinen Gehorsam aufkündigte, vgl. ebd., S. 83 f., Nr. 80.

¹⁶ Die Aufforderung der Generalvikare (vom 6. Mai 1421) paraphrasiert ŠMAHEL, *Hussitische Revolution 2* (wie Anm. 2), S. 1162 f. Die Überlegungen zur Wahl eines neuen Erzbischofs sind aus einigen Urkunden ersichtlich. Vgl. PEŠINA Z ČECHORODU, *Phosphorus septicornis* (wie Anm. 12), S. 210–219. Am 19. Juni 1421 schrieben Johannes von Kralowitz und Stephan von Stankau (Štěpán ze Staňkova) von Bautzen aus an das Prager Domkapitel in Zittau, dass ein gewisser Oswald von Mengersreut gewählt werden könnte, der vom Meißener und Breslauer (Wrocław) Kapitel unterstützt wurde. Schließlich kam man aber von dieser Wahl ab.

Während sich die Kanzlei der Generalvikare auf einen längeren Aufenthalt in Zittau vorbereitete, versammelten sich in Böhmen zwei inoffizielle Synoden des katholischen (überwiegend weltlichen) Klerus: die erste im nordböhmisches Weißwasser (Bělá pod Bezdězem) bei Jungbunzlau, eine andere in Leitmeritz. Die erste Versammlung schickte am 6. Mai 1421 den Generalvikaren einen Brief, in dem sie sie ihrer Treue versicherte und ihre Ablehnung des Erzbischofs Konrad von Vechta deklarierte.¹⁷ Die Leitmeritzer Kongregation sendete am 12. Mai 1421 ihren Brief mit einem ähnlichen Inhalt nach Zittau, der an den Administrator Johann XII. den Eisernen adressiert wurde.¹⁸ Beide Briefe bedeuten eigentlich das Gleiche: die Akzeptanz des Exils durch die katholische weltliche Geistlichkeit.

Die Generalvikare verloren durch ihre Flucht ins Exil einen Großteil ihrer Einkünfte. Sie waren daher im großen Ausmaß vor allem von Manipulationsgebühren für verschiedene Verwaltungsakte abhängig. Da aber auch die zeitgenössischen Kleriker über keine oder nur geringe Finanzmittel verfügten, musste das Konsistorium die Solvenz einzelner Schuldner empfindlich abwägen, den Bedürftigen ihre Rückstände aufschieben oder erlassen und diejenigen wiederum streng bestrafen, die ihren Verpflichtungen ohne triftigen Grund nicht nachkamen. Oft kam es auch dazu, dass die Schulden eines mittellosen Klerikers jemand anderes erstattete: Sei es ein geistlicher oder ein weltlicher Patronatsherr, was in den Quellen auf die Existenz eines Netzwerks dieser Glaubensflüchtlinge hindeutet.¹⁹ Einen weiteren wichtigen Bestandteil der Einkünfte des Konsistoriums (und anderer Prälaten) stellte der bischöfliche Zehnt dar: in Form der sogenannten Herdbeziehungsweise Rauchsteuer (*fumales*). Die Entrichtung dieser Abgabe nach Zittau war aber sehr problematisch. Angesichts des durch den Krieg verursachten Chaos wurde die Herdststeuer anfangs wohl gar nicht eingesammelt. Erst in einem Brief vom 5. Mai 1424 delegierte der Administrator des Bistums, Johannes XII. der Eiserne, die Einziehung dieser Steuer offiziell an die Generalvikare und bestimmte umgehend ihren Erlös für den Bedarf des Zittauer Konsistoriums.²⁰

Ein Großteil der Prager Diözese erkannte aber die Legitimität des nun hussitischen Erzbischofs Konrad von Vechta an und führte ihre Abgaben entsprechend

¹⁷ Dieser Beschluss ist ediert in: NEUMANN, K odpadu Konráda z Vechty (wie Anm. 4), S. 226 f. Dieses Ereignis erwähnen mehrere Autoren. Nur Franz Machilek bringt es aber in Zusammenhang mit der Versammlung ähnlichen Charakters sechs Tage später in Leitmeritz. Vgl. FRANZ MACHILEK, Datum tempore exilii nostri in materia fidei. Zur Emigration von Welt- und Ordensgeistlichen aus Böhmen in der Hussitenzeit, in: Ferdinand Seibt (Hg.), Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für Karl Bosl zum 80. Geburtstag, Bd. 1, München 1988, S. 206-226, hier S. 212.

¹⁸ Bisher unediert. Vgl. die zeitgenössische Abschrift in: APH AMKV, Handschriften, Sign. VI-1, fol. 78^r f. Die Absender bezeichneten sich hier als *clerus exulatus conveniens in Luthomericz* beziehungsweise *clerus exulante in Luthomericz congregatus*.

¹⁹ Vgl. z. B.: LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 19, 72, 126. Vgl. die Zusammenfassung der Rückstände für die Jahre 1424/25: ebd., S. 195-197. Vgl. weiter z. B. die Erstattungen der Schulden durch Dritte: ebd., S. 73, 177.

²⁰ Vgl. APH AMKV, Urkunden, Sign. 806 XXVII 34.

nach Prag ab. Sogar unter den Pfarrern, die in Kontakt mit dem Zittauer Konsistorium standen und die man daher für ‚katholische‘ Geistliche halten kann, tauchte manchmal der Gedanke auf, die Herdsteuer nach Prag abzuführen. Die Wege nach Zittau waren sehr gefährlich, was die erfolgreiche Geldzustellung wesentlich bedrohte.²¹ Viele Dekane informierten aber ihre Vorgesetzten, dass die Abgabe einfach niemand entrichten könne. Im westböhmischen Elbogner (Loket) Dekanat hielten nur zwei Pfarrer ihre Kirchen im friedlichen Besitz: in Elbogen und Königsberg an der Eger (Kynšperk nad Ohří). Andere flüchteten aus ihren Kirchen. Im nordwestböhmischen Saazer (Žatec) Dekanat waren wohl alle Pfarrkirchen verlassen. Eine ähnliche Situation herrschte im benachbarten Kaadener (Kadaň) Dekanat.²²

Inwieweit diese Berichte wirklich stimmten, kann nicht genau beurteilt werden. Es ist nur sicher, dass die Probleme mit der Steuereinzahlung andauerten. Weitere Mahnungen wegen rechtzeitiger Zahlungen versandte der Bistumsadministrator Johannes XII. der Eiserne zum Beispiel im Februar 1426 und Januar 1430.²³ Die Generalvikare drohten den Säumigen oft mit der Exkommunikation, da sie wohl auf die lokale Lage keine Rücksicht nehmen wollten und konnten.²⁴ Die für das Zittauer Konsistorium bestimmten Gelder aus Böhmen wurden bei den Inhabern der ‚sicheren Benefizien‘ deponiert, die sich innerhalb der Stadt- oder Burgmauern befanden. Für das Gebiet Westböhmens übernahmen diese Rolle oft die Pfarrer in Pilsen (Plzeň), Mauth bei Pilsen (Mýto) oder Plan (Planá) bei Tachau (Tachov; westlich von Pilsen).²⁵ Nachdem die beauftragte Person einen größeren Betrag eingesammelt hatte, wurde dieser mit einem Sendboten nach Zittau geschickt. Der Pilsner Bote Nikolaus kam regelmäßig von Westböhmen nach

²¹ Vgl. ebd., Handschriften, Sign. VI-3 (das sogenannte Tepler Kopialbuch), fol. 15^r; dazu auch: JAN SEDLÁK, *Studie a texty k náboženským dějinám českým* [Studien und Texte zur böhmischen religiösen Geschichte], Bd. 3, Olomouc 1916, S. 117. Eine Studie über das Tepler (Teplá in Westböhmen) Kopialbuch publizierte: JAN HRDINA, *Písemná komunikace nižších duchovních v katolických Čechách husitského věku* [Die schriftliche Kommunikation des Niederklerus im katholischen Böhmen der Hussitenzeit], in: Miriam Hlavačková (Hg.), *Od symbolu k slovu. Podoby stredovekej komunikácie* [Vom Symbol zum Wort. Die Gestaltungen der mittelalterlichen Kommunikation], Bratislava 2016, S. 93-100.

²² Vgl. APH AMKV, Handschriften, Sign. VI-3, fol. 16^r, 17^r f.; weiter: SEDLÁK, *Studie 3* (wie Anm. 21), S. 120 f.

²³ Vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 213-215.

²⁴ Vgl. die weiteren Mahnungen bezüglich der Zahlungen aus dem Tepler Dekanat einschließlich der drohenden Strafen in: APH AMKV, Handschriften, Sign. VI-3, fol. 22^v, 27^v. Die Forderungen des Zittauer Konsistoriums bezüglich der Herdsteuer zwischen 1424 und 1428 wurden am Ende des neunten Konfirmationsbuchs eingetragen, vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 197-211.

²⁵ Vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 202-210 (Pilsner Pfarrer); ebd., S. 107-109, 202 (Mauther Pfarrer); APH AMKV, Handschriften, Sign. VI-3, fol. 15^r (Pfarrer in Plan); dazu auch: SEDLÁK, *Studie 3* (wie Anm. 21), S. 117.

Zittau. Aus den erhaltenen Einträgen geht hervor, dass der Bote sich ungefähr jeden zweiten Monat auf den Weg begab.²⁶

Wegen der Länge und Gefährlichkeit der Wege nach Zittau durch das infolge der hussitischen Revolution erschütterte Königreich Böhmen wurden viele Angelegenheiten an die lokalen Vertreter der kirchlichen Verwaltung delegiert. Das Zittauer Konsistorium erteilte den Pfarrern beispielsweise eine besondere Erlaubnis, bei der Beichte diejenigen Sünden zu vergeben, deren Absolution normalerweise allein dem (Erz-)Bischof zukam.²⁷ Einige Fälle erforderten trotzdem die persönliche Anwesenheit des Betroffenen in Zittau. Hierzu gehörte vor allem die Sache der Rechtgläubigkeit: hauptsächlich der Widerruf der Vier Prager Artikel und die Aussöhnung ehemaliger Hussiten mit der römischen Kirche. Von 1423 bis 1429 sind Absolutionen von 48 Priestern überliefert; einschließlich einer Liste mit Modellfragen für das Verhör sowie Abschwörungs- und Absolutionsformeln. Die betreffenden Einträge beinhalten aber meistens nur wortkarge Auskünfte: den Namen des Absolvierten und das Datum des Aktes. Nur ausnahmsweise kann festgestellt werden, was genau der Verhörte getan hatte und dass ihn die Hussiten in Haft gehalten hatten. Einer der Bittsteller wollte vor der Absolution sogar die Person Jan Hus' (ca. 1370–1415) verteidigen.²⁸

Nach Zittau wurden auch die Prozessparteien vorgeladen (sowohl Geistliche als auch Laien), wenn es den lokalen Vorgesetzten (Dekan, Archidiakon) nicht gelungen war, den Streit vor Ort zu schlichten.²⁹ Die Vorladung (*citatio*) wurde in

²⁶ Vgl. seine Reisen z. B. in: LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 36, 39, 45, 71. Auf der am 4. Juli 1424 abgeschlossenen Reise führte er insgesamt zwei Schock und 13 Groschen von fünf unterschiedlichen Plebanen mit sich: ebd., S. 195. Ein Schock beträgt 60 Groschen.

²⁷ In der Bevollmächtigung wurde auch die Höchstzahl der Pfarrkinder bestimmt, auf welche sich eine solche Erlaubnis einmalig bezog. Diese Zahl (wohl von der Größe der Pfarrei abhängig) bewegte sich zwischen 30 und 50 Personen, vgl. APH AMKV, Handschriften, Sign. VI-3, fol. 23^v, 25^v, 27^r.

²⁸ Vgl. FERDINAND TADRA (Hg.), Soudní akta konsistoře pražské/Acta iudiciaria consistorii Pragensis (im Folgenden: AICP), Bd. 7: 1420–1424 a Dodatky [1420–1424 und Ergänzungen] (Historický archiv 21), Prag 1901, S. 116–123. Zum Kleriker Peter Crispus aus Prag, der Jan Hus verteidigte, vgl. ebd., S. 122. Zu den Fragen und Formeln vgl. ebd., S. 116 f.: Was habe ihn bewogen, sich den Wikkelfisten anzuschließen und wie lange sei er dageblieben? Was habe ihn bewogen, um die Absolution zu bitten? Habe er Kinder im Fluss oder auf ähnliche Weise getauft? Habe er an Vernichtungen und Brandstiftungen der Kirchen und Klöster teilgenommen? Sei er dabei behilflich gewesen? Habe er dazu seine Weisung gegeben? Habe er dem Klerus Gewalt angetan? Sei er dabei behilflich gewesen oder habe er dessen Verbrennung zugeschaut? Habe er irgendwelche Kirchenabgaben zurückgehalten? Besitze er häretische Bücher? Vgl. auch eine Abschrift der Absolutionsurkunde in: LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 36 f. Vgl. die einzigartige Delegation der Absolutionsbefugnis an einen Dekan in: APH AMKV, Handschriften, Sign. VI-3, fol. 23^v: *Item absolucionem M. de Lom, ex quo non ingressit se erroribus Wygleffistarum, decano predicto committimus.*

²⁹ Vgl. z. B. den Streit zwischen dem Pfarrkind Elisabeth von Tscheliw (Alžběta z Čelivi) und einem Postelberger (Postoloprty; an der Eger in Nordwestböhmen) Benediktiner oder den Konflikt wegen unklarer Herkunft heiliger Öle im Tepler Dekanat sowie den des Plebans aus dem Tepler Dekanat mit einem Kladrauer (Kladruby, bei Pilsen) Bene-

der Regel bei dem örtlichen Pleban eingereicht, und in dem Brief wurde festgesetzt, in wie vielen Tagen nach der Bekanntmachung der Vorgeladene in Zittau eintreffen sollte. Diese Frist betrug zumeist ungefähr zehn Tage. Der Pfarrer musste dann umgehend – wohl vermittelt des gleichen Boten, der die Nachricht gebracht hatte – das Konsistorium informieren, wann ihm die Aufforderung übergeben worden ist. Damit war Zittau über die spätmöglichste Ankunft des Vorgeladenen informiert, der nach Überschreitung des Termins den Kirchenstrafen (meistens der Exkommunikation) verfallen wäre.³⁰

Die Generalvikare beherrschten zwar auch weiterhin kirchenrechtlich – doch weitgehend nur theoretisch – den gesamten Umfang der ihnen anvertrauten Diözese, das Vordringen der hussitischen Heere schmälerte ihren realen Machtbereich aber wesentlich. Man kann sich den tatsächlichen geografischen Einflussbereich des Zittauer Konsistoriums nur in groben Umrissen vorstellen: vor allem anhand der Auswertung der Quellen aus seiner Provenienz. Es handelt sich hierbei hauptsächlich um die sogenannten Zittauer Akten, die aus der Verbindung der Agenden der Generalvikare und des Offizials entstanden.³¹ Sie beinhalten meistens Einträge, die in einem rein ‚lokalen‘ Umfeld verankert sind, wie die Aufzeichnungen der Konflikte unter den Geistlichen oder Eheleuten (*matrimonialia*), die Einträge über Schulden und Pfänder, Urteile oder Ernennungen zum Prokurator und Ähnliches. Geografisch beschränkt sich diese Quelle meistens auf den nördlichen Teil der Prager Diözese, der am rechten Ufer der Elbe lag, und zwar eher an dessen nördlicher Seite. Nur selten beschäftigten sich die Generalvikare mit Rechtsfällen, die außerhalb eines Umkreises von etwa 60 bis 70 Kilometern von Zittau lagen. Einen weiteren Beleg für den Umfang des (mehr oder weniger) durch das Zittauer Konsistorium kontrollierten Gebiets kann eine Urkunde des Administrators Johann XII. des Eisernen liefern, die die Einziehung der Herdststeuer im Jahr 1426 belegt und die an die Dekane von Glatz (Kłodzko), Braunau (Broumov; in Nordostböhmen), Zittau, Gabel (Jablunné v Podještědí; südlich von Zittau), Kaaden, Elbogen, Tepl, Pilsen, Klattau (Klatovy; in Südwestböhmen) und Rakonitz (Rakovník; westlich von Prag in Mitteleböhmen) sowie an weitere, an welche dieses Schreiben gelangen würde, gerichtet war.³² Es handelt sich eigentlich um einen Streifen der Dekanate an der nördlichen Grenze Böhmens und im westlichen Teil der Prager Diözese, mit denen das Zittauer Konsistorium in Kontakt stand und wo ein realer Erfolg bei solchen Steuereinzahlungen bestand.

Einen wichtigen Teil der Agenda der Generalvikare bildete die Bestätigung (die Konfirmation) der Geistlichen für die frei gewordenen Benefizien in der Prager Diözese. Diese Tätigkeit ist – abgesehen von einigen wenigen erhaltenen Konfirmationsurkunden – in Gestalt einer seriellen Reihe amtlicher Handschriften bezie-

diktiner wegen illegal eingesamelter Opfergelder in: APH AMKV, Handschriften, Sign. VI-3, fol. 20^r f., 26^r-27^r.

³⁰ Vgl. z. B. ebd., fol. 22^r f., 24^r.

³¹ Vgl. ebd., Sign. VI-13.

³² Vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 213 f.

hungsweise Register, der sogenannten Konfirmationsbücher (*Libri confirmationum*), überliefert. Die Zeit der Hussitenkriege decken die Bände acht bis zehn (1421–1436/40) ab, die Josef Emler (1836–1899) im späten 19. Jahrhundert edierte.³³ Die bisherigen synthetischen Arbeiten über das Hussitentum berücksichtigten diese Quelle als einen Referenzrahmen für die Orientierung in den instabilen und größtenteils unbekanntem Konfessions- und Machtverhältnissen im hussitischen Böhmen. Diejenige Person, die in dieser Quelle eingetragen war, galt automatisch als Katholik und Parteigänger König Sigismunds.³⁴ Neue analytische Studien zogen aber diesen scheinbar eindeutigen ‚Schlüssel zur Unterscheidung zwischen Katholiken und Hussiten in Böhmen‘ gewissermaßen in Zweifel und legten dar, dass einige Personen (vor allem aus dem höheren Adel) sich in einer ‚Grauzone‘ zwischen beiden Lagern bewegten, ohne ihre Kontakte ausschließlich auf eine der beiden Parteien beschränkt zu haben.³⁵

Die Besetzung eines frei gewordenen Benefiziums war in der vorhussitischen Zeit eine komplizierte Prozedur, die aus mehreren aufeinanderfolgenden Schritten bestand.³⁶ Den ersten stellte der Vorschlag (*presentatio*) des künftigen geistlichen Inhabers des Benefiziums durch den Patronatsherrn an die Generalvikare beziehungsweise an das Konsistorium dar, was vor dem Konsistorium persönlich oder schriftlich erledigt werden konnte.³⁷ Danach schickten die Generalvikare an den Ort der betreffenden Pfründe eine sogenannte *Crida*, eine Urkunde, die ihren Willen bekundete, das frei gewordene Benefizium mit dem vorgeschlagenen Kleriker zu besetzen. Ihre Absicht wurde öffentlich von einem Exekutor – dem Inhaber eines anderen benachbarten Benefiziums – bekannt gemacht (*proclamatio*). Daran schloss sich eine Frist an, innerhalb derer es möglich war, die beabsichtigte Besetzung gerichtlich anzufechten. Sobald die *Crida* akzeptiert wurde, kam es zur Bestätigung (*confirmatio*) der Besetzung durch die Verleihung einer Konfirmationsurkunde beziehungsweise auch durch den Eintrag (gegen eine Gebühr) ins Konfirmationsbuch. Danach durfte der Exekutor den neuen Geistlichen physisch in die Pfründe einführen (*executio*). Meistens kam es dazu mittels der Übergabe

³³ Vgl. oben Anm. 8.

³⁴ So z. B. FRANTIŠEK ŠMAHEL, Die Hussitische Revolution (Monumenta Germaniae Historica. Schriften 43), Bd. 3, Hannover 2002, S. 1708.

³⁵ Vgl. ROBERT NOVOTNÝ, Die Konfessionalität des böhmischen und mährischen Adels in der Zeit der Regierung Sigismunds von Luxemburg, in: Karel Hruza/Alexandra Kaar (Hg.), Kaiser Sigismund (1368–1437). Zur Herrschaftspraxis eines europäischen Monarchen (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters 31), Wien/Köln/Weimar 2012, S. 57–74; ONDŘEJ VODIČKA, Ut dicitur, lapsus est in heresim condemnatam... aneb co (ne)zachytí Libri confirmationum [... oder was die Libri confirmationum (nicht) beinhalten], in: Studia mediaevalia Bohemica 9 (2017), Heft 2, S. 215–236.

³⁶ Vgl. HLEDÍKOVÁ, Písemnosti (wie Anm. 4), S. 31.

³⁷ Vgl. z. B. die Abschrift einer tschechischen Präsentationsurkunde Zbynko Hases von Hasenburg (Zbyněk Zajíc z Házmburka) und Henrichs (Jindřich) von Duban vom Jahr 1432 in: LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 187 f.

des Schlüssels. Es sind auch Fälle bekannt, wo dies durch die Aufsetzung eines Hutes (Biretts) oder ähnliche symbolische Akte vollzogen wurde.³⁸

Während der Hussitenkriege wurde diese Vorgehensweise vereinfacht und auch sonst den instabilen kirchenpolitischen Verhältnissen angepasst. Es ist aus vielen Einträgen ersichtlich, dass das Konsistorium keine Informationen über die aktuelle Lage vor Ort hatte. In den Einträgen kommt diese Unsicherheit klar zum Vorschein: Sei die Pfründe besetzt oder vakant?³⁹ Die Resignation des vorigen Inhabers war früher normalerweise in die Kanzlei der Generalvikare eingereicht worden. In den unsicheren Zeiten durfte sie aber auch ein Exekutor, ausnahmsweise auch ein Patron, ein öffentlicher Notar oder jemand anderes annehmen. Unter Umständen konnte auch eingetragen werden, dass der Kleriker ohne jegliche Erfordernisse einfach weggegangen ist.⁴⁰ Die Proklamation der *Crida* bezüglich der unerreichbaren, das heißt von den Hussiten besetzten Pfründen geschah öfters direkt beim Konsistorium im Zittauer Exil.⁴¹

Falls das Benefizium von hussitischen Geistlichen nicht direkt ‚okkupiert‘ wurde und es trotzdem gefährlich oder unpraktisch war, die Proklamation vor Ort bekanntzumachen, vollzog man sie in benachbarten befestigten Orten (Städten, Burgen) oder Pfarrkirchen. Es wurde auch manchmal wörtlich erwähnt, dass die Bekanntmachung an einem Sonntag oder an einem anderen Feiertag während der

³⁸ Ein Notarinstrument, das die Übergabe des Benefiziums an den neuen Inhaber beschreibt, erwähnen ROBERT ŠIMŮNEK/ROMAN LAVIČKA, *Páni z Rožmberka 1250–1520. Jižní Čechy ve středověku. Kulturněhistorický obraz šlechtického dominia ve středověkých Čechách* [Die Herren von Rosenberg 1250–1520. Südböhmen im Mittelalter. Ein kulturhistorisches Bild eines adligen Dominiums im mittelalterlichen Böhmen], Prag 2011, S. 148. Ein weiteres Beispiel, das auch die symbolische Hutaufsetzung umfasst, analysierte JAN HRDINA, *O klobouku, klericích a patronovi. Netradiční forma prezentace plebána k farnímu beneficiu pražské diecéze na počátku 15. století* [Über den Hut, die Kleriker und den Patron. Eine unübliche Form der Präsentation des Plebans zum Pfarrbenefizium der Prager Diözese am Anfang des 15. Jahrhunderts], in: Ders./Blanka Zilynská (Hg.), *Církevní topografie a farní síť pražské církevní provincie v pozdním středověku* [Die kirchliche Topografie und das Pfarrnetz der Prager Kirchenprovinz im Spätmittelalter] (Colloquia mediaevalia Pragensia 8), Prag 2007, S. 199–207. Diese Vorgehensweise resümierte: ZDEŇKA HLEDÍKOVÁ, *Arcibiskupství a písemná kultura ve středověku* [Das Erzbistum und die schriftliche Kultur im Mittelalter], in: Dies./Jaroslav V. Polc (Hg.), *Pražské arcibiskupství 1344–1994. Sborník statí o jeho působení a významu v české zemi* [Das Erzbistum Prag 1344–1994. Aufsatzsammelband über seine Wirkung und Bedeutung in Böhmen], Prag 1994, S. 71–84; DIES., *Písemnosti (wie Anm. 4)*; BLANKA ZILYNSKÁ, „*Vestre reverendissime paternitati duximus presentandum*.“ *Role a podoba písemnosti při obsazování církevních beneficií ve středověku* [... Die Rolle und die Form der schriftlichen Überlieferung bei der Besetzung kirchlicher Benefizien im Mittelalter], in: Zdeněk Hojda/Hana Pátková (Hg.), *Pragmatické písemnosti v kontextu právním a správním* [Pragmatische Schriftlichkeit im Kontext des Rechts und der Verwaltung] (Opera Facultatis philosophicae Universitatis Carolinae Pragensis 6), Prag 2008, S. 105–119.

³⁹ Vgl. z. B. LC 8–10 (wie Anm. 8), S. 73, 122.

⁴⁰ Vgl. ebd., S. 104, 115, 118, 127, 130–132, 157, 177, 247.

⁴¹ Vgl. ebd., S. 26, 94, 145 f., 194.

feierlichen Messen, also als sich in der Kirche die meisten Pfarrangehörigen befanden, verkündet werden soll.⁴² Für den Exekutor wurden gelegentlich mehrere Personen vorgeschlagen, von denen dann der tauglichste Kandidat gemäß der aktuellen Lage vor Ort ausgewählt werden sollte. Eventuell wurden andere kirchliche Würdenträger um die Exekution gebeten.⁴³ In Extremfällen konnte die Pfründenbesetzung allein auf die Präsentation und Konfirmation reduziert werden.⁴⁴

Eine markante zeitgenössische Besonderheit stellten die sogenannten rein formellen Konfirmationen zu Titularpfarr- oder Titularaltarpfründen dar, das heißt scheinbar übliche Konfirmationseinträge, wodurch jedoch die Benefizien nur formell besetzt wurden, da sie sich außerhalb des Einflussbereichs der katholischen Diözesanverwaltung befanden. Die Rolle des Exekutors war in diesen Fällen nur auf die Proklamation der Besetzung beschränkt. Es scheint, dass bei vielen solchen Titularbesetzungen durch die Patronatsherren ein Geistlicher zum Exekutor ernannt wurde, der weit entfernt von der ‚unerreichbaren‘ Pfründe wohnte. Es ist daher unklar, wie und warum ausgerechnet er bevollmächtigt worden ist. Folgende Hypothese liegt auf der Hand: Die Generalvikare bemühten sich, denjenigen geistlichen Exekutor zu bestimmen, der in der Nähe des Aufenthaltsorts des exilierten Patronatsherrn wirkte, um dadurch die Kommunikation zwischen den beiden Akteuren zu vereinfachen. Dies kann für die genauere Lokalisierung des Aufenthaltsortes der betreffenden Exulanten hilfreich sein.

Der zweite Teil dieser Studie wird daher versuchen, diese Hypothese an konkreten Fällen zu überprüfen. Seit 1422 wurde manchen dieser Einträge eine Formel über die Unerreichbarkeit des betreffenden Orts hinzugefügt: *Executor in [nomen loci] quia tutus accessus ad [nomen loci] non patet propter Wiciefistas*. Welchen Zweck hatte diese formelle Besetzung unerreichbarer Benefizien? Welcher Motivation folgten die jeweiligen Protagonisten? Die bisherige Forschung vermutet, dass es sich um eine Initiative des Klerus handelte, der sich dadurch den potenziellen Unterhalt sichern wollte.⁴⁵ Gegen diese Deutung lässt sich nichts

⁴² Vgl. ebd., S. 125, 142, 146, 149, 265.

⁴³ Vgl. ebd., S. 108, 116, 153, 162 f., 237; VALENTIN SCHMIDT/ALOIS PICHA (Bearb.), *Urkundenbuch der Stadt Krummau in Böhmen*, Bd. 2: 1420–1480 (Städte- und Urkundenbücher aus Böhmen 6), Prag 1910, S. 29–32, Nr. 117, hier S. 31.

⁴⁴ Vgl. Archiv Národního muzea Praha [Archiv des Nationalmuseums Prag], *Muzejní diplomatář* [Museumsdiplomatar], sub dato 25. April 1436.

⁴⁵ Vgl. z. B. ŠMAHEL, *Pražská církevní provincie* (wie Anm. 4), S. 108. Wir könnten zur Unterstützung dieser Interpretation sicher noch mehrere Beispiele anführen. Vgl. z. B. das Gesuch Paul (Pavel) Tošeks von Schlan (Slaný; nordwestlich von Prag) vom Juli 1419 um den päpstlichen Dispens, der den gleichzeitigen Besitz der Kirchen in Steinkirchen in der Passauer Diözese und im damals nicht erreichbaren Bosin (Boseň; bei Jungbunzlau) ermöglichte, sobald er den realen Besitz dieser Kirche wiedererlange, MVB VII/1 (wie Anm. 12), S. 209 f., Nr. 472. Paul Tošek stammte aus Tost (Toszek) bei Gleiwitz (Gliwice) in Oberschlesien und studierte wohl seit 1392 an der Prager juristischen Universität, wo er später das Bakkalaureat erhalten haben mag. Von 1404 bis 1407 wirkte er als Registrator in der Kanzlei Wenzels IV. und später Sigismunds, wo er

Wesentliches einwenden. Es ist aber möglich, dass es sich genauso gut um eine Eigeninitiative der Patronatsherren und des Zittauer Konsistoriums handelte. Sicherlich hofften alle Exulanten auf die Niederlage der Hussiten, worauf es zur Restauration der vorrevolutionären Verhältnisse hätte kommen können.

Die Praxis der formellen Konfirmationen lieferte allen Beteiligten juristische Argumente für eventuelle Restitutionsansprüche. Die Generalvikare hätten gegebenenfalls später belegen können, dass die betreffende Pfründe die ganze Zeit hindurch in ihren Verwaltungsbüchern ordentlich verzeichnet war. Die Patronatsherren hätten wiederum den rechtmäßigen und kontinuierlichen Vollzug ihres Patronatsrechts nachweisen können, welches sie widrigenfalls hätten verwirken können.⁴⁶ Die Frist für die rechtmäßige Präsentation eines neuen Geistlichen, nachdem ein Benefizium frei geworden war, betrug nämlich seit dem vierten Laterankonzil (1213–1215) drei Monate. Danach fiel das Präsentationsrecht an den Ordinarius heim, das heißt an den Olmützer Bischof als den Administrator der Prager Diözese.⁴⁷ Dieses Prinzip wurde wohl für die Beschlagnahme des Patronatsrechts der hussitischen Patronatsherren angewendet, doch die Konfirmationsbücher erwähnen diesen Besitzwechsel in vielen Fällen mit keinem Wort. Nur selten wurde dabei auch diese Argumentationsstrategie (über die Unterlassung der Präsentationspflicht) formuliert.⁴⁸

1417 Protonotar wurde. Vgl. IVAN HLAVÁČEK, Das Urkunden- und Kanzleiwesen des böhmischen und römischen Königs Wenzel (IV.) 1376 bis 1419. Ein Beitrag zur spätmittelalterlichen Diplomatik (Schriften der Monumenta Germaniae Historica 23), Stuttgart 1970, S. 318; ERICH FORSTREITER, Die deutsche Reichskanzlei und deren Nebenzkanzleien Kaiser Sigmund's von Luxemburg (Das Kanzleipersonal und dessen Organisation). Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Reichskanzlei im späteren Mittelalter, Wien 1924, S. 133–135, 141.

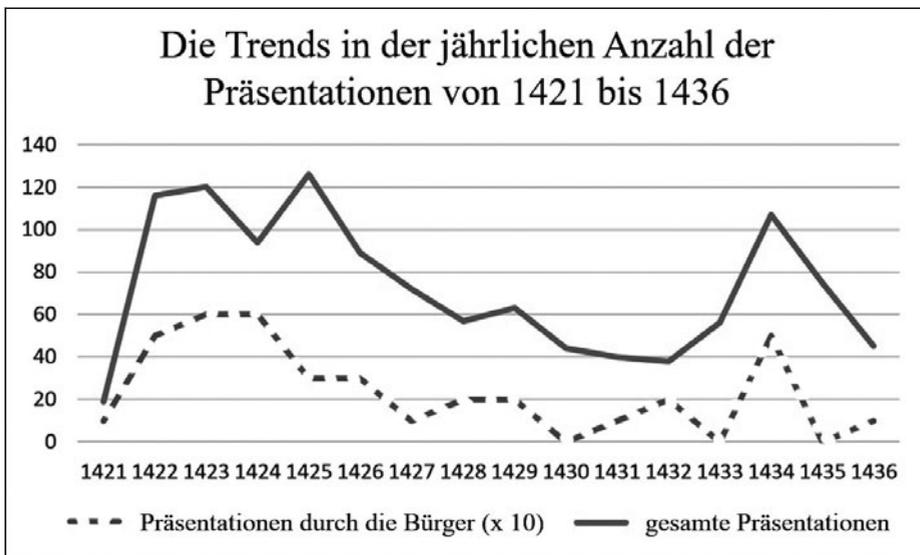
⁴⁶ Vgl. eine solche Argumentation beispielsweise in: LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 242. Dem allgemeinen Prinzip, dass das nicht angewendete Recht nach einiger Zeit verwirkt, begegnet man auch bei anderen Gelegenheiten, wie z. B. den späteren Streitigkeiten wegen der Gehälter der im Lauf der hussitischen Revolution festgenommenen Personen. Vgl. dazu z. B.: JAROMÍR ČELAKOVSKÝ (Hg.), Registra soudu komorního 1472–1482 [Die Register des Kammergerichts 1472–1482], in: Josef Kalousek (Hg.), Archiv český čili staré písemné památky české i moravské [...] [Böhmisches Archiv oder alte böhmische und mährische schriftliche Denkmale ...] (im Folgenden: AČ), Bd. 7, Prag 1887, S. 446–568, hier S. 532 f., Nr. 322.

⁴⁷ Diese Frist ist erwähnt in: LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 26, 131. Ihre Dauer belegt ein Eintrag: ebd., S. 162.

⁴⁸ Ohne Erklärung blieb z. B. der Fall der Pfarrkirche in Bosin. Ihr Patronatsrecht wechselte von den hussitischen Herren von Valečov zum katholischen Geschlecht derer von Hasenburg. Vgl. MVB VII/1 (wie Anm. 12), S. 209 f., Nr. 472; LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 58 f. Die Konfirmation eines neuen Pfarrers der Kirche in Řisuty bei Schlan in Mittelböhmen erwähnt, dass die Patronin, die Äbtissin der Benediktinerinnen vom Heiligen Geist in Prag, die Hussiten begünstige und daher ihr Präsentationsrecht nicht berücksichtigt werde. Vgl. ebd., S. 19; ähnliche Fälle: ebd., S. 144, 173.

II. Bürgerliche Exulanten als Patrone der Benefizien

In die Konfirmationsbücher der Prager Diözese wurden während der hussitischen Revolution ungefähr 1 170 Bestätigungen eingetragen. Etwa 100 Konfirmationen fanden auf Veranlassung eines stadtbürgerlichen Patronatsherrn statt und nur in 37 Fällen kann man mehr oder weniger mit Sicherheit sagen, dass es sich um Präsentationen handelte, die von den exilierten Bürgern vollzogen wurden. Die Exulanten unter den Bürgern beteiligten sich an den Pfründenbesetzungen durch das Zittauer Konsistorium nur in drei Prozent der Fälle. Das folgende Diagramm illustriert ihre Präsentationen in einzelnen Jahren der Hussitenkriege und ermöglicht den Vergleich mit den Zahlen der Präsentationen durch alle Patronatsherren. Die Zahlen der Präsentationen durch die bürgerlichen Exulanten wurden für einen anschaulicheren Vergleich mit zehn multipliziert.



Die Kurve der Präsentationen durch die bürgerlichen Exulanten entspricht in den einzelnen Jahren ziemlich genau den Zahlen aller Konfirmationseinträge: mit zwei markanten Höhepunkten am Anfang und am Ende der hier untersuchten Periode. Am Anfang der Hussitenkriege waren die Trends beider Kurven wohl vom allgemeinen Optimismus hinsichtlich des baldigen Sieges der Kreuzheere beeinflusst worden, der während der 1420er-Jahre verblasste. Die Hoffnungen wurden nicht erfüllt und die Kriegserfolge der sogenannten herrlichen Heerfahrten der Hussiten waren immer größer. Einen einmaligen Anstieg beider Kurven brachte erst die Eröffnung des hussitisch-katholischen Dialogs auf dem Baseler Konzil (1431–1445) mit sich. Die Hoffnungen verflüchtigten sich aber sehr schnell.

Die höchste Zahl der 37 Präsentationen durch die bürgerlichen Exulanten betraf die Benefizien in Prag (17). Eine größere Gruppe bezog sich auch auf die Be-

nefizien in Klattau (sieben). Drei Einträge betrafen Königgrätz (Hradec Králové in Ostböhmen) und zwei Leitmeritz (Litoměřice). Weitere sieben bezogen sich auf die Pfründen in unterschiedlichen mittelböhmischen Ortschaften: zweimal Groß Kletzan (Klečany; nördlich von Prag), Ratiborsch (Ratboř bei Kuttenberg im östlichen Mittelböhmen), Středokluky nordwestlich von Prag, Vitice bei Kolin (Kolín; im östlichen Mittelböhmen), Kuttenberg und Rostok (Roztoky; nördlich von Prag). Ein Ort befindet sich in Nordböhmen bei Leitmeritz: Mlékovidy (heute Mlékojedy; Deutsch Mlikojed) bei Leitmeritz. Da sich alle diese Orte im hussitischen Einflussbereich befanden, ist es nicht überraschend, dass in diesen Fällen vermutlich keine Konfirmation zur realen Besetzung der Pfründe führte. Bei zehn Einträgen ist dies direkt durch den Zusatz über die Unerreichbarkeit belegt. In den restlichen Fällen kann diese Ursache nur vermutet werden.

Diesem Zustand entspricht auch die geografische Verteilung der oben genannten Exekutoren. Der Pfarrer in Pilsen wurde neunmal, jener in Glatz dreimal und der Zittauer Pfarrer zweimal genannt; einmal auch jene im nordböhmischen Böhmisches Leipa (Česká Lípa), dem südmährischen Znaim (Znojmo) sowie Sandau (Žandov; bei Böhmisches Leipa). In weiteren 20 Fällen wurde kein Exekutor erwähnt. Die kontinuierliche Besetzung der Pfründen mit neuen geistlichen Inhabern wurde in etwa zwei Fünfteln der Einträge belegt (15 von 37). Die Einführung eines neuen Klerikers in die Pfründe wurde in fast drei Vierteln der gesamten Fälle (27 von 37) mit dem Tod des vorherigen Inhabers begründet. Diese Zahlen lassen sich einfach erklären: Sie wurden keineswegs von der kriegerischen Gewalt, geschweige denn einer absichtlich geplanten und durchgeführten physischen Massenvernichtung der katholischen Priester verursacht, was die ältere Forschung oft übertrieben betont hatte und die neueren Studien entkräfteten.⁴⁹ Vielmehr handelt es sich um die Konsequenz der Unerreichbarkeit der meisten durch das Zittauer Konsistorium verliehenen Benefizien sowie die Uneintreibbarkeit ihrer realen Nutznießung. Diese Lage lähmte den früher sehr lebendigen ‚Pfründenmarkt‘ in der Prager Diözese, oder ließ ihn sogar zum Erliegen kommen, weil die Kleriker nur sehr wenig motiviert waren, ihre Pfründen zu tauschen. In vielen Fällen kam es zu einer Neubesetzung der Pfründe erst nach dem natürlichen Tod ihres bisherigen Inhabers im Exil.

Albert Kameroner (Camerarius, Camerer, Kammerer, Kamarěř), ein reicher Kaufmann aus der Prager Altstadt, der vor den Hussiten in die Oberlausitz oder nach Schlesien, höchstwahrscheinlich nach Breslau, flüchtete, stellte unter den bürgerlichen Exulanten den eifrigsten Patronatsherrn dar, der die neuen Pfrün-

⁴⁹ František Šmahel wies in seiner Untersuchung der Einträge über die Sterbefälle der Kleriker der Prager Diözese in den Konfirmationsbüchern überzeugend nach, dass die Mythen über die massenhafte Vernichtung der Priester durch die Hussiten unwahrscheinlich sind. Die Pestepidemien der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stellten in seiner Schlussfolgerung für die katholische Geistlichkeit eine wesentlich akutere Bedrohung dar, vgl. ŠMAHEL, *Hussitische Revolution* 3 (wie Anm. 34), S. 1694 f.

deninhaber dem Zittauer Konsistorium vorschlug.⁵⁰ Er besaß in Prag viele Immobilien (vor allem zwei Häuser in der Prager Altstadt und eines in der Neustadt). Ihm gehörte auch das Dorf Brasdim (Brázdim) nahe Altbunzlau nordöstlich von Prag, nach dem er sich auch manchmal nannte.⁵¹ Er ist bei insgesamt sieben Konfirmationen zwischen 1422 und 1426 erwähnt. Schon in der vorhussitischen Zeit hatte er einen intensiven Kontakt zur Kanzlei der Generalvikare geknüpft, da er über Patronatsrechte an vielen Prager Kurat- und Inkuratbenefizien ganz beziehungsweise anteilig verfügte.⁵² Während der Hussitenkriege verband sich sein Schicksal mit den Karrieren etlicher katholischer Priester, die er für die unerreichbaren Benefizien in Prag und Umgebung präsentierte.

Johannes (Jan) Protiva von Nová Ves, ein Gegner von Jan Hus, der als erster Prediger der Bethlehemskapelle (1391–1396) belegt ist, einer 1391 gestifteten Filialkirche in der Prager Altstadt, die vor allem für das regelmäßige Predigen der Stadtbevölkerung bestimmt war, war wohl der bekannteste unter den Prager Exulanten. Von 1396 bis 1407 war er Pfarrer im mittelböhmischen Bistritz bei Beneschau (Bystřice u Benešova; südlich von Prag) und danach Pfarrer der St.-Clemens-Kirche in der Prager Neustadt (1407–1422).⁵³ In den ersten Jahren der hussitischen Revolution wirkte Johannes Protiva in Zittau beim Konsistorium, oft

⁵⁰ Sein dauerhafter Aufenthalt in Breslau beziehungsweise sein Immobilienbesitz kann bisher nicht nachgewiesen werden.

⁵¹ Zu seinem Haus Zum weißen Löwen vgl. WACSLAV WLADIVOJ TOMEK, *Základy starého místopisu Pražského* [Grundlagen der alten Prager Topografie], Bd. 1: *Staré město Pražské* [Prager Altstadt], Prag 1866, S. 134, Nr. 579b. Zu seinem Haus auf dem Altstädter Ring vgl. ebd., S. 26, Nr. 553. Zu seinem Haus auf dem Rossmarkt (heute Wenzelsplatz) vgl. ebd., Bd. 2: *Nové město Pražské* [Prager Neustadt], Prag 1870, S. 185, Nr. 537a. Er scheint aber diese Immobilien bis 1419 verkauft zu haben. Es lässt sich nicht sagen, ob es dazu in Vorahnung der sich verschlechternden Lage in Prag kam und ob er auf das Land entweichen wollte. Zum Besitz von Brasdim vgl. JOSEF EMLER (Hg.), *Reliquiae tabularum terrae regni Bohemiae anno MDXLI igne consumptarum*, Bd. 2, Prag 1872, S. 34; GUSTAV FRIEDRICH (Hg.), *AČ* (wie Anm. 46), Bd. 36: *Desky dvorské Království českého/Tabulae curiae regalis per Bohemiam*, Teilbd. 3: *Druhá kniha povolací z let 1411–1448/Liber proclamationum tertius [sic! secundus] ab anno MCCCCXI. usque ad annum MCCCCXLVIII.*, Prag 1941, S. 186 f., Nr. 109.

⁵² Vgl. JOSEF EMLER (Hg.), *Libri confirmationum ad beneficia ecclesiastica Pragensem per archidioecesim. Liber sextus ab anno 1399 usque ad annum 1410* (im Folgenden: LC 6), Prag 1883, S. 231; DERS. (Hg.), *Libri confirmationum ad beneficia ecclesiastica Pragensem per archidioecesim. Liber septimus ab anno 1410 usque ad annum 1419* (im Folgenden: LC 7), Prag 1886, S. 99 f., 139, 144, 203, 212, 260.

⁵³ Vgl. JOSEF TRÍŠKA, *Literární činnost předhusitské university* [Die literarische Tätigkeit der vorhussitischen Prager Universität] (Sbírka pramenů a příruček k dějinám University Karlovy [Sammlung der Quellen und Handbücher zur Geschichte der Karlsuniversität] 5), Prag 1967, S. 65; DERS., *Životopisný slovník předhusitské pražské univerzity 1348–1409/Repertorium biographicum Universitatis Pragensis praehussiticae 1348–1409* (Knižnice Archivu Univerzity Karlovy [Bücherei des Archivs der Karlsuniversität] 12), Prag 1981, S. 293; KADLEC, *Katoličtí exulanti* (wie Anm. 4), S. 17 f.; VODIČKA, *Exil* (wie Anm. 4), S. 185, Nr. 31.

als Prokurator anderer Priester.⁵⁴ Albert Kamerer präsentierte ihn am 3. und wiederum am 23. November 1422 persönlich (*vive vocis oraculo*) für das Benefizium an der St.-Nikolaus-Pfarrkirche auf dem Hühnermarkt (Kurný Trh) in der Prager Altstadt.⁵⁵ Der Akt seiner Präsentation wies eindeutige Merkmale eines solchen Verfahrens im Exil auf: Er fand zweimal statt und er wurde in der Anwesenheit anderer Prager Exulanten durchgeführt: konkret des Magisters Sigismund Weilburg und der Altstädter Bürger Wenzel (Václav) Stupa und Peter von Mies (Stríbro; bei Pilsen in Westböhmen).⁵⁶ Albert bekundete auch, dass der vorige Pleban Soběslav Skála im Exil gestorben sei, und obwohl er das Patronatsrecht gemeinsam mit anderen Verwandten halte, könnten diese wegen der Gefahr auf den Wegen nicht eintreffen. Daher habe er sich auf den Ratschlag seiner Freunde hin entschieden, den Akt der Präsentation selbst vorzunehmen. Er befürchtete nämlich, dass die gesetzliche Frist vergehen und das Präsentationsrecht an eine höhere Instanz – die Generalvikare oder den Administrator der Diözese – heimfallen könne. Albert Kamerer bestätigte am 18. November 1422 gemeinsam mit einer anderen Altstädter Exulantin, Anna, der Tochter Johlins, auch einen Tausch der Benefizien, bei dem Johannes Protiva auf die Pfarrkirche in Poritsch (Poříčí; in der Prager Neustadt) zugunsten eines Nikolaus' verzichtete, der wiederum Johannes Protiva die Altarpfunde der Heiligen Margaretha und Katharina in der Teynkirche in der Prager Altstadt überließ.⁵⁷

Seine oben erwähnte Bestätigung zum Pleban der St.-Nikolaus-Kirche auf dem Hühnermarkt zog sich aber hin und Johannes Protiva wollte Zittau wohl verlassen, weil er ein Jahr später, am 14. Oktober 1423, den oben genannten Magister Sigismund Weilburg zu seinem Prokurator in der Angelegenheit der Einführung in die St.-Nikolaus-Kirche bestimmte.⁵⁸ Die Konfirmationseinträge vom Jahr 1422 verkomplizierten die bisher einigermaßen überschaubare Geschichte. In zwei von ihnen wurde nämlich ein Kleriker präsentiert, der *Johannes dictus Protywa de Jempnicz, presbyter Olomucensis diocesis*, genannt wurde.⁵⁹ Zieht man seine vorige Karriere unter Berücksichtigung der Orthografie seines Namens in Betracht, kommt zum Vorschein, dass er am 19. Dezember 1407 von der Pfarrkirche in Bistritz zu jener in Poritsch als *Johannes Protywa [olim plebanus]* in

⁵⁴ Am 29. April 1422 vertrat er z. B. Prokop von Kladrau und am 13. Mai 1422 Andreas (Ondřej) von Patzau (Pacov), vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 12, 15 f.

⁵⁵ AICP 7 (wie Anm. 28), S. 46, Nr. 126; vgl. auch: LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 26.

⁵⁶ Sigismund Weilburg war von 1412 bis 1419 Oberstadtschreiber des Altstädter Rates. Daher wurde er während der hussitischen Revolution Sigismund *de pretorio* genannt. Zu den beiden anderen Exulanten vgl. VODIČKA, *Katoličtí exulanti* (wie Anm. 3), S. 21, 26 f., 30 f.

⁵⁷ Vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 27.

⁵⁸ Vgl. AICP 7 (wie Anm. 28), S. 114, Nr. 42.

⁵⁹ LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 25 f. Es handelt sich um den Eintrag über seine Resignation auf die St.-Clemens-Pfarrkirche in Poritsch und um die Bestätigung seines Besitzes der St.-Nikolaus-Kirche auf dem Hühnermarkt.

Bistrzicz wechselte.⁶⁰ Nach Bistritz war er von der Bethlehemskapelle am 4. Mai 1396 als *Johannes Protywa* gekommen.⁶¹ Zwischenzeitlich erhielt er noch am 26. November 1406 wieder als *Johannes Protywa* die Stelle des tschechischen Predigers in der Teynkirche.⁶² In der Konfirmationsurkunde über die Besetzung der neu gestifteten Bethlehemskapelle vom 5. Juli 1391 wird zwar der neue Prediger *Johannes dictus Prothyua de Nouavilla, presbyter Pragensis diocesis* genannt, die Ortschaft *Nouavilla* wurde aber in der Urkunde nachträglich mit einer dunkleren Tinte ergänzt.⁶³ Andere erhaltene Quellen, die sich auf den ersten Prediger in der Bethlehemskapelle beziehen, nennen nur ‚Herrn Protiva‘ (*dominus Prothywa*).⁶⁴ Allein ein Eintrag in den Fragmenten der Landtafeln des Königreichs Böhmen vom 27. Mai 1395 erwähnt wiederum Johannes, genannt Protiva, aus ‚Neudorf‘.⁶⁵ Da aber die Landtafeln 1541 verbrannten, ist dieser erst nachträglich durch den Editor im 19. Jahrhundert ‚rekonstruierte‘ Beleg auch problematisch.

Drei mögliche Lösungen dieser uneindeutigen Identifizierung stehen zur Verfügung: Einerseits kann es sich um einen Fehler bei der Ergänzung der oben erwähnten Urkunde handeln, was aber unwahrscheinlich ist. Andererseits kann man den nur schwer vorstellbaren Zufall nicht völlig ausschließen, dass dieselbe Pfründe zwei Priester gleichen Namens, aber unterschiedlichen Herkunftsorts nacheinander innehatten, von deren Nachfolge keine Nachricht überliefert ist. Doch es handelte sich wohl um eine einzige Person, die aus unbekanntem Gründen ihren Namen nach einem anderen Ort in der Nachbardiözese Olmütz zu schreiben begann. Die Motivation für diesen Schritt liegt auf der Hand: Die Prager Diözese hatte während der Hussitenkriege einen schlechten Ruf und denjenigen Geistlichen, die mit ihr verbunden waren, brachte sie ein gewisses Stigma mit sich. Dies wäre nicht der erste Fall, in dem ein böhmischer Kleriker seine Herkunft derart vorgetäuscht hätte, um seine Position vor den Handelsbühnen im ‚Ausland‘, vor allem der päpstlichen Kurie, verbessern zu können.⁶⁶

⁶⁰ LC 6 (wie Anm. 52), S. 234.

⁶¹ FRANCISCUS ANTONIUS TINGL (Hg.), *Libri quinti confirmationum ad beneficia ecclesiastica per archidioecesim Pragenam nunc prima vice in vulgus prolati*, Prag 1865, S. 253.

⁶² FERDINAND TADRA (Hg.), *AICP* (wie Anm. 28), Bd. 5: (1406–1407), Prag 1899, S. 278 f., Nr. 1100.

⁶³ Archiv Univerzity Karlovy [Archiv der Karlsuniversität], Urkunden, Sign. I/29. Vgl. auch die Edition aus einer unbekanntem Abschrift in: FRANCISCUS ANTONIUS TINGL (Hg.), *Liber secundus confirmationum ad beneficia ecclesiastica Pragensem per archidioecesim nunc prima vice typis editus, inchoans ab anno 1369 usque 1373*, Prag 1868, S. 92 f.: *Confirmationes ex aliis libris authenticis extractae, 2. ex codice Universitatis Pragensis*.

⁶⁴ CLEMENS BOROVÝ (Hg.), *Libri erectionum archidioecesis Pragensis saeculo XIV. et XV.*, Bd. 4 (1390–1397), Prag 1883, S. 367 f.; vgl. auch JOSEF TEIGE, *Základy starého místopisu pražského* [Grundlagen der alten Prager Topografie], Abteilung I: *Staré město pražské* [Prager Altstadt], Bd. 2: *Ochoz XXIa–XXX*, Prag 1915, S. 795.

⁶⁵ Vgl. EMLER, *Reliquiae tabularum terrae 2* (wie Anm. 51), S. 558.

⁶⁶ Im März 1429 reichten der Pritschapler (Přečaply; bei Komotau in Nordwestböhmen) Pfarrer Lukas, Sohn des Matthäus von Bečkov, und der Sporitzer (Spořice; bei Komo-

Es ist gesichert, dass Johannes Protiva mit der Kurie in Kontakt stand. Am 5. Oktober 1429 beantragte er die Provision *de novo* auf die St.-Nikolaus-Kirche auf dem Prager Hühnermarkt. Den Antrag begründete er damit, dass er nur durch Albert Kamerer vor den Generalvikaren in Zittau präsentiert worden war und dass seine Verwandten, die Mitinhaber des Patronatsrechts, an diesem Akt nicht teilgenommen hatten. Der Administrator der Diözese, der Olmützer Bischof Johannes XII. der Eiserne, hielt daher diese Präsentation für ungültig und bemächtigte sich des Patronatsrechts. Er präsentierte daraufhin Johannes Protiva für das Benefizium an dieser Kirche und bekräftigte dies nochmals aufgrund seiner Machtbefugnis. Johannes Protiva war verzweifelt und unsicher, welche der Präsentationen und Konfirmationen gültig sei. Er befürchtete, dass die Kirche in der Zukunft wegen dieser juristischen Unklarheiten für vakant betrachtet werden könnte, und reichte beim Papst ein Gnadengesuch ein, dem stattgegeben wurde.⁶⁷ Durch dieses Vorgehen sicherte er sich nicht nur seine eigene Position im Fall einer etwaigen Restitution nach der eventuellen Niederlage der Hussiten, sondern er legitimierte damit auch die am 8. August 1429 durch ihn vollzogene Präsentation für einen Altar in der St.-Nikolaus-Kirche, dessen Patronatsrecht er als Pfarrer dieser Kirche innehatte.⁶⁸

Prokop von Kladrau ist ein weiterer wichtiger exilierter Geistlicher, der mit Albert Kamerer in Kontakt stand.⁶⁹ Er war Magister der freien Künste und mehrfacher Kanoniker. Im April 1422 präsentierte ihn Albert gemeinsam mit einem anderen Altstädter Bürger, Johann (Jan) von Dubeč zu Winor (Vinoř; nordöstlich von Prag), für den Altar des heiligen Johannes des Täuflers in der Teynkirche.⁷⁰ Da sich aber Prokop in Pilsen aufhielt, ließ er sich vor dem Zittauer Konsistorium durch den oben genannten Johannes Protiva vertreten. Der Eintrag ist mit dem typischen Zusatz versehen, dass die Konfirmationstaxe nicht bezahlt wurde. Prokop zog Ende der 1420er-Jahre nach Leipzig um, wo er zum Doktor der Theologie promoviert wurde. Nach dem Ende der Hussitenkriege war er Kanoniker und später auch Dekan des Prager Domkapitels sowie Administrator der Prager Diözese.

tau) Pfarrer Peter, Sohn Johans von Bečkov, – beide aus der Prager Diözese – bei der Kurie eine Supplik wegen der gemeinsamen Weihe ein, die abgelehnt wurde. Die erfolglosen Petenten gaben nicht auf und entschieden sich, ihr Handicap mithilfe der kurialen Anonymität zu lösen. Acht Tage später reichten nämlich die (höchstwahrscheinlich) gleichen Antragsteller eine weitere Supplik unter den Namen Lukas, Sohn des Matthäus, Pfarrer in Geiger (nicht identifiziert), und Peter, Sohn Johans, Pfarrer in Arnsfeld (wohl Arnsfeld bei Annaberg-Buchholz) ein – beide in der Meißener Diözese. Vgl. dazu: ALEŠ POŘÍZKA, *Svěcení z českých zemí u papežské kurie v letech 1420–1447* [Die Geweihten aus den böhmischen Ländern bei der päpstlichen Kurie von 1420 bis 1447], in: Hlaváček/Hrdina, *Církevní správa* (wie Anm. 4), S. 245–264, hier S. 249.

⁶⁷ Vgl. JAROSLAV ERŠIL (Hg.), *MVB VII* (wie Anm. 12): *Acta Martini V. (1417–1431)*, Teilbd. 2: 1423–1431, Prag 1998, S. 785 f., Nr. 2091.

⁶⁸ Vgl. LC 8–10 (wie Anm. 8), S. 151.

⁶⁹ Vgl. VODIČKA, *Exil* (wie Anm. 4), S. 197, Nr. 87.

⁷⁰ Vgl. LC 8–10 (wie Anm. 8), S. 12. Der Besitz Johans von Dubeč in der Prager Altstadt lässt sich bisher nicht bestimmen.

Bei zwei anderen Präsentationen kommt Albert Kamerer als Vormund zum Vorschein. Am 4. Oktober 1423 präsentierte er im Namen der Waisen des reichen Altstädter Bürgers Franz (František) Rokitzaner († 1413) den Melniker (Mělník; nördlich von Prag) Kanoniker Georg (Jiří) auf das Benefizium am Altar der Elf-tausend Jungfrauen im Prager Dom.⁷¹ Am 26. November des gleichen Jahres ist er unter den sechs Vormündern der Kinder Peters des Älteren Meseritscher († 1423) erwähnt, die den neuen Pfarrer Jakob (Jakub) von Wscherau (Všeruby; nördlich von Pilsen in Westböhmen), seit 1422 Altarist in der St.-Adalbert-Kirche in Zderaz in der Prager Neustadt, zur Kirche im mittelböhmischen Sředokluky präsentierte.⁷² Zwei abschließende Präsentationen Albert Kamerers zu den unerreichbaren Benefizien fanden Mitte der 1420er-Jahre statt. Im Januar 1425 präsentierte Albert Lorenz Beutler aus dem westböhmischen Schlackenwerth (Ostrov) an der oberen Eger (Ohře) zum Benefizium am Altar der Heiligen Petrus und Paulus in der Teynkirche.⁷³ Zum letzten Mal wurde Albert in den Amtsbüchern des Zittauer Konsistoriums am 2. Oktober 1426 erwähnt, als er zum Benefizium am Altar der heiligen Agnes im Prager Dom den oben genannten Nikolaus, den früheren Altaristen in der Teynkirche und seit 1422 Pleban in der St.-Clemens-Kirche in Poritsch, präsentierte.⁷⁴ Das spätere Schicksal Albert Kamerers ist unbekannt. Es ist wahrscheinlich, dass er zwischen 1429 und 1434 starb.⁷⁵ Er vermachte sein Vermögen einem anderen Prager Exulanten, Balthasar Čotr, der eben 1434 einen neuen Altaristen an die Stelle des verstorbenen Lorenz Beutlers präsentierte. Später (1437) versuchte Čotr erfolglos, seinen Anspruch auf Kamerers Dorf Bradim durchzusetzen.⁷⁶

Dem Apotheker Burkhard von Aldenburg wurde sein Haus auf dem Altstädter Ring in Prag konfisziert, das er im Jahre 1406 dank der Witwe des Apothekers Johann erheiratet hatte.⁷⁷ 1432 präsentierte er den Priester Stephan zum Benefizium am Altar der Heiligen Dreifaltigkeit in der St.-Michael-Kirche in der Prager Altstadt. Stephan war zugleich Pfarrer der dortigen Ägidiuskirche und ließ

⁷¹ Vgl. ebd., S. 53.

⁷² Vgl. ebd., S. 58; AICP 7 (wie Anm. 28), S. 92. Außer Albert Kamerer sind unter den Vormündern auch Václav Stupa, Nikolaus der Arme (Mikuláš Chudý) von Lobkowitz, Peter d. J. aus Prag, Jakob (Jakub) von Štěnice, Kaspar Ottlinger (Pajerlík) und Markus Čotr genannt. Zu seiner Präsentation von 1422 vgl. in: LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 27.

⁷³ Vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 91.

⁷⁴ Vgl. ebd., S. 121.

⁷⁵ Den *terminus post quem* beinhaltet die Supplik Johannes Protivas von 1429, vgl. oben Anm. 67, weil darin Kamerers Name mit dem Zusatz (*bone memorie*) noch nicht versehen ist; den *terminus ante quem* (Jahr 1434) dann die Präsentation Balthasar Čotrs zum Altar, dessen Patronatsherr vorher Kamerer gewesen war, vgl. die folgende Anm.

⁷⁶ Vgl. die Präsentation in: LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 222 f.; zum Urteil des böhmischen Hofgerichts über die heimgefallenen Güter Kamerers vgl. AČ 36 (wie Anm. 51), S. 186-189, Nr. 109, hier S. 186 f.

⁷⁷ Vgl. TOMEK, Základy 1 (wie Anm. 51), S. 31, Nr. 460; ebd., Bd. 3/4/5: Malá Strana, Hrad Pražský a Hradčany, Vyšehrad [Kleinseite, Prager Burg und Hradschin, Wyschehrad], Prag 1872, S. 200, Nr. 460.

sich in Zittau durch den Titularpfarrer der Clemenskirche im Neustädter Poritsch vertreten.⁷⁸ Allerdings gab Stephan die Altarpfründe bereits vier Monate später wieder ab, und an seine Stelle wurde mithilfe eines (wohl auch) Titularplebans im mittelböhmischen Nebužely bei Melník ein Kleriker aus Frankenstein (Zábko-wice Śląskie) in Schlesien konfirmiert.⁷⁹ Man kann vermuten, dass Burkhard ähnlich wie andere wohlhabende Prager Exulanten nach Schlesien umzog, wohl nach Breslau.

Von ihrem Exil aus präsentierten auch die Mitglieder eines anderen reichen Prager Geschlechts, N i k o l a u s (Mikuláš) und J o h a n n (Jan) v o n G e w i t s c h (Gewitzer; Jevičko in Mähren). Johann war wohl Nikolaus' Sohn oder Bruder. Ihre Liegenschaften wurden während der Revolution konfisziert: die Häuser auf dem Altstädter Ring, in der Zlatá (Goldene) und Štupartská Gasse mit dem Bierhof sowie die Dörfer Groß Kletzan und Klein Kletzan (Klecánky) nördlich von Prag mit einer Feste samt ganzem Zubehör.⁸⁰ Im Februar 1423 präsentierte Nikolaus einen Kleriker aus der Olmützer Diözese, der die Hälfte der ziemlich hohen Konfirmationstaxe (80 Groschen) schuldig blieb.⁸¹ 1434 starb dieser Geistliche und an seine Stelle setzte Johann von Gewitsch wieder einen Olmützer Kleriker ein, der sich vor dem Zittauer Konsistorium durch einen Prokurator vertreten ließ.⁸² Aufgrund der Verbindungen zu Olmütz liegt es nahe, dass sich diese Prager Exulanten eben da niederließen. Die Pfründenbesetzung in der Prager Diözese durch die Kleriker aus der Olmützer Diözese war aber während der hussitischen Revolution ziemlich üblich, sodass der genaue Ort des Exils der Prager Gewitzer offenbleibt.

Andere Prager Patronatsherren erscheinen in den Konfirmationsbüchern nur einmal. Der Exulant A l b e r t Č o t r (Czotr) aus einem einflussreichen und weit verzweigten Altstädter Geschlecht präsentierte im Januar 1423 einen Altaristen in die St.-Nikolaus-Kirche auf dem Hühnermarkt.⁸³ Da dieser Altarist Kuneš, der wie viele andere den Großteil der Konfirmationstaxe – 30 von 40 Groschen – schuldig blieb, aus Pilsen stammte, wobei auch der Exekutor seiner Konfirmation ein Pilsner Pfarrer war, ist es naheliegend, dass sich auch Albert Čotr in dieser westböhmischen Stadt aufhielt.

J o h a n n (Jan) v o n P i s e k (Písek; in Südböhmen), der nach seinem Altstädter Haus Zum schwarzen Stern auch J o h a n n e s d e N i g r a s t e l l a oder J o h a n n S c h w a r z c z s t e i n genannt wurde, präsentierte im Februar 1426 zum

⁷⁸ Vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 177.

⁷⁹ Vgl. ebd., S. 182.

⁸⁰ Vgl. TOMEK, Zákklady 1 (wie Anm. 51), S. 10, Nr. 938, S. 46, Nr. 27f., S. 47, Nr. 27h, S. 148, Nr. 646; DERS., Dějepis města Prahy [Geschichte der Stadt Prag], Bd. 2, Prag 1892, S. 428, Bd. 4, Prag 1899, S. 169.

⁸¹ Vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 29.

⁸² Vgl. ebd., S. 222.

⁸³ Vgl. ebd., S. 29. In der Prager Altstadt wurden ihm zwei Häuser konfisziert: eines in der Široká Gasse (früher Pinkasova Gasse) und ein jüdisches Haus in der Kaprova Gasse. Vgl. TOMEK, Zákklady 1 (wie Anm. 51), S. 225, Nr. 51, S. 226, Nr. (jüdische Nr.) 10a.

Benefizium am Annenaltar in der Altstädter Gallikirche einen Pfarrer, der aus Dresden stammte und der vor dem Zittauer Konsistorium durch den Anwalt Johann (Jan) Zul von Pilgram (Pelhřimov; in Südböhmen) vertreten wurde.⁸⁴ Es ist daher durchaus möglich, dass sich dieser Patronats Herr ins Exil nach Dresden begab, wo sich auch andere böhmische Exulanten befanden.⁸⁵ Johann hatte außerdem noch das Patronatsrecht der Pfarrkirche im nordböhmischen Letschitz (Ledčice) bei Raudnitz an der Elbe inne, zu der aber keine Präsentation erfolgte. Überliefert ist nur ein Vertrag zwischen Johann und dem vertriebenen Pfarrer Peter vom April 1422, worin Peter versprach, dass er Johann seine Schuld für den Weizen abbezahlen würde, sobald er wieder seine Kirche übernehme.⁸⁶

Auch der reiche Kaufmann Reinhard von Reims beteiligte sich mit einer einzigen Präsentation an den Pfründenbesetzungen aus dem Exil heraus. Seine verzweigten wirtschaftlichen Kontakte reichten auch außerhalb Mitteleuropas bis nach Venedig.⁸⁷ In der Prager Altstadt besaß er ein monumentales Haus (Zum Elefanten, heute Zum goldenen Elefanten), vor den Stadtmauern Weinberge auf dem Letná-Hügel und das Dorf Rostok (Roztoky) nördlich von Prag mit einer Feste samt Zubehör.⁸⁸ Und eben zum Jobstaltar in dieser Feste präsentierte Reinhard im März 1434 einen neuen Altaristen aus der Breslauer Diözese.⁸⁹ Dieses Detail entspricht der Tatsache, dass sich Reinhard während der Hussitenkriege in Breslau niederließ.⁹⁰

Auch die Präsentation durch Andreas (Ondřej) Huler, des Bruders des bekannten Sigismund (Zikmund) Hulers, verdient eine ausführlichere Erwähnung. Sigismund, Unterkämmerer und Ratgeber Wenzels IV., wurde 1405 wegen

⁸⁴ Vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 113. Näheres zum Haus Zum schwarzen Stern in: TOMEK, *Základy 1* (wie Anm. 51), S. 13, Nr. 18 f. Die vorige Präsentation durch Johann von Pisek zum gleichen Altarbenefizium vgl. in: LC 7 (wie Anm. 52), S. 209, 293. Zu Johann Zul vgl. VODIČKA, *Exil* (wie Anm. 4), S. 186 f., Nr. 36.

⁸⁵ In dieser Elbestadt ließ sich z. B. der Doktor der Medizin Sulek von Hořtka mit seinem Diener Markus nieder. Vgl. ebd., S. 198, Nr. 92. Im Jahr 1454 bat der Rektor der Prager Universität Wenzel (Václav) von Prachatitz (Prachatic; in Südböhmen) den sächsischen Kurfürsten Friedrich II. (1428–1464) um die Auslieferung der Bücher Suleks von Hořtka und Peters (von Bernov?), die beim Dresdner Bürger Hans Minczinger deponiert waren. Vgl. Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden, 10005 Hof- und Zentralverwaltung (Wittenberger Archiv), Böhmische Sachen, Kapsel 6, Loc. 4329, fol. 9.

⁸⁶ Vgl. AICP 7 (wie Anm. 28), S. 141.

⁸⁷ Vgl. *Archív hlavného mesta SR Bratislavy* [Archiv der Hauptstadt der Slowakischen Republik Bratislava], *Magistrát mesta Bratislavy* [Magistrat der Stadt Bratislava], *Zbierka listín a listov* [Sammlung der Urkunden und Briefe], Nr. 1141.

⁸⁸ Vgl. TOMEK, *Základy 1* (wie Anm. 51), S. 22, Nr. 609 f.; HANA PÁTKOVÁ (Hg.), *Berní knihy Starého Města pražského 1427–1434*. *Edice/Die Steuerbücher der Prager Altstadt 1427–1434*. *Edition/Libri collectarum Antiquae Civitatis Pragensis 1427–1434*. *Editio* (Documenta Pragensia monographia 2), Prag 1996, S. 5; TOMEK, *Základy 3/4/5* (wie Anm. 77), S. 170, Nr. 33b (Letná, Weinberg). Rostok erwähnt: DERS., *Dějepis 4* (wie Anm. 80), S. 169.

⁸⁹ Vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 223.

⁹⁰ Vgl. VODIČKA, *Katoličtí exulanti* (wie Anm. 3), S. 26–28, 32 f.

einer Urkundenfälschung hingerichtet. Sein Bruder Andreas kann zwar nicht ganz eindeutig zu den Exulanten gezählt werden, da er Prag schon viele Jahre vor der hussitischen Revolution verlassen und sich im mittelböhmischen Horschowitz (Hořovice; südwestlich von Prag) niedergelassen hatte,⁹¹ mit den Exulanten verbindet ihn aber der ‚virtuelle‘ Vollzug des Patronatsrechts in Prag sowie die Tatsache, dass er später nach Pilsen übersiedelte. Andreas Huler – *in Plzna residens* – präsentierte im April 1436 einen neuen Altaristen in der Teynkirche, was auf seinen Versuch um die rechtliche Bekräftigung des seit langem ruhenden Patronatsrechts kurz vor der Bekanntmachung der Baseler Kompaktaten und der Anerkennung Kaiser Sigismunds (1436) als legitimer böhmischer König hindeuten mag.⁹²

Ein wenig problematisch wirkt die Präsentation durch Anna, einer reichen Witwe des Altstädter Bürgers Wenzel (Václav) Štuk († 1402), vom Juni 1428 zum Benefizium am Altar in der St.-Leonhard-Kirche in der Prager Altstadt.⁹³ Anna betrieb vor der Revolution ein Seelhaus der Beginen in der Altstädter Teyngasse, das während der Kriege vom Rat konfisziert wurde, sowie ein Hospital in der Neustadt, das von den damaligen Umwälzungen nicht so dramatisch betroffen war. Ihr älterer Sohn Andreas (Ondřej) hatte sein Bürgerrecht schon lange vor dem Ausbruch der Revolution aufgekündigt und bewirtschaftete das geerbte Kamenitz (Kamenice; südlich von Prag).⁹⁴ Der jüngere Sohn Johann war 1418 noch nicht volljährig, muss aber bald die Mündigkeit erreicht haben, da er in Prag verblieb und weiterhin die Familienliegenschaften besaß, vor allem das Haus auf dem Altstädter Ring.⁹⁵ Es gibt daher grundsätzlich zwei Ursachen, wie sich der Vollzug des Präsentationsrechts durch Anna vor dem Zittauer Konsistorium erklären lässt. Einerseits kann man dies als eine ‚klassische‘ Besetzung aus dem Exil heraus deuten, sodass allein sie Prag verlassen haben muss, wobei ihr Sohn Johann in Prag verblieb. Dies wäre nicht der erste Fall, in dem sich eine Bürgerfamilie in zwei Konfessionslager gespalten hätte, was manchmal als Versuch zur weiteren Sicherung des Besitzes unter den Familienmitgliedern interpretiert werden kann. Da aber Anna 1434 den Betrieb des Hospitals in der Prager Neustadt ihrem Sohn Johann anvertraute, lässt sich nicht ausschließen, dass sie in Prag ausgeharrt hatte.⁹⁶ Es ist jedoch nicht ersichtlich, warum sie im fernen und durch ‚katholische‘ Feinde gehaltenen Zittau die sich im utraquistischen Machtbereich befindende Pfründe formell besetzen ließ, standen doch 1428 das Ende des Religionskriegs sowie die Baseler Verhandlungen noch lange außer Sicht. Ich neige daher eher

⁹¹ Vgl. TOMEK, Dějepis 4 (wie Anm. 80), S. 378; DERS., Zákklady 3/4/5 (wie Anm. 77), S. 43, Nr. 17a f.

⁹² LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 258. Zu diesem Patronatsrecht vgl. TOMEK, Zákklady 1 (wie Anm. 51), S. 25.

⁹³ Vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 140.

⁹⁴ Vgl. LC 7 (wie Anm. 52), S. 57: *Andree Stuk de Camenicz, quondam civis Prag.*

⁹⁵ Vgl. TOMEK, Zákklady 1 (wie Anm. 51), S. 19, Nr. 929, S. 150, Nr. 624a; DERS., Zákklady 2 (wie Anm. 51), S. 233, Nr. 1078i, S. 233 f., Nr. 1078k.

⁹⁶ Vgl. TOMEK, Zákklady 2 (wie Anm. 51), S. 233 f., Nr. 1078k.

dazu, dass Anna Prag – zumindest für eine gewisse Zeit – tatsächlich verließ. Diese Hypothese unterstützt auch die Tatsache, dass der bestätigte Kleriker der gleichnamige Sohn des unten erwähnten Leitmeritzer Exulanten und Mitglieds des dortigen vorhussitischen Stadtrats Peter Pychel war, der sich in Böhmisches Leipa südlich von Zittau aufgehalten hatte, von wo er nach der Eroberung der Stadt durch die Hussiten (1426) wohl weiter nach Norden geflüchtet sein mag. Interessant ist auch die Person des Exekutors, des Pfarrers in Sandau bei Böhmisches Leipa, dessen Pfarrkirche damals wohl auch bloß formell besetzt war und dessen Patronatsrecht der Meißener Burggraf Heinrich I. von Plauen († 1446) innehatte. Als der Mittelpunkt der gemeinsamen Kommunikation Anna Štuks, des Zittauer Konsistoriums, der Leitmeritzer beziehungsweise Böhmisches Leipauer Exulanten und des Sandauer Pfarrers kann der Hof des mächtigen nordböhmischen Adligen Sigismunds von Wartenberg zu Tetschen (Děčín; † 1439) gedient haben, der zu beiden religiösen Lagern Kontakte aufnahm, in dem Krieg pragmatisch zwischen ihnen manövrierte und an seinem Hof nicht wenige Exulanten bewirtete. Seine Kontakte zum hussitischen Prag und dem katholischen Zittau konnten einen geeigneten Kommunikationskanal darstellen, durch welchen Anna ihre Angelegenheiten erledigen konnte.⁹⁷

Neben den reichen Altstädter Exulanten nahmen an den formellen Besetzungen der Prager Benefizien im kleineren Maß auch die Exulanten aus der Prager Neustadt teil. 1422 vollzog *Alexius Trubač*, der vor der Revolution ein Haus mit einem Bierhof in der *Žitná Gasse* (Weizengasse) besessen hatte, zweimal sein Präsentationsrecht zum Benefizium am Nikolausaltar in der *St.-Adalbert-Kirche*.⁹⁸ Laut einiger nicht beglaubigter Auskünfte (*ut dicitur*) sei der bisherige Altarist zurückgetreten, worauf Alexius im August 1422 dem Zittauer Konsistorium einen neuen Geistlichen, Johann (Jan) Hluškov, präsentierte.⁹⁹ Da dieser frühzeitig starb, schlug Alexius noch im November den oben genannten Jakob von Wscherau vor, den späteren Pfarrer in *Středokluky* bei Prag.¹⁰⁰ Beide Präsentationen wurden von ihm persönlich vorgenommen. Daher ist es möglich, dass Alexius sich direkt in Zittau oder dessen Umgebung, zum Beispiel in Bautzen oder Görlitz, aufgehalten hat.

Es ist verblüffend, dass in der gesamten Untersuchungszeit die Präsentationen zweier Patrone unter den zahlreichen und wohlhabenden Kuttenberger Exulanten belegt sind. Diese Stadt war dabei dank ihrer Silbergruben und königlichen Münzstätte das zweitwichtigste Zentrum im Königreich nach Prag.¹⁰¹ Der erste in den

⁹⁷ Näheres zu Sigismund in: ONDŘEJ VODIČKA, Zikmund Děčínský z Vartenberka. Portrét severočeského pána husitské doby [Sigismund von Wartenberg zu Tetschen. Ein Porträt eines nordböhmischen Herrn der Hussitenzeit], in: Ústecký sborník historický [Aussieger historisches Jahrbuch] 2018, S. 7–22.

⁹⁸ Vgl. TOMEK, *Základy* 2 (wie Anm. 51), S. 105, Nr. 187.

⁹⁹ AICP 7 (wie Anm. 28), S. 33, Nr. 72; vgl. auch: LC 8–10 (wie Anm. 8), S. 19.

¹⁰⁰ Vgl. AICP 7 (wie Anm. 28), S. 47 f.; LC 8–10 (wie Anm. 8), S. 27.

¹⁰¹ Zum Kuttenberger Bergbau und Münzwesen vgl. neuerdings z. B.: FILIP VELÍMSKÝ, Wie das Silber in Kuttenberg verarbeitet wurde, in: Regina Smolnik (Hg.), *Silberrausch und*

Konfirmationsbüchern erwähnte Kutenberger Patronatsherr ist Jakob, Sohn Konrad Wolgemuts von Nürnberg, der von 1384 bis zur hussitischen Revolution Münzschreiber (*notarius monetae*) war und ein Haus auf dem Kutenberger Rossmarkt (heute Náměstí Národního odboje) sowie einen Wirtschaftshof im benachbarten Ratiborsch besaß. Während des ersten Kreuzzuges gegen die Hussiten (1420) beteiligte er sich wohl aktiv an der Kampagne König Sigismunds gegen Prag, konkret an den Lieferungen von Kriegsmaterial, Salpeter und Schwefel.¹⁰² Im März 1423 präsentierte er dem Zittauer Konsistorium den neuen formellen Inhaber der Pfarrpfünde in Ratiborsch. Exekutor dieser Besetzung war der Pleban im südmährischen Znaim, was auch auf Jakobs Aufenthaltsort – vielleicht direkt in Znaim, oder in Wien, beziehungsweise sogar am ungarischen Hof Sigismunds – hindeuten kann.¹⁰³ Die hier aufgestellte Hypothese über seinen Aufenthalt in Znaim erhärten auch die Belege seiner finanziellen Kontakte mit dem dortigen Rat in den Jahren 1425/26.¹⁰⁴ Auf seinen Aufenthalt in Schlesien deuten demgegenüber die Erwähnungen eines im Münzwesen tätigen Jakobs vom Berg in Breslau von 1426 hin.¹⁰⁵ Diese Vermutung belegt indirekt auch der (schlesische) Ort des Exils seines Schwagers, des Kutenberger Bürgers Hans (Hanuš) Glenczel, der 1427 in Ottmachau (Otmuchów) lebte und dem König Sigismund im August 1431 auf die Fürsprache des Breslauer Bischofs Konrad von Oels (1417–1447) den Nachlass des verstorbenen Jakob Wolgemut bestätigte.¹⁰⁶ Den

Berggeschrey. Archäologie des mittelalterlichen Bergbaus in Sachsen und Böhmen/ Stříbrná horečka a volání hor. Archeologie středověkého hornictví v Sasku a Čechách, Langenweißbach 2014, S. 143–152.

¹⁰² Vgl. WILHELM ALTMANN (Hg.), Regesta Imperii, Bd. 11: Die Urkunden Kaiser Sigismunds, Bd. 1: 1410–1424, Innsbruck 1896, S. 371, Nr. 5294; EMANUEL LEMINGER, Královská mincovna v Kutné Hoře [Die königliche Münze in Kutenberg] (Rozpravy České akademie císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění [Abhandlungen der Böhmisches Akademie des Kaisers Franz Joseph für Wissenschaften, Literatur und Kunst], 1. Klasse, Nr. 48), Kutná Hora 2003, S. 113.

¹⁰³ Vgl. LC 8–10 (wie Anm. 8), S. 35. König Sigismund verweilte zu dieser Zeit in Visegrád (Plintenburg). Dieses Pfarrbenefizium wurde frei durch den Tod Johanns (Jan), der davor bis 1417 die Altarpfünde in der Michaeliskirche in der Prager Altstadt besessen hatte, deren Patronatsrecht damals der oben genannte Burkhard von Aldenburg (vgl. oben Anm. 78) innegehabt hatte. Vgl. LC 7 (wie Anm. 52), S. 230.

¹⁰⁴ Jakob diente dem Znaimer Rat im Bereich der Logistik (des Holz-, Stein- und Getreidetransports). Vgl. Státní okresní Archiv (im Folgenden: SOKA) Znojmo [Staatskreisarchiv Znaim], Archiv města Znojma [Archiv der Stadt Znaim], Oddělení nejstarší knihy a vzácné rukopisy [Abteilung älteste Bücher und seltene Drucke], Inv. Nr. 303, Sign. II/240, fol. 85^r, 94^v; ebd., Inv. Nr. 304, Sign. II/241, fol. 59^r.

¹⁰⁵ Eine nicht näher bestimmte Person namens *Jacob vom Berge* erwähnt 1426 ein Breslauer Stadtbuch; vgl. Archiwum Państwowe we Wrocławiu [Staatsarchiv Breslau], Akta miasta Wrocławia [Akten der Stadt Breslau], Sign. 662 (Libri excessum et signaturarum 1426–1427), fol. 306^r, S. 9. Die Hoffnung, dass es sich um ‚unseren‘ Jakob handelt, bekräftigt die Tatsache, dass dieser Eintrag einen Vergleich zwischen dem Münzmeister Nikolaus Körnchen, seinen Brüdern und anderen *munczergesellen* betrifft.

¹⁰⁶ Vgl. die königliche Bestätigung in: SOKA Kutná Hora, Archiv města Kutné Hory [Archiv der Stadt Kutenberg], akt. sb. č. [Aktensammlung Nr.] 24; Vgl. auch: TOMÁŠ BOROVSÝ, Kutná Hora 1437–1461 [Kutenberg 1437–1461], in: Časopis národního

Ottmachauer Aufenthaltsort Hans Glenczels belegt ein Eintrag von 1427, in dem ein Kanoniker des Breslauer Domkapitels vermittelt eines Prokurators beim Zittauer Konsistorium an einem Altarbenefizium der St.-Barbara-Kirche in Kuttenberg formell konfirmiert wurde.¹⁰⁷

Eine geschlossene Gruppe der Präsentationen durch das exilierte Bürgertum stellen von 1423 bis 1434 sieben Einträge über die Altarpfründen in der Klattauer Pfarrkirche in Südwestböhmen dar. Es handelt sich um die Vorschläge durch die Klattauer Bürger, überwiegend Ratsherren, die nach Pilsen geflüchtet sind. Der Ort ihres Exils ist eindeutig formuliert (*civium de Glatthouia nunc in Noua Plzna moram trahencium*), was auch die Bestimmung des Pilsner Plebans zum Exekutor all dieser Konfirmationen bestätigt.¹⁰⁸ Vier Einträge zum St.-Michael-Altar, die zwischen 1423 und 1425 einen kontinuierlichen Wechsel der Klattauer ‚Titularaltaristen‘ verzeichneten, sind besonders interessant. Sie dokumentieren eine Folge von Resignationen Martins von Svěradice bei Horaschdowitz (Horažďovice; in Südwestböhmen), Wenzels, Pfarrer in Dýšina bei Pilsen, und Peter Štěknas, Altarist am St.-Michael-Altar im Prager Dom. Im April 1425 wurde aber vermittelt der *Crida* diese Titularaltarpfründe wiederum an Martin von Svěradice verliehen, der diesmal als Pfarrer in Blowitz (Blovice; südlich von Pilsen) genannt wurde, und zwar unter der Bedingung, dass der vorige Pfründner vor dem Pilsner Pfarrer wirklich resigniere und der zuständige Patronatsherr Martin von Svěradice tatsächlich präsentiere.¹⁰⁹ Die meisten Altaristen, die für Klattauer Pfründen bestätigt wurden, waren zugleich Plebane in der Umgebung Pilsens, sodass es wahrscheinlich ist, dass sich diese Geistlichen dauerhaft in Pilsen aufhielten, das neben Zittau das wichtigste Bollwerk der Katholiken in der Prager Diözese darstellte, wie es auch in anderen Gebieten üblich war.¹¹⁰

Auf die exilierten Bürger aus Leitmeritz kann auch eine kleinere Gruppe von Präsentationen zurückgeführt werden. Einer der ersten Einträge im

muzea [Zeitschrift des Nationalmuseums] 167 (1998), Heft 1/2, S. 17-36, hier S. 30, Anm. 70. Zum Hof in Ratiborsch vgl. DERS., Venkovské statky kutnohorských měšťanů v předhusitském období [Die Landgüter der Kuttenberger Bürger in vorhussitischer Zeit], in: Sborník prací Filozofické fakulty brněnské univerzity – Řada historická (C) [Jahrbuch der Arbeiten der Philosophischen Fakultät der Brüner Universität – Historische Reihe (C)] 47 (1999), Nr. 45, S. 65-78, hier S. 73.

¹⁰⁷ Vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 133 f.

¹⁰⁸ Ebd., S. 110; vgl. weiter: ebd., S. 29, 71, 86, 89, 99, 231.

¹⁰⁹ Vgl. ebd., S. 99.

¹¹⁰ Man kann vermuten, dass die Pfarrer aus der Umgebung Sobotkas in Nordostböhmen während der Hussitenkriege ein inoffizielles Kapitel (eine Priesterversammlung) auf der Burg Kost unter dem Schutz des Herrn Nikolaus Hase (Mikuláš Zajíc) von Hasenburg († 1459) formierten und ihre Kirchen wohl nur anlässlich der kirchlichen Feste und allein unter einer bewaffneten Begleitung besucht haben dürften. Vgl. dazu: ONDŘEJ VODIČKA, Mikuláš Zajíc z Házmburka na Kosti a kostecká katolická enkláva v době husitské [Nikolaus Hase von Hasenburg und die katholische Enklave um die Burg Kost in der Hussitenzeit], in: Z Českého ráje a Podkrkonoší. Vlastivědná ročenka [Aus dem Böhmischem Paradies und Riesengebirgsvorland. Ein heimatkundliches Jahrbuch] 26 (2013), S. 221-226, hier S. 223.

achten Konfirmationsbuch ist eine Notiz vom Juni 1421 über die Besetzung der Kirche in Deutsch Mlikojed bei Leitmeritz, deren Patronatsrecht der oben erwähnte Leitmeritzer Schöffe Peter Pychel innehatte.¹¹¹ Die Besetzung war nur formell, da Leitmeritz seit Mai 1421 ein wichtiger Bestandteil des hussitischen Prager Bundes gewesen war. Eine weitere Präsentation, diesmal für die vorstädtische Leitmeritzer St.-Laurentius-Kirche, vollzog im Februar 1424 der Bürger Racek. Der Kleriker blieb zehn Groschen schuldig.¹¹² Peter Pychel erscheint auch im letzten Eintrag vom Dezember 1424, als er gemeinsam mit dem Leitmeritzer Bürgermeister Nikolaus sowie weiteren Ratsherren – Wenzel (Václav) Kníže und Nikolaus (Mikuláš) Činer – einen nicht näher bestimmten Elisabethaltar besetzte.¹¹³ Dem Namen des betreffenden Exekutors kann entnommen werden, dass sich der exilierte Leitmeritzer Stadtrat im benachbarten Böhmisches Leipa aufgehalten haben wird. Die Stadt fiel jedoch am 19. Mai 1426 in hussitische Hände, wobei keine weiteren Informationen über die Leitmeritzer Exulanten bekannt sind.¹¹⁴

Drei weitere Präsentationen aus den Jahren 1429 und 1431 betreffen die Benefizien im ostböhmischen Königgrätz. Sie wurden von Raphael von Chotělitz (Chotělice), genannt Rapuš, dem dortigen Stadtrichter, vollzogen.¹¹⁵ Raphael war zugleich Hofrichter der böhmischen Königin Sophia von Bayern und Burggraf auf ihrer Burg Pottenstein (Potštejn; im Adlergebirge).¹¹⁶ Sein Schicksal in der älteren Phase der Hussitenkriege bleibt im Dunkeln. Es ist aber auffällig, dass er den Kontakt mit dem Zittauer Konsistorium erst nach dem Tod der Königin (1428) aufnahm. Es liegt daher auf der Hand, dass er sie zuerst in ihr ungarisches Exil nach Pressburg begleitet und dort mit ihr verweilt hatte. Danach wechselte er in die Dienste des mächtigen ostböhmischen katholischen Herrn und Glatzer Hauptmanns Puta des Älteren (III.) von Častolowitz († 1435), dessen Vizehauptmann (*subcapitaneus*) er in Glatz wurde. Es ist wohl auch kein Zufall, dass König Sigismund 1427 eben an Puta von Častolowitz die Burg Pottenstein verpfändete.¹¹⁷ Dabei ist es bezeichnend, dass zum Exekutor aller drei Konfirmationen der Pleban in Glatz ernannt wurde. Bei der ersten Präsentation schlug Rapuš einen Nikolaus vor, den Pfarrer in Schestar (Všestary; bei Königgrätz), der

¹¹¹ Vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 3.

¹¹² Vgl. ebd., S. 73.

¹¹³ Vgl. ebd., S. 89.

¹¹⁴ Vgl. ŠMAHEL, Hussitische Revolution 2 (wie Anm. 2), S. 1385 f.; JINDŘICH TOMAS, Příspěvek k sociální skladbě města Litoměřic doby předhusitské a husitské [Ein Beitrag zur sozialen Zusammensetzung der Stadt Leitmeritz der vorhussitischen und hussitischen Zeit], in: Litoměřicko. Vlastivědný sborník [Das Leitmeritzer Land. Ein heimatkundliches Jahrbuch] 10 (1973), S. 27-37.

¹¹⁵ Vgl. LC 8-10 (wie Anm. 8), S. 148, 152, 173.

¹¹⁶ Vgl. BOŽENA KOPIČKOVÁ, Česká královna Žofie. Ve znamení kalicha a kříže [Die böhmische Königin Sophia. Im Zeichen des Kelches und des Kreuzes] (Velké postavy českých dějin [Große Gestalten der tschechischen Geschichte] 26), Prag 2018, S. 120 f.

¹¹⁷ Vgl. TOMÁŠ ŠIMEK u. a. (Hg.), Hradý, zámky a tvrze v Čechách, na Moravě a ve Slezsku [Burgen, Schlösser und Festen in Böhmen, Mähren und Schlesien], Bd. 6: Východní Čechy [Ostböhmen], Prag 1989, S. 389.

seine Pfründe schon seit 1409 innegehabt hatte und der während des Kriegs wohl auch im Glatzer Exil lebte.¹¹⁸

III. Fazit

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Verwaltung der Prager Diözese während der hussitischen Revolution sowie des erzwungenen Zittauer Exils im hohen Maß paralytiert war. Im Verlauf der ersten Hälfte der 1420er-Jahre beherrschten hussitische Kräfte den Großteil Innerböhmens. Auch die Rand- und Grenzgebiete waren häufig von den Feldzügen hussitischer Feldheere bedroht. Die Abwesenheit einer zentralen landfriedenwahrenden Macht schuf ein beträchtliches Machtvakuum sowie Spielräume für den böhmischen Adel, was nur selten im Einklang mit den Interessen des Zittauer Konsistoriums stand. Auch wenn viele katholische Herren Kontakte zur Kanzlei der Generalvikare aufnahmen, hatte ihre politische und militärische Interaktion mit den hussitischen Bündnissen eine beträchtlich instabile und gefährliche Gemengelage zur Folge, die für die ruhige Verwaltung der katholischen *cura animarum* nicht förderlich war. Das Zittauer Konsistorium verlor nicht nur einen bedeutenden Teil seiner Einkünfte, sondern auch die Kommunikationskanäle, ohne welche die Einhaltung der vorrevolutionären administrativen Gepflogenheiten unmöglich war. Viele bis dahin geläufige Verwaltungs- und Verfassungsgewohnheiten mussten daher mehr oder weniger vereinfacht werden und spielten sich oft nur noch auf einer ‚virtuellen‘ Ebene ab. Daher tauchten die eigenartigen, rein formellen Konfirmationen zu ‚Titularaltarpfründen‘ auf, die meistens zwecks der Weiterführung des Rechtsanspruchs auf das Benefizium und sein Patronatsrecht für den Fall zukünftiger Restitutionen vollzogen wurden. Die exilierten katholischen Bürger spielten in dieser Praxis eine wichtige Rolle, auch wenn sie sich insgesamt nur an etwa drei Prozent der gesamten Einträge in den Konfirmationsbüchern beteiligten. Der Verlauf der Kurve ihrer Präsentationen entsprach dem üblichen Trend anderer exilierter Kirchenpatrone, mit den Höhepunkten am Anfang und am Ende des hier untersuchten Zeitraums.

Wohl alle Präsentationen durch die Stadtbürger und die darauffolgenden Besetzungen waren rein formell, da sie die Pfründen in den hussitischen Städten und umliegenden Dörfern betrafen. Der Löwenanteil der Fälle bezog sich natürlich auf die Prager Exulanten, die zu der wohlhabendsten nichtadligen Schicht Böhmens gehörten. Die Kuttenberger Exulanten, die den Pragern bezüglich ihres Vermögens und ihrer politischen Bedeutung in nichts nachstanden, kommen im hier untersuchten Quellenfundus verblüffend selten zum Vorschein. Dies war wohl dadurch verursacht, dass sie bevorzugt in die südliche Richtung flüchteten: nach

¹¹⁸ Vgl. LC 6 (wie Anm. 52), S. 260.

Mähren – Iglau (Jihlava), Brünn (Brno), Znaim – sowie nach Wien. Von diesen entfernt gelegenen Orten war das Zittauer Konsistorium im Unterschied zu Görlitz oder Breslau nur schwer zu erreichen, sodass sie daher häufiger auf ihre Patronatsrechte verzichteten.

Die Analyse der Präsentations- und Konfirmationseinträge über Benefizien der exilierten Bürger und ihr Vergleich mit anderen Überlieferungen illustriert, dass die auf den ersten Blick unwesentlichen Auskünfte in den Konfirmationsbüchern eine große Bedeutung für die Rekonstruktion der Schicksale einzelner exilierter Akteure haben. Es handelt sich vor allem um den Exekutor, meistens einen Pleban, dessen Residenzort im Fall der rein formellen Konfirmationen oft dem Aufenthaltsort des exilierten Patronatsherrn entsprochen haben wird.

Eine ähnliche Wechselbeziehung bestand augenscheinlich auch zwischen dem Aufenthaltsort des Patronatsherrn im Exil und dem Herkunfts- beziehungsweise dem bisherigen Wirkungsort des vorgeschlagenen Klerikers. Dieses Wechselspiel bestätigen in den oben angeführten Fällen beispielsweise die Präsentationen Reinhardts von Reims, Hans Glenczels, Raphaels von Chotielitz, der Klattauer Exulanten sowie gewissermaßen auch der Fall Jakob Wolgemuts aus Kuttentberg. Auch wenn die Analyse und Interpretation der Konfirmationsbücher in methodischer Hinsicht komplizierter ist, als die Forschung bislang angenommen hat, gehören diese ohne jeden Zweifel zur wichtigsten Informationsquelle für die Erforschung der ‚königstreuen‘ katholischen Partei im hussitischen Böhmen. Vor allem durch den Vergleich dieser Quelle mit anderen Überlieferungen ist es möglich, die desintegrierte katholische Verwaltung der Prager Diözese und die Machtverhältnisse innerhalb der Grenzen ihres ‚Machtbereichs‘ nicht nur zu rekonstruieren, sondern auch die Schicksale einzelner Exulanten aufzudecken, die meistens nicht auf ihre vermögensrechtlichen Ansprüche verzichteten und ungeduldig auf die Rückkehr der alten Ordnung warteten.

Der „feintt im hause“?

Die Ehebruchverhandlungen um Elisabeth von Sachsen (1532–1533)

von
MARIA HAUBER

M[ein] h[ertz] a[ller] l[iebster] b[ruder] und und [sic!] o[bhme]; ich geb beyden e[uer] l[ieben] auff vortrawen und in grosser gehemmen tzu der kein nen, das ich glab hafftich berechtt wertte auff vortrawen und gewarn, das der alte hatt gesagett im ratte: „Nu nu ich hab dem feintt im hause und es dut einer dortlich, wer sein feintt spartt.“ [...] Und ich saget, ich will Got vortrawen.¹

In diesem und anderen Briefen, von Elisabeth von Sachsen in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts verfasst, berichtet die Herzogin von den seelischen Strapazen einer jungen Frau, die sich sowohl kulturell als auch religiös fremd fühlte: Nachdem sie im Alter von nur 15 Jahren aus der hessischen Heimat zu ihrem Gemahl nach Dresden geschickt worden war, musste Elisabeth bald feststellen, dass weder ihr freiheitlich-selbstbewusstes Auftreten noch ihr aufkeimendes Bekenntnis zur Reformation in dem streng altgläubigen Weltbild ihres Schwiegervaters Georg (der Bärtige) Platz hatten. Der albertinische Landesherr, von Elisabeth im Zorn als *der alte* bezeichnet, intervenierte allerdings nicht nur mit harter Hand gegen ihre lutherische Gesinnung und Praktiken.² Als im Jahr 1533 darüber hinaus der Vorwurf des Ehebruchs gegen Elisabeth laut wurde, trug Georg diesen aktiv mit und erhöhte so den Druck auf die junge Herzogin immens.

In einer Zeit, in der sich Elisabeth den mitunter größten Widrigkeiten ihres Lebens gegenübergestellt sah, entfaltete sich gleichzeitig am deutlichsten die Wirkkraft ihres dynastischen Potenzials: Als Erstgeborene des hessischen Landgrafenpaares aus dem Hause Brabant verfügte Elisabeth über weitreichende verwandtschaftliche Beziehungen zu den mächtigsten Fürsten des Reichs. Die häusliche

¹ JENS KLINGNER (Hg.), Die Korrespondenz der Herzogin Elisabeth von Sachsen und ergänzende Quellen, Bd. 2: Die Jahre 1533 und 1534 (Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 3.2), Leipzig 2016, Nr. 58, S. 123. Die den Quellen entnommenen Zitate sind im Folgenden durchgehend im zeitgenössischen Duktus belassen, um Verzerrungen möglichst zu vermeiden. – Bei dem vorliegenden Aufsatz handelt es sich um die überarbeitete Fassung meiner Bachelorarbeit, die ich im Wintersemester 2020/2021 am Historischen Seminar der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg unter der Betreuung von PD Dr. Benjamin Müsegades eingereicht habe.

² Zur Luther-Feindschaft Herzog Georgs vgl. CHRISTOPH VOLKMAR, Reform statt Reformation. Die Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen 1488–1525 (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 41), Tübingen 2008, S. 534–581.

Auseinandersetzung zwischen dem sächsischen Herzog und seiner Schwiegertochter rief dementsprechend mit Elisabeths Bruder, Landgraf Philipp, und ihrem Cousin, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, die beiden einflussreichsten Reformationsfürsten ihrer Zeit auf den Plan. Beide sahen sich Elisabeth nicht nur ihrer engen Verwandtschaft wegen, sondern auch als Glaubensbrüder und später als politische Bundesgenossen verpflichtet.

Grundlage jeder Untersuchung rund um das Leben und Wirken der Elisabeth von Sachsen muss die von André Thieme und Jens Klingner bisher in zwei Bänden edierte Korrespondenz³ der Herzogin sein, welche wiederum auf die Ergebnisse der bislang einzigen Elisabethbiografie zurückgreift.⁴ Dabei leisten die Editoren nicht nur einen Beitrag zur Untersuchung der Reformation und der politischen Netzwerke der beginnenden Frühneuzeit.⁵ In der Gesamtschau ergeben die Briefe darüber hinaus ein kohärentes Bild eines frühneuzeitlichen Lebenswegs: Sowohl von den seelischen Schmerzen einer kinderlosen Fürstin⁶ als auch vom Gefühl sexueller Zurückweisung einer Ehefrau⁷ sowie von Krankheit und Gebre-

³ Die beiden Bände umfassen insgesamt 406 Briefe und ergänzende Quellen rund um das Leben und Wirken der Herzogin und stellen die Grundlage der vorliegenden Studie dar. Vgl. ANDRÉ THIEME (Hg.), Die Korrespondenz der Herzogin Elisabeth von Sachsen und ergänzende Quellen, Bd. 1: Die Jahre 1505 bis 1532 (Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 3.1), Leipzig 2010. Sowie: KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1).

⁴ Vgl. ELISABETH WERL, Elisabeth, Herzogin zu Sachsen, die Schwester Landgraf Philipps von Hessen. Eine deutsche evangelische Frau der Reformationszeit, Bd. 1: Jugend in Hessen und Ehezeit am sächsischen Hofe zu Dresden, Weida 1938. Werls inhaltliche Aufarbeitung der Elisabethkorrespondenz jedoch hält geschichtswissenschaftlichen Maßstäben an vielen Stellen nicht stand: In ihrem Bemühen, Elisabeth als heroische Vorreiterin des Deutschtums und Protestantismus zu konstruieren, glättet Werl unliebsame Zeugnisse all der Neigungen Elisabeths, die ihren persönlichen Überzeugungen widersprechen. Vgl. auch die Einordnung ihrer Arbeit durch THIEME, Korrespondenz 1 (wie Anm. 3), S. XII f. Für den Ehebruchkomplex von Relevanz sind vor allem die Behauptungen Werls, bei der Ehe des Herzogspaares habe es sich um eine Liebesbeziehung gehandelt, sowie dem Motiv der externen „bösen Beratung“ als Entschuldigung der fürstlichen Akteure. Beide werden im Lauf der Analyse Erwähnung finden.

⁵ Dabei zeigen die Briefwechsel Elisabeth als einflussreiches Bindeglied hochadliger Familien. Die höchst variable politische Relevanz weiblicher Korrespondenzen beschreibt Dörthe Buchhester in ihrer Untersuchung zu Elisabeths Cousine Maria von Sachsen (1515–1583). Vgl. DÖRTHE BUCHHESTER, Die Familie der Fürstin. Die herzoglichen Häuser der Pommern und Sachsen im 16. Jahrhundert: Erziehung, Bücher, Briefe (Kultureller Wandel vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit 15), Frankfurt am Main 2015, S. 252.

⁶ So klagt Elisabeth im Angesicht einer enttäuschten Schwangerschaftshoffnung gegenüber ihrem Vertrauten, dem sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich: *Und mir wert gesag, wie m[ein] vatter salt for haben, wie wilt ettwast keint mir for nehmen, wan west, das ych nich swer ge [...]*. THIEME, Korrespondenz 1 (wie Anm. 3), Nr. 123, S. 229.

⁷ Ein Beispiel aus dem Jahr 1533 aus einem Brief an den Kurfürsten: *Er [Herzog Johann] hat aber mal sey der ostem ney bey mir geleygen; nich west ich, ob es im vorbotten yst, ob sey mich auff dey brouffe setzsen, ob sey wollen sen, was ich im schelte fourre*. KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 81, S. 164.

chen⁸ erzählt Elisabeth unumwunden und direkt. All diese Aspekte bieten das Potenzial, den aktuellen Kenntnisstand der Fürsten- und Hofforschung gewinnbringend zu erweitern, wobei eine eingehende Beschäftigung mit der Elisabethkorrespondenz weiterhin als Desiderat zu bezeichnen ist.⁹

Das von Thieme und Klingner erarbeitete Quellenkorpus rund um Elisabeth von Sachsen ist besonders in Bezug auf den Ehebruchkomplex des Jahres 1533 sehr ergiebig: Nicht nur wurde diese dramatische Episode ihres Lebens aufgrund ihrer emotionalen Intensität außerordentlich dicht überliefert und wissenschaftlich ausgewertet. Darüber hinaus finden sich im zweiten Band der Edition neben den zahlreichen Briefwechseln der Herzogin bezüglich ihrer schwierigen Situation auch detaillierte Protokolle der Verhandlungen zwischen Georg und Philipp von Hessen, welcher als Elisabeths Fürsprecher auftritt. Da sie einen verhältnismäßig neutralen Einblick in die Abläufe bieten, sind die von den sächsischen Räten verfassten Aufzeichnungen von unschätzbarem Wert. In mehrseitigen Plädoyers nehmen Georg von Sachsen, Philipp sowie Elisabeth selbst zu ihrem vermeintlichen Ehebruch Stellung, werfen sich gegenseitig sowie verschiedenen anderen Akteuren am Hof Manipulation und Verleumdung vor und nutzen dabei alle erdenklichen argumentatorischen und rhetorischen Mittel. Die Protokolle geben somit einen anderen, höchst wertvollen Blickwinkel auf das Wirken der

⁸ Allein in den durch die Edition bisher erfassten Jahren 1505 bis 1534 litt Elisabeth mitunter stark an den verschiedensten Gebrechen, unter anderem an Rheuma (*Und bit euer libe wolt mich ent schuldig haben, das ich euer libe nit selber geschriben habe, den mir ist ein flos in die asel und die hand gefallen, das ich nit schreiben kann.* Ebd., Nr. 90, S. 178). Für die späteren Jahre konnte Robert Jütte darüber hinaus eine Syphilis-Erkrankung der Herzogin nachweisen. Vgl. dazu ROBERT JÜTTE, Die Leiden der Herzogin Elisabeth von Rochlitz, der Schwester Philipps des Großmütigen, in: Werner Buchholz/Stefan Kroll (Hg.), Quantität und Struktur. Festschrift für Kersten Krüger zum 60. Geburtstag, Rostock 1999, S. 337–356, hier S. 342 f.

⁹ Neben Werls weiterhin grundlegendem biografischen Zugang existieren einige wenige Detailstudien zu einzelnen Lebensumständen der sächsischen Herzogin. Zu nennen wären aus der neueren Forschung JÜTTE, Die Leiden der Herzogin Elisabeth (wie Anm. 8); ANNE-SIMONE ROUS, Fürstinnen als Ehestifterinnen im konfessionellen Zeitalter, in: Daniel Gehrt/Vera von der Osten-Sacken (Hg.), Fürstinnen und Konfession. Beiträge hochadliger Frauen zu Religionspolitik und Bekenntnisbildung (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 104), Göttingen/Bristol 2015, S. 107–124; ANNE-SIMONE ROUS, Die Geheimschrift der Herzogin Elisabeth von Rochlitz im Schmalkaldischen Krieg 1546/47, in: Simona Schellenberger/André Thieme/Dirk Welich (Hg.), Eine starke Frauengeschichte. 500 Jahre Reformation, Markkleeberg 2014, S. 47–51; sowie verschiedene Aufsätze der beiden Editoren, vor allem ANDRÉ THIEME, Religiöse Rhetorik und symbolische Kommunikation. Herzogin Elisabeth am Dresdner Hof (1517–1537), in: Winfried Müller (Hg.), Perspektiven der Reformationsforschung in Sachsen. Ehrenkolloquium zum 80. Geburtstag von Karlheinz Blaschke (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 12), Dresden 2008, S. 95–106; sowie ANDRÉ THIEME, Glaube und Ohnmacht? Herzogin Elisabeth von Rochlitz am Dresdner Hof, in: Enno Bünz/Stefan Rhein/Günther Wartenberg (Hg.), Glaube und Macht. Theologie, Politik und Kunst im Jahrhundert der Reformation (Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt 5), Leipzig 2005, S. 149–174.

jungen Fürstin frei: Zusätzlich zu der privaten Innensicht, die die Briefe an ihre Vertrauten ermöglichen, erleben wir Elisabeth hier „in Aktion“, sich selbst und die eigene Ehre verteidigend, im Angriff und im Rückzug, mal taktisch raffiniert, mal von starken Emotionen überwältigt. Die sorgfältige und nachhaltige Protokollierung der Verhandlungen durch die Räte kann somit nur als quellenmäßiger Glücksfall bezeichnet werden, der nach einer eingehenden Untersuchung verlangt.¹⁰

Die folgenden Ausführungen stützen sich vor allem auf die Überlegungen zur Prozesshaftigkeit der vormodernen Verhandlung von Matthias Köhler¹¹ sowie einer Forschungsgruppe des Münsteraner Sonderforschungsbereichs 1150 „Kulturen des Entscheidens“¹². Das Phänomen der Verhandlung ist dabei auf zwei Ebenen zu verstehen. Als Instrument der Entscheidungsfindung stellt die Verhandlung das Zusammentreffen zweier Parteien dar, zwischen denen eine „Zone der Übereinkunft“¹³ besteht. Die Verhandlung verspricht somit einen oder mehrere potenzielle Ausgänge, die für beide Seiten attraktiver sind als ihre jeweiligen Alternativen.¹⁴ Neben den inhaltlichen Abläufen des ‚Bargaining‘ jedoch ist jede Verhandlung auch als symbolische Interaktion zu interpretieren: Den berühmten Satz von der Unmöglichkeit menschlicher Nicht-Kommunikation¹⁵ ausbauend, begreifen die Münsteraner Forscher den abstrakten Sinn der Argumentation

¹⁰ Nichtsdestotrotz muss selbstverständlich von einer geringfügigen Verzerrung des Gesagten durch fehlerhafte und stellenweise nachlässige Protokollierung ausgegangen werden: So gestehen die Räte Georgs selbst gegenüber Philipp dem Großmütigen ein, sie könnten seine Anliegen ihrem Herrn nur vortragen, *sovil sie behaltten mugen* (KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 17). Um aus dieser indirekten Kommunikationssituation potenziell erwachsende Fehlschlüsse zu vermeiden, wird im Folgenden die rhetorische Analyse in den Hintergrund gestellt und vorrangig der argumentatorischen Ebene Aufmerksamkeit gewidmet.

¹¹ Vgl. MATTHIAS KÖHLER, Strategie und Symbolik. Verhandeln auf dem Kongress von Nimwegen (Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven 3), Köln/Weimar/Wien 2011. Aufgrund der enormen zeitlichen Differenz der vorliegenden Quellen zu den im Werk untersuchten Verhandlungen von Nimwegen werden hier nur sehr basale Erkenntnisse zur Analyse herangezogen, die durchaus auf die vorliegenden Streitmechanismen übertragbar und für die Untersuchung gewinnbringend sind.

¹² Vgl. PHILIP HOFFMANN-REHNITZ/ANDRÉ KRISCHER/MATTHIAS POHLIG, Entscheiden als Problem der Geschichtswissenschaft, in: Zeitschrift für historische Forschung 45 (2018), S. 217-281.

¹³ KÖHLER, Strategie (wie Anm. 11), S. 300.

¹⁴ Vgl. ebd., S. 298-300. In diesem Fall wäre das Interesse der hessischen Geschwister die Ehrwiederherstellung der Elisabeth von Sachsen, während Georg der Bärtige, wie zu zeigen sein wird, hauptsächlich auf das Vermeiden von rufschädigenden Gerüchten bei Hofe abzielt. Zwischen diesen Interessen besteht prinzipiell eine Schnittmenge, die erreicht werden könnte. Selbstverständlich spielen aber weitere Faktoren in die Entscheidungsfindung beider Parteien hinein, die eine solche konfliktfreie Konsensfindung verhindern.

¹⁵ Vgl. PAUL WATZLAWICK/JANET BEAVIN/DON JACKSON, Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, Bern/Stuttgart/Wien 52007, S. 50-53.

gleichsam als Aushandeln von Rollen, Rang und Status.¹⁶ Dieses ‚Bargaining‘ auf symbolischer Ebene greift auch Köhler unter dem Begriff der „Konstruktion und Dekonstruktion sozialer Realitäten“¹⁷ als grundlegend relevanten Prozess auf.

Eine vollständige Analyse der fürstlichen Streitgespräche vom Februar 1533 muss somit sowohl auf inhaltlicher als auch auf symbolischer Ebene angegangen werden. Außerdem wird zur besseren Nachvollziehbarkeit eine weitere Zerteilung vorgenommen: Der erste Analyseteil (Kap. I–V) beginnt kleinschrittig mit der Untersuchung der jeweiligen Argumentationsstrategien, damit im zweiten Teil (Kap. VI–VII) die innerhalb der Verhandlungen mehr oder weniger unterschwellig aufscheinenden Konfliktfelder herausgearbeitet werden können. Ziel ist letztendlich die Erschließung der Streitprotokolle im Hinblick auf Aufbau und innere Logik der jeweiligen Argumentationen, Wirksamkeit oder Ergebnislosigkeit der Plädoyers und schließlich ihrer Aussage über fürstliche Selbstwahrnehmung in Kassel und Dresden.

I. Die Februar-Verhandlungen zu Dresden

In einem ausführlichen Klagebrief wendet sich Elisabeth von Sachsen Ende November des Jahres 1531 an ihren Cousin, den ernestinischen Kurfürsten.¹⁸ Ihre Lage hatte sich seit ihrer Heimfahrt stetig verschlechtert, was sich nun auch in substanziellen Beschwerden äußerte: Sowohl ihre geistige als auch körperliche Gesundheit sei laut Elisabeth bei all dem Leid der letzten Tage in Gefahr, selbst ihre ausbleibende Schwangerschaft lasse sich letztendlich darauf zurückführen.¹⁹ Die Urheber ihres Unglücks findet Elisabeth im eigenen Haus: *Ych wolt e[uer] l[ieben] wunder sagen, H[einrich] v[on] Schlintz²⁰ und H[ans] v[on] Schonberg²¹ dey dreyben est.*²² Wann die der Herzogin feindselig gesinnten Hofräte die Anklage der Untreue erstmals publik machten, lässt sich aus den Briefen nicht exakt bestimmen. Kurz vor Jahreswechsel 1532/1533 allerdings wirkten die diesbezüglichen Maßnahmen Herzog Georgs gegen Elisabeth bereits derart einschneidend,²³

¹⁶ Vgl. HOFFMANN-REHNITZ/KRISCHER/POHLIG, Entscheiden (wie Anm. 12), S. 249.

¹⁷ KÖHLER, Strategie (wie Anm. 11), S. 307.

¹⁸ *M[ein] h[ertz] a[ller] l[iebster] b[ruder] [...] ych hab sorge, es wert mir sein dan ein boust yar.* THIEME, Korrespondenz 1 (wie Anm. 3), Nr. 182, S. 320. Die intime Ansprache verdeutlicht einmal mehr die emotionale Nähe Elisabeths zu Johann Friedrich.

¹⁹ *Ych herm mich und denck mich gar doult und krantz; ych bin yetz ein tzeytlang omer krantz gewest. Ych berge mich so ser ych kant, das ych sei nar nich erfrawen will. [...] E[uer] l[ieben] denck im dach nach, mich doncket weyt von dannen wer gut vor den schousz [...].* Ebd., Nr. 180, S. 316 f.

²⁰ Heinrich von Schleinitz, ein sächsisch-albertinischer Hofrat und enger Vertrauter des Herzogs. Vgl. ebd., S. 318, Anm. 2751.

²¹ Hans von Schönberg, ebenfalls ein Rat Georgs. Vgl. ebd., Anm. 2752.

²² Ebd., Nr. 180, S. 318.

²³ So sei es ihr verboten, Bücher zu lesen, und die Hofmeisterin wache ständig über sie. Vgl. ebd.

dass sie sich fühlte, als sei sie bei einem Pharao, *dan er starret ye lenger ye serer*.²⁴ In den folgenden Monaten sollte die ‚Causa Elisabeth‘ nur allzu deutlich die gravierende Bedeutung einer Ehebruchbeschuldigung gegen eine Fürstin ihrer Zeit demonstrieren. Wiederholt äußert sie gegenüber ihren Briefpartnern echte Furcht um Leib und Leben am Dresdner Hof,²⁵ und spricht außerdem an mehreren Stellen von einer Drohung Herzog Georgs, er wolle sie einsperren lassen.²⁶ Die Ankündigung der Herzogin, sollte ihre Ehre nicht baldigst wiederhergestellt sein, *so laff ych [Elisabeth] bei meyn eir dar von*,²⁷ hat sich zwar nicht bewahrheitet, allerdings sind Beispiele von Fluchtaktionen hochadliger Frauen vor der Gewalt des Vormunds im ausgehenden Mittelalter und zu Beginn der Frühen Neuzeit bekannt.²⁸ Einige Bemerkungen ihrer Unterstützer in der Korrespondenz²⁹ sprechen außerdem stark für eine ernsthafte Befürchtung, Elisabeth sei am Dresdner Hof nicht sicher.³⁰ Dementsprechend intensiv bemühte sich der Landgraf im Februar des darauffolgenden Jahres um die Wiederherstellung der Ehre seiner Schwester am Hof des Schwiegervaters.

²⁴ Ebd.

²⁵ *Ich hab sorge, sey werten mir vorgeben* (gemeint ist wohl vergiften). KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 61, S. 136.

²⁶ *M[ein] h[ertzt] l[iebst] b[ruder], ich forcht mich vor dem insperen*. Ebd., S. 137. Die vermeintliche Einmauerungsdrohung kommt in den Protokollen ebenfalls zur Sprache.

²⁷ THIEME, Korrespondenz 1 (wie Anm. 3), Nr. 180, S. 317.

²⁸ So beispielsweise Herzogin Sabina von Württemberg, deren Gemahl Herzog Ulrich im Vorausgang einen Mord begangen hatte. Sie und die Markgräfin Elisabeth von Brandenburg finden Erwähnung in Elisabeths Briefen als potenzielle Vorbilder: *So hat er [Herzog Georg] gesaet, das ers der orsachen halben under wegen gelasen hat, denn die von Wyrdenberg ist auch enweg gefurt, das gleychen auch die marck grefen*. KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 88, S. 173. Vgl. zu diesem Fall: FRANZ BRENDLE, *Dynastie, Reich und Reformation. Die württembergischen Herzöge Ulrich und Christoph, die Habsburger und Frankreich* (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B/141), Stuttgart 1998, S. 25-57.

²⁹ Unter anderem der dringende Rat der Kurfürsten, Elisabeth solle sich in der Abendmahlfrage einige Zeit zurückhalten, um den Zorn Georgs nicht weiter zu nähren. [...] *das esuer] l[ieben] aus fyllen ursachen zcu Hessen ostern anstehen lyessen und sunderlychen aus den, das esuer] l[ieben] schwerlychen an besondere far werde gereychen werden [...]*. KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 51, S. 110.

³⁰ WELICH stellt demgegenüber für die Reformationszeit die Tendenz fest, die vom kanonischen Recht geforderte Höchststrafe für Untreue nicht mehr umzusetzen. Vgl. DIRK WELICH, *Ehebruch – Sünde oder eine frühe Form von Gleichberechtigung?*, in: Schellenberger/Thieme/Welich, *Eine starke Frauengeschichte* (wie Anm. 9), S. 57-63, hier S. 57. Der Aufsatz beschäftigt sich allerdings vornehmlich mit dem kursächsischen reformierten Recht und lässt somit nur bedingt Schlüsse auf die albertinische Tradition zu. Ob Herzog Georg und seine Räte je tatsächlich die Absicht hatten, Elisabeth körperlich zu schaden, lässt sich nicht mehr feststellen.

II. Das symbolische Gewicht von Formalitäten

Wie oben angedeutet, muss eine ganzheitliche Analyse der Verhandlungen im Jahr 1533 nicht nur auf inhaltlicher, sondern auch auf symbolischer Ebene erfolgen. Das Zustandekommen der Kommunikation zwischen Philipp und Georg verdient dabei gesonderte Aufmerksamkeit, da es für sich genommen bereits eine Verhandlung, ja geradezu ein fürstliches Kräftemessen darstellt. So verzeichnen die Protokolle im Verlauf der Verhandlungstage mehrere Aufforderungen Georgs, der Landgraf möge sich zu einer persönlichen Besprechung bei ihm einfinden, woraufhin Philipp wiederholt auf eine im Vorhinein getroffene Vereinbarung hinweist, *das unser kainer dem andern reden, das zu beschwerung reichen mocht, sunder durch die rete*.³¹ Grund für die Ablehnung einer privaten Unterredung unter vier Augen sei, so der Landgraf, das *zornigk[e]*³² Wesen Georgs, welches einer gesitteten Auseinandersetzung im Weg stehe. Durch sein Beharren auf einen formellen Verhandlungsrahmen verleiht Philipp den Gesprächen den Eindruck von Seriosität und Unparteilichkeit, die ihren höchsten Ausdruck in der detaillierten Protokollführung findet, welche durch die körperliche Abwesenheit der streitenden Parteien notwendig wird. Die Protokollanten fungieren somit nicht nur als Mittler, sondern symbolisieren auch ein gewisses Maß an Verantwortlichkeit der Fürsten für das eigene Wort.³³ Die Normierung und Bürokratisierung von Verwaltungsgeschäften sowie die zunehmende Bedeutung von Schriftlichkeit als Garantie von Nachvollziehbarkeit und Verantwortlichkeit sind von der historischen Forschung als Kennzeichen der anbrechenden Renaissance, als charakteristisch für die Entwicklung zum barocken Fürstentum gekennzeichnet worden.³⁴ Indem Philipp sich also für eine indirekte, verschriftlichte Verhandlungsform ausspricht, handelt er im Sinne einer frühneuzeitlichen Modernisierungstendenz.³⁵

³¹ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 6, S. 10.

³² Ebd., Nr. 8, S. 19.

³³ Die aussagekräftige Symbolik eines nüchternen, von „inszenierter Rationalität“ geprägten Verhandlungsrahmens beschreiben Philip Hoffmann-Rehnitz, André Krischer und Matthias Pohl in ihrem Aufsatz über das Entscheiden als geschichtswissenschaftliches Problem: „Eine miterlebte Protokollführung oder andere, für die Teilnehmer nicht einsehbare Mitschriften erinnern die Beteiligten daran, dass es um folgenreiche und verbindliche Kommunikation geht, symbolisieren also die Macht des Verfahrens.“ HOFFMANN-REHNITZ/KRISCHER/POHLIG, Entscheiden (wie Anm. 12), S. 248.

³⁴ Diese „staatliche Verdichtung“ wird kontextualisiert in: BERND ROECK, Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance, München 2017, S. 627.

³⁵ Zu dieser Thematik sei aus Publikationen zum hessischen Landgrafen auch verwiesen auf Krüger, der Reformen unter Philipp dem Großmütigen eingehend untersucht. Er konstatiert unter anderem den wachsenden Einfluss Bürgerlicher im hessischen Hofrat, die zunehmende Zentralisierung und Spezialisierung von Mittelinstanzen sowie die erfolgreiche Besteuerung des Adels ab 1532. Vgl. KERSTEN KRÜGER, Finanzstaat Hessen 1500–1587. Staatsbildung im Übergang vom Domänenstaat zum Steuerstaat (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 24,5: Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landgrafen Philipp des Großmütigen 5), Marburg 1980, S. 51–64. Am Beispiel der habsburgischen Verwaltung auch CHRISTIAN LACKNER Die

Herzog Georg von Sachsen dagegen verfolgte eine grundsätzlich konträre Agenda: Auf die Forderung Philipps nach Überstellung der Verleumder reagierte der Herzog, Philipps ausgefeilter rhetorisch-argumentativer Taktik zum Trotz, nicht einlenkend. Zur Besprechung der genaueren Umstände, die zur Verdächtigung Elisabeths geführt hatten, sei er nur dann bereit, wenn der Landgraf *solche weiter antzaige aigener person von hertzog Jorgen horen wolte*.³⁶ Die Verweigerung eines schriftlichen Berichts über die Angelegenheit soll dabei einerseits verhindern, dass es *in ayn weiter geschrey keme*,³⁷ und andererseits die Reputation des albertinischen Hauses schützen, die mit dem Ehrverlust Elisabeths und dem Zerwürfnis mit dem Landgrafen ebenfalls gefährdet schien. Während der Landgraf auf eine „Entbettung aus lokalen face-to-face-Kontexten“³⁸ abzielt, besteht Georg auf dem von ihm priorisierten geheimen Beratungs- und Entscheidungsmodus.³⁹ Die Vorgehensweise des Herzogs entspricht somit der von der Forschung als vormodern markierten Gewohnheit, Entscheidungen in vertraulichen Kreisen und unter Ausschluss einer größeren Öffentlichkeit zu fällen.⁴⁰

Der Anspruch, die Rahmenbedingungen der Verhandlung zu diktieren, geht allerdings über diese Geheimhaltungsstrategie des Herzogs hinaus und weist auf ein Überlegenheitsgefühl hin, das wohl aus der Seniorität eines Schwiegervaters

Entwicklung der landesfürstlichen Räte, Kanzleien und Verwaltungsapparate im Spätmittelalter und an der Wende zur Neuzeit, in: Michael Hochedlinger/Thomas Winkelbauer (Hg.), Herrschaftsverdichtung, Staatsbildung, Bürokratisierung. Verfassungs-, Verwaltungs- und Behördengeschichte der Frühen Neuzeit, Wien/München 2010, S. 395-406.

³⁶ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 19.

³⁷ Ebd.

³⁸ Die fördernde Wirkung von Verschriftlichung, Formalisierung und physischer Distanz der Verhandlungsparteien konstatieren Hoffmann-Rehnitz, Krischer und Pohligh in Bezug auf den frühneuzeitlichen Wandel von Entscheidungsprozessen und der Wahrscheinlichkeit einer Entscheidungsfindung. Vgl. HOFFMANN-REHNITZ/KRISCHER/POHLIGH, Entscheiden (wie Anm. 12), S. 258.

³⁹ Dass die Beratungen des albertinischen Herzogs kaum Verschriftlichung erfuhren und typischerweise in einem vertraulichen Kreis weniger Personen gehalten wurden, stellt VOLKMAR, Reform (wie Anm. 2), S. 92 f. heraus.

⁴⁰ Vgl. für das Mittelalter GERD ALTHOFF, Kontrolle der Macht. Formen und Regeln politischer Beratung im Mittelalter, Darmstadt 2016, S. 13. Es soll an dieser Stelle explizit keine Dichotomie zwischen dem modernisierenden Landgrafen und einem starr der Vergangenheit verhafteten Georg konstruiert werden. Auch für den albertinischen Herzog sind weitreichende Reformtätigkeiten, vor allem im kirchlichen Bereich, belegt (siehe dazu VOLKMAR, Reform (wie Anm. 2), S. 89). Eine theoretische Untermauerung der hier vertretenen Beobachtungen können nichtsdestotrotz die Überlegungen Reinhart Kosellecks zum Wesen des geschichtlichen Fortgangs bieten: Eine Anwendung seines Konzepts der „Zeitschichten“, welches er als dritte Alternative zu Linearität und Rekurrenz der Historie aufbaut, würde bedeuten, dass wir an der Wende zur Neuzeit mit Georgs und Philipps differierenden Verhandlungsgewohnheiten die Gleichzeitigkeit zweier ungleichzeitiger Phänomene feststellen können. REINHART KOSELLECK, Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt am Main 2003, S. 19-26. Eine kritische Besprechung des Theorems liefert ACHIM LANDWEHR, Von der ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘, in: Historische Zeitschrift 295 (2012), S. 1-34.

sowie aus Georgs Position als Haus- und Landesherr zu Dresden resultierte. Indem er den von Philipp vorgeschlagenen Kommunikationsweg über die Räte ablehnt, drängt der Herzog diesen in die Rolle des Bittstellers, die Philipp überraschend schnell akzeptiert. Nach einigen fehlgeschlagenen Kompromissvorschlägen seinerseits,⁴¹ erklärt Philipp den Räten, *wo es ime gefalle, wolttten sein fürstlichen gnaden auch an das vorgemelt vorgedinge mit ine zu gesprech komen.*⁴²

Georg erringt somit, der Idee vom „sozialen Sinn des Argumentierens [...] auf einer symbolischen, rollen- und statuskonstituierenden Ebene“⁴³ folgend, einen ersten Erfolg in der fürstlichen Auseinandersetzung: Mit dem Verweis auf seine „Exit-Option“⁴⁴ (*so wollen wir eur fürstlich gnadt [...] nicht vorhalten, das dismals in der sachen weitter zu handeln vorgeblich*)⁴⁵ gelingt es ihm, dem ihm rangmäßig ebenbürtigen Landgrafen die eigenen Konditionen zum Ablauf der Verhandlung aufzuzwingen.⁴⁶

Ob Georg auch auf inhaltlicher Ebene Dominanz über die hessischen Geschwister ausüben konnte, soll im Folgenden geklärt werden. Die Argumentationen der Fürsten werden dabei detailliert und beispielhaft kontrastiert und auf differierende Strategien und Motivationen hin beleuchtet.

III. Die Argumentation des Landgrafen Philipp

In der Verteidigung seiner des Ehebruchs bezichtigten Schwester verfolgte Philipp von Hessen am ersten Tag der Verhandlungen eine geschickte Doppelstrategie. In einem ersten, stark schmeichelnd ausgelegten Absatz steigt der Landgraf so mit der Betonung ein, die Verbindung Johanns (des Jüngeren) mit Elisabeth sei seit jeher als Ausdruck *sonderer freuntschafft*⁴⁷ zwischen *seiner fürstlichen gnaden her*

⁴¹ Unter anderem schlägt Philipp vor, persönlich zum Gespräch zu erscheinen, unter der Bedingung, dass der Herzog die Bekanntmachung der Verleumder in dieser Unterredung garantiere (*so hertzogk Jorge wollte sein f[ürstlichen] g[naden] vortrosten ader zusagen, das er seinen f[ürstlichen] g[naden] die anseger benennen woltte, so woltte sein fürst[lichen] gnad aigener person mit seinen f[ürstlichen] g[naden] in gesprech kommen.* KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 20). Die Antwort Georgs darauf knapp: *Ich weis kein andern anseger.* Ebd.

⁴² Damit bezieht sich Philipp auf die vormalig von ihm gestellten und von der Gegenseite rundheraus verweigerten Bedingungen. Vgl. Anm. 41.

⁴³ HOFFMANN-REHNITZ/KRISCHER/POHLIG, Entscheiden (wie Anm. 12), S. 249.

⁴⁴ Die Möglichkeit des Ausstiegs benennt Köhler als grundlegendes Mittel beider Parteien, wobei im besten Fall Verhandlungsmacht erworben werden kann. Vgl. KÖHLER, Strategie (wie Anm. 11), S. 298.

⁴⁵ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 20.

⁴⁶ Bei der Interpretation der Vorverhandlung als Sieg Georgs über Philipp müssen selbstverständlich auch der Altersunterschied sowie die verwandtschaftlichen Beziehungen als beeinflussende Faktoren mitgedacht werden.

⁴⁷ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 16. Vgl. zu Eheschließungen des Hochadels: KARL-HEINZ SPIESS, Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters. 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts, Stuttgart 2015, S. 75.

*vater selliger loblicher gedechtnus [und] herzog Jorgen*⁴⁸ verabredet und gedacht gewesen. Die Referenz auf den gemeinsamen Vater, Landgraf Wilhelm, wirkt dabei nicht nur besänftigend, sondern fungiert in erster Linie als Druckmittel, das geeignet ist, ein Verpflichtungsgefühl gegenüber den Nachkommen des verstorbenen Verbündeten hervorzurufen.⁴⁹ Davon ausgehend leitet Philipp über in eine schmeichelhafte Preisung des frommen Herzogs, den er offenbar als für derartige Komplimente empfänglich einschätzt. Geschickt verbindet er diesen Schachzug mit dem indirekten Lob Elisabeths, die ihm in aufrichtiger Zuneigung die Albertiner als Schwiegerfamilie ans Herz gelegt und so die Eheschließung des Landgrafen mit Herzog Georgs Tochter Christine wesentlich vorangetrieben habe.⁵⁰ Dabei soll einerseits die (vermeintlich) hohe Meinung Elisabeths vom Dresdner Hof besänftigend auf den Herzog wirken. Gleichzeitig lässt die Darstellung allerdings auch Elisabeths Qualität als Heiratsvermittlerin hervortreten und kennzeichnet sie als erfolgreiche und wohlthätige Fürstin.⁵¹ Auch eine lobende Erwähnung ihrer vermittelnden Rolle in den Packschen Händeln,⁵² die das Reich beinahe in einen Glaubenskrieg geführt hätten, folgt dieser Strategie.

Im Anschluss daran wechselt die Rede des Landgrafen derart den Tonfall, dass sie den Charakter einer Verteidigung gänzlich einbüßt. Um den Wahrheitsgehalt des Gesagten zu unterstreichen, wiederholt Philipp in wörtlicher Rede die von Georg an die Schwester herangetragene Ehebruchanklage sowie seine Drohung, Elisabeths vermeintlichen Liebhaber köpfen und die Herzogin selbst gefangen

⁴⁸ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 16.

⁴⁹ Die Freundschaft zwischen den Häusern gründete nicht nur auf enger Verwandtschaft und vielfachen dynastischen Eheschließungen, sondern wurde zusätzlich durch eine Erbeinung bestätigt. Dies betont Kurfürst Johann Friedrich im Oktober vor den ernestinischen und albertinischen Landschaften: *Wye wol sych der lantgraffe vorschen, h[ertzo]ch] Jorg werde irer altten herkommen freuntschafft halber, auch in betrachtung irer erverbruderung und erbeynung in dar myt verschont haben und sych nyt gewegert, seyn schwester aus verdacht zcu lassen.* Ebd., Nr. 105, S. 201.

⁵⁰ *Das hab seiner furstlichen gnaden schwester seinen furstlichen gnaden hertzog Jorgen und seine kinder so hoch gelobett, wie er hertzogk Jorge, so ein frommer man sey und die kinder so woll getzogen weren, und also dardurch sein furstlichen gnaden bewegt, das sein furstlichen gnaden ire gemalh genommen het.* Ebd., Nr. 8, S. 16.

⁵¹ Ein herausragendes Beispiel für Elisabeths Tätigkeit als Heiratsvermittlerin stellt der Fall der Hofdame Magdalena Pflug dar, für die die Herzogin mehrmals beim Kurfürsten Fürsprache hielt. Johann Friedrich möge Magdalena, so Elisabeths dringlicher Wunsch, nur mit einem evangelischen Mann verheiraten. Vgl. ebd., Nr. 116, S. 219 f. Zu weiteren Ehestiftungen Elisabeths vgl. ANNE-SIMONE ROUS, Fürstinnen als Ehestifterinnen (wie Anm. 9), S. 117 f.

⁵² Durch manipulative Schachzüge des Rates Otto von Pack, der den Landgrafen von der Existenz eines angeblichen katholischen Militärbündnisses, des Breslauer Bündnisses, überzeugen konnte, war das Reich an den Rand eines großen Krieges geraten. Nur wenig Erwähnung findet Elisabeth in den bisherigen Aufarbeitungen der sogenannten Packschen Händel (vgl. THIEME, Korrespondenz 1 (wie Anm. 3), S. XXV f.). Ihre Vermittlung zwischen Philipp und Pack ist jedoch quellenmäßig gut belegbar ebd., beispielsweise Nr. 136, S. 241-243 und Nr. 137, S. 244-246.

setzen zu lassen.⁵³ Das vermeintlich wörtliche Zitat des Herzogs ist strategisch geschickt platziert, da es in harschem Kontrast zur aufrichtigen Liebe Elisabeths für ihren Schwiegervater steht und die Unmäßigkeit des von Georg anvisierten Strafmaßes drastisch hervorhebt. Doch Philipps Klage über die ungerechte Behandlung macht nicht bei Elisabeth halt, die ja letztlich der Gewalt des Herzogs unterstand. In einem raffinierten Schachzug stellt Philipp weitergehend dar, wie das *gemain geschrey*,⁵⁴ das aus der Verleumdung der jungen Herzogin erfolgt sei, auch ihn, den hessischen Landgrafen betreffe, *dan sie were je seiner ffurstlichen] g[naden] schwester*.⁵⁵ Es ist davon auszugehen, dass die implizite Warnung keiner weiteren Ausführungen bedurfte, um von Georg in vollem Umfang verstanden zu werden: Der Landgraf fasste die Behandlung seiner Schwester am Dresdner Hof als persönliche Beleidigung auf, Georg riskierte gleichsam das Zerwürfnis mit einem mächtigen Reichsfürsten.⁵⁶

Um die Anschuldigung des Ehebruchs darüber hinaus als irrational zu markieren, bemüht Philipp im Anschluss ein weiteres wörtliches Zitat. Gegenüber sächsischen Räten soll Herzog Johann seinen unbedingten Glauben an die Unschuld seiner Gemahlin ausgedrückt und dem Vater somit offen widersprochen haben: *Mein her vater wolt mich gern überreden, Hainrich von Schonburg bul mir mit dem weibe. Aber ich glaubs nicht, ich wais, das ich ein from weib habe*.⁵⁷ Diese vermeintliche Treuebezeugung Johanns hat zu der Annahme geführt, die Bezeichnung der Untreue habe das Vertrauen zwischen den Eheleuten nicht grundlegend beeinträchtigt.⁵⁸ Dabei wurde weithin die Tatsache vernachlässigt, dass die Aussage Johanns nur durch die Rede des Landgrafen überliefert ist, in der sie, wie oben dargelegt, einem eindeutigen argumentatorischen Zweck diene. Die übrigen Quellen sprechen dagegen eine deutliche Sprache bezüglich der Positionierung Johanns von Sachsen im Ehebruchstreit: Nicht nur lehnte der junge Herzog mehrmals die ihm von Philipp und dem Kurfürsten angetragenen Angebote ab, seiner Gemahlin und ihm zu einer eigenen Residenz zu verhelfen, welche dem Ehepaar größere Selbstbestimmung und Unabhängigkeit von den Spannungen des Dresd-

⁵³ [...] *das hertzog Jorge auff ain zeit wider seiner furstlichen gnaden sein tochter, gesagt: „Tochter, es gehen etzlich leutte den abendt ins frawen zimmer und den morgen wider herab. Wo das mehr geschiet will ich ime in euer gegenwertickait den kopff herab haben und euch vormauern lassen“*. KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 16.

⁵⁴ Ebd., S. 17.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Dass der Hesse für die Ehrenrettung seiner Schwester durchaus ins Feld gezogen wäre, ergibt sich auch aus der Korrespondenz der Geschwister. So schrieb Elisabeth im April nach Hessen in Bezug auf Philipps Einsatzbereitschaft: *Auch gefelt mir der fruntschafft for nehmen ser wol und das an dragen allen halben auch das kurfursten und dein bedencken, dan was kant dey armme lant schaff dar tzu, das sey meyn entgelten sllen, das sey ober tzhougen sallen wertten*. Ebd., Nr. 61, S. 137.

⁵⁷ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 17.

⁵⁸ Vgl. ebd., S. X.

ner Hofes versprach.⁵⁹ Aus dem Herbst 1533 datiert darüber hinaus ein Verhaltenskodex, den Vater und Sohn an die Herzogin herantrugen, um ihr Verhalten bei Hofe zu korrigieren. Ab sofort sei es Elisabeth weder gestattet, ohne Johanns Wissen Korrespondenzen zu führen, noch solle sie mit den Räten, Dienern und der Hofmeisterin in ihrer gewohnten Weise Umgang haben. All dies diene letztendlich dem Ziel, für die sündige Herzogin *Got[es] holt und gnad wider zcuerlangen*.⁶⁰ Es ist unter Betrachtung dieser Aspekte wenigstens zweifelhaft, dass Herzog Johanns Vertrauen in seine Ehefrau von den Verdächtigungen tatsächlich unberührt blieb. Indem er dies allerdings behauptet, spielt der Landgraf somit die sonst so einig auftretenden albertinischen Herzöge manipulativ gegeneinander aus und isoliert Georg als Einzelgänger in einer irrigen Mission.

Nach dieser offensiven Anklage, die durchaus Potenzial bietet, den als jähzornig bekannten Georg ernsthaft zu verärgern,⁶¹ fällt Philipp im Rahmen einer Petition auf einen versöhnlicheren Tonfall zurück, indem er dem Herzog einen Ausweg ohne Ehrverlust bietet: Die hessischen Geschwister gäben *hertzogk Jorgen in dem allen kain schuldt*⁶² und er solle nur die Namen derjenigen preisgeben, die mit ihren Verleumdungen für das Missverständnis verantwortlich zeichneten. Seine Strategie rundet der Landgraf mit einer abschließenden Bemerkung ab, die die Selbstinszenierung Philipps vor den sächsischen Räten grundlegend charakterisiert: Sobald die Verleumder bekannt seien, so erklärt der Hesse, solle sich seine Schwester vor ihnen verantworten und, *wo sie aber dermassen schuldig were, wollten sie sein furstlichen gnaden selber straffen helffen*.⁶³ Philipp wird so zum Verfechter von Gerechtigkeit und Moral, er distanziert sich von jeglicher Parteilichkeit für Elisabeth.

Insgesamt bemüht der Landgraf einen komplexen Argumentationsstil, der auf verschiedenen Ebenen greift: Wie oben gezeigt werden konnte, inszeniert sich

⁵⁹ Beispielsweise im August 1533. Vgl. ebd., Nr. 95, S. 184.

⁶⁰ Ebd., Nr. 103, S. 196. Von einer innigen Beziehung zwischen Johann und Elisabeth ist demnach nicht auszugehen (anders WERL, Herzogin (wie Anm. 4), S. 100). Zu vielfältig sind die Beschwerden Elisabeths über die Untätigkeit ihres Gemahls im Angesicht ihres Kummers, zu eindeutig ihre Andeutungen, er stehe gänzlich unter dem Einfluss Herzog Georgs. Die Enttäuschung Elisabeths über das Verhalten ihres Gatten kulminiert in der Aussage vom März 1533, in der sie sich wünscht, sie hätte *ein man und der [...] [sie] so lieb het und [...] [sie] in wider wey hertzog Wilhelm und sein gemal*. KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 46, S. 101. Gemeint sind vermutlich Elisabeths Onkel Wilhelm I. und seine Gemahlin Anna von Braunschweig-Wolfenbüttel-Calenberg-Göttingen.

⁶¹ *Melde mich nicht*, sei laut WERL das Losungswort der Bediensteten und Höflinge unter Herzog Georg gewesen. WERL, Herzogin (wie Anm. 4), S. 63.

⁶² KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 6, S. 11. Diese Aussage steht selbstverständlich in logischem Widerspruch zu den vorigen Argumenten Philipps. Der Landgraf scheint hier jedoch davon auszugehen, dass der Herzog die Gelegenheit ergreifen würde, die Angelegenheit ohne weitere Entschuldigungen fallen zu lassen. Dass diese Rechnung nicht aufging, ergibt sich aus der Antwort des Herzogs.

⁶³ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 17.

Philipp sowohl auf symbolischer als auch auf instrumenteller Ebene als sachlicher Entscheider. Gleichzeitig verbindet er geschickt persönliche Schmeicheleien mit unterschweligen Drohungen und zeigt dem Herzog dann einen Weg aus der Krise auf, der seiner Reputation nicht schadet. Die Rede ist somit einerseits manipulativ, drückt gleichzeitig aber Philipps ehrliches Interesse an einer Lösung des Konflikts aus, indem konkrete und für Georg annehmbare Vorschläge zur Beilegung gemacht werden. Dass diese Kooperationsbereitschaft Philipps bei seinem Kontrahenten jedoch nicht auf offene Ohren stieß, wird sich in der nachfolgenden Analyse von Georgs Antwort zeigen.

IV. Herzog Georgs Gegenrede

Unter dem Titel *Ursprunck*⁶⁴ protokollierten die Räte Georgs Replik über das Zustandekommen des Verdachts gegen die Schwiegertochter. Dabei offenbart sich schnell eine Kerntaktik, die seinem obersten Ziel der Geheimhaltung und der Vermeidung von Öffentlichkeit dienlich sein soll: An öffentliche Bezeichnungen und Drohungen seinerseits will er sich nicht erinnern, noch seien ihm derartige Gerüchte bei Hof bekannt.⁶⁵

Stattdessen inszeniert der Herzog die Angelegenheit als missverstandene väterliche Fürsorge: Nach einer Betonung des eigenen Wohlwollens gegenüber seiner Schwiegertochter⁶⁶ kontrastiert er dieses mit dem jugendlichen Eigen- und Leichtsinns der Fürstin. Im Zuge seiner väterlichen Schutz- und Leitfunktion habe er ihren *grossen aigen willen*⁶⁷ mit Sorge beobachtet und seine Gattin Barbara⁶⁸ sowie die Hofmeisterin des Frauenzimmers⁶⁹ zu besonderer Aufmerksamkeit angehalten.⁷⁰ Nichtsdestotrotz habe sich bei der jungen Herzogin bald die Angewohn-

⁶⁴ Ebd., S. 21.

⁶⁵ Dabei streitet Georg im Besonderen ab, Elisabeth einmauern lassen zu wollen: *Auff den ersten artickell* [von Philipps Rede, vgl. Anm. 53] *dan s[ein] ff[ur]stlichen] g[naden] der dermassen geredt haben, sich nicht bekenne*. Ebd., S. 18.

⁶⁶ Er habe sie *ehrlich entpfangen, wie des hauses Sachssen herkommens were*. Ebd., S. 21.

⁶⁷ Ebd.

⁶⁸ Barbara war eine polnische Königstochter und durch Heirat Herzogin zu Sachsen. Über ihre Ehe mit Georg dem Bärtigen vgl. JÖRG ROGGE, *Die Wettiner. Aufstieg einer Dynastie im Mittelalter*, Stuttgart 2009, S. 190 f.

⁶⁹ Die Identität der Hofmeisterin bleibt ungeklärt. Nach einer Untersuchung Klingners kommen folgende, im relevanten Zeitraum am Dresdner Hof nachgewiesene adlige Frauen im Betracht: Barbara von der Sale, Agnes Pflugk und Elisabeth von Schönberg. Siehe KLINGNER, *Korrespondenz 2* (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 21, Anm. 84. Typischerweise übernahm die Hofmeisterin im späten Mittelalter eine erzieherische Funktion für die Hofdamen, achtete auf die Wahrung höfischer Sitten und überwachte die ein- und ausgehenden Personen. Vgl. GERRIT DEUTSCHLÄNDER, *Dienen lernen, um zu herrschen. Höfische Erziehung im ausgehenden Mittelalter (1450–1550)* (Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit 6) Berlin 2012, S. 87 f.

⁷⁰ Elisabeth aber habe diese väterliche Strenge *allewege zum ergsten vorstanden*. KLINGNER, *Korrespondenz 2* (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 21.

heit gezeigt, *das sie heut ain jung[en] gesellen vorgezogen, morgen den andern*.⁷¹ Als schließlich über die Hofmeisterin das Gerücht an ihn gelangt sei, Elisabeth hege eine besondere Leidenschaft für den albertinischen Rat Innozenz von Starschedel, habe Georg diesen diskret des Hofes verwiesen. Die heimliche Entfernung unliebsamer Personen fügt sich hier in die oben dargelegte Praxis der Geheimhaltung und Intransparenz ein, die ein Charakteristikum der herzoglichen Strategie darstellt.⁷² Gleichzeitig verdeutlicht sie den schwerwiegenden Charakter der Anschuldigung: Allein der Verdacht einer möglichen Liebschaft genügte, um den Beschuldigten um seine Position am Hof zu bringen!

Aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive ist die weitere Argumentation des Herzogs höchst interessant: Nachdem Elisabeth wenig später erkrankt war und ein Arzt aus Leipzig gerufen werden musste, nahm der Schwiegervater dies zum Anlass, um einen fachmännischen Blick auf die Natur ihres Leidens zu erlangen. Auf die Diagnose des Doktors hin, es handele sich um eine *beschwerung an irem herz[en]*,⁷³ erkundigte sich Georg laut Protokoll, *ob es aus lieb ader hermut sei*.⁷⁴ Indem er den Ursprung ihrer Schwermut erforscht – ein in adligen Kreisen des Mittelalters durchaus verbreiteter Gemütszustand⁷⁵ –, zeigt der Herzog eine Wahrnehmung von Liebe als messbarer Einheit, die sich in eindeutigen körperlichen Anzeichen äußert und somit als Beweismittel im Streit eingesetzt werden kann.

Dass Indizien und Beweise in Georgs Argumentation eine derart hervorgehobene Rolle spielen, spricht für einen gewissen Erfolg der von Philipp am Vortag vorgebrachten Anklage: Georg ist in Zugzwang geraten, er fühlt sich dem hessischen Landgrafen trotz des zuvor gezeigten Überlegenheitsgefühls erklärungs-pflichtig. So führt er weiter aus, es sei auch nach der Entfernung Innozenz von Starschedels nicht ruhig geworden um die junge Fürstin. Abermals auf Betreiben der Hofmeisterin sei nun bezüglich eines anderen Jungesellen Sorge entstanden,

⁷¹ Ebd.

⁷² Dass Georg sich der Existenz einer (vorreformatorischen) Öffentlichkeit bewusst war und diese in seinem Sinne beeinflusste, beschreibt ausführlich Volkmar am Beispiel der Kirchenpolitik des Herzogs. VOLKMAR, Reform (wie Anm. 2), S. 414 f. In seiner Untersuchung der wettinischen Familienbeziehungen während der Reformationszeit stellt auch Christian Winter eine Tendenz Herzog Georgs fest, interfamiliäre Zerwürfnisse nicht nach außen dringen zu lassen. Vgl. CHRISTIAN WINTER, Herzog Georg als Gegenspieler der ernestinischen Reformationsfürsten, in: Armin Kohnle/Manfred Rudersdorf/Marie Ulrike Jaros (Hg.), Die Reformation. Fürsten – Höfe – Räume (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 42), Stuttgart 2017, S. 292-313, hier S. 306.

⁷³ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 22.

⁷⁴ Ebd.

⁷⁵ Vgl. CORDULA NOLTE, ‚der leib der hochst schatz‘ – zu fürstlicher Körperlichkeit, Gesunderhaltung und Lebenssicherung (1450–1550). Familien- und alltagsgeschichtliche Perspektiven, in: Jörg Rogge (Hg.), Fürstin und Fürst. Familienbeziehungen und Handlungsmöglichkeiten von hochadeligen Frauen im Mittelalter (Mittelalter-Forschungen 15), Ostfildern 2004, S. 45-92, hier S. 73.

der *wan ir gnad reitte, stets ain gantzen tag bei ir geritten* sei.⁷⁶ Doch dabei sei es nicht geblieben: Eines ihrer Pferde habe Elisabeth dem jungen Heinrich von Schönberg geschenkt und anlässlich eines Besuchs des Kurfürsten am Dresdner Hof habe sie dem Junggesellen obendrein noch einen Kranz geflochten und sich ihm in der Wahl ihrer Kleidung farblich angepasst.⁷⁷ Außerdem habe Anna von Honsberg, eine Hofdame und Kronzeugin in Georgs Stellungnahme, gegenüber Herzogin Barbara ihre Beobachtung geäußert, *Heinrich von Schonburg were des morgens vom frauen zimmer gang[en]*.⁷⁸

Dass diese Aussage den Fall keineswegs aufklärt, stellt sich in der Entgegnung Elisabeths heraus, in der sie die Glaubwürdigkeit der Zeugin erfolgreich infrage stellen kann. Am Beispiel der strittigen Zeugenaussage wird allerdings ein bestimmtes Merkmal der albertinischen Herrschaftspraxis deutlich, das von der Forschung bereits in anderen Zusammenhängen identifiziert wurde. Demnach kennzeichnet eine besonders konfliktarme Zusammenarbeit mit den Ständen die Regentschaft Georgs,⁷⁹ ein Umstand, den Elisabeth selbst in einem späten Brief über den Schwiegervater anerkennt: *Sey [die Stände] heyszen hz. Yorgen selgen nich anders dan ein foursten des frettes*.⁸⁰ Das Beispiel der Anna von Honsberg suggeriert gleichzeitig, dass der Herzog keinesfalls unwillig war, derartigen Gerüchten über seine eigensinnige Schwiegertochter Glauben zu schenken.⁸¹

Georgs Argumentationsstil wirkt im Kontrast mit der vorangegangenen Ansprache Philipps recht geradlinig: Unnachgiebig betont der Albertiner die dichte Beweislage, die gegen die Schwiegertochter spräche; eine mögliche Manipulation

⁷⁶ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 22.

⁷⁷ *Aber mein tochter machte den gantzen tag krentze und als der churf[urst] hierhere kommen, hat Heinrich von Schonberg ainen roten neilicken krantz am tanzt allaine eghapt und sonst keienr mehr, auch der churf[urst] keinen. Und als mein tochter an tanzt kommen, hat sie ayne farbe gehapt, weis grun leipfarbe. Hatte Heinrich von Schonberg derselb[en] farb hosen und wammes.* KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 25. Zur Rolle von Kleidung am spätmittelalterlichen Fürstenhof ausführlich: KIRSTEN FRIELING, Sehen und gesehen werden. Kleidung an Fürstenhöfen an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit (1450–1530) (Mittelalter-Forschungen 41), Ostfildern 2013, beispielsweise S. 266–274.

⁷⁸ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 26.

⁷⁹ Diese Charakteristik der Herrschaft Georgs entnimmt den Quellen OTTO VOSSLER, Herzog Georg der Bärtige und seine Ablehnung Luthers, in: Historische Zeitschrift 148 (1957), S. 272–291, hier S. 274.

⁸⁰ Der Brief datiert aus dem Jahr 1539, zwei Jahre nach der Einsetzung Elisabeths als souveräne Fürstin auf ihrem Witwensitz Rochlitz. Zum Zeitpunkt der Ausstellung war der Schwiegervater bereits verstorben, was möglicherweise zu dieser erstaunlich milden Bewertung seiner Herrschaft als ‚Friedensfürst‘ führte. Vgl. zu dem Brief sowie dem „kollegialen Beratungsmodus“ des Kirchenregiments Herzog Georgs: VOLKMAR, Reform (wie Anm. 2), S. 90–93. Vgl. auch REINER GROSS, Ernestinisches Kurfürstentum und albertinisches Herzogtum Sachsen zur Reformationszeit. Grundzüge außen- und innenpolitischer Entwicklung, in: Harald Marx/Cecilie Hollberg (Hg.), Glaube und Macht. Sachsen im Europa der Reformationszeit, Dresden 2004, S. 52–60, hier S. 56.

⁸¹ Der Grund für eine derartig feindliche Haltung gegenüber der Schwiegertochter ist freilich in den schon im Vorhinein erkennbaren konfessionellen Spannungen zu suchen.

oder Fehlleitung durch seine Informanten schließt er dabei kategorisch aus.⁸² Zu Verhandlungen erklärt er sich nur unter den eigenen Bedingungen bereit, Einverständnisse seinerseits kommen dabei nicht zustande. Aus seiner dominanten Position als doppelter Schwiegervater, mächtiger Reichsfürst und Hausherr zu Dresden heraus ist es ihm möglich, nicht nur die Rahmenbedingungen zu diktieren, sondern darüber hinaus den Fortgang der Verhandlung hartnäckig zu blockieren. Sein Pochen auf Informalität verweist dabei auf den Wunsch nach Vertuschung der Affäre, um die Reputation des Hauses zu schützen. Die Reaktion der jungen Elisabeth auf Georgs strenge Replik soll im Folgenden Betrachtung finden.

V. Die Stellungnahme Elisabeths

Die Existenz einer persönlichen Stellungnahme der Herzogin vom 8. Februar 1533 erscheint auf den ersten Blick rätselhaft, geht doch aus einer urkundlichen Vollmacht desselben Tages eindeutig hervor, dass Elisabeth ihren Bruder mit der Aufgabe ihrer Ehrverteidigung betraut hatte.⁸³ Der Abschluss ihrer Rede allerdings legt nahe, dass ihr Bericht nicht den direkten Weg an den Schwiegervater fand, sondern über den Landgrafen persönlich oder seine Räte an Herzog Georg herangetragen wurde.⁸⁴ Eine Erklärung für das Zustandekommen dieser indirekten Kommunikationssituation bieten die Quellen nicht. Scheute der Herzog die Konfrontation mit der selbstbewussten Hessin aus Sorge, sie könne ihn argumentativ übertrumpfen? Oder fühlte sich umgekehrt Elisabeth dem strengen Regenten und Schwiegervater nicht gewachsen?⁸⁵ Während Ersteres mit der oben dargelegten Strategie und Selbstwahrnehmung des Herzogs nahezu unvereinbar erscheint, ist in der Verteidigung Elisabeths allerdings auch keine zurückhaltende Schüchternheit spürbar. Im Gegenteil, der Stellungnahme Elisabeths von Sachsen ist das Selbstbewusstsein einer Frau zu entnehmen, die im Wissen und im Kampf um ihren fürstlichen Rang aufgewachsen ist.

⁸² *Warumb solt ich ainen, der mir ichtwas auff vortrawen sagt, melden.* KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 20.

⁸³ *Wir, Elisabeth, von Gottes gnaden gebornne lantgreffen zu Hessen und hertzogin zu Sachssen etc. bekennen zu diesem breffe, das wir unsserm fruntlichen, lieben bruder, landgraff Philipsen zu Hessen etc., bevelich und gewalt gegeben haben, die injurien, so uns von unserm schweher, hertzogk Yorgen zu Sachssen, und andern begegnet sein, gutlich ader rechtlich zu fordern und zu rechtfertigen und des halb einen yeden gepurlichen eidt in usser stelle zu schweren [...].* KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 9, S. 31.

⁸⁴ *Dis alles zeige ir g[naden] irem bruder an, uff das sein g[naden] ir unschuld vorstehn muge [...].* Ebd., Nr. 10, S. 43.

⁸⁵ Eine symbolische Lesart der Kommunikation könnte die oben angeführten Überlegungen auch umkehren und von einer Zurückweisung Elisabeths durch den Herzog ausgehen, die möglicherweise aus seinem Überlegenheitsgefühl resultiert. Eine Analyse der Symbolik von Formalitäten wäre hier durchaus interessant, ist jedoch aufgrund fehlender Grundlage in den Quellen nicht umsetzbar.

Ähnlich wie der gemeinsame Schwiegervater durch die Anklage des Landgrafen war Elisabeth von Sachsen durch Georgs Darstellung vom *ursprunck* in Zugzwang geraten: Zur Wiederherstellung ihrer Ehre war es ihr trotz der urkundlichen Übertragung dieser Aufgabe auf Philipp offenbar ein Anliegen, die ihr entgegengebrachten Vorwürfe persönlich zu entkräften. Dabei offenbart sich bei der Fürstin eine Argumentationscharakteristik, die zwischen dem Bemühen um Logik und Nachvollziehbarkeit auf der einen und einer impulsiven Wut über die Verleumdungen auf der anderen Seite changiert.

Die logisch-rationale Herangehensweise gelingt Elisabeth vor allem im ersten Abschnitt der Verteidigungsrede in Bezug auf ihre vermeintliche Liebschaft mit dem Hofrat Innozenz von Starschedel. So gesteht die Fürstin ein, es *sey war, das sie Starschedlun sehr genedig gewesen* sei,⁸⁶ und schützt sich so vor Täuschungsvorwürfen. Allerdings habe der Rat wiederum *ain jungfrau, aine von Miltitz lieb gehabt und derselben sei sie auch genedig gewesen*.⁸⁷ Indem sie sich als wohlthätige Ehevermittlerin zwischen zwei einander zugeneigten Mitgliedern des Hofes inszeniert, weist Elisabeth nicht nur die Vorwürfe ihr gegenüber zurück, sondern greift gleichsam, wie ihr Bruder, auf das Motiv der Eheanbahnung als ehrbare Tätigkeit einer Fürstin bei Hof zurück.

Auch auf den von Georg ins Feld geführten belastenden Umstand ihrer Krankheit im Zusammenhang mit dem Weggang des vermeintlichen Liebhabers Innozenz weiß Elisabeth sich zu rechtfertigen: Sie habe die Krankheit von einem Besuch in Hessen mitgebracht und außerdem etwas Schlechtes gegessen, erklärt Elisabeth und fügt an, dass *hertzogk Jorge dasselb selbst wisse*.⁸⁸ Der Vorwurf der bewussten Verleumdung durch den Herzog schwingt unweigerlich mit und offenbart das aufbrausende Wesen der jungen Schwiegertochter.

Anstatt dem Herzog persönlich die Verleumdung anzulasten, weicht Elisabeth allerdings kurz darauf auf das Motiv der schlechten Beratung als diplomatischen Kunstgriff aus: Indem sie die Verantwortung für bestimmte Entscheidungen auslagert, stilisiert Elisabeth Herzog Georg zum Opfer eines Täuschungsmanövers, den somit keine persönliche Schuld treffe.⁸⁹ So habe die Hofmeisterin das Gerücht um die angebliche Affäre mit Innozenz von Starschedel aus purem Eigennutz und

⁸⁶ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 10, S. 33.

⁸⁷ Ebd.

⁸⁸ Ebd., S. 34.

⁸⁹ Nach der Typologisierung von Entscheidungsprozessen durch die Forschergruppe des Münsteraner Sonderforschungsbereichs 1150 fällt das frühneuzeitliche Entscheiden unter Hinzuziehung von Räten unter die Kategorie der Externalisierung: „Diese Form der Externalisierung der Entscheidung an Dritte konnte legitimationsstiftende Effekte haben und die Kontingenzerfahrung, die mit dezisionistischen Sprüngen zumal im juristischen Verfahren einherging, minimieren.“ HOFFMANN-REHNITZ/KRISCHER/POHLIG, Entscheiden (wie Anm. 12), S. 239. Im vorliegenden Beispiel dient die Externalisierung, wie beschrieben, vorrangig der Entlastung des Fürsten, der nicht eigenmächtig, sondern unter Einfluss missgünstiger Stimmen entschieden habe.

ohne faktische Grundlage in die Welt gesetzt,⁹⁰ genau wie die albertinischen Räte Heinrich von Schleinitz und Hans von Schönberg *nyt iren gnaden zu gueten, sonder aus boeser anreizung und zuschiebung [...] hertzogk Jorgen dahin bewegt und beredt*⁹¹ hätten, Heinrich von Schönberg infolge der Reitepisode vom Hof zu entfernen. Tatsächlich aber sei weder mit dem einen noch mit dem anderen Höfling etwas Unrechtes geschehen.⁹²

In ihrem Versuch, Elisabeth zu einer moralisch unbescholtenen Heroin zu stilisieren, greift auch ihre Biografin Werl mehrfach auf das Bild der boshaften Hofmeisterin zurück, welche gemeinsam mit den Räten Heinrich von Schleinitz und Hans von Schönberg einen „Bruch zwischen Herzog Georg und Elisabeth“ habe erzeugen wollen.⁹³ Tatsächlich kann ein besonderes Vertrauen des albertinischen Herzogs in sein Hauspersonal an verschiedenen Stellen nachgewiesen werden, was eine starke Beeinflussung durch missgünstige Stimmen denkbar erscheinen lässt. So galt Georg zwar als strenger, jedoch stets gerechter Hausherr, der in einem engen Vertrauensverhältnis zu seinen Hofräten stand.⁹⁴ Dies wird an mehreren Stellen während der Verhandlungen sichtbar, beispielsweise in der vehementen Weigerung des Herzogs, die vermeintlichen Verleumder Elisabeths namentlich zu nennen.⁹⁵ Die enge Bindung Georgs an seine Räte wiederum bedeutet auch, dass der Herzog den ihm von Elisabeth angebotenen diplomatischen Ausweg wohl nicht akzeptieren konnte.

Mit der Strategie der Externalisierung von Schuld bricht die impulsive Herzogin so auch schnell. Besonders echauffiert sich Elisabeth in der Folge über die als Kernbeweismittel Georgs angeführte, vermeintlich belastende Zeugenaussage der inzwischen verstorbenen Anna von Honsberg, die den verdächtigen Adligen

⁹⁰ Elisabeth zufolge habe die Hofmeisterin eigene Interessen an einer Vermählung ihrer Tochter mit Innozenz gehabt und deshalb Grund, der Herzogin durch Rufschädigung zuzusetzen. Der genaue kausale Zusammenhang bleibt dabei in Elisabeths Ausführung unklar: *Das aber die hoffmaisterin von Einsiedel seiner lieb solchs angezaigt, sey darumb bescheen, das die hoffmaisterin ire tochter Barabara gern im, Starschedeln, gegeben bette.* KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 10, S. 33.

⁹¹ Ebd., S. 37.

⁹² Ebd., S. 33.

⁹³ WERL, Herzogin (wie Anm. 4), S. 91 f.

⁹⁴ Vgl. CHRISTOPH VOLKMAR, Der sächsisch-albertinische Hofrat in den ersten Regierungsjahren Herzog Georgs von Sachsen, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 72 (2001), S. 75-95, hier S. 81. So auch Rogge, der auf eine Neuerung in der Hofordnung hinweist, nach der die Hofräte ab 1502 auch in Abwesenheit des Herzogs beschlussfähig waren. ROGGE, Die Wettiner (wie Anm. 68), S. 193 f. Speziell werden hier die Räte Heinrich von Schleinitz, Dr. Simon Pistoris sowie Georg von Carlowitz als Vertraute des Herzogs genannt. Pistoris und Carlowitz waren nachweislich als Protokollanten an den Verhandlungen vom Februar 1533 beteiligt, während Schleinitz sowie Hans von Schönberg von Elisabeth als Urheber der Verleumdung genannt werden. KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 13, sowie ebd., Nr. 10, S. 37.

⁹⁵ *Warumb solt ich ainen, der mir ichtwas auff vortrawen sagt, melden.* KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 20.

Heinrich von Schönberg ins Frauenzimmer habe gehen sehen. Jegliche diplomatische Zurückhaltung nun aufgebend, wirft Elisabeth dem Herzog unlautere Mittel und Täuschung vor, indem *sein g[naden] ir vermutung[en] mit ainen todten bekrefftigen wolte, da doch sein g[naden] in irem leben irer g[naden] nie angezaigt het, das dieselb jungfrau solchs gesagt hett.*⁹⁶ Auf Elisabeths Nachforschungen hin habe sich außerdem herausgestellt, dass die Hofdame niemals etwas Derartiges behauptet habe.⁹⁷ Der offene Vorwurf der Manipulation erstaunt im Hinblick auf die an anderer Stelle geäußerte, ernsthafte Furcht der Herzogin vor dem strengen Schwiegervater⁹⁸ und verdeutlicht einmal mehr die Dringlichkeit ihres Anliegen.

Ein fast arroganter Übermut offenbart sich in ihrer Zurückweisung der Behauptung, sie habe ihrem Liebhaber einen Kranz geflochten und anlässlich des Besuchs des Kurfürsten überreicht. Dies sei eine Unterstellung, die jeglicher Grundlage entbehre, und *so die so s[einer] g[naden] gesagt, das Heinrich von Schonbergk allein ainen krantz gehabt, die augen aufgethan, hett[en] sie die andern [Kränze] auch gesehen.*⁹⁹ In Bezug auf die von Georg geleugnete Einmauerungsdrohung geht Elisabeth sogar so weit, anzudeuten, *das ir her vater ain alter betagt herr und mit vielen geschefften belad[en] sey, kondte sein g[naden] wol sein entpfallen ader ob es sein g[naden] aus ainen bewegten gemuet geredt het.*¹⁰⁰ Die Implikation, Herzog Georg sei aufgrund seines fortgeschrittenen Alters senil und reizbar und dementsprechend wenig zurechnungsfähig, imitiert dabei die Strategie Georgs, die junge Hessin als aufgrund ihrer Jugend leichtsinnig und erziehungsbedürftig darzustellen.¹⁰¹

Der Tonfall der Herzogin wirkt insgesamt deutlich aggressiver als der ihres Bruders, der schließlich als regierender Landesfürst gar reichspolitische Konsequenzen im Fall eines Bruchs mit dem Albertiner zu bedenken hatte.¹⁰² Während der Landgraf mithilfe der oben gezeigten Doppelstrategie von Anklage und Schmeichelei auf eine Lösung des Konflikts zielt, die den diplomatischen Beziehungen der Herrschaften nicht zu sehr schadet, mutet die Verteidigung der Angeklagten impulsiver und dementsprechend weniger ausgefeilt an. Zu tief sitzt bei Elisabeth der Ärger über die ihr entgegengebrachte Behandlung, als dass sie sich

⁹⁶ Ebd., Nr. 10, S. 39.

⁹⁷ *Dartzu hab ir g[naden] die frauen von Sathan* [Frau von Saathain, Gemahlin Heinrichs von Schleinitz, als Hofmeisterin Elisabeths nachweisbar] *gebeten, das die wolte von der Hunspergerin erfahren, ob sie es gesagt het ader nit, damit ander aus verdacht komen. Das hab die frau von Sathan getan und iren g[naden] wider gesagt, die von Hunspergk habe gesagt, sie habe solche rede nit gethan [...].* Ebd., S. 40.

⁹⁸ Wie Anm. 25 und 26.

⁹⁹ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 10, S. 38.

¹⁰⁰ Ebd., S. 40 f.

¹⁰¹ Siehe oben.

¹⁰² Nichtsdestotrotz lässt Philipp eine eindeutige Interventionsbereitschaft für die Sache seiner Schwester erkennen (vgl. Anm. 56).

mit taktischen Feinheiten in Zurückhaltung üben könnte.¹⁰³ Die Herzogin von Sachsen befand sich ab dem Jahr 1533 somit, wie die vorangegangene Analyse zeigen konnte, in offener Opposition gegenüber Herzog Georg. Es soll nun Ziel sein, die Hintergründe und unterliegenden Konfliktfelder auszuloten, die die Ehebruchstreitigkeiten derart forcierten, um abschließend deren sukzessive Eskalation sowie ihre schlussendliche Entspannung zu betrachten.

VI. Die Konfessionsfrage

Obwohl die konfessionellen Differenzen der beiden Parteien in den Verhandlungsprotokollen vom Februar kaum zur Sprache kommen, muss doch die Frage gestellt werden, ob dies auf eine geringe Bedeutung derselben für den Ehebruchkomplex hinweist. Es bietet sich stattdessen eine Lesart der Ehebruchverhandlungen an, nach der diese von der Konfessionsfrage als spannungsreicher Ausgangssituation durchdrungen waren. Demnach prägte die Konfessionsproblematik zwar nicht offensichtlich, aber doch unterschwellig den Verlauf der Auseinandersetzung mit.

Die Hinwendung Elisabeths zu den Lehren Luthers ist bei Elisabeth Werl bereits 1524, nach André Thieme spätestens ab dem Jahr 1526 fassbar.¹⁰⁴ Im Juni 1526 schließlich bat die Herzogin den (noch nicht an die Regierung gekommenen) Herzog Johann Friedrich von Sachsen, er möge sich auf einem christlichen Konzil über die Glaubensfrage mit Herzog Georg aussprechen, *und Mertteins wort auch dar bei sein müssen, aber da drof man mein her vatter auf das mal nicht von vor melten*.¹⁰⁵ Was als heimliche Neigung begann, entwickelte sich bei Elisabeth bald zu einer tiefen Überzeugung, der sie zunehmend Ausdruck zu verschaffen wünschte. Bereits ein Jahr vor der Eskalation finden die Spannungen Erwähnung in einem Schreiben Landgraf Philipps an den Cousin Johann Friedrich: *[...] ob sye schon des sacraments eyn weyll entberren solt, kann sye doch woll selyg werden*,¹⁰⁶ erklärt der Landgraf in Bezug auf die wohl schon früh einsetzende Weigerung

¹⁰³ Die Hintergründe dieses besonders selbstbewussten Auftretens der jungen Herzogin sollen im Anschluss untersucht werden. Dabei sind einerseits der stärkende Einfluss einer gefestigten religiösen Opposition, als auch andererseits spezifische biografische Aspekte zu bedenken.

¹⁰⁴ WERL, Herzogin (wie Anm. 4), S. 74, weist dabei dem von Herzog Georg berufenen Prediger Alexius Krosner eine bedeutende Rolle zu. Zu ihm vgl. BENJAMIN MÜSEGADES, Fürstliche Erziehung und Ausbildung im spätmittelalterlichen Reich (Mittelalter-Forschungen 47), Ostfildern 2014, S. 191. THIEME, Korrespondenz 1 (wie Anm. 3), S. XVI betont zudem eine veränderte Schreibgewohnheit der Herzogin: Ab dem Jahr 1526 konzentrierte sich ihre Korrespondenz fast ausschließlich auf ihre protestantischen Vertrauten wie den Bruder und den kurfürstlichen Cousin. Vgl. zu dieser Kommunikationsachse und Elisabeths Rolle im Schmalkaldischen Bund: ROUS, Geheimschrift (wie Anm. 9), S. 47-52.

¹⁰⁵ THIEME, Korrespondenz 1 (wie Anm. 3), Nr. 98, S. 179.

¹⁰⁶ Ebd., Nr. 170, S. 306.

Elisabeths, das Abendmahl nach altgläubiger Tradition in einer Gestalt zu empfangen. In seiner Erklärung gegenüber Philipp verbirgt Georg sein Entsetzen über diese Praxis wenig. Während mit Werl die These vertreten werden kann, dass die Beziehung Elisabeths und Georgs in den frühen Dresdner Jahren noch durchaus freundlich gewesen sein muss,¹⁰⁷ spricht einiges dafür, dass Georgs Abneigung gegenüber der Schwiegertochter außerhalb der Ehebruchproblematik zu suchen ist: *Ir horet nymmer kain gantze messe ad[er] predigt*,¹⁰⁸ wirft er ihr sehr abrupt gegen Ende seiner Darlegung vor und lässt den Streit somit in einem gänzlich neuen Licht erscheinen. Obwohl der schwelende Konfessionskonflikt zwischen dem altgläubigen Herzog und der lutherbegeisterten Elisabeth an dieser Stelle nicht vertieft wird, besteht doch kein Zweifel an der Schlagrichtung des Vorwurfs, die Fürstin führe *nicht ain christlich leben, sonder eyn teuffelisch*.¹⁰⁹ Neben seiner Besorgnis um Ehre und Ruf des albertinischen Hauses war die Konfessionsfrage für Georg zweifellos ebenso zentral.¹¹⁰

Wie schwerwiegend die Konversion der Schwiegertochter die Beziehung belastete, zeigt sich nicht nur vielfach in Elisabeths Korrespondenz,¹¹¹ sondern erklärt sich auch eindeutig aus der religiösen Prägung des Herzogs. Als Sohn einer wettinischen Nebenlinie war Georg auf eine geistliche Karriere vorbereitet worden, für seine Jugendjahre sind daher zahlreiche geistliche Ämter belegt,¹¹² und der umfangreiche Briefwechsel mit seiner Mutter, Herzogin Sidonia, belegt eine tiefe Frömmigkeit beider.¹¹³ In einem Brief an Martin Luther selbst erklärt Georg im Jahr 1525 wütend: *Aus deynen [Martin Luthers] leren und deynen junger wer-*

¹⁰⁷ Darauf weist eine wohl in die Jahre 1517/1518 zu datierende Gute-Nacht-Notiz der Herzogin an ihren Schwiegervater hin, in der sie ihn voller Zuneigung als *gnedige[n] her und hercz liebste[n] her und vatter* anspricht. Interessant ist die Verwendung der Formel *e[uer] g[naden]*, die unter Gleichrangigen selten zu finden ist und in diesem Fall wohl ihren besonderen Respekt vor der Seniorität des Herzogs ausdrücken soll. Ebd., Nr. 27, S. 77.

¹⁰⁸ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 8, S. 29.

¹⁰⁹ Ebd., S. 28.

¹¹⁰ Einen derartigen Zusammenhang deutet auch André Thieme in der Einleitung seiner Edition an. Vgl. THIEME, Korrespondenz 1 (wie Anm. 3), S. XVI.

¹¹¹ Die Klagen Elisabeths über die Bedrängungen durch Georg sind zahllos. So habe der Herzog beispielsweise im März 1533 die Herausgabe ihrer Luther-Bücher verlangt (KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 50, S. 107), im April habe er öffentlich von ihr als dem *feintt im hause* gesprochen (ebd., Nr. 58, S. 123). Diese Beispiele zeigen eindeutig, dass es sich bei Elisabeths Konversion nicht, wie dem Adel häufig vorgeworfen, um einen politisch-opportunistisch motivierten Glaubenswechsel handelte. Im Gegenteil, die widrigen Umstände der Konversion sprechen mehr noch als ihre Briefe für die genuine Überzeugung der Herzogin. Vgl. zur zeitgenössischen Bewertung adliger Konvertiten im Reformationszeitalter: RONALD ASCH, Vor dem Großen Krieg. Europa im Zeitalter der spanischen Friedensordnung 1598–1618, Darmstadt 2020, S. 117–121.

¹¹² Unter anderem jeweils ein Kanonikat in Mainz und Köln, siehe VOLKMAR, Reform (wie Anm. 2), S. 79–82.

¹¹³ Ebd.

den alle alte vorworffene ketzereyen wider ernauet, aller erlicher gotsdinst zurstort [...].¹¹⁴ Der kompromisslose Tonfall des Herzogs gegenüber Elisabeth ist als Indikator für die enorme Intensität der Spannungen am Dresdner Hof zu werten, die nicht zuletzt in einer ernsthaften Vergiftungsangst zum Ausdruck kommt.¹¹⁵ Von der Sündhaftigkeit ihres Handelns zutiefst überzeugt, offenbart Georg mit den eingestreuten konfessionellen Anfeindungen ein besonders ausgeprägtes Sendungsbewusstsein, das für ihn den Kampf für den wahren Glauben zur allgegenwärtigen Handlungsmaxime werden lässt.¹¹⁶

Und auch der jungen Protestantin gelingt es nicht, die allgegenwärtige konfessionelle Spannung in ihrer Verteidigung vor dem Schwiegervater unerwähnt zu lassen. In Bezug auf die fragliche Aussage der Anna von Honsberg erklärt Elisabeth, die Hofdame habe diese abgestritten, *sowar als sie das sacrament empfangen*.¹¹⁷ Die Erwähnung der Kommunion kann hier als provokative Anspielung auf die Abendmahlsproblematik gelesen werden, die seit einiger Zeit den schwelenden Konfessionskonflikt zwischen den beiden Parteien intensiviert.¹¹⁸ Auch die erhellenden Ausführungen André Thiemes über die symbolische Transzendierung profaner Konflikte durch das Einflechten religiöser Rhetorik gilt es hier zu bedenken. Demnach schaffte die Herzogin durch „kontinuierliche Bezugnahme auf die göttliche Weisheit und Leitung“¹¹⁹ eine Deutungshoheit, die ihr in weltlichen Dingen gegenüber dem strengen Schwiegervater entglitten war. Die nachfolgend zu untersuchende Selbstsicherheit Elisabeths im Kampf um Einflussspielräume bei Hof lässt sich dementsprechend wohl auch aus einer besonderen moralischen Festigung in der religiösen Opposition gegen Georg und ihrem überzeugten Luthertum heraus verstehen.

VII. Elisabeths Stellung am Hof

Doch nicht nur die Konfessionsfrage stand im Jahr 1533 einer friedlichen Konsensfindung im Weg. Ein zweiter, weit weniger unerschwinglich ausgetragener Kon-

¹¹⁴ FELICIAN GESS (Hg.), Akten und Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen, Bd. 2: 1525–1527 (Schriften der Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte 22), Leipzig/Berlin 1917, Nr. 1195, S. 476.

¹¹⁵ Vgl. Anm. 25.

¹¹⁶ Dieser missionarische Aspekt seiner Frömmigkeit in Verbindung mit seiner kollegialen Zusammenarbeit mit den Ständen macht Georgs Herrschaft laut Volkmar vor allem in kirchlichen Dingen zu einem „patriarchalische[n] Fürstenregiment“. VOLKMAR, Reform (wie Anm. 2), S. 88–92.

¹¹⁷ In KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 37 und 38, S. 87 bestätigt dies außerdem der Beichtvater Johannes Hülse nachträglich.

¹¹⁸ Es ist allerdings fraglich, ob die junge Herzogin einen derartigen Ton gegenüber dem Hausherrn anzuschlagen gewagt hätte. Bedenkt man ihre Furcht vor dem Zorn Georgs (vgl. Anm. 25 und 26), so handelt es sich wahrscheinlich eher um ein versehentliches Aufbringen der Thematik.

¹¹⁹ THIEME, Religiöse Rhetorik (wie Anm. 9), S. 105.

flikt scheint in den Verhandlungsprotokollen auf, den die Herzogin in ihrer Darlegung der Ereignisse ohne Umschweife mit der Feststellung anspricht, *sie sey ain furstin, sol von ainer hoffmaisterin nit regiert werden*.¹²⁰

Die Vorstellungen der Herzogin von der Stellung einer Fürstin bei Hof, speziell im Frauenzimmer, differierten offensichtlich immens von denen ihres Schwiegervaters. Während Georg die Hofmeisterin ausdrücklich mit der Erziehung und Maßregelung der jungen Herzogin beauftragt hatte, hielt Elisabeth die Bevormundung durch eine Person von nichtfürstlichem Rang für unangebracht und ehrverletzend. Dass die Angelegenheit, obwohl nicht direkt mit der Frage von Elisabeths Untreue verknüpft, derartigen Raum innerhalb ihrer Verteidigung einnimmt, betont ihre schwerwiegende Bedeutung für die Herzogin. Es sei Landgräfin Anna persönlich gewesen, die ihrer Tochter die Verteidigung ihrer Stellung gegenüber der Hofmeisterin geradezu *bevolhen* habe.¹²¹ Die Referenz auf die verstorbene Mutter stellt hier ein zu Philipps Vorgehen analoges Prinzip dar und will Georgs Pflichtbewusstsein gegenüber der verstorbenen Verbündeten erwecken. Schließlich, so erklärt sie an anderer Stelle, sei *es auch an ander fursten hofen nit der gebrauch, das hoffmaistern die furstin regirn*.¹²² Während andere Fürstinnen weitaus angenehmere Positionen bei Hofe genossen, werde Elisabeth in Dresden derart behandelt, *das sie schir seiner g[naden] magt [...] were und das sie schir im frauen zimer nit mher mechtigk were dan ain andere jungfraw*.¹²³

Wie von der Forschung zur Stellung der vormodernen Fürstin gezeigt werden konnte, bewegten sich ihre Einflussmöglichkeiten und Entscheidungsfreiheiten im Allgemeinen auf einer Skala, die von einem Ende her durch die Vormundschaft des Gatten stark begrenzt, vom anderen jedoch aufgrund ihres sozialen Status höchst ermächtigend wirken konnte.¹²⁴ Diese „strukturell angelegte Ambivalenz“¹²⁵ war dem Handlungsrahmen jeder Fürstin eigen und die Beziehung zwischen den Eheleuten damit konstitutiv für ihre Teilhabe an Macht und Einfluss bei

¹²⁰ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 10, S. 33.

¹²¹ Ebd. Dass die verwitwete Landgräfin ihrer Tochter derartiges geraten hatte, bestätigt Philipp ebd., Nr. 12, S. 49.

¹²² Ebd., Nr. 10, S. 41.

¹²³ Ebd., S. 42.

¹²⁴ In diesem Sinne konstatiert Cordula Nolte, es hinge „wesentl. von der Harmonie des Herrscherpaares [...] ab, inwieweit sie [die Fürstin] als Haushalts- und Hofvorstand agierte, sich wirtschaftl. betätigte und mitregierte, ob sie die Frauenzimmerordnung als ein Instrument zur Durchsetzung ihrer Befehlsgewalt nutzen konnte oder durch diese Ordnung in ihrem persönl. Verhalten reglementiert wurde.“ CORDULA NOLTE, Frauen, in: Werner Paravicini (Hg.), Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Bilder und Begriffe, Teil 1: Begriffe (Residenzenforschung 15/2,1), Ostfildern 2005, S. 52–54, hier S. 53. Siehe zum Begriff der mittelalterlichen ‚Munt‘: WERNER OGRIS/THOMAS OLECHOWSKI, Art. „Munt, Muntwalt“, in: Handwörterbuch der deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 3, Berlin 2016, Sp. 1683–1689, online: https://www.hrgdigital.de/HRG.munt_muntwalt [Zugriff 13. September 2022].

¹²⁵ ANDREA LILIENTHAL, Die Fürstin und die Macht. Welfische Herzoginnen im 16. Jahrhundert: Elisabeth, Sidonia, Sophia (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens 127), Hannover 2007, S. 17.

Hofe. Geht man von der These eines stark durchwachsenen Verhältnisses der Herzogin zu ihrem Ehegatten Johann aus und bedenkt die von Elisabeth häufig beklagte Passivität des jungen Albertiners,¹²⁶ so scheint die Handlungsfreiheit der Fürstin weniger in der Hand ihres eigentlichen Vormunds, sondern mehr in der des Regenten selbst gelegen zu haben. Verbittert beklagt sie diesen Umstand im März 1533 als Reaktion auf die Aufforderung Georgs, Elisabeth solle sich der Befehlsgewalt ihres Gatten beugen und seinen Wünschen bezüglich der Religionsausübung und anderen Verhaltensweisen bei Hof nachkommen. Die Vormundschaft des Gatten sei vor Gott nur dann rechtens, wenn dieser sich von der elterlichen Weisung gelöst habe.¹²⁷ Da dies allerdings während der Lebenszeit des Herzogs nicht abzusehen war, blieb Elisabeth nur die Verhandlung mit dem Schwiegervater persönlich.

Als Tochter der verwitweten Landgräfin Anna von Hessen hatte Elisabeth schon in frühen Kindesjahren den Kampf des Hochadels gegen die aufstrebenden Landstände miterlebt. Eine diachrone Perspektive auf Herrschaftsdynamiken im 15. und 16. Jahrhundert zeigt schließlich eindeutige Transformationstendenzen von einem konsensabhängigen hin zu einem konflikträchtigeren Verhältnis der Landesherren zu den niederen Adelsständen. Während die Ausprägung der Auseinandersetzungen lokal variierte, kann doch in der Gesamtschau von einem Prozess der zunehmenden Opposition durch die Stände bei gleichzeitiger Konsolidierung der Fürstenherrschaft die Rede sein.¹²⁸ So hatte auch die von einem Rätekolleg auf ihren Witwensitz vertriebene Mutter Elisabeths ihren Anspruch auf die Vormundschaft des kleinen Philipp jahrelang verfochten, die sie durch das Testament ihres verstorbenen Gatten gesichert sah.¹²⁹ Die langen Jahre der Entbehrenungen, welche das Exil ihrer Mutter für Elisabeth bedeuteten,¹³⁰ müssen wohl

¹²⁶ [...] *was mir m[ein] b[er] selber gesaget hatt und wey er gesaget hat. Er kant nich wider den vatter. Ych sal es machen wey ych will. Er west keyn ratt, und will sagen, ich las bleyben, weyt m[ein] b[ruder] begert hatt etc.* KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 66, S. 146.

¹²⁷ *Saget ich: „Der Got, der gebotten het, das das wib solt dem man gehorsam sein, het auch gesaget, der [man] solt vatter und mutter vor lassen und ansein weib hancken.“* Ebd., Nr. 46, S. 100. De facto war Elisabeth natürlich dennoch von Johann sowie seinem Vater als dem regierenden Fürsten abhängig.

¹²⁸ Vgl. die überblicksartige Einführung über fürstliche Herrschaft in: ERNST SCHUBERT, Fürstliche Herrschaft und Territorium im späten Mittelalter (Enzyklopädie deutscher Geschichte 35), München ²2006, S. 41-45.

¹²⁹ Zur Argumentation der landgräflichen Partei in den Auseinandersetzungen vgl. PAULINE PUPPEL, Der Kampf um die vormundschaftliche Regentschaft zwischen Landgräfinwitwe Anna von Hessen und der hessischen Ritterschaft 1509/14–1518, in: Rogge, Fürstin und Fürst (wie Anm. 75), S. 247-264, hier S. 254 f. Siehe weiterführend auch PAULINE PUPPEL, Die Regentin. Vormundschaftliche Herrschaft in Hessen 1500–1700 (Geschichte und Geschlechter 43), Kassel 2003, S. 158-189.

¹³⁰ Wie Anna in einem Brief nach Kassel beklagt, konnte Elisabeth ihre Mutter beispielsweise nicht zum Beilager ihres Onkels Herzog Heinrich von Mecklenburg im Jahr 1513 begleiten, weil die Regenten das junge Mädchen nicht mit angemessenen Kleidern ausgestattet hatten. THIEME, Korrespondenz 1 (wie Anm. 3), Nr. 6, S. 20.

einerseits zu einer generellen Abneigung gegen die hessischen Stände geführt, andererseits aber auch die Ausbildung eines starken Standes- und Rangbewusstseins forciert haben. Unbeirrt verteidigte schließlich die landgräfliche Partei Annas Herrschaftsanspruch immer wieder auf den Landtagen und zog schließlich in der Sache auf dem Augsburger Reichstag bis vor den Kaiser, wo die Fürstin ihre Stimme als reichsunmittelbare Landesherrin einforderte.¹³¹ Und auch die Herrschaft ihres Sohnes, Elisabeths Bruder Philipp, war stark von ständischer Opposition gekennzeichnet, wobei die Fehde des Reichsritters Franz von Sickingen gegen die Landgrafschaft wohl das berühmteste Beispiel darstellt.¹³²

Es ist somit unter anderem durch die als rangunwürdig erlebte Behandlung während des Exils als auch durch den Widerstand der Stände gegen die Regentschaft des Bruders zu erklären, dass die Ehebruchanklage durch die albertinischen Hofräte Heinrich von Schleinitz und Hans von Schönberg Elisabeth derart zusetzten. Ihr Plädoyer stellt in diesem Licht nicht nur eine Verteidigung auf sachlicher Ebene dar, sondern vielmehr eine dezidierte Betonung ihrer herrschaftlichen Abstammung und der Einforderung einer diesem Rang gebührenden Behandlung. Wenn sich die junge Fürstin also persönlich oder mittels ihres Fürsprechers vor Herzog Georg verteidigte, so diente dies nicht ausschließlich der Wiederherstellung ihrer Ehre gegenüber der Dresdner Hof-Öffentlichkeit, sondern repräsentiert ihren Kampf um die Schaffung und Erhaltung von Handlungsspielräumen im Frauzimmer. Dabei wanderte Elisabeth auf einem schmalen Grat: Während ihr Temperament und das oben diskutierte starke Selbstbewusstsein sie bisweilen in die offene Opposition gegen den altgläubigen Schwiegervater trieben, blieb sie doch als Mündel Georgs jederzeit von ihm abhängig. Nicht selten äußert Elisabeth aufgrund dieser unauflöselichen Ambiguität den sehnlichen Wunsch, Herzog

¹³¹ Vgl. dazu ausführlich: RAJAH SCHEEPERS, *Regentin per Staatsstreich? Landgräfin Anna von Hessen (1485–1525)*, Frankfurt am Main 2007, S. 106 f. Weiterführende Einblicke in die neuere Witwenforschung der Frühneuzeit bieten auch die zahlreichen Beiträge in dem 2003 publizierten Band von Martina Schattkowsky, der anlässlich eines Ausstellungsprojekts rund um das Schloss Rochlitz erschien. Vgl. dabei vor allem PAULINE PUPPEL, *Formen von Witwenherrschaft – Landgräfin Anna von Hessen (1485–1525)*, in: Martina Schattkowsky (Hg.), *Witwenschaft in der Frühen Neuzeit. Fürstliche und adlige Witwen zwischen Fremd- und Selbstbestimmung* (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 6), Leipzig 2003, S. 139–162, sowie GÜNTHER WARTENBERG, *Herzogin Elisabeth von Sachsen als reformatorische Fürstin*, in: ebd., S. 191–202. Ein beeindruckendes Beispiel von den Handlungsspielräumen einer barocken Witwenfürstin, welche ihrem Sohn letztendlich den englischen Thron sichern konnte, wird im selben Band ausführlich besprochen: SILKE LESEMANN, *Die „Mutter der Könige“ und der englische Thron*, in: ebd., S. 249–264.

¹³² Vgl. zur Sickingen-Fehde die Ausführungen in GÜNTER HOLLENBERG, *Von Ständeopposition und Bauernkrieg zur gefestigten Landesherrschaft. Philipp und die Staatswerdung im 16. Jahrhundert*, in: Ursula Braasch-Schwersmann/Hans Schneider/Wilhelm Ernst Winterhager (Hg.), *Landgraf Philipp der Großmütige 1504–1567. Hessen im Zentrum der Reform*, Marburg/Neustadt an der Aisch 2004, S. 67–78, hier S. 67 f.

Georg möge schlichtweg sterben: *Ych halt, dey alte* [Herzogin Barbara von Sachsen] *wert sterben, yst ser krant. Ich wolt lyeber, er* [Herzog Georg] *storbe*.¹³³

Dass auch der Herzog die Beschwerden Elisabeths als einen Griff nach Unabhängigkeit und Ermächtigung der Fürstin wertete, zeigt sich in einem Brief an seine Tochter Christine vom März 1533. Erzürnt stellt er darin fest, Elisabeth wolle ihn *balt regiren*, wovor sich Georg *ab Got will hutten* würde.¹³⁴ Wie es sich gehöre, solle *ein ider sein hauß und hauß haltung sampt seynem hausgsint regire[n] noch seynem bdengken*.¹³⁵ Elisabeth dagegen, so Georg, solle sich an Landgräfin Christine ein Beispiel nehmen, *wy ir awerm hern in allen billichen sachen zcu ghorsam lebet und awer bruder zcu togenden erzciet*.¹³⁶ Dass die Herzogin vor der Wiederherstellung ihrer Ehre jedoch nicht beabsichtigte, dieser Forderung nachzukommen, ergibt sich aus allem, was oben über ihre Selbstwahrnehmung dargelegt wurde. Schließlich, so betont Elisabeth wiederholt in ihrer Verteidigung, habe sie *nichts gethan, das andere furstin von Sachssen nit thun ader gethan haben*.¹³⁷

VIII. Zur Lösung des Konflikts

Ich forcht mich nicht mir vor hertzoge Yorgen, dan er hatt seyn bestes gedaunt und Got hatt mir geholfen, das ich bin mit eirn bestanden.¹³⁸ Dieser glückliche Bericht Elisabeths gegenüber dem Kurfürsten im Januar 1534 über die Wiederherstellung ihrer Ehre sowie die gesundete Beziehung zum Schwiegervater wirkt im Angesicht der oben dargestellten, tiefgreifenden Differenzen der streitenden Parteien überraschend. Noch erstaunlicher erscheint die Lösung des Ehebruchkonflikts unter Betrachtung des Ausgangs der Februar-Verhandlungen in Dresden: Jegliche Bemühungen des Landgrafen, einen Ausgleich mit dem Herzog zu erwirken und Elisabeths Stellung in Dresden zu verbessern, waren im Februar eindeutig gescheitert. Weder erklärte sich Georg letztendlich zur Befragung der Ankläger bereit, die möglicherweise eine Entlastung der Angeklagten hätten herbeiführen können, noch ging der Herzog auf die vielfältigen Bestrebungen Philipps ein, seiner Schwester und gegebenenfalls ihrem Gemahl eine eigene Residenz abseits des albertinischen Hofes zu verschaffen. Die Bitte des Landgrafen, Georg möge Elisabeth als Philipps *Schwester vorgunnen, zu mir als iren bruder zuztiehen [...] so lange, das Got gnad gebe, das e[uer] l[ieben] sie aus argwhon und vordacht ließ*,¹³⁹ sowie sein Angebot, gemeinsam mit dem Kurfürsten für den Unterhalt des Herzogspaares zu sorgen, fasste Georg gar als Verletzung seiner fürstlichen Ehre und

¹³³ KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 64, S. 142.

¹³⁴ Ebd., Nr. 41, S. 94.

¹³⁵ Ebd.

¹³⁶ Ebd.

¹³⁷ Ebd., Nr. 10, S. 34.

¹³⁸ Ebd., Nr. 133, S. 248 f.

¹³⁹ Ebd., Nr. 12, S. 53.

des väterlichen Pflichtbewusstseins auf: *Aber sein f[fürstlichen] g[naden] rumet[en] dorauß, das sein gnad bis herr ir son und tochter des fürstlichen wesens unterhalten, das sie sich vormuten, keinen mangell doran zu haben.*¹⁴⁰ Auf einen weiteren Vermittlungsversuch des Landgrafen im Februar¹⁴¹ erwidert der Herzog lediglich, ohne jegliche Illusion einer Kompromissbereitschaft seinerseits aufrecht zu erhalten: *Es haben e[uer] l[lieben] heut morgen gehort, das ich mich mit e[uer] l[lieben] dieser sachen halb[en] nit weiter in rede lassen will. Darpei laß ich es bleiben. Und thue ich jemand etzwas unpillichs, so hab ich mein richter.*¹⁴²

In den fürstlichen Ehebruchverhandlungen des Jahres 1533 behielt der albertinische Herzog Georg durchweg die Oberhand. Weder nüchterne Argumente noch Schmeichelei oder Drohgebärden durch den hessischen Landgrafen bewirkten ein Einlenken seinerseits. Die Protokolle der Unterredungen geben somit letztendlich Zeugnis vom Aufeinandertreffen von den fundamental auseinanderklaffenden Vorstellungswelten zweier Reichsfürsten an der Wende zur Neuzeit.

Aus dem für die hessische Partei geradezu katastrophalen Ausgang der Februar-Verhandlungen heraus lässt sich die oben belegte Normalisierung der Verhältnisse am Dresdner Hof also nicht erklären. Auch Werls These von einem regelrechten spirituellen Sinneswandel des Herzogs, hervorgerufen durch den aufeinanderfolgenden Tod von Frau und Tochter, wird von der Korrespondenz Elisabeths letztendlich weder bestätigt noch widerlegt.¹⁴³ Mit Blick auf die tiefe Frömmigkeit des Herzogs wäre eine solche Deutung seiner Verluste im Sinne eines Gottesgerichts durchaus denkbar. Hierbei muss jedoch erneut an die Tendenz Werls erinnert werden, die fürstlichen Akteure ihrer Biografie zu moralischen Helden zu stilisieren. Auf den ersten Blick scheint auch die zunehmende Befürchtung der albertinischen Räte, der Landgraf plane eine militärische Offensive in der Sache seiner Schwester, als Katalysator der schnellen Aussöhnung vorstellbar.¹⁴⁴ Auch die Befürchtung eines Vergeltungsschlags gegen Georgs Tochter

¹⁴⁰ Ebd., Nr. 13, S. 55.

¹⁴¹ Der letzte sollte es zumindest in den direkten Verhandlungen des Februar 1533 bleiben. Vgl. ebd., Nr. 14, S. 57 f. Welche weiteren diplomatischen Schritte der Landgraf im Folgenden unternahm, wird nachstehend umrissen.

¹⁴² Ebd., S. 59.

¹⁴³ Bei Werl wird die unerklärliche Rücknahme der Anschuldigungen durch Georg und seine plötzliche Kooperationsbereitschaft zu einer Reaktion auf solche als symbolisch verstandenen Schicksalsschläge. Vgl. WERL, Herzogin (wie Anm. 4), S. 108 f. Allerdings ist anzumerken, dass die von Werl konstruierte chronologische Abfolge der beiden Todesfälle und der daraus resultierenden Aussöhnung so nicht stimmt: Die erste Meldung Elisabeths, dass der Streit beigelegt sei, datiert aus dem Kontext der Fastnachtsvorbereitungen, als Barbara von Sachsen zwar schwerkrank, aber noch nicht verstorben war. Vgl. KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 133, S. 248.

¹⁴⁴ Vgl. KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), S. XIII. Philipps Absicht, die Erbverbrüderung der beiden Häuser aufzulösen, ergibt sich außerdem aus ebd., Nr. 95, S. 184. Die genauen Inhalte, Reichweite und Bedeutung dieser und anderer Erbeinungen werden eingehend behandelt bei ERHARD HIRSCH, Generationsübergreifende Verträge reichsfürstlicher Dynastien vom 14. bis zum 16. Jahrhundert (Studien zur brandenburgischen und vergleichenden Landesgeschichte 10), Berlin 2013, S. 128–139.

Christine, die seit 1523 als Ehefrau Philipps in Kassel residierte, käme infrage.¹⁴⁵ Eine solche Lesart der Dresdner Aussöhnung als eingeschüchterte Reaktion auf hessische Drohgebärden jedoch ist mit den Ergebnissen der oben erfolgten Verhandlungsanalyse nicht vereinbar und kann dementsprechend, wenn überhaupt, nur als Teilerklärung dienen.¹⁴⁶

Eine diachrone Betrachtung der Eskalation im Anschluss an die Februarverhandlungen ergibt stattdessen eine Hypothese, nach welcher Johann Friedrich als zentraler Akteur in der Dresdner Aussöhnung zu benennen ist: Nachdem erst eine von Philipp und dem Kurfürsten initiierte Fürstenversammlung am Fernbleiben Herzog Georgs gescheitert war,¹⁴⁷ und im Folgenden auch ein Vortrag Philipps vor der sächsischen Landschaft keinen Erfolg erzielen konnte,¹⁴⁸ strengte Johann Friedrich eine albertinisch-ernestinische Aussprache auf dem Grimmaer Landtag im Oktober 1533 an.¹⁴⁹ In diesem Rahmen konnte der Kurfürst auch den Mainzer Erzbischof Albrecht von Brandenburg für eine Intervention zugunsten seiner Cousine gewinnen. Albrecht hatte das Zerwürfnis am Dresdner Hof laut eigener Aussage *ungern vernomen*.¹⁵⁰ Die Beteiligung des Mainzer Kurfürsten macht einmal mehr die reichspolitische Tragweite des Zerwürfnisses zwischen Elisabeth und Georg deutlich und zeigt gleichzeitig die enge Vernetzung von privaten und politischen Angelegenheiten in der Lebenswelt des höheren Adels zu Beginn der

¹⁴⁵ Tatsächlich scheint Landgraf Philipp wenig Sympathien für seine sächsische Gattin gehegt zu haben. Auch der zweite Eheschluss mit Margarethe von Saale deutet auf ein kühles Verhältnis des Landgrafenpaares hin. Nichtsdestotrotz kann die Befürchtung Georgs vor der Misshandlung seiner Tochter in Kassel nur eine Hypothese bleiben, da sich nirgends konkrete Hinweise auf etwaige Rachegeleüste Philipps finden lassen. Vgl. zur Bigamie des Landgrafen: JEAN-YVES MARIOTTE, Philipp der Großmütige von Hessen (1504–1567). Fürstlicher Reformator und Landgraf (Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landgrafen Philipp des Großmütigen 10; Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 24), Marburg 2018, S. 141–161.

¹⁴⁶ Diese zeigt schließlich ein deutliches und ausgeprägtes Überlegenheitsgefühl Georgs gegenüber beiden Schwiegerkindern, sowie seine Erfolge auf symbolischer und inhaltlicher Ebene bei den Verhandlungen.

¹⁴⁷ Zusätzlich zur Ablehnung der Einladung durch Georg erschwerte jedoch auch eine albertinische Blockade jegliche Verhandlungsvorstöße durch das Fürstenkolleg. Siehe dazu KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), S. XI f.

¹⁴⁸ Vgl. ebd., Nr. 68, S. 148.

¹⁴⁹ Die Verhandlungen der beiden sächsischen Landschaften zielten hauptsächlich auf die Beilegung verschiedener interwettinischer Konflikte, die schließlich im Grimmaischen Vertrag geregelt wurden. Vgl. ebd., S. XIII.

¹⁵⁰ Sein Interesse an Elisabeths Situation bekundet der geistliche Kurfürst persönlich in einem Brief an die Herzogin, der auf den November 1533 datiert. Er verspricht außerdem, sich für die baldige Entfernung der Verleumder einzusetzen. Vgl. ebd., Nr. 107, S. 205. Einem von dem Kardinal und ihrem Schwiegervater ausgehandelten Vertrag werde sie jedoch keinesfalls vertrauen, erklärt Elisabeth dahingegen in einem Brief an Johann Friedrich. Im Allgemeinen sei sie von Albrechts genuiner Unterstützung mit Blick auf seine antilutherische Einstellung nicht überzeugt. Vgl. ebd., Nr. 114, S. 211 f.

Frühen Neuzeit.¹⁵¹ Nach dieser Lesart bietet sich die Vermutung an, dass die Befriedung des ernestinisch-albertinischen Konflikts im Grimmaischen Vertrag auch für die persönliche Aussöhnung zwischen Elisabeth und Georg ausschlaggebend war.¹⁵² Ein von Philipp vorgebrachter Vier-Punkte-Plan, in dem er wiederholt die Entfernung der Verleumder und die Wiederherstellung von Elisabeths Ehre fordert, wurde von der Herzogin zwar freudig aufgenommen, scheint aber im Nachgang des offiziellen wettinischen Ausgleichs keine Erfolge mehr erzielt zu haben.¹⁵³

Es ist somit festzuhalten, dass die politischen Ereignisse rund um den Landtag zu Grimma sowie die Intervention mächtiger Reichsfürsten die Beilegung der Ehebruchstreitigkeiten wohl erleichterten, die konkreten Hintergründe der wiederhergestellten, durchaus innigen Beziehung zwischen Elisabeth und Georg jedoch verschüttet bleiben.¹⁵⁴ Der Ausgang der Verhandlungen im Februar stellt somit letztendlich ein herausragendes Beispiel für den von der Münsteraner Forschergruppe konstatierten vormodernen „Habitus des Entscheidungsaufschubs“¹⁵⁵ dar: Die Intensität der landgräflichen Bemühungen um eine Lösung schließlich müssen Georg von Philipps ernsthaftem und langfristigem Interesse an der Sache seiner Schwester überzeugt haben – nichtsdestotrotz entschied sich der Herzog im Februar für ein Aufschieben der Angelegenheit auf unbestimmte Zeit, womit gleichsam ein höchst prekärer Modus Vivendi aufrechterhalten wurde, der schon vor 1533 zwischen den Landesfürsten existiert hatte. Der Ausgang der ‚Causa Elisabeth‘ spiegelt somit die besondere Ambivalenz der sächsisch-hessischen

¹⁵¹ Diese beobachtet Karl-Heinz Spieß in seiner wegweisenden Auseinandersetzung mit den sozialen und politischen Praktiken des Hochadels im ausgehenden Mittelalter. Vgl. SPIESS, Familie und Verwandtschaft (wie Anm. 47), S. 20 f.

¹⁵² So teilt der Kurfürst seiner Cousine im November mit, dass *dye sachen myt meynem vettern h[ertzogk] Jorgen und my Got lob vortragen* sei. In diesem Licht solle auch sie, Elisabeth, in der Abendmahlfrage stillhalten, bis Johann Friedrich weitere Schritte unternommen habe. Vgl. KLINGNER, Korrespondenz 2 (wie Anm. 1), Nr. 115, S. 216 f.

¹⁵³ Vgl. ebd., Nr. 119, S. 224–226.

¹⁵⁴ Dass Georg in seinen späten Lebensjahren ein enges Verhältnis zu seiner Schwiegertochter hatte, und ihre Gesellschaft vor allem nach dem Tod Herzog Johanns überaus schätzte, stellt Jens Klingner in einem Umriss ihres Lebens fest. Vgl. JENS KLINGNER, Elisabeth von Sachsen (1502–1557), in: Susan Richter/Armin Kohnle (Hg.), Herrschaft und Glaubenswechsel. Die Fürstenreformation im Reich und in Europa in 28 Biographien (Heidelberger Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte 24), Heidelberg 2016, S. 251–264, hier S. 259.

¹⁵⁵ „Vormoderne Gesellschaften neigten vielleicht nicht stärker, aber offenkundiger als moderne Gesellschaften zur Entscheidungsvermeidung. Ihr Entscheiden führt oft nicht zu Entscheidungen.“ HOFFMANN-REHNITZ/KRISCHER/POHLIG, Entscheiden (wie Anm. 12), S. 257. Hier wird dieses Phänomen jedoch mit einem stärkeren Konsensdruck der vormodernen Gesellschaft erklärt, die unter anderem aus der „Unmöglichkeit, in Anwesenheitskommunikation Anschlusskommunikation zu vermeiden“ sowie der „große[n] Affinität von Anwesenheitskommunikation zu physischer Gewalt“ entsteht (ebd., S. 258). Ob die Scheu vor physischen Ausschreitungen vor Ort Georg zum Entscheidungsaufschub bewog, ist jedoch zumindest fraglich.

Beziehungen wider, die im tiefgreifenden konfessionellen Dissens einerseits und der engen dynastischen Verbrüderung andererseits ihre Ursache hatte.¹⁵⁶

IX. Fazit

Trotz der deutlich höheren Komplexität in Argumentation und Struktur erreichte Landgraf Philipps Ansprache vor den Räten im Februar 1533 keine Eingeständnisse von sächsischer Seite. Herzog Georg zeigte sich als von den tiefgreifenden ideellen Differenzen zu den hessischen Geschwistern derart voreingenommen, dass er keine nähere Untersuchung der Vorwürfe autorisierte. Im Sinne spätmittelalterlicher Herrschaftspraktiken agierte der Herzog in engem Vertrauensverhältnis mit seinen Räten und lehnte eine formalisierte, indirekte Verhandlungsform kategorisch ab.

Die diesen Spannungen unterliegenden konzeptionellen Unterschiede bestanden, wie gezeigt werden konnte, einerseits aus der tiefen konfessionellen Spaltung zwischen den protestantischen Schwiegerkindern und dem altgläubigen Herzog, andererseits in ihrer jeweiligen Auffassung vom Rang der Fürstin bei Hof. Während Georg Elisabeth als Mündel Johans in eine strikte Hofordnung eingegliedert sehen wollte, fühlte diese sich dem vermeintlich böswilligen Dresdner Hofpersonal in ähnlicher Manier gegenübergestellt wie einst Landgräfin Anna den hessischen Landständen. Ausgehend von ihrem ausgeprägten frühneuzeitlichen Standes- und Rangbewusstsein forderte Elisabeth mit Hilfe ihres mächtigen Bruders die ihr nach ihrer Ansicht gebührende Behandlung bei Hof ein.

In ihrer Zeit am albertinischen Fürstenhof sollte sie damit keinen Erfolg haben. Zur Unabhängigkeit gelangte Elisabeth von Sachsen erst mit dem frühen Tod des Gatten und ihrer Einsetzung als reichsunmittelbare Landesherrin auf Schloss Rochlitz. Hier herrschte die protestantische Herzogin ab 1537 souverän, als niemandes *feintt im hause*.

¹⁵⁶ Ein kurzer Blick in die Bündnisgeschichte der beiden Häuser genügt, um dieses Bild zu erkennen: Während Philipp und Georg noch im Jahr 1525 gemeinsam gegen die bäuerlichen Aufstände in verschiedenen Städten interveniert hatten, fanden sich die Fürsten nur wenige Jahre später im Kontext der Packschen Händel beinahe auf gegnerischen Seiten eines Konfessionskrieges auf Reichsebene wieder (vgl. Anm. 52). In den 1530er-Jahren hingegen kamen Georg und Philipp als Bündnispartner im Kampf gegen die Münsteraner Wiedertäufer erneut zusammen. Vgl. dazu CHRISTIAN WINTER, Herzog Georg von Sachsen in seinen Beziehungen zu Kaiser und Reich, in: Armin Kohnle/Christian Winter (Hg.), Zwischen Reform und Abgrenzung. Die Römische Kirche und die Reformation (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 37), Leipzig/Stuttgart 2014, S. 219-238, hier S. 224.

Brückenregionen zwischen Polen und Sachsen

Neue Straßen und Residenzen in der Zeit der polnisch-sächsischen Union

von
FILIP EMANUEL SCHUFFERT

Bei der Wahl des sächsischen Kurfürsten Friedrich August I. zum polnischen König August II. 1697 legte dieser ein umfangreiches politisches und wirtschaftliches Programm mit dem Ziel vor, dass beide Länder von den Synergieeffekten der Verbindung profitieren und sich austauschen sollten. Schlagartig näherten sich Sachsen und Polen-Litauen zwar nicht geografisch, aber doch auf politischer, kultureller und wirtschaftlicher Ebene an und das gegenseitige Interesse wuchs. Der königlich-kurfürstliche Hof wurde zum wandernden Gravitationszentrum Sachsens und Polen-Litauens.¹ Dresden war plötzlich nicht nur kurfürstliche Residenz, sondern stand in der frühneuzeitlichen Anwesenheitsgesellschaft durch die Verbindung mit der Person des König-Kurfürsten im Zentrum des polnischen Interesses.² Andererseits mussten auch die sächsischen Regierungsgeschäfte wei-

-
- ¹ Vgl. HEINZ DUCHHARDT, Einleitung, in: Ders. (Hg.), *Der Herrscher in der Doppelpflicht. Europäische Fürsten und ihre beiden Throne* (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Abteilung Universalgeschichte, Beiheft 43), Mainz 1997, S. 3-7, hier S. 4.
 - ² Dazu entstand beispielsweise eine intensive Berichterstattung in der polnischen Presse über die Entwicklungen am Dresdner Hof, vgl. KAZIMIERZ MALISZEWSKI, *Komunikacja społeczna w kulturze staropolskiej. Studia z dziejów kształtowania się form i treści społecznego przekazu w Rzeczypospolitej Szlacheckiej* [Soziale Kommunikation in der altpolnischen Kultur. Studien zur Geschichte der Gestaltung der Formen und Inhalte der sozialen Kommunikation in der Adelsrepublik], Toruń 2001, S. 130-135. Viele Polen zog es an den kurfürstlichen Hof, da sie sich durch die persönliche Nähe zum König „Machtchancen und materielle Ressourcen“ in Form der Vergabe von Posten, die Macht, Prestige oder Einnahmen in Aussicht stellten, versprachen, vgl. RUDOLF SCHLÖGL, *Der frühneuzeitliche Hof als Kommunikationsraum. Interaktionstheoretische Perspektiven der Forschung*, in: Frank Becker (Hg.), *Geschichte und Systemtheorie. Exemplarische Fallstudien*, Frankfurt am Main/New York 2004, S. 185-225, hier S. 193; JACEK STASZEWSKI, *Der polnische König August II. (1697–1733)*, in: Duchhardt, *Der Herrscher* (wie Anm. 1), S. 207-222, hier S. 215. Zudem konnte der König von den Polen am Dresdner Hof in seinem Handeln überwacht und die königliche Willkür beschnitten werden. Institutionalisiert war das in den Senatoren-Residenten (*senatorowie rezydanci*), die Verstöße gegen die Beschlüsse des Sejms oder der *Pacta Conventa* verhindern sollten, vgl. URSZULA AUGUSTYNIAK, *Historia Polski 1572–1795* [Geschichte Polens], Warszawa 2008, S. 96 f. Außerdem versuchten viele Polen, vor allem aus eher bescheidenen Verhältnissen, Anstellungen am Hofe des Kurfürsten oder hochrangiger Beamter zu erhalten, vgl. JACEK STASZEWSKI, *Die Polen im Dresden des 18. Jahrhunderts* (*Klio in Polen* 19), Osnabrück 2019, S. 148.

terlaufen, wenn sich der König in Polen-Litauen aufhielt. Dresden und Warschau mussten miteinander verbunden, ein Bindeglied geschaffen werden.³

Kurz nach Beginn der Union entstanden deshalb neue infrastrukturelle Verbindungen zwischen Dresden und Warschau in Form von Poststrecken. Im Sinne dieses ‚Spacings‘, also der bewussten oder unbewussten raumprägenden und -konstituierenden Platzierung von Gütern oder Menschen, erfuhren die grenznahen Regionen und Orte entlang dieser Strecken, vor allem entlang des schlesischen Korridors, in der Folge eine neue Prägung und wandelten sich von peripheren Grenz- zu inklusiven zentralen Brückenregionen. Wiederholt reisten August II. und sein Sohn August III. in die nunmehr infrastrukturell gut angebundene Grenzregion. Eine weitere neue Funktion erhielt der Raum zu beiden Seiten Schlesiens mit der Ansiedlung wichtiger höfischer Akteure und Favoriten, denn Heinrich von Brühl und Aleksander Józef Sułkowski nutzten diese günstige Position und Anbindung ihrer Herrschaften, um ihren Verpflichtungen in beiden Ländern nachkommen zu können. Mit dem Ausbau der Infrastruktur innerhalb ihrer neu erworbenen Herrschaften sollten sie die Region nachhaltig prägen.⁴

Um diese Vorgänge im Einzelnen zu verfolgen, soll in einem ersten Schritt der Aufbau der Verkehrsinfrastruktur zwischen Polen-Litauen und Sachsen untersucht und dann in einem zweiten Schritt betrachtet werden, wie diese Infrastruktur von verschiedenen Akteuren der Union genutzt wurde, um selbst wiederum eigene ‚Spacings‘ vorzunehmen. Infrastruktur wird dabei im Sinne Dirk van Laaks definiert: „Infrastruktur stellt im kulturanthropologischen Sinne eine Institution dar, die das Mängelwesen Mensch entlastet.“ Sie erleichtert dem Menschen also das Reisen, Regieren etc. Somit stellen im Kontext der Herrschaftsausübung auch (repräsentative) Bauten einen Teil der herrschaftlichen Infrastruktur dar.⁵ Ein solcher Begriff von Infrastruktur ermöglicht zu untersuchen, wie sich neue Bauprojekte, in diesem Fall vor allem die neuen Postrouten sowie die sich in der Grenzregion entwickelnden Residenzen und Städte, als Elemente der Infrastruktur, einem Integrationsmedium erster Ordnung, verhalten. Vor allem Straßen spielen dabei eine besondere Rolle, denn mit ihnen wird der Raum zeitlich neu geordnet und Entfernungen werden neu definiert, wenn sich beispielsweise Polen und Sachsen in ihrer Lage und Ausdehnung geografisch nicht verändern, die

³ Im Kontext der Union von Polen und Sachsen sollte aber wohl kaum Polen in Sachsen oder Sachsen in Polen integriert werden, sondern beide Länder sollten in einer neuen polnisch-sächsischen Realunion vereinigt werden, vgl. DIRK VAN LAAK, *Infra-Strukturgeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27, Heft 3 (2001), S. 367-393, hier S. 368.

⁴ Vgl. ANDREAS RUTZ, *Doing territory. Politische Räume als Herausforderung für die Landesgeschichte nach dem ‚spacial turn‘*, in: Sigrid Hirbodian/Christian Jörg/Sabine Klapp (Hg.), *Methoden und Wege der Landesgeschichte (Landesgeschichte 1)*, Ostfildern 2015, S. 95-110, hier S. 102, 105.

⁵ Zur genauen Begriffsgeschichte und -verbreitung vgl. DIRK VAN LAAK, *Der Begriff „Infrastruktur“ und was er vor seiner Erfindung besagte*, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 41 (1999), S. 280-299, hier insbesondere S. 281 f.

Reisezeit zwischen ihnen jedoch reduziert wird. Das ‚Spacing‘ des Straßenbaus wird damit zur Grundlage für die Neudefinition des Grenzraumes zu einer Brückenregion zwischen den beiden Unionsstaaten.⁶

Die Arbeit befasst sich mit einem Thema, das bislang keine besondere Berücksichtigung fand. Während der Aufbau der Infrastruktur und ihre Auswirkungen auf die Union, etwa in Bezug auf Handel oder das Reisen, bereits bearbeitet wurde, steht eine Untersuchung der Rolle der Infrastruktur, die van Laak als etwas „kollektiv Unbewusstes“ bezeichnet,⁷ im Hinblick auf die Grenzregion sowohl auf Seiten Sachsens als auch Polen-Litauens noch aus. Das schließt sowohl die königlichen Reisen als auch die Besetzung grenznaher Orte durch hofnahe Personen ein. Einzelne Aufsätze untersuchen zwar die Entwicklung in diesen Regionen, die Verbindung zur Infrastruktur wird oft aber nur am Rand behandelt beziehungsweise vernachlässigt. Insgesamt wurde die polnisch-sächsische Union in der Forschung vernachlässigt. Viele ältere Arbeiten polnischer, preußischer und sächsischer Historiker schrieben die Geschichte der polnisch-sächsischen Union zudem als eine Geschichte des Niedergangs. Für eine Darstellung eines zumindest vorübergehenden Aufschwungs war in diesem Narrativ kein Platz. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg nahm das Interesse unter Historikern der DDR und Polens an der Union zu und es wurde versucht, das negative Bild der Sachsenzeit zu widerlegen. Die Neubewertung der Union wurde anschließend in Tagungen und Ausstellungen anlässlich verschiedener Jubiläen auch nach 1990 in Deutschland und Polen fortgeführt.⁸

⁶ Vgl. LAAK, *Infra-Strukturgeschichte* (wie Anm. 3), S. 371.

⁷ Vgl. DIRK VAN LAAK, *Infrastrukturen und Macht*, in: François Duceppe-Lamarre/Jens Ivo Engels (Hg.), *Umwelt und Herrschaft in der Geschichte – Environnement et Pouvoir: Une approche Historique* (Ateliers des Deutschen Historischen Instituts Paris 2), München 2008, S. 106-114, hier S. 109.

⁸ Zum Forschungsstand: „Obwohl seit dem Erscheinungsjahr des polnischen Originals über 30 Jahre vergangen sind und sich sowohl (und vor allem) die geschichtswissenschaftlichen Methoden und Fragestellungen als auch der Forschungsstand seitdem weiterentwickelten, gilt das für das Thema des vorliegenden Buches nur begrenzt“, Herausgebernotiz Michael G. Müllers und Miloš Rezníks in: STASZEWSKI, *Die Polen im Dresden des 18. Jahrhunderts* (wie Anm. 2), S. 263; vgl. auch DERS., *Die polnische Adelsrepublik im 18. Jahrhundert im Licht neuerer Forschungen*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 52 (2003), Heft 4, S. 572-583; JÜRGEN LUH, *Wie die Schrift Friedrich den Großen zu einem Gewinner und Heinrich von Brühl zu einem Verlierer der Geschichte machte*, in: Ute Koch/Cristina Ruggero (Hg.), *Heinrich Graf von Brühl (1700–1763). Ein sächsischer Mäzen in Europa. Akten der internationalen Tagung zum 250. Todesjahr, Dresden 2017*, S. 24-33. Für eine neue Betrachtung der Forschungssituation vgl. REINER GROSS, *Zur Erforschung und Darstellung der polnisch-sächsischen Union. Bemühungen um eine neue Sicht durch polnische und sächsische Historiker*, in: Frank-Lothar Kroll/Hendrik Thoß (Hg.), *Zwei Staaten eine Krone. Die polnisch-sächsische Union 1697–1763*, Berlin 2016, S. 289-295, hier S. 291-293.

I. Entstehung einer Infrastruktur zwischen Polen-Litauen und Sachsen

Um das eingangs erläuterte Problem einer besseren Verbindung zwischen Warschau und Dresden zu lösen, fiel der Post eine wichtige Rolle zu. Zu Beginn der Herrschaft Augusts II. kam es zu personellen Veränderungen in der Post in Polen und Sachsen. Während die Übertragung des einträglichen sächsischen Postwesens an den neuen kursächsischen Generalpostmeister Jacob Heinrich von Flemming in erster Linie Flemming für dessen Aufwand während der Erwerbung der polnischen Krone belohnen sollte, hatten die Veränderungen in Polen konkrete Auswirkungen auf die Entwicklung der Post.⁹ August hatte seinem Günstling Georg Hermann Edler von Holtzbrink ermöglicht, das Postsystem von Kronpolen für 20 000 Taler zu erwerben. Holtzbrink arbeitete von polnischer Seite am Aufbau einer guten Postverbindung zwischen Polen und Sachsen und versuchte, das desolate, von Jan III. Sobieski übernommene Postnetz an die neuen politischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse anzupassen.¹⁰ Zwar war unter Jan III. Sobieski von Warschau aus zusätzlich zu der schon seit dem 16. Jahrhundert bestehenden Postverbindung nach Krakau ein sternförmiges Postsystem nach Danzig, Lemberg, Posen, Wilna und Dresden aufgebaut worden – die Brieflaufzeiten waren zum Teil aber enorm.¹¹ In Sachsen konnte August auf ein gut ausgebautes Straßennetz zurückgreifen, mit seinem Antritt als Kurfürst hatte er die Straßen mit Brettern, Kies und Sand befestigen lassen. Die sächsischen Straßen waren somit meist in einem guten Zustand, und auch das Postsystem, dessen Zentrum Leipzig bildete, war gut ausgebaut.¹²

Die Entwicklungen des gemeinsamen Postnetzes verliefen rasant. August war sehr bemüht, das polnische Postsystem möglichst schnell auszubauen und zu modernisieren: Während 1616 ein Brief von Leipzig nach Warschau noch zwölf Tage benötigte, waren es 1706 nur noch fünf Tage, während andere Laufzeiten, etwa nach Paris, gleichgeblieben waren. 1712 wurde eine erste gemeinsame polnisch-sächsische Postordnung herausgegeben, der weitreichende Angleichungen der

⁹ Die erbliche Verleihung des Amtes des Generalpostmeisters war nicht ungewöhnlich und bot dem Landesherrn die Möglichkeit, eine gut dotierte Stelle am Hof zu kreieren und damit seine eigene Gunst auszudrücken. Das zeigt sich am Beispiel Flemmings, der kein Interesse hatte, sich persönlich um das Postwesen zu kümmern, und es direkt an Johann Jakob Kees den Älteren verpachtete, der zuvor schon für das Postwesen verantwortlich gewesen war, vgl. GUSTAV SCHAEFER, *Geschichte des Sächsischen Postwesens vom Ursprunge bis zum Uebergang in die Verwaltung des Norddeutschen Bundes*. Nach archivalischen Quellen, Dresden 1879, S. 108, 111 f.

¹⁰ Vgl. LECH ZIMOWSKI, *Geneza i rozwój komunikacji pocztowej na ziemiach polskich* [Entstehung und Entwicklung der Postkommunikation auf polnischem Boden], Warszawa 1972, S. 84.

¹¹ Die Strecke zwischen Warschau und Dresden war eine Botenpost und die Brieflaufzeiten betragen 14 bis 16 Tage, vgl. ebd., S. 78.

¹² Vgl. FRAUKE GRÄNITZ, *Die Entwicklung des kursächsischen Straßenwesens im 17. und 18. Jahrhundert*, in: Thomas Szabó (Hg.), *Die Welt der europäischen Straßen. Von der Antike bis in die Frühe Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien 2009, S. 305-320, hier S. 307.

beiden Postsysteme folgten. In Sachsen wurden ab 1721 steinerne Postmeilensäulen mit den polnisch-litauischen und dem sächsischen Wappen errichtet, die die Entfernungen zur nächsten Stadt und dem Ende der Poststrecke anzeigten. In den folgenden Jahren entstanden noch weitere Postverbindungen zwischen den Städten Sachsens und Polens und auch gen Osten nach St. Petersburg und Moskau.¹³

Einerseits waren Augusts Bemühungen politisch begründet: Ein funktionierendes Postsystem erleichterte die Regierungsgeschäfte zwischen den beiden (beziehungsweise mit dem litauischen Grodno drei) Hauptstädten, die schneller, flexibler und ortsunabhängig abgewickelt werden konnten. Andererseits hatten die Bestrebungen Augusts eine wirtschaftliche Motivation: Er hoffte, durch die Kooperation der beiden Postsysteme eine neue, durch Sachsen und Polen verlaufende Ost-West-Achse im europäischen Briefverkehr zu schaffen und die bestehende, lukrative Postverbindung über Preußen in die eigenen Territorien umzuleiten.¹⁴

Noch während der Große Nordische Krieg in weiten Teilen Polen-Litauens und in Sachsen tobte, wurde 1706 zwischen Dresden und Warschau eine doppelte Postroute eröffnet. Die Relevanz dieser Strecke für die wettinische Politik zeigt die Sorgfalt, mit der die Strecke aufgebaut und anschließend behandelt wurde. Eine wichtige Quelle über den Verlauf und den Zustand der Strecken bildet die „Kurtze Anleitung Zur gewöhnlichen Reise Von Dresden nach Warschau“ von Adam Friedrich Zürner,¹⁵ die 1738 von Johann Christoph Weigel in Nürnberg kommentiert herausgegeben wurde.¹⁶ Zürner vermaß die Strecken unter Verwendung des von ihm entwickelten Messwagens *nach der allergenauesten Geometrischen oder Geographischen Methode*, um unter Bestimmung der *accuraten Distanz die vollkommenste Situation* der Poststellen auf der Strecke zu schaffen.¹⁷ In seinem Vorwort betont Zürner den hohen Aufwand *von so vielen 1000. Thalern [...] welche ein Potentat bey jetzigen Umständen nicht leicht auf so etwas wenden dürffte*.¹⁸ Diese Postrouten waren also keine Provisorien, sondern unterstreichen

¹³ Vgl. SCHAEFER, Geschichte des Sächsischen Postwesens (wie Anm. 9), S. 95; CHRISTIAN SPRINGER (Hg.), Die Sächsischen Generalpostmeister der Polnischen Post in der Zeit der Personalunion mit dem Churfürstentum Sachsen von 1697–1763. Eine historische Studie über die Leistungen der sächsischen Generalpostmeister beim Aufbau einer neuzeitlichen Post in Polen und dessen Auswirkung auf das chursächsische Postwesen (Beiträge zur sächsischen Postgeschichte und Philatelie 5), Köln 1983, S. 16 f.

¹⁴ Es handelte sich dabei um einen gezielten Angriff auf die preußischen Einnahmen aus dem Postverkehr zwischen Ost- und Westeuropa, vgl. SPRINGER, Die Sächsischen Generalpostmeister (wie Anm. 13), S. 27.

¹⁵ Entgegen der älteren Arbeit Zimowskis, der viele neuere Forschungen zur polnischen Post folgen, war Zürner nicht an der Errichtung der doppelten Poststrecke 1706 beteiligt, vgl. ZIMOWSKI, Geneza i rozwój (wie Anm. 10), S. 86; dazu auch VIKTOR HANTZSCH, „Zürner, Adam Friedrich“, in: Allgemeine Deutsche Biographie 45 (1900), S. 511–514, hier S. 512.

¹⁶ Vgl. ADAM FRIEDRICH ZÜRNER, Kurtze Anleitung Zur gewöhnlichen Reise Von Dresden nach Warschau [...], hrsg. von Johann Christoph Weigel, Nürnberg 1738.

¹⁷ Vgl. ebd., S. 21.

¹⁸ Vgl. ebd., S. 22.

die Absicht, die auf die Lebenszeit des Herrschers begrenzte polnisch-sächsische Union in eine feste und kommunikativ entwickelte, über August II. und womöglich auch August III. hinaus bestehende Union umzuwandeln.¹⁹

Zürner unterschied zwischen der *ordinairen Post=Strasse über Breßlau*, auf der man für die 68¼ Meilen 136½ Stunden Reisezeit benötige, und einer zweiten nördlichen Strecke über Lissa und Kalisch, die um eine Meile kürzer sei und in 135¼ Stunden bewältigt werden könne.²⁰ Die Strecke über Breslau sei im Unterschied zur nördlichen Trasse jedoch in einem deutlich besseren Zustand: Die Flüsse seien *meist über gute Brücken zu passiren*, die Zürner alle aufzählt. Die nördliche Route sei hingegen an manchen Furten *bey angelauffenem Wasser [...] schwer u. gefährlich zu passiren* und im Abschnitt zwischen *Blonie* und *Lowicz* variere die Reisezeit zwischen zehn und sechzehn Stunden.²¹

In seiner Reisebeschreibung nennt Zürner noch eine dritte, *ehemals angelegte doch meistentheils wieder eingegangene Post=Route* über *Karge* (Unruhstadt) mit einer Länge von 69½ (sächsischen) Meilen, also rund 600 Kilometern.²² Bei dieser handelte es sich um eine exklusiv dem König vorbehaltene Strecke, die nur während der Sejmverhandlungen von einem speziellen Ulanenregiment betrieben wurde, um die politischen Nachrichten des Sejms möglichst schnell zwischen Warschau und Dresden übermitteln zu können. Die Strecke konnten die Reiter in drei Tagen bewältigen.²³

Zürners Bericht zeigt, dass die Postrouden nicht nur der Beförderung von Briefen, Paketen und Menschen mittels der Postkutschen dienten, sondern dass sie gut ausgebaute und organisierte Reiserouten zwischen Warschau und Dresden waren. Diesen Straßen kam eine große infrastrukturelle Bedeutung zu, sie wurden zu „Venen“ des neuen Doppelstaates.²⁴

Auch der König griff häufig auf diese Strecken zurück. Davon zeugen die Akten des Oberhofmarschallamts, das die königlichen Reisen organisierte. Anhand dieser Akten lassen sich die verschiedenen Schritte des Planungsprozesses und der hohe logistische Aufwand, der mit den Reisen verbunden war, nachvollziehen: Im ersten Schritt wurde eine Route zum Zielort gesucht und die Relaisstationen für den Pferdewechsel verzeichnet. Im zweiten Schritt wurde geprüft, wer den König auf der Reise begleitet und welche Gegenstände überführt werden müssten. Den Personen wurden Fourier-Zettel ausgestellt, die ihnen die Überfahrt garantierten. Anschließend wurden die Personen entweder auf verschiedene reguläre Postkutschen und auf mehrere Tage verteilt losgeschickt oder die Personen, die nicht mit der Postkutsche fuhren, reisten in gesonderten Kutschen, die sie durch die Beam-

¹⁹ Vgl. LAAK, *Infrastrukturen und Macht* (wie Anm. 7), S. 108.

²⁰ Vgl. ZÜRNER, *Kurtze Anleitung* (wie Anm. 16), S. 21, zur Reise über Breslau S. 26 f. und zur Reise über Lissa S. 28-31.

²¹ Eine sächsische Meile entspricht zwei Wegstunden oder ca. neun Kilometern, vgl. ebd., S. 27.

²² Vgl. ebd., S. 41.

²³ Vgl. MALISZEWSKI, *Komunikacja społeczna* (wie Anm. 2), S. 32.

²⁴ Vgl. LAAK, *Infrastrukturen und Macht* (wie Anm. 7), S. 110.

ten zugewiesen bekamen. Das Oberhofmarschallamt bestimmte, wie viele Pferde für den Tross benötigt wurden. Mit diesen Informationen wurden schließlich die Postmeister auf den Poststationen benachrichtigt, damit sie eine ausreichende Anzahl an Pferden auf ihren Wechselstationen bereithielten. Es konnte sich dabei um eine Zahl von dreißig bis weit über hundert Tieren handeln.²⁵

Die befestigten Postrouten ermöglichten dem König, die Strecke zwischen Dresden und Warschau in rund 100 Stunden zu bewältigen. Die Fahrt verlief möglichst ohne längere Unterbrechungen, weshalb die Pferde samt Kutscher häufig gewechselt werden mussten. Die Reise durch fremdes Gebiet, also durch Schlesien und Preußen, stellte in der Regel kein Problem dar.²⁶

II. König August II. und Fraustadt, Reisen und Kargowa

Eine Region, die von der polnisch-sächsischen Union profitierte, war die Grenzregion zwischen Polen und Sachsen, also die Lausitz, Schlesien und die Posener Woiwodschaft. Die beiden wichtigen aktiven Postrouten verliefen durch diese Grenzregion. Damit profitierte sie von einer deutlich besseren infrastrukturellen Anbindung und dem damit einhergehenden Transitverkehr der Reisenden und Händler zwischen Sachsen und der Rzeczpospolita.

An Relevanz für die Regierungspraxis der Union gewann die Region durch die Bestimmungen des Stummen Sejms von 1717, die dem König neben einer Verpflichtung zum regelmäßigen Aufenthalt in Polen und einem Abhalten der Sejmtagungen auch untersagte, *für die Rzeczpospolita wichtige Angelegenheiten* in Sachsen zu behandeln *und Vakanzan [...] nicht dort, sondern nur in Polen* zu besetzen.²⁷

Reisen war unter den Bedingungen der Frühen Neuzeit sehr umständlich, vor allem, wenn der König von einem großen Tross von Ministern, Senatoren über Musiker, Köche und Konditoren bis zum Mobiliar begleitet wurde. Da Warschau weit entfernt war, wurden in den Jahren, die die Anwesenheit Augusts in Sachsen

²⁵ Anschaulich ist dies in der Akte: Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: HStA Dresden), 10006 Oberhofmarschallamt, I, Nr. 028, Bl. 232-243.

²⁶ STASZEWSKI, Der polnische König (wie Anm. 2), S. 214; KARL CZOK, Am Hofe Augusts des Starken, Stuttgart 1990, S. 145.

²⁷ *Także aby I. K. Mć. Ilekroć mu się po odprawionym w każdych dwóch leciech Walnym Seymie bez omieszkania spraw głośniejszych do Rzeczyposp. należących, odiachać do Saxonij będzie podobało, nad trzy miesiące każdego roku, albo sześć w każdych dwóch leciech [...] [August II.] swoiey oczekiwanie Rzplitey, dłużej się bawić nie raczył, y wakansow tam nie rozdawał, tylko w Polsce*, Volumina Legum. Przedruk zbioru praw. Staraniem XX. pijarów w Warszawie, od roku 1732 do roku 1782, wydanego. Tom VI. Prawa, konstytucje y przywileje Królestwa Polskiego, Wielkiego Xięstwa Litewskiego y wszystkich prowincyj należących na walnych seymiech kronnych od seymu wiślickiego roku 1347 aż do ostatniego seymu uchwalnone. Volumen sextum ab anno 1697 ad annum 1736 acta reipublicae continens, Petersburg 1860, (im Folgenden: VL VI), Bl. 239 f.

erforderten, andere, näher gelegene Orte gesucht, um der Anwesenheitspflicht in Polen-Litauen und den dortigen Regierungsgeschäften nachzukommen und dennoch die Verpflichtungen als Kurfürst von Sachsen nicht zu vernachlässigen.²⁸

Bei seinen Aufenthalten im Grenzgebiet griff der König auf bereits bestehende Orte zurück, die durch ihre Lage an der Poststrecke zwischen Dresden und Warschau über eine gute infrastrukturelle Anbindung verfügten. Dies traf auf das großpolnische Fraustadt zu, das sehr bald nach dem Stummen Sejm zu einem wichtigen Stützpunkt des in Sachsen weilenden Königs auf polnischem Boden wurde. Fraustadt war mit rund 7 000 Einwohnern eine für polnische Verhältnisse größere Stadt und unterstand dem König. Sie lag direkt hinter der Grenze an der Postroute zwischen Warschau und Dresden. Fraustadt war rund 230 Kilometer von Dresden und 350 Kilometer von Warschau entfernt.²⁹

Das erste Mal besuchte August Fraustadt auf dem Weg nach Polen 1697. Über diesen Besuch berichtete der Fraustädter Chronist Samuel Friedrich Lauterbach: Der König sei *bey aufgerichteter Ehren=Pforte, am Polnischen Thore, von der Bürgerschaft aufs aller=unterthänigste empfangen* worden.³⁰ Bis zu einem längeren Aufenthalt Augusts musste die Stadt aber knapp zwanzig Jahre warten.

Im November 1717 kam der Herrscher erstmals mit den polnischen Senatoren zu einer Senatorenkonferenz in Fraustadt zusammen. Es war ein langer Aufenthalt in Fraustadt, da er bis Januar 1718 in der Stadt blieb.³¹ Für die 26 Meilen von Dresden benötigte August neun Tage, wobei jeden Tag nur drei bis vier Meilen gefahren und zwischendurch dreimal gerastet wurde. Spätere Reisen verliefen deutlich schneller.³²

²⁸ Vgl. HANS-JÜRGEN BÖMELBURG/EDMUND KIZIK, *Deutsch-Polnische Geschichte. Frühe Neuzeit, Bd. 2: Altes Reich und Alte Republik. Deutsch-polnische Beziehungen und Verflechtungen 1500–1806*, Darmstadt 2014, S. 82.

²⁹ Vgl. AUGUST GUSTAV WILHELM BRAUNE, *Geschichte der Stadt Fraustadt. Zur Feier des 50jährigen Jubiläums des Wiederaufbaues der im Jahre 1801 abgebrannten Neustädtischen Kirche, genannt zur heiligen Dreifaltigkeit, am 25. August 1889*, Fraustadt 1889, S. 67.

³⁰ Vgl. SAMUEL FRIEDRICH LAUTERBACH, *Fraustädtisches Zion. Das ist historische Erzählung desjenigen, Was sich von An. 1500 biß 1700. im Kirch=Wesen zu Fraustadt in der Cron Pohlen, zugetragen [...]*, Leipzig 1711, S. 752 f.; die dem König überreichten Glückwünsche sind abgedruckt bei DERS., *Pohlische Chronicke, Oder Historische Nachricht von dem Leben und Thaten aller Hertzoge und Könige in Pohlen, von Lecho an bis auf jetzt glorwürdigst-Regierende Königliche Majestät Augustum II. [...]*, Frankfurt am Main/Leipzig 1727, S. 776.

³¹ Schon im Oktober hatte es eine erste Senatorenkonferenz in Fraustadt gegeben, die aber in Abwesenheit Augusts stattfand. Vor den 30 anwesenden Senatoren wurde der König von Flemming vertreten, vgl. MARIUSZ MARKIEWICZ, *Rady senatu za Augusta III [Der Senatsrat zur Zeit Augusts III.]*, in: *Zeszyty naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego. Prace historyczne* 77 (1985), S. 69–89, hier S. 102; BRITTA GÜNTHER/NINA KRÜGER, *Die Reisen und Aufenthalte des Königs August II.*, in: *Unter einer Krone. Kunst und Kultur der sächsisch-polnischen Union*, hrsg. von den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden und dem Königlichen Schloss zu Warschau, Leipzig 1997, S. 49–53, hier S. 51 f.

³² Die Reisezeit ist ungewöhnlich lang. Es ist davon auszugehen, dass eine Routine, wie sie bei späteren Reisen vorhanden war, 1717 noch fehlte, HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, I, Nr. 025, Bl. 452.

In Fraustadt bezog August eine ganze Häuserzeile am Markt gegenüber dem Rathaus. Die Wände zwischen den einzelnen Gebäuden waren entfernt und so größere Säle geschaffen worden, die mit Tapeten, Teppichen und anderen aus Dresden mitgeführten Möbeln ausgestattet wurden. Der König verfügte über transportables repräsentatives Mobiliar, z. B. zusammenklappbare Audienzstühle, sodass er auch in fremden Räumlichkeiten einen herrschaftlichen Charakter herstellen konnte.³³ Diese Unterkunft war für August, der sich oft unter das Volk mischte, nicht ungewöhnlich. Auch die anderen Gäste wurden in der Stadt einquartiert. Ob auch die Sitzungen mit den Senatoren dort abgehalten wurden, oder wie unter August III. im Rathaus, ist aus den Akten jedoch nicht ersichtlich.³⁴

Interessant ist, dass zumindest ein Teil *von der Königl. Garde du Corps mit nacher Lissa* ging und auch die *Königl. Pobl. und Churfl. Sächß. SilberCammer nacher Ließä*, also ins nahegelegene Lissa, geschickt wurde, während der König sich in Fraustadt aufhielt. Dieser Umstand kann bedeuten, dass die Kapazitäten der Quartiermöglichkeiten Fraustadts bei solchen großen Besuchen überschritten wurden.³⁵

1719 fanden erneut zwei Senatorenkonferenzen in Fraustadt statt. Durch die Vorbereitungen der Hochzeit des Prinzen Friedrich August (II.) mit Maria Josepha von Österreich in Wien und der folgenden opulenten Hochzeitsfeierlichkeiten in Dresden, die sich den ganzen September hinziehen sollten, war August in Dresden gebunden und hatte keine Möglichkeit, nach Warschau zu reisen.³⁶ Aber der König verfolgte auch noch andere Interessen mit diesem Treffen, denn *den 10. Marty Sind Ihro. Königl. Hoheit der Prinz von Wien zu Frauenstadt allwo sich*

³³ Vgl. GISELA HAASE, Ein barocker Dresdner „Audienz-Stuhl“ mit Kurfürstlich-Sächsischem und Königlich-Polnischem Wappen, in: *Artibus et Historiae* 29 (2008), S. 223-245, hier S. 227.

³⁴ Ähnlich verfuhr er auch während seiner Messebesuche in Leipzig. Dort wohnte er trotz der bestehenden Pleißenburg häufig im bürgerlichen „Amelungschen Haus“ oder im Palais des Großkaufmanns Andreas Dietrich Apel zur Miete, vgl. KARL CZOK, August der Starke. Sein Verhältnis zum Absolutismus und zum sächsischen Adel, in: *Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse* 131 (1991), Heft 3, S. 3-51, hier S. 10; Ihre *Dl. Bischoff von Posen* wohnte etwa unter *112 bei Dr. Schmieden* und *113 in der Probsteij* und Ihre *Dl. Congros Marschall graf von Mniszeck* wohnte unter *65. in Partholischen Hauße*. Insgesamt wurden dreißig *Pohlische Ministri und Cavalliers* auf die Stadt verteilt, die auch an der Konferenz teilnahmen, HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, I, Nr. 025, Beilage.

³⁵ HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, I, Nr. 025, ohne Paginierung.

³⁶ In Dresden wurden umfangreiche Baumaßnahmen am Zwinger und an der Oper in die Wege geleitet, die August in Dresden persönlich beaufsichtigte. Die Kosten für die Hochzeitsfeierlichkeiten betragen ca. vier Millionen Taler, vgl. KARL CZOK, Der sächsische Kurfürst Friedrich August I. (1694–1733), in: Duchhardt, Herrscher in der Doppelpflicht (wie Anm. 1), S. 189-205, hier S. 200; JACEK STASZEWSKI, August II Mocny [August II. der Starke], Wrocław 1998, S. 212.

*Ihr Königl. Maj! dermale befunden, angelanget.*³⁷ August nutzte die Konferenz, um seinen Sohn nach der Rückkehr von dessen sehr ausgedehnten *Grand Tour* den polnischen Senatoren vorzustellen und in die polnische Politik einzuführen.³⁸

Nach den beeindruckenden Hochzeitsfeierlichkeiten berief August eine zweite Konferenz in Fraustadt ein, zu der sich 28 Senatoren in der Stadt einfanden.³⁹ Das *Diarium* zeigt dabei, wie die Anreise in mehreren kleineren Gruppen erfolgte, die so *per posto* reisen konnten. Über den genauen Ablauf des Geschehens in Fraustadt findet sich in der Akte jedoch leider wenig.⁴⁰

In den folgenden Jahren rückte Fraustadt politisch wieder in den Hintergrund, offizielle Senatssitzungen fanden dort unter August II. nicht mehr statt. Erst 1728 weilte August zwischen dem 16. und 20. Juni auf dem Rückweg von Berlin wieder mehrere Tage in Fraustadt. Da August das Reisen seit einer Amputation am Fuß Ende 1726 wegen des langsamen Heilungsverlaufs schwerfiel, war es ihm seit über einem Jahr nicht gelungen, nach Polen zu kommen. Um die dringenden Amtsgeschäfte zu erledigen – da es ein gerades Jahr war, musste der Sejm einberufen werden –, nutzte August die Reise nach Brandenburg und griff auf dem Rückweg wieder auf das grenznahe Fraustadt zurück. Dort traf sich August mit Senatoren, unterschrieb Dokumente, auch die *zu dem nach Grodno, den 30. Sept: angesetzten Reichß= Tage, nöthige Universalien, Womit Sie [ihre Majestät] auch die übrigen Tage des Aufenthalts in Frauenstadt continireten.*⁴¹

Neben Fraustadt stach ein weiterer grenznaher Ort hervor: Die kleine Stadt Reisen, die etwas weiter im Landesinneren lag. Während es sich bei dem Nachbarort Leszno um eine repräsentative Stadt handelte, war Reisen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts eher eine durchschnittliche Kleinstadt. Erst 1693 ließ Rafał

³⁷ HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, G, Nr. 19, Bl. 8.

³⁸ Persönliche Kontakte hätten bei der nächsten Königswahl zu einem großen Vorteil gegenüber ausländischen Kandidaten ohne Bezug zur Rzeczpospolita werden können, vgl. STASZEWSKI, August II Mocny (wie Anm. 36), S. 210.

³⁹ Vgl. MARKIEWICZ, Rady senatu (wie Anm. 31), S. 31.

⁴⁰ *Den 23. Octobr: Französ. Comedie. Und gingen diesen Tag einige von der Hoffstadt per posto nacher Frauenstadt ab. / den 24. = Itali: Comedie und reisete der Hr. Hoffmarschall von Losh nacher Frauenstadt. / den 25. = Französ. Comedie, und folgte der Hr. OberKüchMinister Baron von Seyffertiz auf nacher Frauenstadt. [...] / den 26. = Früh Morgens umb halb 9 Uhr fuhren Ihro Königl. Maj! Nacher Altdreßden, in das Holländische Pallais, von dar aber tratten dieselbe dero Reise nacher Frauenstadt an. [...] / Den 27. Octobr: Ihro Königl. Maj! Sind diesen Tag in Frauenstadt glücklich angelanget,* HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, G, Nr. 19, Bl. 49 f.

⁴¹ Ob 1728 ein *Senatus Consilium* in Fraustadt stattfand, ist umstritten: Staszewski beschrieb dieses Ereignis in seiner Biografie Augusts II., während Markiewicz in der Monografie zu den Senatsräten kein solches in diesem Jahr erwähnte, vgl. STASZEWSKI, August II Mocny (wie Anm. 36), S. 252; MARKIEWICZ, Rady senatu (wie Anm. 31), S. 103. Reichstage, also Sejme, fanden entgegen manchen Auffassungen nie in Fraustadt statt, vgl. dazu die Auflistung aller polnischen Reichstage bei W ADYS AW KONOPCZYŃSKI, *Chronologia sejmów Polskich 1493–1793* [Chronologie der polnischen Sejme] (Archiwum Komisji Historycznej 2/4), Kraków 1948; HStA, 10006 Oberhofmarschallamt, III, Nr. 04, ohne Paginierung.

Leszczyński wahrscheinlich durch den italienischen Architekten Pompeo Ferrari dort eine große Residenz errichten, die jedoch 1707 zerstört wurde.⁴²

1714 plante August erstmals, die polnischen Senatoren in dem sich im Wiederaufbau befindlichen Ort zusammenkommen zu lassen. Zwar kamen der König und der Marschall der Konföderation von Sandomierz Stanisław Ernest Denhoff dort am 19. September zusammen, der König reiste jedoch am folgenden Tag unverrichteter Dinge nach Warschau weiter. Die geplante Sitzung des Senatus Consilium musste abgesagt werden, da die meisten Senatoren als Akt des Protests die Reise ins Grenzgebiet absagt hatten. August war dadurch gezwungen, nach Warschau zu reisen, berief dort aber keine weitere Senatsratssitzung ein.⁴³

Vier Jahre später versuchte August während eines Empfangs osmanischer Abgesandter ein zweites Mal, einige Senatoren in Reisen zusammenkommen zu lassen, lud aber nur Vertreter aus Großpolen ein.⁴⁴ Dennoch musste der Ort auf das Ereignis vorbereitet werden. Wie schon 1717 nach Fraustadt, wurden jetzt die *Türkischen Meubel, welche auf S: Königl. Maj! Allergnädigsten Befehl [...] mit nach Reußen gegeben worden*,⁴⁵ im Vorfeld des Aufenthaltes in die grenznahe Stadt geschickt, um die notwendige königliche Repräsentativität und Annehmlichkeiten herzustellen. Der zweiwöchige Aufenthalt war der letzte längere Aufenthalt Augusts II. in Reisen.⁴⁶ In den Folgejahren besuchte August nur noch Fraustadt. Möglicherweise hing dies mit den komplizierten Besitzverhältnissen zusammen, da Reisen formal den Leszczyńskis gehörte.

Unter August II. ist nur ein Versuch bekannt, eine eigene Residenz in der polnisch-sächsischen Grenzregion zu errichten. An der außerordentlichen Poststrecke von Dresden nach Warschau wurde 1730 in Kargowa ein Gut seines dama-

⁴² Vgl. LEON PREIBISZ, Zamek i Klucz Rydzyński [Burg und Schlüssel von Reisen], Rydzyna 1938, S. 29, 33 f., zum genauen Wiederaufbau und den Unterschieden zum ursprünglichen Bau S. 37–47.

⁴³ Zwar hatte der König auf den Sitzungen des Senatsrats großen Einfluss auf das Ergebnis und konnte sich in 89 % der Fälle durchsetzen, aber die Senatoren konnten ihrerseits die Sitzungen boykottieren, indem sie mehr oder weniger geschlossen nicht anreisten und somit die Zusammenkunft verhinderten. Das war die einzige wirkungsvolle Möglichkeit, gegen die Sitzungen zu protestieren. Jedoch bildete auch das eine Ausnahme, vgl. MARIUSZ MARKIEWICZ, Rady senatorskie Augusta II (1697–1733) [Senatorenräte Augusts II.] (Prace komisji historycznej 50), Wrocław u. a. 1988, S. 74; ANDRZEJ LEON SOWA, Świat Ministrów Augusta II. Wartości i poglądy funkcjonujące w kręgu ministrów Rzeczypospolitej w latach 1702–1728 [Die Welt der Minister Augusts II. Werte und Ansichten, die im Kreis der Minister der Rzeczpospolita in den Jahren 1702–1728 galten] (Bibliotheca Iagellonica. Fontes et Studia 3), Kraków 1995, S. 90; GÜNTHER/KRÜGER, Reisen und Aufenthalte Augusts II. (wie Anm. 31), S. 51.

⁴⁴ Vgl. MARKIEWICZ, Rady senatorskie (wie Anm. 43), S. 22.

⁴⁵ Ob es sich um dieselben Möbel handelt, ist unklar, jedoch gleichen sich manche Bezeichnungen der Möbelstücke, z. B. *Cattar*, HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, I, Nr. 026, Bl. 62 f.

⁴⁶ August kam am 31. Mai in Reisen an und kehrte am 13. Juni wieder nach Dresden zurück, GÜNTHER/KRÜGER, Reisen und Aufenthalte Augusts II. (wie Anm. 31), S. 51.

ligen Kammerherrn Karl von Unruh angemietet.⁴⁷ Die bestehenden Räumlichkeiten Unruhs, die wahrscheinlich um 1710 errichtet worden waren und in welchen August schon auf früheren Reisen zu Gast war, sollten anfangs nur durch Anbauten erweitert werden. Später war jedoch fast ein gänzlich neuer Bau geplant.⁴⁸

Möglicherweise hing der plötzliche Wunsch nach einer eigenen grenznahen Residenz mit dem schlechten Gesundheitszustand Augusts zusammen, der seit 1726 immer wieder das Reisen zwischen Sachsen und der Rzeczpospolita verhinderte. Kargowa lag näher an Sachsen als Fraustadt, war allerdings durch preußisches Territorium getrennt. Die verbesserten Beziehungen zu Preußen seit 1728 hatten womöglich den Ausschlag für Kargowa und gegen Fraustadt gegeben, das durch habsburgisches Gebiet von Sachsen getrennt war.⁴⁹

Das neue Schloss sollte möglichst schnell entstehen. Geplant war eine größere Anlage, deren Zentrum ein zweigeschossiges hölzernes Schloss mit zwei Flügeln bilden sollte. Optisch sollte es allerdings den Eindruck eines massiven Steinbaus vermitteln.⁵⁰ Im Umfeld des Schlosses waren eine große Gartenanlage mit mehreren Pavillons sowie mehrere einstöckige Kasernengebäude und Stallungen geplant. Die projektierten Anlagen waren viermal größer als das ursprüngliche Anwesen der Unruhs. Die neue Residenz hätte sowohl die Stationierung von Truppen als auch den Aufenthalt einer größeren Hofgesellschaft in Kargowa ermöglicht.⁵¹

Doch die Bauarbeiten verzögerten sich. Aufgrund wiederholter Veränderungen an den Bauplänen und der Abwesenheit Kargowas, die die Zufuhr von Arbeitskräften und Material erschwerte, stagnierte die Baustelle. Die Zeitschrift „Dresdener Merckwürdigkeiten“ berichtete im Juni 1731, dass *Ihro Kgl. Maj. ein großes Palais erbauen* ließe.⁵² Im gleichen Jahr *gingen Sie [Ihre Majestät]* auf einer Reise nach Warschau am 24. Oktober auf expliziten Wunsch (*es gehet alles über*

⁴⁷ Das Gelände wurde vorerst gepachtet, da es für den König in Polen eigentlich nicht möglich war, ohne die Zustimmung des Sejms eigenes Land zu erwerben. Zwar hatte August in Warschau bis 1717 einige Grundstücke ohne die Zustimmung des Sejms erworben, aber 1726 ließ er sich diese auf dem Sejm bestätigen, WALTER HENTSCHEL, *Die sächsische Baukunst des 18. Jahrhunderts in Polen*. Textband, Berlin 1967, S. 244; ELISABETH TILLER, *Die repräsentative Raumpolitik Augusts des Starken in Polen*, in: Dies. (Hg.), *Bücherwelten – Raumwelten. Zirkulation von Wissen und Macht im Zeitalter des Barock*, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 243-272, hier S. 251 f.

⁴⁸ Vgl. HENTSCHEL, *Die sächsische Baukunst* (wie Anm. 47), S. 244.

⁴⁹ Während sich die Beziehungen zu den Hohenzollern seit 1726 verbessert hatten, belastete die Pragmatische Sanktion die Beziehungen zwischen Dresden und Wien. Ihren Höhepunkt fanden die preußisch-sächsischen Beziehungen in den Jahren 1728/1729, als sich die beiden Könige zusammen mit ihren Nachfolgern gegenseitig besuchten. Österreich hob dagegen 1730 die Zölle an der schlesischen Grenze um bis zu 60 % an, um August zur Anerkennung der Pragmatischen Sanktion zu bewegen, vgl. JACEK STASZEWSKI, *August III. Kurfürst von Sachsen und König von Polen. Eine Biographie*, Berlin 1996, S. 160.

⁵⁰ Vgl. HENTSCHEL, *Die sächsische Baukunst* (wie Anm. 47), S. 246. Ein Plan der Anlage findet sich in der Akte HStA Dresden, 10026 Geheimes Kabinett, Loc 3289/14, Bl. 52.

⁵¹ Vgl. HENTSCHEL, *Die sächsische Baukunst* (wie Anm. 47), S. 251.

⁵² Zitiert nach ebd.

Karga) nach *Karga*, *allwo Sie pernortierten* und persönlich die Arbeiten inspizierten. August nahm dafür einen Umweg in Kauf, denn er reiste anschließend *bis Lissa* weiter, sodass er wieder auf die aktive Postroute zurückkehrte.⁵³ Bei seinem letzten Aufenthalt in Kargowa im Januar 1733 waren erst zwei Kasernen und eine Stallung errichtet; vom großen Schloss war nur der linke Flügel fertiggestellt, der provisorisch für den König hergerichtet worden war, aber in Berichten über die Kämpfe 1735 schon als *königliches Palais* bezeichnet wurde. Der Tod des Königs am 1. Februar 1733 in Warschau unterbrach den Bau, der bis dahin ca. 63 000 Taler gekostet hatte. Im folgenden Polnischen Thronfolgekrieg wurde die Anlage zerstört.⁵⁴

III. König August III. und Fraustadt

Nach dem Pazifikationssejm 1736 kehrte August III. nach Dresden zurück. Im Gegensatz zum Warschauer Friedenstraktat von 1717, in dem der Adel August II. Aufenthaltsbestimmungen in Polen vorschrieb, entfiel eine solche Klausel in der *Pacta Conventa* Augusts III. Unter § LXIII werden die Bestimmungen des Warschauer Traktats zwar aufgegriffen, also dass der König für manche Aufgaben auf dem Gebiet der Republik weilen muss, aber ein konkreter Zeitraum fehlt.⁵⁵

August III. blieb öfter und länger als sein Vater in Sachsen. Die Anwesenheit des Königs in Dresden hing aber entgegen der späteren Meinung nicht mit dem Wunsch nach Amüsement zusammen.⁵⁶ Unter der Herrschaft Friedrich Augusts II. war Sachsen immer wieder von schweren Krisen getroffen worden. Die Verhandlungen um die polnische Krone hatten zwar Sachsen aus der politischen Isolation befreit, in die es zum Ende der Herrschaft Friedrich Augusts I. gefallen

⁵³ Das *Diarium* in HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, I, Nr. 032, Bl. 142, 147 deckt sich nicht mit den Aufenthaltsangaben bei GÜNTHER/KRÜGER, *Reisen und Aufenthalte Augusts II.* (wie Anm. 31), S. 53.

⁵⁴ Vgl. HENTSCHEL, *Die sächsische Baukunst* (wie Anm. 47), S. 253 f.

⁵⁵ *Et quoniam dominia nostra Saxoniae haereditaria, propter ingentes ad eorum statum pertinentes necessitates, carere nostra, in suis visceribus praesentia, non possunt; proinde ex consensu Ordinum, iuxta Constitutionem anni 1717. habito respectu Constitutionis Lublinensis 1703. abitum nostrum & commorationem ordinabimus: priuilegia tamen ibi, & publicas expeditiones non extrademus, sed omnia, ad reditum nostrum in viscera Regni, aut in Eius fines, differemus, exceptis militaribus & spiritualibus*, GOTTFRIED LENGNICH (Hg.), *Pacta Conventa Augusti III. Regis Poloniarvm Magni Ducis Litvaniae et Electoris Saxoniae*. Commentario perpetuo, Leipzig 1736, S. 95.

⁵⁶ Diese Entwicklung griff die preußische Historiografie auf und stilisierte August III. als einen verschwenderischen König, der seinen herrschaftlichen Aufgaben nicht nachgekommen sei. Staszewski zeigte dagegen, dass August einen strukturierten, arbeitsamen Tagesablauf hatte und alle wichtigen Dokumente vom König persönlich unterzeichnet wurden, vgl. STASZEWSKI, *August III.* (wie Anm. 49), S. 169; August als politikunwilliger König, der sich nur auf Brühl verlässt, bei REINER GROSS, *Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen und die Landespolitik von 1733 bis 1763*, in: *Dresdner Hefte* 46 (1996), S. 2-10, hier S. 3.

war, aber zugleich in einem Maß in Abhängigkeitsverhältnisse gestellt, wie es unter Friedrich August I. nie der Fall gewesen war.⁵⁷ Währenddessen begann in Polen die „Herrschaft der Magnatenoligarchie“. Die Magnatenfamilien der Potockis und Czartoryskis versuchten beiden, eine jeweils eigene Politik zu führen, August schien überflüssig.⁵⁸ Mit zunehmendem Einfluss der Magnaten nahm auch die Anwesenheit in seinem Königreich ab. Reformbemühungen des Königs waren jedoch letztlich weitgehend erfolglos, stand ihm doch trotz eines gewissen Reformwillens eine mächtige Opposition gegenüber.⁵⁹

Die Feststellung Augusts III., dass er die königliche Macht durch seine Anwesenheit nicht stärken konnte, führte um 1737 zu einem ersten Einschnitt bei seiner Anwesenheit in Polen. August reduzierte seine Aufenthalte in der Rzeczpospolita nur noch auf das Nötigste. In Dresden wurde eine polnische Kanzlei eingerichtet, die Kontakte mit den polnischen Untertanen unterhalten sollte. Dennoch musste August weiterhin nach Polen reisen, um seine Pflichten als polnischer König wahrzunehmen, was ihm nur auf dem Gebiet der Rzeczpospolita möglich war. Um den Sejm nicht in Warschau einberufen zu müssen, griff er auf eine Option zurück, die er sich mit der Formulierung *aut in Eius [Regni] fines* in seiner Pacta Conventa offengehalten hatte. Wieder geriet Fraustadt in den Fokus, das Gottfried Lengnich in der Edition der Pacta Conventa Augusts III. von 1736 in einer Fußnote als Ausweichmöglichkeit bereits erahnt hatte.⁶⁰ 1737 kam es dann auch zum ersten Besuch Augusts III. in Fraustadt.⁶¹

So hatte der König für *den 8. July 1737 zum Senatus Consilium nacher Fraustadt ausschreiben lassen*.⁶² Am 4. Juli kam der König *l'après midi du 4.* dort an und wurde am Stadttor, das als *Arc de Triomphe* gestaltet war, vom Starosten von Fraustadt, einer Parade und dem Magistrat, der ihm *presenta les Clefs de la ville*, empfangen.⁶³ In Fraustadt bewohnte August III. wie schon sein Vater die Häuserzeile *am Marckte*. Zum Tagungsort führte vom *Audienz Gemach*, das sich im königlichen Gebäudekomplex befand, *der neuerbaute Gang nach dem Rathhause*, eine *hölzerne Gallerie*. Unter August III. wurde also umfangreicher als noch unter

⁵⁷ Sachsen musste seinen Unterstützern umfangreiche Zugeständnisse machen. So musste August III. die Pragmatische Sanktion anerkennen, die ihm die Aussicht nahm, auf Kaiser Karl VI. nachzufolgen, vgl. STASZEWSKI, August III. (wie Anm. 49), S. 160.

⁵⁸ Vgl. ebd., S. 192, 204 f.; JACEK STASZEWSKI, Polens Interessen und Ziele in der sächsisch-polnischen Personalunion, in: Rex Rexheuser (Hg.), Die Personalunionen von Sachsen-Polen 1697–1763 und Hannover-England 1714–1837. Ein Vergleich (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien 18), Wiesbaden 2005, S. 87–102, hier S. 98.

⁵⁹ Preußen finanzierte im Sinne einer negativen Polenpolitik antikönigliche Bewegungen in der Rzeczpospolita, vgl. MICHAEL G. MÜLLER, Polen zwischen Preussen und Russland. Souveränitätskrise und Reformpolitik 1736–1752 (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 40), Berlin 1983, S. 79.

⁶⁰ Vgl. LENGNICH, Pacta Conventa (wie Anm. 55), S. 96, Anm. 6.

⁶¹ Vgl. STASZEWSKI, Die Polen im Dresden des 18. Jahrhunderts (wie Anm. 2), S. 157.

⁶² HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, I, Nr. 052, Bl. 14.

⁶³ Ebd.

August II. baulich in die Stadt eingegriffen. Neben einer Galerie von der königlichen Häuserzeile zum Rathaus wurden auch neue Zugänge zum königlichen Sitz errichtet, unter anderem eine prächtige, teilweise überdachte Treppe.⁶⁴ Nach seiner Ankunft gab August zunächst Audienzen. Dafür waren der *Türkische Abgesandte Muchurdar Mustapha Effendi*, der mit einem Bankett empfangen wurde, aber auch einige *Ministres étrangers* nach Fraustadt gekommen.⁶⁵ Zudem waren 57 Senatoren Augusts Ruf nach Fraustadt gefolgt.⁶⁶ Mit den Senatoren traf sich der König täglich *à la sale preparée pour c'eta à l'hotel de ville*, wo unter anderem ein *unter einen Baldachin gestellter Thron* aufgestellt worden war.⁶⁷ Zuerst *vortraten die anwesenden geistlichen Senatoren und Woywoden unter sich selbst* und dann wurde über die Proposition, die der König am dritten Tag vorgelegt hatte, abgestimmt.⁶⁸

Das *Senatus Consilium* in Fraustadt zeigt erste Verschiebungen in der Politik Augusts III. im Vergleich zu seinem Vater, der die Senatoren, nachdem die konfliktreichen und anstrengenden Jahre 1719 überwunden waren, nur noch in Warschau oder in Grodno einberief. Auch nahm die Zahl der Sitzungen des Senatsrats und ihre Regelmäßigkeit unter August III. ab – Senatorenkonferenzen verschwanden gänzlich. Das ist aber nicht mit einem Bedeutungsverlust dieser Institution gleichzusetzen. Es war eher das Gegenteil der Fall: Im für Polen angedachten Herrschaftssystem kam dem *Senatus Consilium* eine bedeutende Rolle zu, die Senatoren sollten die Funktion der Staatsminister einnehmen. Die alltäglichen Geschäfte gingen auf die Senatoren über.⁶⁹ Mit der Zunahme scheiternder Sejmsitzungen suchte August III. nach anderen Möglichkeiten, in der *Rzeczpospolita* aktiv zu herrschen. August versuchte die Vorteile, die das *Senatus Consilium* gegenüber dem Sejm bot, zu nutzen. Das *Senatus Consilium* sollte administrative Aufgaben übernehmen und die Sejmsberatungen entlasten, in der Hoffnung, sie so zu vereinfachen und bei ihrem Scheitern einen vollkommenen Stillstand der *Rzeczpospolita* zu verhindern.⁷⁰ Diese Idee war teilweise erfolgreich: Zwischen 1737 und 1763 scheiterten alle Sejmsitzungen, die 14 Senatsratssitzungen kamen hingegen immer zu einer *Conclusio*. Dennoch blieb der Sejm die weitaus mäch-

⁶⁴ August wohnte in den Häusern der Herren *Albinus Zeyotherker, Hoffmann, Doct. Neugebauer, Wiesemuth* und *Saxe*. Insgesamt wurden in 377 Häusern in der Stadt und den Vorstädten Gäste einquartiert, ebd., Bl. 143-152, ein Grundriss des Rathauses und der Häuserzeile mit eingezeichneten Zimmern findet sich gegen Ende der Akte.

⁶⁵ Ebd., Bl. 42.

⁶⁶ Ebd., Bl. 84.

⁶⁷ An dieser Stelle hätte zum Beispiel ein klappbarer Audienzstuhl stehen können, wie er auch in Dresden oder Warschau gefunden wurde, vgl. HAASE, Ein barocker Dresdner Audienz-Stuhl (wie Anm. 33), S. 227; HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, I, Nr. 052, Bl. 18, 86.

⁶⁸ HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, I, Nr. 052, Bl. 18, Beschlüsse des *Senatus Consilium* auf Bl. 88-90.

⁶⁹ Vgl. JACEK STASZEWSKI, August III Sas, Wrocław 2010, S. 225 (in der deutschen Ausgabe, S. 203, aber nicht so genau beschrieben).

⁷⁰ Vgl. MARKIEWICZ, *Rady senatu* (wie Anm. 31), S. 71.

tigere Institution mit größeren Befugnissen, während das *Senatus Consilium* weiterhin ein rein administratives Organ darstellte.⁷¹

1738 stand wieder ein Sejm an. Um den langen Weg nach Warschau zu vermeiden und nicht schon im Sommer Sachsen verlassen zu müssen, besuchte August erneut Fraustadt. Nach einer nur einundzwanzigstündigen Reise traf der König am 28. Mai in Fraustadt ein. Eine große Zeremonie, wie er sie ein Jahr zuvor bei seiner Ankunft erhielt, blieb aus. Zweck der Reise war die *Unterschreibung ihrer Reichs-Tags Ausschreiben* für den Sejm im Oktober 1738. Dementsprechend kurz blieb August in Fraustadt, schon am 30. Mai kehrte er nach Dresden zurück. Dennoch versammelten sich viele verschiedene polnische Senatoren in Fraustadt – vor allem die Minister –, wobei sich die Treffen auf das Speisen mit dem König beschränkten.⁷²

Beinahe jährlich reiste August III. nach Fraustadt. Auch nach seiner Rückkehr aus Warschau im April 1739 begab sich der König im August wieder dorthin, um *daselbst ein Senatus Consilium zuhalten*.⁷³ Am 22. August kamen *S. Königl. Majt. in Begleitung des Hr. Geh. Cabinets Minister Grafen von Brühl [...] aus Dreßden mit [der] Post* am Vormittag in der polnischen Stadt an. Am Nachmittag gab der König den polnischen Senatoren, von denen 23 nach Fraustadt gekommen waren, Audienzen. Am 24. August begann das *Senatus Consilium*, das bis zum 28. August tagte und am folgenden Tag mit der Unterzeichnung des *Resultats* der Beratung beendet wurde. Am 30. August kehrte August wieder nach Dresden zurück.⁷⁴

1740 unterzeichnete August die *Universalien zu einem Reichs-Tage* in Fraustadt, der dann im Herbst in Warschau stattfand.⁷⁵ Während August zum Sejm in Warschau weilte, starb Karl VI. Mit dem Tod des Kaisers brachen die Konflikte um die Pragmatische Sanktion wieder auf. August hoffte, die durch die Ehe mit Maria Josepha bestehenden Ansprüche auf die Kaiserkrone entgegen der Pragmatischen Sanktion mit Gewalt durchsetzen zu können. Unterstützt wurden die sächsischen Ambitionen von Frankreich. Im Dezember zog Sachsen zusammen mit Preußen, Bayern, das bereits mit August II. ein solches Vorgehen vereinbart hatte, und einigen anderen deutschen Fürsten in den Krieg gegen Habsburg: den Ersten Schlesischen Krieg (1740–1742). Die Koalition war zwar siegreich, Sachsen blieb allerdings glücklos. Die gesamte Armee ging früh verloren und Sachsen schied damit de facto aus dem Krieg aus. Die Profiteure waren Preußen, das Schlesien gewinnen konnte, und Bayern, dessen Kurfürst als Karl VII. zum Kaiser gewählt wurde.⁷⁶ Dieser Umstand schmerzte die sächsische Seite noch mehr, da

⁷¹ Vgl. ebd., S. 87.

⁷² Nach Fraustadt reisten zwölf polnische Senatoren, HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, I, Nr. 057, Bl. 10.

⁷³ HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, I, Nr. 063, Bl. 1.

⁷⁴ Ebd., Bl. 4, 63, die Proposition und das ins Französische übersetzte Resultat finden sich auf Bl. 11–15.

⁷⁵ HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, I, Nr. 072, Bl. 3 f.

⁷⁶ Karl Albrecht von Bayern war mit der jüngeren Schwester Maria Josephas, Maria Amalie, verheiratet. August hatte also höhere Ansprüche, vgl. STASZEWSKI, August III. (wie Anm. 49), S. 195; DERS., August II Mocny (wie Anm. 36), S. 266.

das Minimalziel einer Landverbindung zwischen Kursachsen und Polen, die gerade einmal eine halbe Meile breit sein sollte, durch den Preußenkönig verwehrt wurde.⁷⁷ Der große Sieger dieses Konflikts, Preußen, führte zudem eine harte Zollpolitik gegen Sachsen ein. Vor allem die sächsische Wirtschaft, die sich seit dem Beginn der Union 1697 auf die Zufuhr von Rohstoffen, Halbfertigprodukten und Lebensmitteln aus Polen-Litauen eingestellt hatte, trafen die neuen Zölle hart.⁷⁸

Nachdem der Krieg 1741 eine Reise nach Polen-Litauen verhindert hatte, begab sich August 1742 wieder in einem Sejmjahr nach Fraustadt, um dort ein Senatus Consilium abzuhalten. Am 11. Mai kam *Abends vor halb 6. Uhr* der König in Begleitung seines Ministers Brühl *glücklich von Dresden in Fraustadt* an und wurde von den bereits zuvor angekommenen Senatoren und Ministern vor dem Rathaus empfangen, zog sich dann aber in sein Quartier, den fünf Häusern am Markt, zurück und speiste allein.⁷⁹ Am folgenden Tag gab er Audienzen. Am 16. Mai wurde dann das Senatus Consilium im Rathaus eröffnet, zu dem 63 *Senateurs, Ministri und Cavaliers* angereist waren.⁸⁰ Nach fünf Tagen *haben sich S. Königl. Mayt: zum letzten mahl in die Seshion begeben, woselbst das Resultat erfolget auch die vacanten Chargen vergeben worden*. Damit endete das Senatus Consilium und der König reiste am folgenden Tag *früh Morgens nach angehörter Messe* nach Dresden ab, um am 3. Juni den Landtag in Sachsen zu eröffnen. Auch die anderen Gäste, das Personal und das *Inventario* verließen in den nächsten Tagen Fraustadt.⁸¹

An diesem Besuch war besonders, dass der König keinen Sejm für 1742 einberief. Stattdessen ließ er eine Erklärung verbreiten, dass die Kämpfe um seine Erblande eine längere Abstinenz nicht erlaubt hätten. Außerdem wolle er durch seine Abwesenheit die Aufmerksamkeit von Polen ablenken, damit *das ringsum nahende Feuer mit keinem Funken seine* [Polen-Litauens] *Grenzen bedrohe*. Auch einen Sejm ausnahmsweise in Posen oder nahe der Grenze, womöglich in Fraustadt, wollte August nicht abhalten, da er die Traditionen und Privilegien Grod-

⁷⁷ Vgl. STASZEWSKI, August III. (wie Anm. 49), S. 196.

⁷⁸ Zwar hatte es schon Zollerhebungen seitens Österreichs gegen August II. gegeben, die preußischen Zölle waren jedoch gravierender. 1743 wurden die Zölle für den Transport von Rindern und Getreide durch Schlesien verdreifacht, vgl. JERZY WOJCIOWICZ, *Z dziejów handlu Saksonii z Europą wschodnią w XVIII stuleciu* [Aus der Geschichte des sächsischen Handels mit Osteuropa im 18. Jahrhundert], in: *Zeszyty naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika w Toruniu. Nauki humanistyczne/społeczne, Historia III 24* (1967), S. 7-27, hier S. 14. Staszewski führt den Niedergang der sächsischen Industrie im europäischen Kontext auf die Zollrestriktionen Preußens zurück, vgl. STASZEWSKI, August III. (wie Anm. 49), S. 197, 207.

⁷⁹ HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, T 03, Nr. 013, Bl. 16. Für seine Unterkunft zahlte der König den fünf Hausherrn insgesamt 71 Taler, wobei alle Unterkünfte *Summa Summarum 679 thlr* gekostet haben, HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, Nachträge, Nr. 25, Bl. 47, 52.

⁸⁰ HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, Nachträge, Nr. 25, Bl. 88.

⁸¹ HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, T 03, Nr. 013, Bl. 20.

nos, wo dann 1744 der nächste reguläre Sejm stattfand, nicht verletzen wollte. Dass der König 1742 den Sejm durch die Senatorenkonferenz ersetzte, zeugt von der wichtigen Rolle des Senatus Consilium in den Regierungsplänen Augusts. Er verwies dabei auch darauf, dass es schon unter seinem Vater mehrfach zu solchen Versammlungen in Fraustadt gekommen sei und er an diese Tradition anknüpfe. Mit Hinblick auf die Rechtfertigungsschrift könnte man das Jahr 1742 als Höhepunkt der Abwesenheit Augusts in Polen-Litauen beschreiben.⁸²

Dafür reiste August im Mai 1744 nach Warschau und blieb dort bis Februar 1745. Im Juli 1744 berief er dort den Sejm für Oktober in Grodno ein.

Währenddessen traf Sachsen der nächste Krieg. Der ungünstige Ausgang des Ersten Schlesischen Krieges führte das Kurfürstentum in der Hoffnung, bessere Konditionen auszuhandeln und die lang ersehnte Landverbindung zur Rzeczpospolita herzustellen, in den Zweiten Schlesischen Krieg. Diesmal unterstützte Sachsen die Habsburger. Doch wieder blieb es glücklos. Im Jahre 1744 traf es Sachsen hart, als es im Dezember durch Friedrich II. besetzt wurde. Am 25. Dezember wurde der Frieden von Dresden geschlossen, der das Kurfürstentum zu hohen Zahlungen an Preußen zwang. Die Aussichten auf eine Landverbindung zwischen Sachsen und der Rzeczpospolita waren damit dauerhaft zunichte gemacht.⁸³

Nachdem August das Jahr 1745 komplett in Sachsen verbracht hatte, fiel der nächste Aufenthalt in Fraustadt wieder auf ein Sejmjahr (1746). Das war kein Zufall, denn August kam in die Grenzregion, um dort für den *nächstkommenden 1. Octobr. in dero Residenz Stadt Warschau einen Reichstag anzuordnen*.⁸⁴ Am 1. Juni trafen König und Brühl früh in Fraustadt ein *und [Ihre Majestät] fiengen darauf an zu unterschreiben*. Anschließend gab August den 46 anwesenden *Herrn Pohlen* Audienzen. Bereits am 3. Juni verließ er die Rzeczpospolita wieder und kehrte nach Dresden zurück.⁸⁵

Damit entstand ein Muster. August begab sich nur noch in geraden Jahren, also den Sejmjahren, nach Polen-Litauen. So blieb der König 1747 komplett in Sachsen und reiste im Mai 1748 für neun Monate nach Warschau. Dort berief er auch den Sejm ein.

Nach einer sechsjährigen Pause reiste August am 5. Juni 1752 für drei Tage wieder nach Fraustadt. Dort berief er den Sejm ein und gab wie üblich Audienzen.⁸⁶ Der letzte längere Besuch Augusts fällt in das Jahr 1755. Am 21. Mai kam der König am Abend in Fraustadt an. Der folgende Tag wurde genutzt, um *in Gegenwart des gesamten Senats* den osmanischen Gesandten Hadzy Ali Aga Kapidzi Bachy im Senatorensaal zu begrüßen. Der Empfang des Gesandten und

⁸² *Z tym wszystkim zapatrzyszwy się na pozar całej Europy a osobliwie Samsiedzkich Państw Naszego Krolestwa, staraliśmy się mocno ażeby tak bliski zewsząd ogien naymnieyszq iskerq nie szkodził Granicom Jego.* Flugschrift in HStA Dresden, 10026 Geheimes Kabinett, Loc 3671/13, ohne Paginierung.

⁸³ Vgl. STASZEWSKI, Die Polen im Dresden des 18. Jahrhunderts (wie Anm. 2), S. 68.

⁸⁴ HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, I, Nr. 133, Bl. 1.

⁸⁵ Die Unterbringung in Fraustadt hatte insgesamt 447 Taler gekostet, ebd., Bl. 3, 36.

⁸⁶ Ebd., Bl. 82 f. Die Unterkünfte kosteten insgesamt 526 Taler, Bl. 140.

die damit verbundene Anwesenheit des Königs in der Rzeczpospolita wurde genutzt, um *auch zugleich bey dieser Gelegenheit ein Senatus Consilium daselbst zu halten*.⁸⁷ Am 23. Mai wurde die Senatsratssitzung eröffnet. Drei Tage später wurde der *türkische Gesandte in eben der Ordnung und Parade zur Abschieds-Audienz aufgeführt*, das Resultat des Senatus Consilium bekanntgegeben und noch am gleichen Tag verließ des Abends auch der König die Stadt und begab sich nach Dresden. Anhand der Gewichtung zwischen Berichten der Audienzen und Berichten des Senatus Consilium zeigt sich, dass die Sitzung des Senatsrats gegenüber der Gesandtschaft in den Hintergrund trat.⁸⁸

Fraustadt bot August III. die Möglichkeit, vor allem zwischen 1738 und 1746 einen längeren Aufenthalt in Warschau zur Sejmausschreibung zu vermeiden. Somit musste er nur zu den eigentlichen Sejmsitzungen anreisen.

Betrachtet man die Ausführlichkeit der Akten, kann angenommen werden, dass den Aufenthalten in Fraustadt unter August III. mehr Aufmerksamkeit beigemessen wurde als unter August II.: Unter August II. wurden die Aufenthalte in Fraustadt in allgemeinen Berichten zu königlichen Reisen aufgeführt, während es unter August III. dezidierte Akten zu den Reisen nach Fraustadt gibt.

Während der Herrschaft Augusts III. fanden vier der 14 Senatsratssitzungen in Fraustadt statt. Dieser Umstand gewinnt an Bedeutung, wenn man berücksichtigt, dass unter August III. nur an zwei anderen Orten Senatsratssitzungen stattfanden, nämlich in den Sejmstädten Warschau und Grodno. Außerdem wurde Fraustadt auf einem Senatus Consilium eine Zahlung aus der Staatskasse zugewiesen.⁸⁹

Dennoch war Fraustadt weder Warschau noch Grodno. Während der König dort über eigene Residenzen verfügte und diese auch um- und ausbauen ließ, residierte er bei allen Aufenthalten in Fraustadt in einer bürgerlichen Häuserzeile gegenüber dem Rathaus. Der Bau einer Treppe und der Galerie zum Rathaus, also repräsentativer Bauten, zeugen von einer gewissen Verstetigung der Anwesenheit des Königs, große dauerhafte bauliche Veränderungen und Eingriffe in das Stadtbild blieben jedoch aus und alle in Fraustadt benötigten Gegenstände (Möbel, Wein, Besteck und sogar Kerzen) wurden aus Dresden mitgebracht. Die Stadt selbst veränderte sich durch die Aufenthalte des Königs kaum. Sie blühte nur während seiner Aufenthalte auf. Die königlichen Besuche in Fraustadt hatten stets einen provisorischen Charakter. Mit der Abreise der Gäste normalisierte sich die Stadt wieder.⁹⁰

⁸⁷ HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, E, Nr. 16, ohne Paginierung.

⁸⁸ HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, T 03, Nr. 048, Bl. 9; HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, E, Nr. 16, ohne Paginierung.

⁸⁹ Der Senatsrat wies Fraustadt neben Städten wie Elbing, Krakau, Warschau und Grodno eine einmalige Sonderzahlung zu, vgl. MARKIEWICZ, *Rady senatu* (wie Anm. 31), S. 81.

⁹⁰ Vgl. MARKIEWICZ, *Rady senatu* (wie Anm. 31), S. 71, 81. Im Siebenjährigen Krieg waren russische Truppen in Fraustadt stationiert, was zur Folge hatte, dass auch Fraustadt in Kampfhandlungen verwickelt wurde. 1797, knapp 35 Jahre nach dem Ende der Union, lebten nur noch 4 579 Einwohner in Fraustadt, vgl. BRAUNE, *Geschichte der Stadt Fraustadt* (wie Anm. 29), S. 66.

Die Art, zwischen Dresden und Warschau zu reisen, passte sich unter August III. an die neuen persönlichen und politischen Gegebenheiten an. Gerade in der Periode, in der August III. seltener in der Rzeczpospolita weilte, wuchs die Bedeutung der Post. Während der Abwesenheit des Königs in seinem Königreich verwalteten seine Beamten die Korrespondenzen der Untertanen und erstellten aus den in Warschau eingehenden Informationen Rapporte, die an die polnische Kanzlei in Dresden weitergeleitet und dem König von Brühl vorgestellt wurden. Um die gesteigerten Ansprüche an die Post zu erfüllen, wurde eine dauerhafte, rein dem König vorbehaltene ‚Ulanenpost‘ über Kargowa eingerichtet. Das Ulanenregiment unter Oberst Jan Baptysta Renard wurde auf dieser Strecke eingesetzt, um die Entfernung zwischen Warschau und Dresden innerhalb von 50 Stunden zurückzulegen. Das System wurde durch die Anlage von Pferdewechselstationen im Abstand von ca. 4 polnischen Meilen (ca. 28 Kilometer) verfeinert.⁹¹

Die gewöhnliche Post und der Reiseverkehr wurden weiterhin über die weiter südlich verlaufenden Routen abgefertigt. Diese Strecken wurden ab 1737 ausgebessert und mit neuen Brücken versehen. Zudem wurde die Zahl an Relaisstationen weiter erhöht.⁹²

Vergleicht man die königlichen Reisen Augusts II. und Augusts III., veränderte sich das Gefolge: Oft begleitete Königin Maria Josepha ihren Gatten zusammen mit den Prinzessinnen und Prinzen nach Polen – ein Faktor, der unter August II. keine Rolle gespielt hatte, hatte doch Christiane Eberhardine zeit ihres Lebens Fahrten ins katholische Polen abgelehnt. Diese Veränderungen in der Entourage, die höhere Ansprüche auf Luxus und Unterkunft während der Reisen stellte, schlugen sich auch im Zustand der Poststrecken nieder.⁹³ Da die Anlage bei Kargowa nicht wiederaufgebaut beziehungsweise ersetzt wurde, entstanden deshalb an der doppelten Postroute zwischen Dresden und Warschau *zu seiner* [Augusts III.] *Bequemlichkeit* an jeder Strecke je zwei sogenannte *Postpalais*.⁹⁴ Diese Anlagen unterschieden sich von gewöhnlichen Pferdewechselstationen, da sie nämlich nicht nur dem örtlichen Bettmeister, den Postkurieren und ihren Pferden Logie bieten sollten, sondern auch über einen palastähnlichen Trakt für das königliche Paar und über eine Kapelle verfügten. Außerdem befanden sich in den einstöckigen, dreiflügeligen Bauten insgesamt 14 Räume, die auch von der begleitenden Hofgesellschaft genutzt werden konnten.⁹⁵

Die ersten zwei Postpalais, die im Grunde dem gleichen Grundriss folgten, entstanden an der Route über Breslau in Dąbrowa und Boguszyce. Da der König ab 1748 die nördliche Strecke, die durch die Besitzungen Brühls verlief, bevor-

⁹¹ Vgl. STASZEWSKI, August III. (wie Anm. 49), S. 200 f.

⁹² Vgl. HENTSCHEL, Die sächsische Baukunst (wie Anm. 47), S. 310.

⁹³ Vgl. STASZEWSKI, August III. (wie Anm. 49), S. 170 f.; CZOK, August der Starke (wie Anm. 34), S. 24; HENTSCHEL, Die sächsische Baukunst (wie Anm. 47), S. 310.

⁹⁴ Pachtvertrag von Kutno, zitiert nach HENTSCHEL, Die sächsische Baukunst (wie Anm. 47), S. 313.

⁹⁵ Vgl. ebd.

zugte und die Übernachtungen hier nur bis Posen gesichert waren, mussten für den Rest des Weges bis Warschau (41 Meilen) neue Unterkünfte geschaffen werden. In Kleczewo (12 Meilen von Posen) und Kutno (12,5 Meilen von Kleczewo und 16,5 Meilen bis Warschau) entstanden in der Folge zwei neue Postpalais.⁹⁶

IV. Fürst Aleksander Józef von Sułkowski und seine Herrschaften Lissa und Reisen

Die Sicherheit der Poststrecken im großpolnischen Grenzgebiet war in der Folge des Polnischen Thronfolgekrieges zum Beginn der Herrschaft Augusts III. nicht mehr gegeben. Die großpolnische Szlachta, die größtenteils auf der Seite der ebenfalls aus Großpolen stammenden Leszczyńskis stand, hatte sich gegen August III. erhoben und auch nach der Flucht Leszczyńskis aus Danzig die Waffen nicht niedergelegt.⁹⁷ Die frondierenden Adligen griffen gezielt die wichtigen Poststrecken zwischen Warschau und Dresden an, sodass die Postverbindung zeitweise zum Erliegen kam. Dieser Angriff auf die Infrastruktur der Union war ein Angriff auf die Union selbst.⁹⁸

Nach der Befriedung Polen-Litauens versuchte August, die wichtigsten Positionen Großpolens durch Vertraute zu besetzen, um das Aufstandspotenzial im eminent wichtigen Großpolen dauerhaft zu senken.⁹⁹ Eine besondere Möglichkeit zur Veränderung der Strukturen in Großpolen ergab sich nach der Abdankung Stanisławs I. am 27. Januar 1736, als dieser, um seine finanzielle Situation im Exil zu verbessern, die polnischen Güter der Leszczyńskis und seiner Frau, Katarzyna Opalińska, zum Verkauf anbot. August hatte damit die Möglichkeit, die Leszczyńskis durch einen eigenen Kandidaten zu ersetzen und die Region dauerhaft zu stabilisieren.¹⁰⁰

⁹⁶ Walter Hentschel schätzt, dass der Bau der beiden Palais 5 000 bis 6 000 Taler gekostet hat, vgl. ebd., S. 310, 325. Grundrisse in HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, I, Nr. 162a, Bl. 122, 126.

⁹⁷ Stanisław Leszczyński, der vor seiner Wahl zum König Wojewode von Posen gewesen war, genoss in Großpolen großen Rückhalt im lokalen Adel. Großpolen war die einzige Wojewodschaft Polens, die ihm während seiner ersten Herrschaft wirklich ergeben war. In den anderen Teilen der Rzeczpospolita musste Leszczyński zusammen mit schwedischen Truppen gegen die Konföderation von Sandomierz kämpfen, vgl. STASZEWSKI, August II Mocny (wie Anm. 36), S. 172 f.

⁹⁸ Vgl. SPRINGER, Die Sächsischen Generalpostmeister (wie Anm. 13), S. 27.

⁹⁹ Vgl. STASZEWSKI, August III. (wie Anm. 49), S. 214.

¹⁰⁰ Stanisław I. hatte als Kompensation für den verlorenen polnischen Thron die halb-souveränen Herzogtümer Lothringen und Bar erhalten und benötigte viele Mittel, um seinen dortigen Hof und seine verbliebenen polnischen Unterstützer (auch in Polen) zu unterhalten beziehungsweise auszuzahlen. Die Einnahmen aus den beiden Herzogtümern flossen jedoch an den französischen König und Leszczyński erhielt laut dem Vertrag von Meudon von 1736 nur eine verhältnismäßig kleine Pension in Höhe von eineinhalb, später zwei Millionen Lire, vgl. EDMUND CIEŚLAK, Stanisław Leszczyński, Wrocław 1994, S. 176-179, 184, 195; ADAM PER AKOWSKI, Kariera i upadek królew-

Da wegen des Indigenatsrechts nur ein Pole die Güter erwerben konnte, schien aus Augusts Umfeld Graf Aleksander Józef Sułkowski ein geeigneter Kandidat zu sein. Der König kannte den aus Polen stammenden und in Dresden als Page aufgewachsenen Sułkowski seit seiner Jugend. Beide waren fast gleichaltrig und Sułkowski war Teil des Gefolges des jungen Prinzen auf dessen Grand Tour gewesen, die mehr dem Charakter eines Versteckspiels entsprach und Friedrich August II. nachhaltig prägen sollte.¹⁰¹ Auch nach der Rückkehr blieb Sułkowski als enger Vertrauter des Prinzen am Hof und avancierte zu dessen Favoriten. Der Favorit verdankte seinen Aufstieg allein den Wettinern, die große Pläne mit ihm hatten. Sułkowski wurden kurz nach Regierungsantritt Augusts III. eine große Zahl verschiedener Ämter in Polen-Litauen und Sachsen zugewiesen und vom Kaiser wurde er 1733 in den Reichsgrafenstand erhoben. Von besonderer Bedeutung war seine Beförderung zum Geheimen Rat, wengleich er als katholischer Ausländer dort nur die Rolle eines Beobachters einnehmen konnte. Staszewski deutete dies als Versuch, Sułkowski wie auch andere junge Polen am Dresdner Hof an die sächsische Regierungspraxis heranzuführen, um später aus den in Dresden sozialisierten Polen ein Schattenkabinet für Polen-Litauen zu formen.¹⁰²

Bereits 1735, also noch während des Polnischen Thronfolgekrieges, begann der hochrangige sächsisch-polnische Minister Sułkowski, sich um die Güter der Leszczyńskis zu bemühen. Seine Familie besaß selbst keine großen Besitzungen in Polen. Die Erwerbung der Güter der Magnatenfamilie Leszczyński hätte Sułkowski die Möglichkeit geboten, seine Position am Hof durch Landbesitz zu unterstreichen und durch eine eigene, vom König unabhängige Machtbasis in die Riege der Magnaten aufzusteigen. Außerdem hätte er durch die gute infrastrukturelle Anbindung dieser Güter weiterhin seine Aufgaben an den Höfen in Dresden und Warschau wahrnehmen können.¹⁰³ Auch August III. unterstützte die Idee einer Übernahme der Güter Leszczyńskis durch seinen Favoriten und wies ihm die beträchtliche Zahlung in Höhe von 658 699 Talern an, die ungefähr dem späte-

kiego faworyta. Aleksander Józef Sułkowski w latach 1695–1738 [Karriere und Fall eines königlichen Favoriten. Aleksander Józef Sułkowski in den Jahren 1695–1738], Kraków 2013, S. 199.

¹⁰¹ Während der Prinz im katholischen Ausland protestantischen Einflüssen entzogen und zum Übertritt zum Katholizismus motiviert werden sollte, versuchten Mutter und Großmutter zusammen mit weiteren protestantischen Herrschern Friedrich August zu entführen. Um von den protestantischen Agenten nicht gefunden zu werden, wechselten die August II. treu untergebenen Begleiter sowie der Prinz und seine Begleiter häufig den Standort, vgl. STASZEWSKI, August III. (wie Anm. 49), S. 65 und besonders das Kapitel „Heimlicher Glaubenswechsel“.

¹⁰² Angedacht war ein Ministerialsystem nach sächsischem Vorbild, allerdings scheiterten jegliche Reformversuche, vgl. ebd., S. 65, 135, 164. Zu den Ursprüngen der Sułkowskis vgl. HENRYK PALKIJ, Sułkowscy Herbu Sulima [Die Sułkowskis vom Wappen der Sulima], in: Zdzisław Moliński (Hg.), Sułkowscy. Życie i dzieło [Die Sułkowskis. Leben und Werk], Rydzyna/Leszno 1999, S. 13–28, hier S. 15.

¹⁰³ Vgl. PER AKOWSKI, Kariera i upadek (wie Anm. 100), S. 194; PALKIJ, Sułkowscy (wie Anm. 102), S. 15.

ren Kaufpreis entsprach. Sułkowski hätte als Statthalter Augusts eine königliche Anwesenheit in Großpolen simulieren, die dortige wichtige Infrastruktur schützen und die erworbenen Güter im Sinne des Königs neugestalten können. Damit hätte August III. in den Städten Lissa und Reisen eigene Stützpunkte in Großpolen schaffen können.¹⁰⁴

Sułkowski profitierte beim Kauf von seinen guten Kontakten zu dem im Exil weilenden Gegenkönig.¹⁰⁵ In seinem Tagebuch notierte Stanisław I. am 26. Juni 1736, während in Warschau der Pazifikationssejm tagte, er wolle seine Güter dem besten Kandidaten, Sułkowski, anbieten. Er habe auch keinen anderen geeigneten Interessenten gesehen, obwohl ihm bewusst sei, dass er seinen Besitz durch Sułkowski eigentlich an August III. veräußern würde – es sei dies der einzige Trick, durch den der König Land in Polen erwerben könne.¹⁰⁶

Bevor der Handel jedoch vollzogen werden konnte, musste die rechtliche Lage in der Rzeczpospolita erörtert werden. So wurden die Güter der Leszczyńskis zu einem Verhandlungspunkt auf dem Pazifikationssejm von 1736. Dort wurde dank dem großen Engagement Augusts III., um *diese Länder* [Polen und Litauen] *zu beruhigen, damit jeder zu seinem Besitz kommen konnte, eine Kommission zu den Gütern der Leszczyńskis* eingesetzt, die *ab dem 15. Tage des Monats September dieses Jahres* [1736] *sich in Leszno zusammenschickend sich ihrer kommissarischen Jurisdiktion beschäftigt*.¹⁰⁷ Die Kommission, die sich aus Anhängern beider Könige zusammensetzte, sollte die rechtliche Lage untersuchen sowie den Wert und die beträchtlichen unbeglichenen Schulden, die auf den Besitzungen lagen, beziffern.¹⁰⁸

¹⁰⁴ Vgl. MICHA ZWIERZYKOWSKI, Z badań nad gospodarczymi podstawami mecenatu Aleksandra Józefa Sułkowskiego [Forschungen zu den wirtschaftlichen Grundlagen des Mäzenatentums von Aleksander Józef Sułkowski], in: Moliński, Sułkowscy (wie Anm. 102), S. 43-58, hier S. 46.

¹⁰⁵ Sułkowski war noch 1738 vor seiner Verbannung vom Dresdner Hof an einer Eheschließung zwischen einer Tochter Ludwigs XV. und zugleich Enkelin Leszczyńskis und dem sächsischen Kronprinzen Friedrich Christian interessiert. Stanisław befürwortete eine solche Eheschließung, da er hoffte, auf diese Weise den polnischen Thron für die Leszczyńskis gewinnen zu können. Auch wenn das Eheprojekt von 1738 misslang, unterstützte Leszczyński neun Jahre später auch die Eheschließung zwischen Maria Josepha, einer Tochter Augusts III., und dem Dauphin von Frankreich, seinem Enkel, vgl. JÓZEF FELDMAN, Stanisław Leszczyński, Kraków 2007 [1948], S. 181 f.

¹⁰⁶ Ein vergleichbares Vorgehen hatte August II. bei Kargowa angewandt, PER AKOWSKI, Kariera i upadek (wie Anm. 100), S. 194.

¹⁰⁷ Poln.: 22. *Dobra Leszno y inne. Przy powszechnym Państw tych uspokojenia, aby każdy mógł do swoiey przysć własności, kommissyą do dobr Leszczyńskich cum omnibus attentitiis iako przedtym zostawały, bądź haereditario juri, bądź uxoreo, podlegaiące, vigore Seymu ninieyszego ordynuiemy, y do niey za Kommissarzow naznaczamy [...], ktorzy na dzień 15 mieś. Września w roku terażnieychem do Leszna ziacharwszy się iurydykcyą swoię Kommissarską ufunduią [...]*, VL VI (wie Anm. 27), Bl. 665.

¹⁰⁸ Der Prozess war kompliziert und langwierig. Leszczyński hatte verschiedene Darlehen bei mehreren Gläubigern auf die Güter aufgenommen, die Summen aber nicht zurückgezahlt. Der jüdische Financier Augusts II., Berend Lehmann, der 1707 Leszczyński ein Darlehen über rund 100 000 Reichstaler gegeben hatte und 1717 von August als Admi-

Am 4. Januar 1737 konnten sich Leszczyński und Sułkowski endlich darauf einigen, dass für fünf Millionen Złoty sowie 200 000 Złoty für die Bezahlung der Kommission die Güter in den erblichen Besitz des sächsischen Ministers gehen sollten. Dennoch waren noch einige Fragen in Bezug auf die Verschuldung offen, sodass auch diese Abmachung den Kaufprozess noch nicht abschloss.¹⁰⁹

Doch kurz vor Abschluss des Handels kam es zum Bruch zwischen August und seinem Favoriten. Am 5. Februar 1738 wurde Sułkowski für ihn selbst und für die zeitgenössischen Politikbeobachter überraschend vom Dresdner Hof entfernt.¹¹⁰ Erst nach seiner Entlassung konnte sich Sułkowski am 10. März 1738 offiziell als Eigentümer der ehemaligen Güter der Leszczyńskis betrachten und zog am 9. Juli feierlich durch eine *ansehnliche Ehren=Pforte* in Lissa ein. Laut dem

nistrator eingesetzt worden war, hatte nach seiner Zahlungsunfähigkeit 1727 wiederum selbst verschiedene Kredite im In- und Ausland auf die Güter aufgenommen bzw. seine Schuldscheine weiterverkauft, vgl. PER AKOWSKI, *Kariera i upadek* (wie Anm. 100), S. 194 f.; BERNDT STROHBACH, *Der Hofjude Berend Lehmann (1661–1730). Eine Biografie* (Bibliothek Altes Reich 26), Berlin/Boston 2018, S. 310–314. Einer der Beauftragten Leszczyńskis war Kazimierz Dębowski, ein Cousin Sułkowskis, vgl. KAZIMIERZ MARIAN MORAWSKI, *Ze studiów nad epoką saską [Aus den Studien über die sächsische Epoche]*, Kraków 1913, S. 41.

¹⁰⁹ Vgl. PER AKOWSKI, *Kariera i upadek* (wie Anm. 100), S. 197.

¹¹⁰ Die ältere Forschung geht davon aus, dass Sułkowski sich der königlichen Gunst zu sicher gewesen sei und sich nicht gegen seine zahlreichen Gegner und Intrigen, vor allem Brühl, geschützt hätte, z. B. GOTTFRIED MAYER (Hg.), *Zuverlässige Lebensbeschreibung des verstorbenen königl. poln. und churfürstl. sächsischen Ministers, Heinrich, des H. R. R. Grafen von Brühl. Und des gleichfalls verstorbenen königl. pohln. und churfürstl. sächsischen Cabinets Ministers, Alexander Joseph, des H. R. R. von Sulkowski*, Frankfurt am Main/Leipzig 1766, S. 149 f. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurde dieses Bild modifiziert, hinzu kam auch der Konflikt zwischen Österreich und Frankreich sowie die profranzösische Politik, die Sułkowski verfolgt haben soll – im Zentrum standen jedoch weiterhin die vermeintlichen „Machenschaften“ Brühls, vgl. MORAWSKI, *Ze studiów* (wie Anm. 108), S. 40–45. Staszewski entlastete 1989 Brühl und begründete den Fall Sułkowskis mit dem Scheitern der Pläne einer sächsisch-polnischen Regierung, sodass für Sułkowski schlicht kein Platz mehr im System gewesen sei, weshalb er als Favorit abberufen („odwołać“) worden sei, vgl. STASZEWSKI, *August III Sas* (wie Anm. 69), S. 179. Die neuste Bewertung stammt von Adam Perłakowski. So sei die ganze Debatte um die Entlassung Sułkowskis von viel Fiktion geprägt, nicht quellen-gestützt und zum Teil schlichtweg falsch. Nicht von der Hand zu weisen sei, dass Sułkowski als Favorit Augusts III. am Dresdner Hof viele Feinde hatte. Aber ob jemand in der Lage gewesen wäre, Sułkowski zu stürzen, sei zu bezweifeln. Dass Brühl von der Entlassung Sułkowskis am meisten profitiert habe, stünde auch außer Zweifel, allerdings gäbe es keine Quellen, die eine Beteiligung Brühls stützen würden. Perłakowski selbst lässt die Frage offen. Er beschreibt nur den Prozess der Entlassung. Mit dem Verweis auf die komplizierte Quellenlage lasse sich kein abschließendes Urteil fällen. Vieles sei möglich, aber auch vieles unwahrscheinlich, vgl. PER AKOWSKI, *Kariera i upadek* (wie Anm. 100), S. 217–219. Zum Verhältnis zwischen Sułkowski und Brühl vgl. JÜRGEN LUH, *Vom Pagen zum Premierminister. Graf Heinrich von Brühl (1700–1763) und die Gunst der sächsischen Könige August II. und August III.*, in: Michael Kaiser/Andreas Pečar (Hg.), *Der zweite Mann im Staat. Oberste Amtsträger und Favoriten im Umkreis der Reichsfürsten in der Frühen Neuzeit* (Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft 32), Berlin 2003, S. 121–136, hier S. 130.

Bericht zum Einzug in die Stadt wurde der neue Besitzer zuerst vom Magistrat der Stadt und dann an zweiter Stelle vom *Postmeister [Körber] mit 6 blasenden Postillons in gelber Mondur* empfangen, denen sich der weitere Willkommenszug anschloss. Diese Reihenfolge unterstreicht die Bedeutung der Post für die Stadt und Region.¹¹¹

Die Entlassung seines ehemaligen Favoriten störte womöglich größere Pläne Augusts, wenngleich der König an den finanziellen Hilfen festhielt, um den Kauf der großpolnischen Güter zu ermöglichen. Zugang zum Hof hatte Sułkowski trotz mehrerer Versuche allerdings keinen mehr. Der Kontakt nach Dresden riss aber nicht vollends ab, da seine Kinder in Dresden als nächste Führungselite der Union ausgebildet wurden.¹¹² Trotzdem blieb Lissa und Reisen eine ähnliche Entwicklung wie in Fraustadt verwehrt. Dem Aufschwung der Orte tat das jedoch keinen Abbruch. Sowohl die Güter als auch die Sułkowskis selbst profitierten vom Kauf und dem Engagement Aleksander Józefs und damit letztlich auch von der polnisch-sächsischen Union.

Nach der Übernahme verlegte Aleksander Józef Sułkowski seinen Familiensitz nach Reisen und investierte große Summen in die Besitzungen – die Kommission hatte berechnet, dass eine Million Złoty notwendig seien, um die Güter wieder instand zu setzen. Seine Herrschaftsansprüche zeigte er, indem er das eigene Wappen in den Gütern verbreiten ließ und das Stadtwappen Reisens anpasste. Auch architektonisch prägte Sułkowski Lissa und Reisen, die italienischen Architekten Pompeo Ferrari, Preisträger der Akademie des Heiligen Lukas in Rom, und Gaetano Chiaveri wirkten dank seiner Beziehungen aus Dresden auf seinen Besitzungen.¹¹³

Indem Sułkowskis gezielt ausländische Experten für seine Güter anwarb, gelang es ihm, das dortige Manufakturwesen zu stärken und Lissa neben Fraustadt zu einem der wichtigsten polnischen Handelsstützpunkte mit Sachsen zu erheben. Er legte damit den Grundstein für die Entstehung neuer Wirtschaftszweige und die Entwicklung bestehender Gewerbe, wie dem traditionell in Lissa ansässigen Tuchgewerbe. Von der Anwerbung und den damit verbundenen Privilegien für die Ankömmlinge zeugt eindrücklich eine Beschwerde der Lissaer Bürgerschaft von 1741 an ihren alten Herrn Leszczyński. Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Lissa, Reisen und Sachsen überstanden auch das Ende der Union. Nach 1763 besuchten Händler und Produzenten aus Lissa weiterhin regelmäßig die Leipziger Messe und waren nicht unbedeutend für die Leipziger Geschäfte mit

¹¹¹ Vgl. JANUSZ DERESIEWICZ (Hg.), *Ziemia Leszczyńska [Das Land der Leszczyńskis]*, Poznań 1966, S. 95; Bericht ediert bei ALBRECHT PHILIPP, *Sulkowski und Brühl und die Entstehung des Premierministeramtes in Kursachsen. Ein Zeitbild aus dem augusteischen Sachsen (Aus Sachsens Vergangenheit 4)*, Dresden 1920, S. 109 f.

¹¹² Vgl. PALKIJ, *Sułkowscy* (wie Anm. 102), S. 19 f.; ZWIERZYKOWSKI, *Z badań* (wie Anm. 104), S. 43.

¹¹³ Vgl. JERZY KOWALCZYK, *Architektur und Städtebau*, in: *Unter einer Krone* (wie Anm. 31), S. 390-393, hier S. 393; PHILIPP, *Sulkowski und Brühl* (wie Anm. 111), S. 81, 83; ZWIERZYKOWSKI, *Z badań* (wie Anm. 104), S. 47.

Polen, wengleich sie nicht den kurzen Weg über Schlesien nehmen konnten, sondern sich über habsburgisches Territorium nach Leipzig begaben.

Sułkowski zeichnete sich auf seinen Gütern als fähiger Verwalter aus und konnte die Kriegsschäden des Polnischen Thronfolgekrieges schnell beseitigen lassen.¹¹⁴ Mit weiteren Zukäufen verfügte Sułkowski 1747 in Großpolen über beträchtliche Besitzungen, die unter anderem zehn Städte und 87 Dörfer umfassten. Letztlich, so urteilte das „Biographische Lexikon des Kaiserthums Oesterreich“, wurde Sułkowski, der 1752 mit dem Kauf des Fürstentums Bielitz die Reichsfürstenwürde vom Kaiser verliehen bekam, durch diesen Erwerb und seine Maßnahmen der „erste Fürst dieses Geschlechtes und der eigentliche Begründer der materiellen Größe desselben.“¹¹⁵

V. Graf Heinrich von Brühl und seine Herrschaft Pforten

Auch der zweite Favorit Augusts III., Heinrich Graf von Brühl, versuchte, seinen Aufstieg durch den Erwerb von Land in Sachsen und Polen zu unterstreichen. Und wie Sułkowski wurde Brühl ebenfalls im polnisch-sächsischen Grenzgebiet, jedoch in der sächsischen Niederlausitz, fündig.

Brühl, der aus dem Herzogtum Sachsen-Weißenfels stammte, trat 1719 als Silberpage in die Dienste Augusts II. Am Dresdner Hof folgte ein steiler Aufstieg. Früh bewies Brühl seine Fähigkeiten im Umgang mit Menschen, seine Verlässlichkeit und sein Organisationstalent. Als Kammerherr brillierte er bei der Organisation des Zeithainer Lagers 1730, sodass er vom preußischen König Friedrich Wilhelm I. mit dem Schwarzen Adlerorden, dem höchsten Orden Preußens, ausgezeichnet wurde. Schon unter August II. begann er immer mehr Ämter auf sich zu vereinen und setzte diese Entwicklung nach dessen Tod, bald als Favorit des neuen Herrschers, am Hofe Augusts III. fort. Nach dem Ausscheiden Sułkowskis

¹¹⁴ Vgl. PER AKOWSKI, *Kariera i upadek* (wie Anm. 100), S. 203 f.; STASZEWSKI, *Die Polen im Dresden des 18. Jahrhunderts* (wie Anm. 2), S. 157; WOJTOWICZ, *Z dziejów* (wie Anm. 78), S. 16 f.; MARIAN DROZDOWSKI, *Aktywizacja gospodarki Rzeczypospolitej po kryzysie przełomu XVII i XVIII wieku* [Belebung der Wirtschaft der Rzeczypospolita nach der Krise an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert], in: Kazimierz Bartkiewicz (Hg.), *Polska-Saksonia w czasach Unii (1697–1763). Próba nowego spojrzenia* [Polen-Sachsen zur Zeit der Union (1697–1763). Versuch einer neuen Perspektive], Zielona Góra 1998, S. 41–52, hier S. 48; zu den Kaufleuten aus Lissa auf der Leipziger Messe vgl. JOSEF REINHOLD, *Polen/Litauen auf den Leipziger Messen des 18. Jahrhunderts* (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte 10), Weimar 1971, S. 119, 126.

¹¹⁵ Vgl. CONSTANTIN VON WURZBACH, Art. ‚Alexander Joseph Sulkowski (1695–1762)‘, in: Ders., *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich* 40 (1880), S. 300 f.; JÓZEF PI ATOWICZ, *Szkolnictwo wojskowe na ziemiach polskich do 1795 roku* [Militärisches Ausbildungswesen auf polnischem Gebiet bis 1795], Siedlce 2018, S. 371; vgl. dazu TEODOR ŻYCHLIŃSKI, *Złota księga szlachty polskiej* [Das Goldene Buch des polnischen Adels], 4. Jahrgang, Poznań 1882, S. 310; ZWIERZYKOWSKI, *Z badań* (wie Anm. 104), S. 50.

1738 war Brühl – nach dem König, dem er einzig rechenschaftspflichtig war – zum mächtigsten Mann in Sachsen geworden. Im neuen sächsischen Ministerialsystem bekleidete Brühl seit 1746 das Amt des Premierministers.¹¹⁶

Neben seiner politischen Tätigkeit war Brühl sowohl ein vielseitiger als auch ein erfolgreicher Entrepreneur, wofür er auch seine guten politischen Kontakte nutzte. Zusammen mit dem führenden Dresdner Architekten Johann Christoph Knöffel erwarb er in ganz Sachsen Grundbesitz und ließ ihn von Knöffel aufwerten. Er profitierte dabei vom aufsteigenden Bürgertum, dem sich neue Möglichkeiten am Dresdner Hof eröffneten: Diese Aufsteiger wollten das adlige Leben imitieren, wodurch die Nachfrage nach Landsitzen stieg.¹¹⁷ Doch nicht alle Anlagen wurden wieder verkauft, auch für sich selbst erwarb Brühl, der ursprünglich keine eigenen Besitzungen in Kursachsen besaß, verschiedene Güter. Doch Brühl war nicht bloß Landbesitzer, er war in erster Linie Minister. Und mit dieser Einstellung erwarb er auch seine Güter, die sich auf den Raum um Dresden, Leipzig und entlang der Route nach Polen konzentrierten.¹¹⁸

Bei diesen Erwerbungen sticht vor allem das lausitzische Pforten ins Auge. An der sächsisch-schlesischen Grenze, sozusagen auf der gegenüberliegenden Seite von Fraustadt, erwarb Brühl 1740 für 160 000 Taler den Ort und das dazugehörige Schloss Pforten,¹¹⁹ die er durch umfangreiche Zukäufe zur Herrschaft Pforten-Forst erweiterte und damit zum größten Grundbesitzer Sachsens nach dem Kurfürsten wurde. Brühl wurde damit zu einem der größten Herrn in der Niederlausitz und zum Lehnsherrn einiger alteingessener Familien. 1760 ließ Brühl diese Herrschaft in ein Majorat umwandeln.¹²⁰

Pforten-Forst wurde damit zur Visualisierung der Erhebung Brühls in den Reichsgrafenstand. Die bestehende Residenz wurde von Knöffel zu einer prunkvollen dreiflügeligen Schlossanlage mit repräsentativen Nebengebäuden erweitert.

¹¹⁶ Während Brühl oft Machtsucht nachgesagt wurde, versuchte Staszewski dieses Urteil zu ändern: Die Ämterakkumulation wäre notwendig für das Ministerialsystem gewesen und führte darüber hinaus zu nicht unbeträchtlichen Einsparungen, da die Einkünfte Brühls für die Ämter zwar insgesamt hoch, doch einzeln verhältnismäßig gering ausgefallen seien, vgl. STASZEWSKI, August III. (wie Anm. 49), S. 198; zu Brühls Aufstieg vgl. UTE CHRISTINA KOCH, Maecenas in Sachsen. Höfische Repräsentationsmechanismen von Favoriten am Beispiel von Heinrich Graf von Brühl, Diss. Dresden/Paris 2010, S. 46 f., online: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-193760> [Zugriff 6. Juli 2022]; LUH, Vom Pagen (wie Anm. 110), S. 127 f.

¹¹⁷ Vgl. KOCH, Maecenas in Sachsen (wie Anm. 116), S. 119; STASZEWSKI, August III. (wie Anm. 49), S. 207.

¹¹⁸ Vgl. WALTER FELLMANN, Heinrich Graf Brühl. Ein Lebens- und Zeitbild, Leipzig 2¹⁹⁹⁰, S. 168.

¹¹⁹ Vgl. VINZENZ CZECH/CHRISTIANE SALGE, Pforten (Brody), in: Peter-Michael Hahn/Hellmut Lorenz (Hg.), Herrenhäuser in Brandenburg und der Niederlausitz. Kommentierte Neuausgabe des Ansichtswerks von Alexander Duncker (1857–1883), Bd. 2: Katalog, Berlin 2000, S. 437–442, hier S. 439.

¹²⁰ Vgl. FELLMANN, Heinrich Graf Brühl (wie Anm. 118), S. 170; OTTO EDUARD SCHMIDT, Kursächsische Streifzüge, Bd. 2: Wanderungen in der Ober- und Niederlausitz, Dresden 1922, S. 324.

Die Stadt ließ Brühl in Folge eines Brandes im Stil einer frühneuzeitlichen Residenzstadt umgestalten und um die nach seiner Ehefrau benannte Vorstadt, der Mariannenstadt, erweitern. Brühl, aber auch maßgeblich seine Ehefrau Maria Anna Franziska sparten nicht bei den Ausgaben für das Pfortener Schloss.¹²¹

Auf Brühls Veranlassung hin wurde die nördliche Postroute, die auch durch Fraustadt führte, verlegt und Pforten an das Postnetz angeschlossen, wovon die Stadt enorm profitierte. Pforten wurde als Pforte zu Polen ein wichtiger Ort für den polnisch-sächsischen Transit in beide Richtungen. Die Reisenden konnten im Gasthof „Zum weißen Adler“, ein Hinweis auf Polen, übernachten. Waren passierten die Stadt in beide Richtungen, sodass sich in Pforten Händler niederließen und Depots gründeten. Auch der Graf investierte in seinen Güterkomplex. So ließ er Spezialisten in sein Majorat kommen und Manufakturen anlegen, die Rohstoffe direkt aus Polen beziehen und den polnischen wie sächsischen Markt bedienen konnten. Vor allem in der Tuchproduktion waren die brühlschen Pläne sehr erfolgreich. In Forst wurde sogar das leerstehende Schloss in eine Tuchmanufaktur umgewandelt. Während die Tuchmanufakturen aber hauptsächlich den Eigenbedarf Brühls und seiner Besitzungen deckten, war die neu angelegte Seifensiederei auch im Export erfolgreich. Ebenso erfolgreich waren die Tapeten- und die Möbelfabrik, die hochwertige Produkte herstellten und 1748 sogar das königliche Schloss in Warschau beliefert haben sollen. Für eine geplante Seidenproduktion in Pforten-Forst wurde eine Maulbeerplantage angelegt, auch als Muster für andere Gutsbesitzer, um eine große Seidenindustrie in Sachsen zu schaffen. Die dazugehörige Seidenfabrik entstand jedoch nie. Nur kurz hatte eine 1748 gegründete Tabakfabrik Bestand. Die Eisenhütten arbeiteten ebenfalls nicht zufriedenstellend und stellten minderwertige Waren her. Auch eine Druckerei, hauptsächlich für den eigenen beziehungsweise lokalen Bedarf, ließ der neue Besitzer errichten.¹²²

Der König besuchte ab 1748, nach Fertigstellung der Umbaumaßnahmen des Schlosses, immer wieder den Sitz seines Premierministers. Im Gegensatz zu Fraustadt blieb Pforten für den König aber immer eine reine Transitstadt auf den Reisen zwischen Dresden und Warschau. Doch genau diesen Zweck hatte Pforten auch für Brühl. Aufgrund der exzellenten infrastrukturellen Anbindung war es für seine Pflichten als Minister in der polnisch-sächsischen Union ideal als Ausgangspunkt und Relaisstation geeignet.¹²³

Brühl gelang es – wie auch Sułkowski einige Jahre zuvor –, diese bis dato am Rande des Kurfürstentums liegende Region durch die Anbindung an die Postroute ins Zentrum zu rücken und wiederzubeleben. Er beabsichtigte, aus Pforten

¹²¹ Vgl. KOCH, Maecenas in Sachsen (wie Anm. 116), S. 125; über die gewaltigen Ausgaben sei es 1756 auf der Leipziger Ostermesse sogar zum Streit zwischen Brühl und seiner Ehefrau gekommen, vgl. SCHMIDT, Kursächsische Streifzüge (wie Anm. 120), S. 343.

¹²² Zu den Plänen der Seidenproduktion vgl. FELLMANN, Heinrich Graf Brühl (wie Anm. 118), S. 170 f.; SCHMIDT, Kursächsische Streifzüge (wie Anm. 120), S. 328-330.

¹²³ Vgl. CLAUDIUS WECKE/SVEN ZUBER, Schloss und Park Pforten – Brody. (Schlösser und Gärten der Neumark) – Zamki i ogrody nowej marchii, Berlin 2020, S. 10.

eine Stadt zu machen, *die werd in Welt bekannt*.¹²⁴ Der steile Aufstieg dieser ambitionierten Stadt nahm jedoch ein jähes Ende. 1758 wurde der Palast von preußischen Truppen niedergebrannt. Heinrich von Brühl sah die Pfortener Ruinen, als er 1763 wieder nach Sachsen zurückkehrte und kurz darauf verstarb. Um 1800 war Pforten mit nur 792 Einwohnern und 109 Häusern eine der kleinsten Städte der Niederlausitz. Nur die Forster Tuchmanufaktur hatte die für Pforten-Forst erfolgreiche Zeit unter Heinrich von Brühl überstanden, bezog ihre Materialien nach dem Ende der Union aber auf dem Wasserweg aus Kurland, da die Zölle durch das preußische Schlesien den Import aus Polen unrentabel machten.¹²⁵

VI. Fazit

Zu Beginn seiner Regierung hatte August II. konkrete politische und wirtschaftliche Pläne für die Union von Polen-Litauen und Sachsen. Zentral dafür war eine gute infrastrukturelle Verknüpfung seiner beiden Länder auf mehreren Ebenen, die Polen-Litauen und Sachsen einander näherbringen sollte. So entstanden schnell neue, gut ausgebaute Poststrecken zwischen den beiden zentralen Städten Warschau und Dresden, die die Reisezeiten beträchtlich verringerten. Schlüsselregionen für diesen polnisch-sächsischen Austausch, sozusagen Brückenköpfe auf beiden Seiten des sich in habsburgischer oder später preußischer Hand befindlichen schlesischen Korridors, wurden die Lausitz auf sächsischer und die Woiwodschaft Posen auf polnischer Seite. Der Aufstieg dieser Grenz- zu Brückenregionen zeigt sich unter anderem in der königlichen Anwesenheit. So wurden nach 1717 das großpolnische Fraustadt und Reisen aufgrund ihrer guten Erreichbarkeit zu wichtigen Orten der Regierungspraxis Augusts II. Er schuf damit einen provisorischen, für König und polnischen Adel akzeptablen Modus Vivendi, als gesteigerte Herausforderungen in Sachsen längere Aufenthalte in Polen-Litauen verhinderten. Dass es sich dabei nicht um Dauerlösungen handelte, zeigte sich ab 1720, als sich August wieder regelmäßig nach Grodno und Warschau begab. Erst gesundheitliche Probleme veranlassten ihn zu einem weiteren Aufenthalt in Fraustadt 1728 und der letztlich erfolglosen Errichtung einer eigenen Schlossanlage in Kargowa.

Damit entstand eine Praxis von Aufenthalten des Königs im Grenzgebiet, die auch von August III. fortgesetzt und in gewisser Art und Weise zur Tradition erhoben wurde. Ab 1737 reiste er wiederholt nach Fraustadt, als er seine Aufenthalte in der Rzeczpospolita aufgrund der politischen Lage in Sachsen und der starken

¹²⁴ Vgl. [Johann Christian Trömer], Willkomm Kroß Koenigk=Paar! Die komm aus Pohl fürück, und Euch an die Stadt Pfoert Sie schenck die Knad und Kluck, Daß Ihre Majestees Sich woll da divertir, mit tiefst Submission darßu es gratulir Die Deutsch=Franços, Dresden 1750, S. 2.

¹²⁵ Vgl. WECKE/ZUBER, Schloss und Park Pforten (wie Anm. 123), S. 3; SCHMIDT, Kur-sächsische Streifzüge (wie Anm. 120), S. 330.

Opposition in Polen-Litauen reduzierte. Er modifizierte unter seinen eigenen Bedingungen den *Modus Vivendi* Augusts II. und intensivierte die Aufenthalte in Fraustadt, wo er sich zwischen 1737 und 1755 mehrfach aufhielt und unter anderem vier Sitzungen des *Senatus Consilium* abhielt. In den ruhigeren Herrschaftsjahren begab sich August III. jedoch wieder nach Warschau und wickelte dort alle wichtigen Geschäfte des Sejms ab.

Fraustadt wurde damit vorrübergehend zum Zentrum des politischen Geschehens der *Rzeczpospolita*. Doch über den Status eines Provisoriums entwickelte sich Fraustadt nie hinaus. Der Aufbau einer herrschaftlichen Infrastruktur vor Ort, ein konkretes ‚Spacing‘ des Königs abseits der Straßen, blieb aus. Alles wurde aus Dresden mitgebracht und anschließend wieder mitgenommen. Der Status Warschaus und Grodnos wurde von den Wettinern nie in Frage gestellt.

Ein weiteres Zeichen des Aufschwungs ist die Ansiedlung einer grenzübergreifenden polnisch-sächsischen Herrschaftselite auf beiden Seiten des Brückenkopfes. Beispiele dafür sind die Aktivitäten Brühls in Pforten und Sułkowskis in Lissa und Reisen, die vom Zukunftsglauben an die Union zeugen: Beide waren Menschen der Union und gestalteten ihre eigenen Besitzungen im Sinne eines Glaubens an ein dauerhaftes Fortbestehen der polnisch-sächsischen Union.¹²⁶ Am Beispiel Pfortens zeigt sich aber auch die Stagnation beziehungsweise der Abstieg, der die Lausitz mit dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges und dem harten preußischen Zollkrieg in Schlesien erfasste und der den über fast sechzig Jahre ge- und verwachsenen Handelsbeziehungen zwischen Sachsen und Polen-Litauen über Schlesien ein jähes Ende bereitete. Besser, aber unter anderen Voraussetzungen, verkraftete hingegen die Posener Seite das Ende der Union. Die Residenzlandschaft im Ganzen aber, die in der Brückenregion mit der Intensivierung der Union aufgeblüht war, verwelkte nach deren Ende auch wieder.¹²⁷

Bemerkenswert an der Herrschaft der beiden Auguste im Allgemeinen ist, wie nahe Erfolg und Misserfolg, Professionalisierung und Provisorium sowie große Erwartungen und bitterer Niedergang beieinander lagen. Wichtig war dabei aber vor allem die Beständigkeit des Herrschaftswillens der Wettiner, die auch bereits die Kandidatur eines dritten sächsischen Königs vorbereitet hatten. Die Investitionen in die Infrastruktur und das Wirken Brühls und Sułkowskis sind Paradebeispiele für diese Beständigkeit und den steten Glauben an die wettinische Königskrone.

¹²⁶ Nach van Laak zeugen Investitionen in die Infrastruktur von einem großen Zukunftsglauben, da sich die Investitionen erst auf lange Sicht auszahlen, vgl. LAAK, *Infrastrukturen und Macht* (wie Anm. 7), S. 108.

¹²⁷ August II. hatte versucht, Ehen zwischen den Eliten Polens und Sachsens zu vermitteln, und obwohl es gegen das polnische und sächsische Recht verstieß, seine Vertrauten zum Landerwerb im jeweils anderen Land zu ermutigen, vgl. STASZEWSKI, *Der polnische König* (wie Anm. 2), S. 216. Allgemein zum Auf- und Abstieg der Lausitzen während der Union vgl. PETER KUNZE, *Ober- und Niederlausitz während der sächsisch-polnischen Union*, in: Bartkiewicz, *Polska-Saksonia* (wie Anm. 114), S. 149-154.

„Mein Mann in Südafrika“

Die Briefe Karl Schmidt-Rottluffs an Justin Oberzimmer (1948–1950)

von
HERBERT ZIELINSKI

Karl Schmidt-Rottluff (1884–1976),¹ der „verschlossenste“ unter den Brücke-Künstlern,² hätte sich schwerlich gefreut, wenn er noch erlebt hätte, dass seine Briefe, die er im Laufe seines langen Lebens an Freunde und Familienangehörige, Galeristen und Sammler geschickt hat, nicht nur nach und nach veröffentlicht, sondern unter kunsthistorischen, personen- und zeitgeschichtlichen Aspekten auch ausgewertet werden.³ War er doch zeitlebens „heftig gegen alle Briefver-

- ¹ Mit der Literatur über Schmidt-Rottluff in Ausstellungskatalogen, Retrospektiven, Monografien und Zeitschriften kann man mittlerweile eine kleine Bibliothek füllen. Im Folgenden sind nur solche Veröffentlichungen aufgeführt, die für den hier behandelten Zeitraum und für die in den Briefen an Oberzimmer genannten Personen und Zeitumstände von Bedeutung sind. Eine neuere Einführung in Leben und Werk des Künstlers (mit zahlreichen Abbildungen) bietet CHRISTIANE REMM, Karl Schmidt-Rottluff (Junge Kunst 21), München 2016; knappe Übersicht durch DIES., Schmidt-Rottluff, Karl, in: Neue Deutsche Biographie 23 (2007), S. 225-227. Vgl. auch die Einführung in die Geschichte des Brücke-Museums und seine Künstler von MAGDALENA M. MOELLER, Das Brücke-Museum Berlin, München 1990. – Gesprächen und Korrespondenz mit der für die Karl und Emy Schmidt-Rottluff Stiftung, Berlin, tätigen Kunsthistorikerin Christiane Remm verdanke ich mehrere Hinweise zum Leben und Werk Karl Schmidt-Rottluffs, für die ich ihr auch an dieser Stelle herzlich danken möchte.
- ² WILL GROHMANN, Karl Schmidt-Rottluff, Stuttgart 1956, S. 5, 44. Grohmann ist bis heute die einzig nennenswerte monografische Biografie Schmidt-Rottluffs, die allerdings keine Einzelnachweise bietet, zu verdanken. Der Vollständigkeit halber sei auch das kleine Büchlein von WILHELM R. VALENTINER, Schmidt-Rottluff (Junge Kunst 16), Leipzig 1920, erwähnt (16 S., 33 Abb.). Das von GROHMANN, Schmidt-Rottluff, a. a. O., S. 281-308, mithilfe Schmidt-Rottluffs erstellte Werkverzeichnis der Ölgemälde hat den Künstler viel Zeit gekostet: „[...] die Arbeit hat sehr darunter gelitten“ (Schmidt-Rottluff am 5. Dezember 1955 an Gunther Thiem: GUNTHER THIEM (Hg.), „Ungemalte Bilder“ von 1934 bis 1944 und Briefe an einen jungen Freund, München/Berlin 2002, S. 152 f., Nr. 77). Viele Privatbriefe Schmidt-Rottluffs, die in den letzten Jahren publiziert und im Folgenden mehrfach herangezogen wurden, lagen Grohmann noch nicht vor, sodass er annahm, dass Schmidt-Rottluff nur „wenig Briefe geschrieben hat“ (GROHMANN, Schmidt-Rottluff, a. a. O., S. 5).
- ³ Die umfangreichste chronologisch geordnete Zusammenstellung von Zeitumständen, Leben und künstlerischer Entwicklung Schmidt-Rottluffs bietet KARL BRIX, Karl Schmidt-Rottluff. Biographie, in: Magdalena M. Moeller/Hans-Werner Schmidt (Hg.), Karl Schmidt-Rottluff. Der Maler, Stuttgart 1992, S. 252-277. Vgl. schon GUNTHER THIEM, Dokumentation zu Leben und Werk, in: Ders./Armin Zweite (Hg.), Karl Schmidt-Rottluff. Retrospektive, München 1989, S. 77-107. Thiem ist auch die Aus-

öffentlichungen“, wie er 1968 an den Direktor der Städtischen Kunstsammlungen Chemnitz, Karl Brix,⁴ schrieb: „Schließlich sind Briefe nicht für die Öffentlichkeit geschrieben“.⁵

Schmidt-Rottluff hat diese Entwicklung kommen sehen und entsprechend gegenzusteuern versucht. Seine Briefe an die Malerin und Kunsthändlerin Hanna Bekker vom Rath (1893–1983), seine langjährige Vertraute, ließ er sich zurückgeben, um sie zu vernichten.⁶ Die zahlreichen Briefe an die Sammlerin und Kunsthistorikerin Rosa Schapire (1874–1954), seine frühe Mäzenin, die 1939 nach Eng-

wahledition der Briefe Schmidt-Rottluffs an ihn zu verdanken, der viele Einzelheiten und Auffassungen über Leben und Werk des Künstlers zu entnehmen sind: THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2). Ergänzend heranzuziehen ist die von Ralf W. Müller unlängst publizierte Edition der Briefe Schmidt-Rottluffs an seinen jüngeren Bruder Kurt Schmidt (1894–1972) und dessen Ehefrau Hilde nach Dresden und Chemnitz-Rottluff: RALF W. MÜLLER (Hg.), Karl Schmidt-Rottluff. Briefe nach Chemnitz 1940–1975, Chemnitz 2017. Das 1929 entstandene „Doppelbildnis“, ein Porträt Schmidt-Rottluffs mit seinem Bruder, ist abgebildet u. a. in: MOELLER/SCHMIDT, Karl Schmidt-Rottluff. Der Maler (siehe oben), Tafel 66. 57 Briefe Schmidt-Rottluffs an den Sammler Carl Hagemann (1867–1940) finden sich in HANS DELFS/MARIO-ANDREAS VON LÜTTICHAU/ROLAND SCOTTI (Hg.), Kirchner, Schmidt-Rottluff, Nolde, Nay ... Briefe an den Sammler und Mäzen Carl Hagemann 1906–1940, Ostfildern 2004. Eine Fundgrube sind auch die autobiografischen Erinnerungen von Erika von Hornstein (1913–2005), einer frühen Schülerin Schmidt-Rottluffs: ERIKA VON HORNSTEIN, So blau ist der Himmel. Meine Erinnerungen an Karl Schmidt-Rottluff und Carl Hofer, Berlin 1999, mit der Veröffentlichung zahlreicher Briefe (vgl. schon DIES., Karl Schmidt-Rottluff, mein Lehrer, in: Brücke-Archiv 8 (1975/76), S. 4-6, Briefauszüge ebd., S. 7-12 sowie unten Anm. 77). Über 200 ungekürzte Briefe Schmidt-Rottluffs aus allen Lebensabschnitten sind abgedruckt in dem Werk von GERHARD WIETEK (Hg.), Schmidt-Rottluff. Oldenburger Jahre 1907–1912, Mainz 1995, S. 117-207. Wietek fokussiert die für die künstlerische Entwicklung Schmidt-Rottluffs entscheidende Frühphase und illustriert mit vorzüglichen kommentierten Abbildungen diesen ersten Höhepunkt seines Schaffens. Ein komplettes Werkverzeichnis gibt es bedauerlicherweise noch nicht; vgl. THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 153 (Kommentar zu Brief 77), 158 (Kommentar zu Brief 87), mit weiterführenden Hinweisen.

⁴ Zu Karl Brix (1934–2000) siehe BEATE RITTER, Ein Bahnbrecher für Chemnitz. Karl Schmidt-Rottluff im Bestand der Kunstsammlungen, in: Roland Doschka (Hg.), Karl Schmidt-Rottluff. Meisterwerke aus den Kunstsammlungen Chemnitz, München u. a. 2005, S. 22-34, hier S. 29 f.

⁵ BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 252. Schmidt-Rottluff stand Brix eher distanziert gegenüber. Seiner Schwägerin Hilde schrieb er am 17. August 1969: „Über Brix soll sich Kurt [der in Chemnitz-Rottluff wohnende Bruder Schmidt-Rottluffs, den Brix anscheinend aufgesucht hatte] keine Illusionen machen – diese Spezies hat nur Intresse [sic!], solange es ihre Interessen sind“; MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 165.

⁶ THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 43 (Kommentar zu Brief 30). Auch die „Vernichtung“ seiner Briefe an Thiem wäre „vielleicht in seinem Sinne gewesen“, wie dieser selbst einräumt: ebd., S. 12. Einen an Thiem gerichteten kritischen Brief über eine erste Fassung eines Aufsatzes desselben über eine Aktzeichnung Schmidt-Rottluffs hat dieser noch im selben Brief zurückgefordert (siehe unten Anm. 140). – Gunther Thiem (1917–2015), langjähriger Leiter der grafischen Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart, hatte Schmidt-Rottluff 1934 am Lebasee in Ostpommern kennengelernt, woraus eine lebenslange Freundschaft resultierte.

land emigriert war, entgingen vielleicht nur deshalb demselben Schicksal, weil Schapire die Briefe „aus Angst vor den Nazis“ vor ihrer Emigration mit Zustimmung des Malers selbst verbrannt hat.⁷ Auch sonst hielt Schmidt-Rottluff alles Private zurück. Über den Kunstkritiker Will Grohmann (1887–1968) empörte er sich, als er erfuhr, dass dieser im Rahmen der Vorarbeiten zu seiner Schmidt-Rottluff-Biografie seinen jüngeren Bruder in Chemnitz-Rottluff aufgesucht hatte, um Informationen über die Jugendzeit seines Protagonisten zu erfahren.⁸ Seinem Bruder schrieb Schmidt-Rottluff am 13. Mai 1955 aus Hofheim im Taunus: „Inzwischen hat Dich auch noch dieser Publizist Grohmann mit blöden Ansinnen belästigt, trotzdem ich ihm längst erzählt hatte, dass Fotos aus frühen Zeiten und auch sonst nicht vorhanden sind [...]. Ausserdem ist das blöde Ausfragerei und geht auch keinen Deuvel ’was an. Bitte auf Nichts mehr reagieren!“⁹

*I. „Die Heimat hat sich auch für uns hier so verändert“¹⁰
Schmidt-Rottluff in Chemnitz 1943 bis 1946*

Vom 29. März 1948 datiert der erste Brief Karl Schmidt-Rottluffs an den in Johannesburg lebenden Arzt deutsch-jüdischer Herkunft Justin Oberzimmer. Zu diesem Zeitpunkt lebt Schmidt-Rottluff bereits seit über einem Jahr wieder in Berlin. Zuvor hat er einige Jahre in seinem Geburtshaus in dem 1926 eingemeindeten Chemnitzer Stadtteil Rottluff zugebracht.¹¹ Dorthin ist er nach der Ausbombung seiner kleinen Berliner Atelierwohnung in der Bambergerstraße 19 im August

⁷ THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 97. Schmidt-Rottluff kannte die als Tochter einer begüterten jüdischen Familie in Ostgalizien geborene Schapire, die als eine der ersten Frauen in Deutschland in Kunstgeschichte promoviert hatte, seit 1907 (GROHMANN, Schmidt-Rottluff (wie Anm. 2), S. 44). Ihr bekanntestes Porträt (MOELLER/SCHMIDT, Karl Schmidt-Rottluff. Der Maler (wie Anm. 3), Tafel 19) hat er 1911 gemalt; vgl. WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 477 mit Abb. 214 (siehe aber auch ebd., S. 350 f. mit Abb. 91-92); HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 11 f. Zu den wenigen belanglosen Briefen Schmidt-Rottluffs an Schapire aus den Jahren 1939 bis 1945 (vielleicht aus Sorge vor der Zensur?) vgl. Aya Soika in: DIES./MEIKE HOFFMANN, Flucht in die Bilder? Die Künstler der Brücke im Nationalsozialismus, München 2019, S. 58 f. Zu Schapire siehe im Übrigen auch unten Anm. 75 und 100.

⁸ Zu Grohmann siehe KONSTANZE RUDERT (Hg.), Im Netzwerk der Moderne. Kirchner, Braque, Kandinsky, Klee, Richter, Bacon, Altenbourg und ihr Kritiker Will Grohmann (Katalog zur Ausstellung in Dresden vom 27. September 2012 bis 6. Januar 2013), München 2012; zu seiner Regimenähe in der NS-Zeit ebd., S. 35-41; zu Schmidt-Rottluff ebd., S. 276 f.

⁹ MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 114. Gerade damals stand Schmidt-Rottluff Grohmann wegen dessen folgenreicher Kontroverse mit Carl Hofer über die abstrakte Malerei sehr distanziert gegenüber; siehe unten mit Anm. 159.

¹⁰ Brief 1.

¹¹ Ein Foto des Hauses aus dem Jahre 2017 in: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), S. 13. Den Ortsnamen Rottluff hat Schmidt-Rottluff seinem Namen seit 1906 hinzugefügt: BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 254.

1943¹² – ungeachtet anderer ihm damals angebotenen Ersatzwohnungen – vor allem aus Fürsorge für seine in Rottluff lebende kranke Schwester Gertrud (Trude) Ende September 1943 gezogen.¹³

Obwohl nach Kriegsende die neuen Machthaber in der Russischen Zone den unbelasteten und renommierten Maler hofieren¹⁴ und ihm im November 1945 die Präsidentschaft in der Chemnitzer Sektion des „Kulturbunds für die demokratische Erneuerung Deutschlands“ antragen, die er nolens volens übernimmt,¹⁵ zieht es ihn angesichts der wachsenden kulturpolitischen Repression in den Westen.¹⁶ Belastend wirkt sich für Schmidt-Rottluff auch aus, dass er sich in Rottluff in dem dörflichen Umfeld nicht mehr wohl fühlt. Zudem lassen ihn die aufwendigen Arbeiten in Haus und Garten¹⁷ nicht zu seiner künstlerischen Tätigkeit kommen. Die Bleibe dort erscheint ihm von vornherein als Übergangslösung.¹⁸

¹² THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 51, Nr. 41. Die Bamberger Straße, in die Schmidt-Rottluff 1934 aus Berlin Friedenau gezogen war (von Schmidt-Rottluff als „Weg in die Wüste“ umschrieben, den er „mit Humor“ antreten will: BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 265), liegt in Westberlin an der Grenze der Stadtteile Wilmersdorf und Schöneberg im sogenannten Bayerischen Viertel unweit des Wittenbergplatzes. 1935 besuchte ihn dort erstmals Erika von Hornstein: HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 25 f.

¹³ Zu den Hintergründen des Umzugs und zu den damals an Schmidt-Rottluff ergangenen Angeboten, ein anderes Ausweichquartier zu beziehen – sogar nach Hofheim im Taunus hätte er zu diesem Zeitpunkt schon gehen können –, siehe den Brief Schmidt-Rottluffs an seinen damals noch in Dresden lebenden Bruder Kurt (MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 9, vom 6. Dezember 1944). Seine kranke Schwester starb schon Mitte Oktober 1944 (THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 63, Brief 52; vgl. ebd., S. 58, Kommentar zu Brief 45). Vgl. auch HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 74; Soika, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 176–178.

¹⁴ Silvester 1945/46 bringen zwei russische Offiziere neben Neujahrswünschen des zuständigen Generalmajors „eine Kiste mit Lebensmitteln und Wein! Wir waren ebenso platt wie betroffen – zumal ich nicht weiss, was ich mit dem General nun machen soll“ (MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 36).

¹⁵ Seinem Bruder Kurt schreibt er am 12. November 1945: „Man hat mich zum Präsidenten des Chemnitzer Kulturbundes gemacht, nicht gerade zu meinem Vergnügen, da es erneuter Zeitverlust für mich bedeutet“: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 34; vgl. auch ebd., Brief 42. Obwohl er sich bereits nach einer Wohnung in Berlin umsieht, kandidiert er noch namens des Kulturbunds für die Wahl zur Stadtverordnetenversammlung von Chemnitz am 1. September 1946 (BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 270). – Näheres zu dem von Johannes R. Becher (1891–1958) geleiteten Kulturbund bei Hoffmann, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 216–219.

¹⁶ Vgl. den Brief Schmidt-Rottluffs an Otto Herbig vom 13. Juni 1946 (nach THIEM, Dokumentation (wie Anm. 3), S. 100): „Hier in Chemnitz ist's freilich auch recht wenig erfreulich – der Gewissenszwang verdirbt alle Laune. Man möchte am liebsten emigrieren“ (zu Herbig siehe Anm. 22). Auf die damalige Situation in Chemnitz spielt Schmidt-Rottluff an, als er Oberzimmer Ende 1948 schreibt: „Mit Sozialisierungsmassnahmen fängt es an, mit der Diktatur hört es auf – ich möchte nicht wünschen, dass Südafrika denselben Weg geht“ (Brief 9 vom 3. November 1948).

¹⁷ „Zwangsgartenarbeit“ (zit. nach HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 91); vgl. MOELLER/SCHMIDT, Karl Schmidt-Rottluff. Der Maler (wie Anm. 3), S. 178.

¹⁸ Vgl. MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 31–32; HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 69: „Das Leben in der Diaspora ist doch eine zweifelhafte Sache“ (Brief vom

In welchem Ausmaß Schmidt-Rottluff von den Machthabern in der Russischen Zone vereinnahmt wird, wird ihm schlagartig deutlich, als er in der Chemnitzer Zeitung „einen polemischen Aufruf der SED mit seiner faksimilierten Unterschrift und Foto“ findet, „ohne davon das geringste zu wissen“.¹⁹ Er lässt sich auch nicht mehr umstimmen, als man ihm im September 1946 in Chemnitz – offensichtlich nicht zu seiner Begeisterung – eine erste Ausstellung seiner Werke nach dem Krieg ermöglicht²⁰ und ihn noch im selben Jahr, ungeachtet der unterdessen erfolgten Übersiedlung nach Berlin, zum Ehrenbürger der Stadt macht.²¹

Angebote von dritter Seite, die ihn schon im September 1945 erreichen, an die Weimarer Kunsthochschule²² oder nach Frankfurt am Main zu gehen – auch in

11. Juni 1944). Schon am 11. Dezember 1945, als das Haus von ehemaligen russischen Zwangsarbeitern gerade „ausgeplündert [...] demoliert und verwüstet“ worden war, will das Ehepaar „versuchen nach Berlin zu kommen“: THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 135, Brief 56. Vgl. auch HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 85 f.

- ¹⁹ GUNTHER THIEM, Meine Geschichte mit Schmidt-Rottluff, 1933–1976, in: Thiem/Zweite, Karl Schmidt-Rottluff. Retrospektive (wie Anm. 3), S. 59–66, hier S. 63. Schmidt-Rottluff damals an Thiem: „Das war eine furchtbare Übertölpelung“: THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 139 f., Nr. 60, vom 7. Juli 1946 (mit der Wiedergabe des Aufrufs – ohne Datum – mit Foto und Unterschrift Schmidt-Rottluffs). Schon Schmidt-Rottluffs angeblicher Artikel: Wege und Aufgaben der deutschen Kunst, in: Sächsische Volkszeitung. Organ der KPD Bezirk Sachsen, Chemnitzer Ausgabe vom 8. Januar 1946 (online unter: <https://text4tube.blogspot.com/2013/05/entarteter-neuanfang-burgerliche.html> [Zugriff 20. Oktober 2021]) ist wahrscheinlich redaktionell tiefgreifend überarbeitet worden; siehe BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 270 mit Anm. 67. Jedenfalls ist es kaum vorstellbar, dass Schmidt-Rottluff ihn in dieser Form geschrieben haben sollte.
- ²⁰ Schmidt-Rottluff fürchtet im Zuge der Ausstellungsvorbereitung die viele Arbeit, die auf ihn zukommt: „Leider nutzte mein Widerstand, hier in Chemnitz auszustellen, nichts und so habe ich überflüssige Last bekommen [...] und dann möchte ich nichts verkaufen, anderswo wollen die Menschen auch wieder etwas sehen, wo der Boden nicht so hoffnungslos steril ist wie in Zwirnitz [= Rottluff]“: HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 91 (Brief vom 28. April 1946). Auch sieht er in Chemnitz kein adäquates Umfeld für die Ausstellung: „Es soll demnächst hier eine Ausstellung von den Aquarellen der letzten Jahre sein, zu der ich nun einmal gedrängt wurde – ein rechtes Forum ist’s hier natürlich nicht – das müsste ja erst nach und nach wieder geschaffen werden“ (THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 136, Brief 58). Zu weiteren Details – mit zahlreichen Fotos der Ausstellung – siehe Hoffmann, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 250–256.
- ²¹ Auch den Ehrenvorsitz des Chemnitzer Kulturbunds überträgt man ihm Ende des Jahres: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 47 (vom 26. Dezember 1946).
- ²² Vgl. den Brief Schmidt-Rottluffs an Erika von Hornstein vom 18. Oktober 1945: „Absichten der Hochschule [in Weimar sind] sehr brauchbar und zu unterstützen – aber die Luft von Weimar ist nichts für mich, die zwei Jahre Exil hier in Zwirnitz [= Rottluff] haben mir genügt“: HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 85. An der von Hermann Henselmann (1905–1995) geleiteten Weimarer Kunsthochschule lehrt der dem Expressionismus verbundene Maler Otto Herbig (1889–1971), den Schmidt-Rottluff in den 20er-Jahren kennengelernt hat. Die beiden standen auch nach dem Krieg in freundschaftlichem Kontakt; siehe MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 73; Müller, in: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), S. 58 (Kommentar zu

Köln hätte man ihn gerne gesehen –,²³ verfolgt er nicht weiter, sondern intensiviert Anfang 1946 seine Kontakte nach Berlin. Dort hat der mit Schmidt-Rottluff befreundete Malerkollege Carl Hofer (1878–1955), dem die Leitung der neuen Berliner Kunsthochschule im Juli 1945 übertragen worden war, eine Professur für ihn vorgesehen.²⁴

Nachdem sein jüngerer Bruder Kurt im Mai/Juni 1946 in das gemeinsame Elternhaus in Chemnitz-Rottluff gezogen ist und somit die Gefahr gebannt scheint, dass das nach einem Fortzug Schmidt-Rottluffs leerstehende Haus zu Einquartierungen herangezogen wird,²⁵ steht einem Umzug nach Berlin nichts mehr im Wege. Die Wohnungssuche gestaltet sich allerdings schwieriger als zunächst angenommen.²⁶ Erst Ende November 1946 kann er mit seiner Frau Emy in eine kleine Mietwohnung in der Schützallee 136 im Stadtteil Zehlendorf einziehen.²⁷ Seine Lehrtätigkeit an der Kunsthochschule beginnt Schmidt-Rottluff im Januar 1947.

Brief 40). Zu Bemühungen der Dresdener Akademie um Schmidt-Rottluff siehe Hoffmann, in: SOIKA/HOFFMANN, *Flucht* (wie Anm. 7), S. 223.

- ²³ MÜLLER, *Briefe nach Chemnitz* (wie Anm. 3), Nr. 33. In Köln hatte der Generaldirektor der Kölner Museen Leopold Reidemeister (1900–1987), der spätere erste Leiter des Berliner Brücke-Museums, den Kontakt zu Schmidt-Rottluff aufgenommen; vgl. unten mit Anm. 118. Unterstützt wurde er dabei von Hanna Bekker vom Rath (zu dieser vgl. oben S. 94 und unten S. 119 und 150 sowie Anm. 77). Zu weiteren Einzelheiten siehe Müller, in: MÜLLER, *Briefe nach Chemnitz* (wie Anm. 3), S. 58 (Kommentar zu Brief 40).
- ²⁴ Siehe MÜLLER, *Briefe nach Chemnitz* (wie Anm. 3), Nr. 38–40 (vgl. ebd., S. 63); Hoffmann, in: SOIKA/HOFFMANN, *Flucht* (wie Anm. 7), S. 221 f. Bereits Anfang Juli 1945 hatte Schmidt-Rottluff einen „durchgeschleusten“ Brief aus Berlin erhalten, in dem er von der geplanten Gründung einer neuen Kunsthochschule mit Carl Hofer als Leiter erfuhr, zu der er „dazukommen“ sollte, sobald er in Berlin wäre: MÜLLER, *Briefe nach Chemnitz* (wie Anm. 3), Nr. 30. Der von Ost und West gleichermaßen umworbene Carl Hofer – seine Bekanntschaft mit Schmidt-Rottluff datiert in die Jahre 1913/14 – , der 1938 aus der Preußischen Akademie der Künste ausgeschlossen worden war, war schon im Juli 1945 von der sowjetischen Besatzungsmacht zum Direktor der im Aufbau befindlichen neuen Berliner Kunsthochschule (Hochschule für Bildende Kunst) ernannt worden. Anlässlich seines 70. Geburtstags im Herbst 1948 erhielt Hofer die Ehrendoktorwürde der Berliner Universität (seit 1949 Humboldt-Universität); vgl. MÜLLER, *Briefe nach Chemnitz* (wie Anm. 3), Nr. 64. Zu Hofers zwiespältiger Rolle im NS-Staat – so hatte er sich 1938 von seiner jüdischen Ehefrau, die 1942 in Auschwitz ermordet wurde, scheiden lassen – siehe BEATE MARKS-HANSEN, *Innere Emigration? „Verfemte“ Künstlerinnen und Künstler in der Zeit des Nationalsozialismus*, Berlin 2006, bes. S. 182–184, 187, 197–199; Hoffmann, in: SOIKA/HOFFMANN, *Flucht* (wie Anm. 7), S. 220; zu seiner Rolle beim Aufbau der Kunsthochschule ebd., S. 221–226.
- ²⁵ Siehe Müller, in: MÜLLER, *Briefe nach Chemnitz* (wie Anm. 3), S. 62 (Kommentar).
- ²⁶ Einzelheiten bei Müller, in: MÜLLER, *Briefe nach Chemnitz* (wie Anm. 3), S. 63 (Kommentar); Hoffmann, in: SOIKA/HOFFMANN, *Flucht* (wie Anm. 7), S. 222.
- ²⁷ Zu den Hintergründen vgl. den Brief Schmidt-Rottluffs an Otto Herbig vom 25. November 1946 (hier zit. nach THIEM, *Dokumentation* (wie Anm. 3), S. 100); Müller, in: MÜLLER, *Briefe nach Chemnitz* (wie Anm. 3), S. 63; Hoffmann, in: SOIKA/HOFFMANN, *Flucht* (wie Anm. 7), S. 222 f. Mehrere (undatierte) Aufnahmen von Wohnung und Atelier Schmidt-Rottluffs in der Schützallee in MAGDALENA M. MOELLER (Hg.), *Karl Schmidt-Rottluff. Die Berliner Jahre 1946–1976* (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Brücke-Museum Berlin vom 23. September 2005 bis 15. Januar 2006), München 2005, S. 2–9, 12, 14.

*II. „Mein Mann in Südafrika“²⁸
Dr. Justin Oberzimmer*

Der in München 1896 geborene Arzt und Kunstsammler Dr. Justin Oberzimmer († 1964),²⁹ der sich als Soldat im Ersten Weltkrieg mehrfach ausgezeichnet hatte, wurde 1922 in seiner Münchner Heimatstadt promoviert. In seiner Ausbildung zum chirurgischen Orthopäden war er zeitweilig in Berlin an der Charité tätig. Zu seinen Lehrern zählte dort der 1927 an die Charité berufene Ferdinand Sauerbruch (1875–1951), dem Oberzimmer vier Jahre als Assistent diente.

Seine in Südafrika geborene spätere Frau Olga Gundelfinger (1908–2003), deren aus Ulm stammender Vater in den 1880er-Jahren nach Südafrika ausgewandert war, hatte Oberzimmer anlässlich einer ihrer Europareisen 1929 in München kennengelernt und ein Jahr später geheiratet. Dachte das Ehepaar zunächst daran, sich in München dauerhaft zu etablieren – 1932 gründete Oberzimmer daselbst eine Spezialklinik für orthopädische Chirurgie –, so resignierten die beiden noch im selben Jahr vor dem wachsenden Antisemitismus. Oberzimmer ging zunächst für zwei Jahre nach Italien, wo er sich unter anderem in Siena als Orthopäde fortbildete und die italienische medizinische Zulassung erwarb. 1934 emigrierte das Ehepaar nach Südafrika, wo Oberzimmer eine orthopädische Praxis eröffnete, die er bis 1954 leitete.³⁰

Als leidenschaftlicher Sammler zeitgenössischer Kunst hatte Oberzimmer schon vor seiner Emigration Kontakt zu einzelnen Künstlern, darunter zu Max Unold (1885–1964)³¹ und Otto Dix (1891–1969).³² Auch an Otto Dix schickt Oberzimmer in den ersten Nachkriegsjahren Lebensmittelpakete,³³ wohl wie im Falle Schmidt-Rottluffs im Austausch gegen Kunstblätter.³⁴ Bislang nicht nach-

²⁸ So Schmidt-Rottluff Ende Oktober 1948 in einem Brief an seinen Bruder Kurt in Chemnitz-Rottluff: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 65, S. 91. Vgl. Brief 8.

²⁹ Zum Folgenden siehe ALFRED GEORGE OETTLÉ, In Memoriam Justin Oberzimmer, M. D., in: *South African Medical Journal* 38/5 (1964), S. 330; *Seeking Refuge. Jewish Immigrants in Johannesburg* (Ausstellung des Goethe-Instituts Südafrika 2011), *Biographies from the Exhibition, Olga and Justin Oberzimmer* (mit Fotos); Olga Sopher (Gundelfinger) (<https://www.geni.com/people/Olga-Sopher/> [Zugriff 4. Mai 2022]).

³⁰ Oberzimmers ein Jahr älterer Bruder Theodor Julius (1895–1941), promovierter Jurist, der in München geblieben war, wurde 1941 in den Osten deportiert und wenige Tage später ermordet: München, Stadtportal, Gedenkbuch (online: https://gedenkbuch.muenchen.de/index.php?id=gedenkbuch_link&gid=4653 [Zugriff 25. Oktober 2021]).

³¹ Mit diesem stand er 1932 in Verbindung (https://www.bsb-muenchen.de/fileadmin/pdf/nachlaesse/fasc_germ_bis_375_erschl.pdf [Zugriff 4. Mai 2022]).

³² Vgl. die folgende Anm.

³³ Am 2. September 1948 bedankt sich Dix für Pakete Oberzimmers aus Dänemark und Johannesburg und bietet ihm kleinere Ölgemälde zum Preis von DM 500,- an (Kotte Autographs, Katalog 30, Nr. 233, online: <https://www.kotte-autographs.com/TOOLS/content/wp-content/uploads/download/30.pdf> [Zugriff 26. April 2022]). Dem Brief ist auch zu entnehmen, dass Dix schon vor dem Krieg in Kontakt mit Oberzimmer stand.

³⁴ Vgl. unten S. 103.

weisen lässt sich, dass Oberzimmer vor 1933 mit dem einen oder anderen Brücke-Maler korrespondiert hat, nach denen er sich schon in seinen ersten Briefen an Schmidt-Rottluff erkundigt. Schmidt-Rottluff informiert ihn kurz über deren Schicksal (Briefe 1 und 3) und teilt ihm die Adresse seines Jugendfreunds Erich Heckel (1883–1970) in Hemmenhofen am Bodensee mit, von dem Oberzimmer bald darauf zwei Blätter erwerben kann (Brief 12).³⁵ Auch mit dem im „Dritten Reich“ wohlgeleiteten Berliner Galeristen Wilhelm August Luz (1892–1959) hat Oberzimmer korrespondiert.³⁶

Auf welchem Wege er die neue Berliner Adresse Schmidt-Rottluffs erfahren hat, ist unklar. Dass die beiden schon vor 1933 in Verbindung standen, ist nach dem Wortlaut der Briefe eher unwahrscheinlich, jedenfalls erwähnt Schmidt-Rottluff nichts dergleichen.³⁷

Das Interesse Oberzimmers an den Werken der Brücke-Künstler wurde in der frühen Nachkriegszeit von vielen exilierten Kunsthistorikern, Händlern und Sammlern geteilt, die damals dem deutschen Expressionismus zum internationalen Durchbruch, vor allem in den USA, verhelfen.³⁸

III. Der Briefbestand

Erhalten sind aus einem ursprünglich sicherlich umfangreicheren Corpus 25 handschriftliche Briefe Schmidt-Rottluffs. Bis auf den letzten Beileidsbrief Schmidt-Rottluffs aus dem Jahre 1964, den er nach dem Tod Oberzimmers an

³⁵ 1949 gab es ein Wiedersehen Schmidt-Rottluffs mit Heckel in Berlin: THIEM, Dokumentation (wie Anm. 3), S. 101. 1951 traf sich Schmidt-Rottluff mit diesem in Karlsruhe: HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 115. Zur lebenslangen Freundschaft zwischen den beiden siehe HERMANN GERLINGER, Die Briefe der Maler. Dokumente der Freundschaften, in: Ders./Heinz Spielmann, Lyonel Feininger – Karl Schmidt-Rottluff – Erich Heckel. Künstlerfreundschaften (Brücke-Almanach 4), Schleswig 1998, S. 11-110, hier S. 11-14.

³⁶ Siehe SIBYLLE EHRINGHAUS, Dr. Wilhelm August Luz – Kunsthändler ohne Bekenntnis, S. 15, Anm. 90 (Zitat aus einem Brief des Galeristen an Oberzimmer vom 30. April 1949), online: https://revidet.de/wp-content/uploads/2021/03/ms_luz_2_13.pdf [Zugriff 26. April 2022].

³⁷ Möglicherweise hatte Oberzimmer vor seiner Emigration einzelne Papierarbeiten Schmidt-Rottluffs (Holzschnitte oder Zeichnungen) über den Kunsthandel erworben, vielleicht über die Galerie Günther Franke in München (zu dieser siehe unten Anm. 163). Man kann nur spekulieren, ob Oberzimmer dies in seinem ersten Brief an Schmidt-Rottluff erwähnt hat.

³⁸ Siehe CHRISTIAN SAEHRENDT, „Die Brücke“ zwischen Staatskunst und Verfemung. Expressionistische Kunst als Politikum in der Weimarer Republik, im „Dritten Reich“ und im Kalten Krieg (Pallas Athene 13), Stuttgart 2005, bes. S. 81 f. Zur Genese und Entwicklung des Begriffs „Expressionismus“ siehe UWE FLECKNER, Die internationale Avantgarde des Expressionismus, in: Ders./Maïke Steinkamp (Hg.), Gauklerfest unterm Galgen. Expressionismus zwischen „nordischer“ Moderne und „entarteter“ Kunst (Schriften der Forschungsstelle „Entartete Kunst“ 9), Berlin/Boston 2015, S. 3-9.

dessen Frau Olga geschrieben hat, verteilen sich die übrigen 24 Briefe auf die Jahre 1948, 1949 (jeweils elf Schreiben) und 1950 (zwei Briefe). Der Verbleib der Briefe Oberzimmers ist unbekannt. Schmidt-Rottluff hat viele Briefe vernichtet, wahrscheinlich auch die hier vermissten. Nach dem Tod Oberzimmers werden sie für ihn keinen sonderlichen Wert mehr besessen haben.

Die meisten Briefe an Oberzimmer hat Schmidt-Rottluff in Berlin geschrieben. Aus Hofheim im Taunus, wo er sich seit 1947 im Haus der ihm nahestehenden Galeristin Hanna Bekker vom Rath häufig aufgehalten hat,³⁹ stammen die Briefe 10 (18. November 1948) und 24 (11. August 1950), wahrscheinlich auch Brief 21 (31. Oktober 1949). Brief 22 datiert aus Ascona im Tessin (19. Dezember 1949), wohin er Ende 1949 erstmals nach dem Krieg wieder gefahren ist.⁴⁰ Für die Niederschrift der 1948 und in den ersten Monaten des Jahres 1949 verfassten Schreiben hat Schmidt-Rottluff einen Blei- oder Blaustift benutzt (Briefe 1-15). Mit Brief 16 (9. Mai 1949) wechselt er zum Kugelschreiber.⁴¹

Auch wenn Schmidt-Rottluff in seinen Briefen Oberzimmer stets förmlich mit dem akademischen Titel anredet, ist in der Wortwahl der Anrede und des Schlussgrußes im Laufe des Briefwechsels doch eine leicht zunehmende Vertrautheit erkennbar. So wird aus dem „Sehr geehrten Herr Dr. Oberzimmer“ in den ersten Briefen mit Brief 15 ein „Verehrter“, mit Brief 20 schließlich ein „Sehr verehrter Herr Dr. Oberzimmer“. Aus den „besten“ oder „freundlichen“ Grüßen werden mit Brief 7 „freundlichste“ Grüsse, mit Brief 13 schließlich „herzliche“ Grüsse.

Mit großer Wahrscheinlichkeit sind die 22 Briefe Schmidt-Rottluffs an Oberzimmer aus den Jahren 1948 und 1949, beginnend mit dem ersten Schreiben vom 29. März 1948, lückenlos erhalten. Ob die beiden Briefe vom 22. Januar (Brief 23) und 11. August 1950 (Brief 24) die einzigen waren, die 1950 nach Johannesburg liefen, muss offenbleiben.

Briefe werden auch in den folgenden Jahren gewechselt worden sein, wenn auch wahrscheinlich nicht mehr in der Intensität der ersten Jahre. Dass der Briefwechsel fort dauerte, belegt auch das „mit allen Grüßen alter Verbundenheit“ übersandte Beileidsschreiben Schmidt-Rottluffs an Olga Oberzimmer („Liebe sehr verehrte Frau Oberzimmer“) vom 17. März 1964 (Brief 25). Hier bedauert Schmidt-Rottluff, dass er dem Verstorbenen „noch immer einen Brief schuldig“ war, „was mir nun umso schmerzlicher ist“.

Olga Oberzimmer starb 2003. 2004 tauchen die Briefe Schmidt-Rottluffs an Oberzimmer auf einer deutschen Auktion auf.⁴² Diese zeitliche Koinzidenz wird kein Zufall sein. Es werden die Erben Olga Oberzimmers, die unterdessen ein zweites Mal geheiratet hatte,⁴³ gewesen sein, die sich von den Briefen damals ge-

³⁹ Zu Bekker vom Rath vgl. bes. unten Anm. 133.

⁴⁰ Zu seinen dortigen Aufenthalten vgl. Brief 22 mit Anm. 332 und 334.

⁴¹ Brief 22 aus Ascona (19. Dezember 1949) ist ausnahmsweise noch einmal mit Bleistift geschrieben, wohl weil ihm im Tessin kein Kugelschreiber zur Verfügung stand.

⁴² Bei Hartung & Hartung in München, Auktion Nr. 110, Los 2508.

⁴³ Zu Olga Oberzimmer, die nach ihrer Wiederheirat Sopher hieß, vgl. oben Kapitel II.

trennt und sie in den deutschen Handel gegeben haben.⁴⁴ 2011 sind die Briefe abermals, diesmal im Autografenhandel, erhältlich.⁴⁵ Seitdem sind sie in Privatbesitz. Ihr Eigentümer, dem für die Bereitstellung der Briefe und die Erlaubnis zu ihrer Publikation herzlich zu danken ist, möchte anonym bleiben.

IV. „Lebensmittel sind allerdings das nötigste“⁴⁶ Bilder gegen Lebensmittel

Die Berliner Versorgungslage nach dem Krieg war wie überall in Deutschland überaus angespannt. Geld, die alte Reichsmark, gab es zwar genug, doch konnte man sich nicht viel dafür kaufen. Die am 24. Juni 1948 als Reaktion auf die Währungsreform in den Westzonen von den Sowjets verfügte Blockade Berlins verschärfte dort die Situation noch einmal dramatisch.⁴⁷ Das neue Geld (D-Mark) war knapp und die Preise stiegen kräftig an.

Auch wenn Schmidt-Rottluff im Herbst 1946 eine Professur an der Westberliner Hochschule für Bildende Künste übernommen hatte, waren Mangelsituation und prekäre Lebensumstände für ihn überaus spürbar – sowohl wegen der angespannten Ernährungslage als auch wegen des Fehlens von dringend benötigten Malutensilien wie Farben, Pinsel und Leinwand. Von der düsteren Stimmung im

⁴⁴ Nebenbei zitiert JOACHIM SCHELLMANN, Karl Schmidt-Rottluff – Günter Machemehl. Eine Künstlerfreundschaft an der Ostsee, in: Eine Künstlerfreundschaft an der Ostsee 1931–1970. Karl Schmidt-Rottluff 1884–1976 – Günter Machemehl 1931–1970. Bilder – Lebensläufe – Briefe, hrsg. vom Ernst Ludwig Kirchner Verein Fehmarn, Fehmarn-Burg 2005, S. 6–8, 25–34, hier S. 27 f., aus einem Brief Schmidt-Rottluffs an Oberzimmer (Brief 16): „Wir ehemed Entarteten sind der östlichen Besatzungsmacht bereits wieder entartet – nur nennt man’s jetzt bürgerliche Dekadenz“ (im Zitat Schellmanns kleinere Versehen). Näheres zum Briefwechsel mit „J. Oberzimmer in Johannesburg“ erfährt man dort aber nicht. Das Briefzitat, das seitdem auf verschiedenen Portalen im Internet zu finden ist, stammt wahrscheinlich aus der Losbeschreibung 2004 bei Hartung & Hartung (wie Anm. 42). Es spricht jedenfalls nichts dafür, dass sich die Briefe 2005 im Besitz der Adoptivtochter des Ehepaars Machemehl, Annemarie, und deren Mann Erwin Jenett, befanden, die den Briefwechsel zwischen Machemehl und Schmidt-Rottluff für Ausstellung und zitierte Publikation zur Verfügung gestellt hatten (siehe das Vorwort von Dietrich Reinhardt in der oben genannten Publikation, S. 3). Zum nicht konfliktfreien Verhältnis zwischen Machemehls und Schmidt-Rottluff siehe ERWIN JENETT, Der Maler Günter Machemehl. Zwischen Hesse, Bach und Schmidt-Rottluff, Nordstedt 2012, bes. S. 134–136, 165–167, 192–194, 309.

⁴⁵ Kotte Autographs, Katalog 43 (2011), Nr. 329, online: <https://www.kotte-autographs.com/TOOLS/content/wp-content/uploads/download/43.pdf> [Zugriff 26. April 2022].

⁴⁶ Brief 1.

⁴⁷ Ein Stimmungsbild aus dem Berlin der Blockadezeit vermittelt Schmidt-Rottluff in seinem Brief vom 3. Januar 1948 an den ihm nahestehenden Gunther Thiem: „In Berlin ist es sehr belämmert – man kann sich schwer der Missstimmungen erwehren und der Glaube ist nach allen Fronten recht in die Brüche gegangen. Sehr viele versuchen Berlin zu verlassen, man kann genug Wohnungen bereits haben“ (THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 144, Nr. 65).

Berlin der Blockade hat er in seinem großartigen „Blockadestilleben“ ein beklemmendes Zeitdokument hinterlassen.⁴⁸ Nicht nur in den USA wusste man über die Notlage im besiegten Deutschland und viele Amerikaner schickten Lebensmittelpakete (CARE-Pakete),⁴⁹ auch in Südafrika war man sich zumal in deutschstämmigen Kreisen über die Situation in der alten Heimat im Klaren.

Oberzimmer muss etwa Mitte März 1948 erstmals an Schmidt-Rottluff geschrieben haben. Dem Antwortbrief Schmidt-Rottluffs vom 29. März 1948 (Brief 1) ist zu entnehmen, dass es Oberzimmer sehr daran lag, (wieder?) Kontakt zu den einstigen Brücke-Mitgliedern aufzunehmen: „Ich will gern dazu beitragen“, so Schmidt-Rottluff, „wieder eine geistige Verbindung zu ermöglichen“.⁵⁰ Oberzimmer hat auch ein Paket mit Lebensmitteln angekündigt: „Lebensmittel sind allerdings das nötigste – und so viel andres ist es freilich auch“, antwortet ihm Schmidt-Rottluff (Brief 1). Als Gegenleistung für dieses und weitere Pakete hat Oberzimmer den Wunsch geäußert, ein Aquarell von Schmidt-Rottluff zu erhalten: „[...] so meine ich“, bestätigt Schmidt-Rottluff, „werden wir über einen Austausch mit einem Aquarell ins Einvernehmen kommen“.

Viele der aus Deutschland nach 1933 vertriebenen Juden taten sich nach dem Krieg schwer, die Korrespondenz mit in der Heimat verbliebenen Freunden, Bekannten oder Kollegen wieder aufzunehmen, weil sie nicht begreifen konnten, dass ihre Korrespondenzpartner zur „Normalität“ zurückkehren wollten, als sei in den zurückliegenden Jahren, in denen der Kontakt abgerissen war, „nichts bemerkenswertes vorgefallen“.⁵¹ Ungeachtet der Tatsache, dass sein Bruder Opfer

⁴⁸ Abb. 1. Großformatige Abbildungen in: MOELLER/SCHMIDT, Karl Schmidt-Rottluff. Der Maler (wie Anm. 3), Tafel 102; Hoffmann, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 274, Abb. 242. Im Kontext der Entstehung des Stillebens spricht THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 70, von Einigelung: „igelte sich gleichsam in Bildern wie ‚Blockade-Stilleben‘ (1948) oder ‚Im Atelier‘ (1950) ein“.

⁴⁹ In einem Brief an seinen Bruder in Chemnitz vom 15. Mai 1947 (MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 54) erwähnt Schmidt-Rottluff beiläufig solche CARE-Pakete. Im Juni 1948 hat ihm der befreundete Künstlerkollege Lyonel Feininger (1871–1956), dem Schmidt-Rottluff 1911 in Berlin erstmals begegnet war (siehe das 1915 gemalte Porträt Feiningers: MOELLER/SCHMIDT, Karl Schmidt-Rottluff. Der Maler (wie Anm. 3), Tafel 46), ein CARE-Paket geschickt, erwähnt in dem inhaltsreichen, die Berliner und speziell die Versorgungs- und Stimmungslage wenige Wochen vor der Berlin-Blockade widerspiegelnden Brief Schmidt-Rottluffs an Feininger („Mein lieber alter Leo“): GERLINGER, Briefe (wie Anm. 35), S. 58 f., Nr. 59 (23. Juni 1948). Zur Freundschaft der beiden siehe ebd., S. 11–14. Vgl. auch unten Anm. 127.

⁵⁰ Dass Oberzimmer schon vor seiner Emigration Briefkontakt zu Schmidt-Rottluff hatte – was sich etwa im Falle von Max Unold und Otto Dix zeigen lässt (oben Anm. 33) – ist bislang nicht zu belegen. Dagegen spricht vor allem die Überlegung, dass solche älteren Briefe Schmidt-Rottluffs an Oberzimmer zusammen mit den Briefen aus den Jahren 1948 bis 1950 im deutschen Autografenhandel 2004 (oben Anm. 42) aufgetaucht wären.

⁵¹ NICOLAS BERG, Deutsch-jüdische Historikerbriefwechsel nach 1945. Zum Erkenntnispotential einer antagonistischen Konstellation, in: Matthias Berg/Helmut Neuhaus (Hg.), Briefkultur(en) in der deutschen Geschichtswissenschaft zwischen dem 19. und 21. Jahrhundert (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 106), Göttingen 2021, S. 269–297, hier S. 275.

des Holocausts geworden ist, scheint Oberzimmer keine Vorbehalte gegenüber Schmidt-Rottluff gehabt zu haben. Wahrscheinlich wusste er, dass dieser mit einem Mal- und Berufsverbot belegt war und er mag ihn daher für einen Gegner des Regimes gehalten haben.

Erstaunlich ist es auf der anderen Seite, dass Schmidt-Rottluff auf den Wunsch Oberzimmers nach dem Erwerb eines Aquarells eingeht, steht er doch dem zunehmenden Verkauf seiner Bilder ins kapitalkräftige Ausland negativ gegenüber. So schreibt er am 4. Mai 1947 an Friedrich Schreiber-Weigand (1879–1953), den befreundeten langjährigen Direktor der Städtischen Kunstsammlungen Chemnitz: „Die Amerikaner haben mich inzwischen auch entdeckt – alle wollen kaufen, kaufen.“ Und weiter: „Ja – aber man kann doch diesen Ausverkauf Deutschlands nicht mitmachen.“⁵² Gegenüber Erika von Hornstein (1913–2005) betont er schon im Februar 1946: „[...] zur Zeit ist es leichter Bilder wegzugeben als zu malen, man verzehrt den Bestand und da muss ich halt bremsen“.⁵³

Die Bandbreite der von Oberzimmer an Schmidt-Rottluff 1948/49 geschickten Dinge ist außerordentlich umfangreich. Neben Lebensmitteln wie Fette, Fleisch, Mehl, Reis, Zucker, natürlich auch Kaffee und Kakao, finden ein Weihnachtspudding (Brief 22) und eine Heringsdose (Brief 10) den Weg in die Schützallee. Besonders freut sich Schmidt-Rottluff über mehrfache Lieferung von Dosen Speck (Briefe 10, 13, 14, 16).⁵⁴

⁵² BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 270. Zum Wirken Schreiber-Weigands in Chemnitz seit der Gründung der städtischen Sammlungen (1920) und zu seiner Freundschaft mit Schmidt-Rottluff siehe RITTER, Bahnbrecher (wie Anm. 4), bes. S. 24–29; vgl. auch Müller, in: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), S. 35 (Kommentar zu Brief 19). Allgemein zur Preisentwicklung der deutschen Moderne vor und nach 1933 vgl. GESA JEUTHE, Kunstwerte im Wandel. Die Preisentwicklung der deutschen Moderne im nationalen und internationalen Kunstmarkt 1925 bis 1955 (Schriften der Forschungsstelle „Entartete Kunst“ 7) Berlin 2011; zu Schmidt-Rottluff ebd., bes. S. 56, 63, 166, 189 und 196; zur Bedeutung des amerikanischen Markts nach 1945 ebd., S. 103–105.

⁵³ HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 89. Schmidt-Rottluff war generell darauf bedacht, seine Bilder nicht unter Wert zu veräußern. An Gunther Thiem, der zur Jahreswende 1943/44 zwei Aquarelle erwirbt, für die Thiem nicht „viel mehr als tausend Mark“ zahlen kann, schreibt Schmidt-Rottluff „etwas grollend“: „So billig gebe ich meine Sachen sonst nicht her!“ (THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 53, Nr. 43A). Für die im März 1941 an den langjährigen vertrauten Oldenburger Juristen und Sammler der klassischen Moderne Ernst Beyersdorff (1885–1952) zur Ansicht geschickten Aquarelle verlangt er zwischen 500,- und 700,- Reichsmark: WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 172, Brief 200. Im Januar 1946 hat er für seine Aquarelle einen Preis von 3000,- Mark angesetzt: HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 88. Für die Veröffentlichung einer Auswahl seiner Aquarelle und Zeichnungen 1963: GUNTHER THIEM (Hg.), Karl Schmidt-Rottluff. Aquarelle und Zeichnungen, München 1963, fordert Schmidt-Rottluff vom Lektor des Verlags Friedrich Bruckmann A. G. (München) 15% des Verkaufspreises, was dieser (Eberhard Hanfstaengl (1886–1973)) mit den Worten ablehnt, „soviel habe nicht einmal Thomas Mann bekommen“ (THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 159, Nr. 95).

⁵⁴ Es ist vielleicht der angespannten Versorgungslage 1947 in Berlin zu verdanken, dass Schmidt-Rottluff im selben Jahr mit „Kohlrabi“ ein eher ungewöhnliches Motiv für ein großformatiges Gemäldestilleben realisiert hat: MOELLER/SCHMIDT, Karl Schmidt-Rottluff. Der Maler (wie Anm. 3), Tafel 98.

Unter den Gebrauchsgegenständen, die aus Südafrika kommen, finden sich Garne, Nägel und Schuhsohlen (Brief 16), aber auch die von Schmidt-Rottluffs Frau Emy geschätzte Wolle, mit der sie einen Pullover für ihren Mann strickt (Brief 10). Schmidt-Rottluff hat sich eigens Kernseife zum Waschen der Pinsel erbeten (Brief 4), die er umgehend erhält (Brief 8). Für die beiden Tabakpfeifen, die seiner vom Arzt kritisch beäugten Raucherleidenschaft zupasskommen, bedankt sich Schmidt-Rottluff besonders herzlich (Briefe 19, 20 und 22).

Da Schmidt-Rottluff unterdessen seine Malerei in Öl wieder aufgenommen hat,⁵⁵ benötigt er dringend Leinwand, doch gibt es in Südafrika, wie er leider erfährt, nur Baumwollstoffe, von denen er sich mehrere Muster kommen lässt, ehe er eine Bestellung aufgibt (Briefe 17, 20 und 21). Mehrfach schickt ihm Oberzimmer auch Portocoupons (Internationale Antwortscheine) und sogenannte Omos-Gutscheine etwa für Textilien, deren Einlösung allerdings zunehmend Probleme bereitet (Brief 21).⁵⁶

Erst in den letzten beiden Briefen Schmidt-Rottluffs aus dem Jahre 1950 finden sich keine Hinweise mehr auf ein von Oberzimmer übersandtes Paket (Briefe 23 und 24). Ob seit dieser Zeit überhaupt keine Pakete mehr den Weg über den Atlantik in die Schützallee gefunden haben, muss offenbleiben, da weitere Briefe Schmidt-Rottluffs an seinen „Freund“⁵⁷ in Johannesburg nicht überliefert sind. Die Intensität der Paketlieferungen hat um 1950 mit der allgemeinen wirtschaftlichen Erholung aber sicherlich ein Ende gefunden.

V. „Das mit den Pinseln aus dem Katalog“⁵⁸ Die beiden Aquarelle

Oberzimmer hat seinen Wunsch, als Gegenleistung für die Pakete ein Aquarell zu erhalten, mit dem Hinweis versehen, „keine Neigung zu Akten oder Stilleben zu haben“ (Brief 2). Daraufhin schickt Schmidt-Rottluff ihm zunächst ein Landschaftsbild. Er kann sich nämlich gut vorstellen, dass in der Fremde „das Verlangen nach dem Anblick der heimatlichen Landschaft besonders gross ist“ (ebd.). Als Oberzimmer ihn nach dem Titel des mittlerweile ihm vorliegenden Aquarells fragt, ist sich Schmidt-Rottluff unschlüssig: „ich glaube: Weg im Wald“ (Brief 11).

⁵⁵ Vgl. GROHMANN, Schmidt-Rottluff (wie Anm. 2), S. 303 f. Dass Schmidt-Rottluff in den ersten Nachkriegsjahren, wo er kaum mit Öl gearbeitet hat, auch nur wenige Aquarelle gemalt hat, hatte ebenfalls Materialursachen. So schreibt er am 23. Juni 1948 an Feininger: „Aquarellfarben fasse ich schon lange nicht mehr an, da ist gutes Material noch wichtiger als beim Öl“: GERLINGER, Briefe (wie Anm. 35), Nr. 59, S. 58.

⁵⁶ Vgl. Briefe 17 und 20.

⁵⁷ „Wir waren so weit auseinander, aber ich wusste immer, ich hatte an Ihrem Mann und Ihnen gute Freunde. Dass sein Tod ohne grosses Leiden mir den Freund hinwegnahm, ist ein schwacher Trost“, schreibt Schmidt-Rottluff in seinem Beileidsbrief an Olga Oberzimmer (Brief 25).

⁵⁸ Brief 8.

Noch im selben Jahr 1948 geht ein zweites Aquarell auf die Reise nach Südafrika, ein Atelierstillleben, das sich Oberzimmer aus dem ihm übersandten Katalog der Chemnitzer Ausstellung des Jahres 1946 ausgesucht hat: „das mit den Pinseln aus dem Katalog, das Sie bereits bezeichnet hatten“ (Brief 8).⁵⁹

Nicht nur über den Titel, auch über die Datierung der beiden Bilder ist sich Schmidt-Rottluff unschlüssig: „beide sind wohl 1944 entstanden – mit den Jahreszahlen komme ich allmählich in Konflikt und bin nicht mehr ganz zuverlässig“ (Brief 11).⁶⁰ Die Unsicherheit in der Datierung der nach seinem Malverbot 1941 entstandenen Bilder rührt auch daher, dass er diese vorsichtshalber nicht mehr datiert hat.⁶¹

Als Oberzimmer das Atelierstillleben zur Jahreswende 1948/49 in Johannesburg rahmen lässt, wird es durch unsachgemäßes Vorgehen, wohl auch mitverantwortlich durch die dortigen klimatischen Verhältnisse,⁶² beschädigt. Da Oberzimmer anscheinend keinen Restaurator kennt, dem er das eingerissene Aquarell anvertrauen kann, bietet ihm Schmidt-Rottluff an, es in Berlin restaurieren zu lassen. Dort arbeitet er mit einer tüchtigen Restauratorin zusammen, „eine Dame, die sich hier auf Restaurierung von Arbeiten auf Papier spezialisiert hat und die bedenklichsten alten Werke wiederhergestellt hat“ (Brief 13). Oberzimmer schickt das Bild im April 1949 tatsächlich zurück nach Berlin (Brief 15), und im Juni tritt das aufwendig restaurierte Aquarell zum dritten Mal den Weg über den Atlantik an (Brief 17).

⁵⁹ Farbabbildung im Katalog der Chemnitzer Ausstellung: Karl Schmidt-Rottluff. Aquarelle aus den Jahren 1943–1946. Städtische Kunstsammlung zu Chemnitz. Schlossberg-Museum Sommer 1946, hrsg. von der Städtischen Kunstsammlung zu Chemnitz, Chemnitz 1946, S. 17. In Brief 9 wird deutlich, dass es sich tatsächlich um das dort abgebildete Aquarell handelt: „Die Pinsel in dem Stilleben, das hoffentlich inzwischen bei Ihnen angekommen ist, sind einmal das Gegengewicht gegen die dunkle Ecke links unten, und ausserdem in den ausstrahlenden Bewegungen ein solches gegenüber der geschlossenen Kugelform“. Ähnliche Äußerungen Schmidt-Rottluffs über die Komposition seiner Bilder sind eher selten. Ein 1911 veröffentlichtes einschlägiges Interview im Chemnitzer Tageblatt über Farbverständnis und Farbkomposition ist abgedruckt bei WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 224–226; vgl. dazu auch HANS DIETER HUBER, Irritationen des Sehens. Farbe bei Karl Schmidt-Rottluff, in: Roland Doschka (Hg.), Karl Schmidt-Rottluff. Meisterwerke aus den Kunstsammlungen Chemnitz, München u. a. 2005, S. 35–48, hier S. 46 f.

⁶⁰ Auch dem deutsch-amerikanischen Kunsthistoriker und Museumsleiter Wilhelm R. Valentiner (1880–1958), einem seiner lebenslangen Freunde, gesteht er 1958: „[...] heute kann ich oft meine eigenen Bilder auch nicht mehr sicher datieren“ (zit. nach THIEM, Dokumentation (wie Anm. 3), S. 103). Vgl. auch unten bei Anm. 148.

⁶¹ Siehe THIEM, Dokumentation (wie Anm. 3), S. 99; HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 44.

⁶² „Vielen Dank“, so Schmidt-Rottluff an Oberzimmer, „für den Hinweis auf die dortigen klimatischen Verhältnisse – ich hatte mir schon vorgestellt, es mussten rechte Spannungen bestehen“ (Brief 13).

Schmidt-Rottluff achtet auch sonst auf die adäquate Rahmung seiner Bilder, insbesondere seiner Gemälde.⁶³ Bild und Rahmen bilden für ihn ein Gesamtkunstwerk, an dem man nichts ohne negative Auswirkungen auf den intendierten Gesamteindruck verändern darf.

Am Beispiel des in Johannesburg beschädigten Aquarells beschreibt er detailliert, wie man generell Aquarelle zu rahmen hat und welche Folgen falsche Rahmung nach sich zieht: „Wahrscheinlich hat der Mann das Papier nicht richtig beschwert“. Und weiter: „Ein Aquarell soll man überhaupt weder aufziehen noch spannen, es wird nur an den Ecken leicht auf der Rückwand des Passepartouts angeheftet. Der Passepartout hat eine vom Rahmen absondernde Aufgabe, und dann die, dass eine dünne Luftschicht zwischen Blatt und Glas vorhanden ist. Das Pressen unmittelbar auf die Glasscheibe sieht a.) schlecht aus, b.) ist es allerdings, wie Sie vermuten, nicht unbedenklich. Die Glasscheibe lässt nicht nur Licht, sondern auch Wärmestrahlen durch – und da die Farben verschieden darauf reagieren, dürften im Laufe der Zeit manche Farbteilchen sich auf die Glasplatte begeben“ (Brief 12).⁶⁴

Auch die Farbe des Passepartouts, den Oberzimmer für das Atelierbild nehmen soll, hat er festgelegt: „Ich weiss nicht, ob ich Ihnen früher geschrieben habe, wenn es gerahmt wird, einen weissen Passepartout darum zu geben, da die Farben auf Weiss bezogen sind. Nicht der sonst beliebte Elfenbeinton“ (Brief 10). Vergleichbare Äußerungen Schmidt-Rottluffs über die Rahmung von Aquarellen sind in der Literatur meines Wissens nicht bezeugt,⁶⁵ was dieser Briefstelle ein besonderes Gewicht verleiht.

Auf den Rahmen selbst, in den Oberzimmer das von Passepartout und Glasscheibe geschützte Aquarell einlegen muss, geht Schmidt-Rottluff nicht ein. Dem Rahmen eines Aquarells scheint er im Unterschied zu dem seiner Ölbilder keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Im Prinzip kann es sich bei einem Aquarell nur um einen einfachen Holzrahmen, möglicherweise einen Wechselrahmen, handeln.⁶⁶

⁶³ Vgl. den unlängst aufwendig publizierten Ausstellungskatalog: Unzertrennlich. Rahmen und Bilder der Brücke Künstler, Brücke-Museum Berlin 2020, Köln 2020; siehe dort bes. CHRISTIANE REMM, Bild und Rahmen. Zu den Gemälderahmen von Karl Schmidt-Rottluff, S. 434-441.

⁶⁴ Feininger dagegen scheint seine Aquarelle in den USA stets „nass auf Glasscheiben“ gespannt zu haben: GERLINGER, Briefe (wie Anm. 35), S. 69 f., Nr. 70 (Feininger an Schmidt-Rottluff am 11. Juli 1951).

⁶⁵ In dem in Anm. 63 aufgeführten Katalog werden Aquarelle nur am Rande erwähnt, so etwa im Beitrag von TANJA PIRSIG-MARSHALL, Otto Mueller und seine Rahmen, S. 386-397, hier S. 396 f. Von der Technik der Rahmung und den Passepartouts ist dort aber nicht die Rede. Siehe auch die folgende Anm.

⁶⁶ In den Briefen Max Pechsteins finden sich Hinweise auf die Rahmung seiner Papierarbeiten (Holzschnitte und Zeichnungen), die mit Passepartouts und weißen Rahmenleisten zu versehen waren: AYA SOIKA, Max Pechsteins Rahmen, in: Unzertrennlich (wie Anm. 63), S. 420-433, hier S. 421.

VI. *„Ich glaube nicht mehr an die Weisheit der Staatsmänner“⁶⁷
Politikverdrossenheit und Weltanschauung*

Schmidt-Rottluff ist kein „homo politicus“;⁶⁸ politisches Engagement ist nur ansatzweise erkennbar.⁶⁹ Vielmehr schickt er sich in die „aufgezwungenen Umstände“,⁷⁰ aus denen er das Beste zu machen versucht. Seinem zu Depressionen neigenden Bruder in Rottluff, der den Fortzug Schmidt-Rottluffs nach Berlin nur schwer verkraftet, rät er Ende November 1946: „Eine rechte Gleichgültigkeit ist in diesen Zeiten, wo die Verhältnisse nun einmal stärker sind als die Menschen, sehr zu empfehlen. Ich sähe so gern, wenn Du etwas leichter und behaglicher lebstest“.⁷¹ Und an denselben vor dem Hintergrund des zunehmenden Kalten Kriegs Ende Oktober 1948, als wechselseitige Besuche immer schwieriger werden: „Und alles wird immer unwirklicher und mir verständnisloser – und man möchte sich immer mehr einrollen. Passivität ist fast der möglichste Zustand“.⁷²

Es entspricht der vermeintlichen unpolitischen Natur Schmidt-Rottluffs, politische Umschwünge nur in ihren Auswirkungen auf seine künstlerische Tätigkeit zu beurteilen. „Es hält ja für mich schwer, meine Stellung zum eventuellen neuen Staat zu präzisieren“, so äußert er sich „Über die Kunst im neuen Staat“ anlässlich einer Ausstellung seines grafischen Werks in Hamburg Ende 1918.⁷³ Und weiter: „[...] sie kann nicht anders sein, als sie zum bisherigen Staat war. [...] Der monarchistisch-kapitalistische Staat war daher aller Kunst ebenso feindlich

⁶⁷ Brief 18.

⁶⁸ Er „verlor [...] nie ein Wort über Politik“, konstatiert Gunther Thiem 2002: THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 11. Und Schmidt-Rottluff selbst am 23. August 1933: „Politik ist nun mal nicht meine Sache“: BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 265. Wenn Meike Hoffmann, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 255, mit Blick auf sein zeitweiliges politisches Engagement in Chemnitz 1945/46 über Schmidt-Rottluff konstatiert, dass er „sehr wohl ein politisch denkender Mensch“ war, so ist dies nur schwer nachzuvollziehen; vgl. die folgende Anm.

⁶⁹ Seine Mitgliedschaft in dem von Walter Gropius geleiteten „Arbeitsrat für Kunst“ (1918–1921), in dem Max Pechstein eine führende Rolle spielte, blieb ephemer (siehe den Briefwechsel Schmidt-Rottluff – Gropius, in: Arbeitsrat für Kunst Berlin 1918–1921. Ausstellung mit Dokumentation, hrsg. von der Akademie der Künste, Berlin 1980, S. 119; THIEM, Dokumentation (wie Anm. 3), S. 90), genauso wie seine Mitarbeit für die Zeitschrift „Die Aktion“; vgl. HELGA BEHN, „Unmittelbar und unverfälscht“. Expressionisten als Lehrer und Vermittler, in: Gerhard Kolberg (Hg.), Die Expressionisten. Vom Aufbruch bis zur Verfemung (Katalog der Ausstellung Museum Ludwig Köln 1996), Ostfildern-Ruit 1996, S. 281–291, hier S. 288; Arbeitsrat für Kunst. Flugblatt, 4-seitig, März 1919, in: Arbeitsrat für Kunst, a. a. O., S. 88 f.; vgl. ebd., S. 152; REINHARD MERKER, Die bildenden Künste im Nationalsozialismus. Kulturideologie – Kulturpolitik – Kulturproduktion, Köln 1983, S. 28. Zu seinem kurzzeitigen, nicht ganz freiwilligen Engagement in der Chemnitzer Sektion des „Kulturbunds für die demokratische Erneuerung Deutschlands“ 1945/46 siehe oben mit Anm. 15.

⁷⁰ Müller, in: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), S. 63.

⁷¹ Ebd., Nr. 46.

⁷² Ebd., Nr. 65.

⁷³ BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 259; vgl. THIEM, Dokumentation (wie Anm. 3), S. 87.

gesinnt wie es der bolschewistisch-sozialistisch basierte sein wird. Er wird genauso nur die Künstler fördern, die seinen Zwecken dienen – und die verfolgen, deren Ziele darüber hinausgehen. Für die Kunst hat sich also gar nichts geändert“.⁷⁴

Dezidierte Äußerungen Schmidt-Rottluffs über die Zeitumstände in den Jahren des „Dritten Reiches“, als seine Malweise als „entartet“ diskreditiert, seine Bilder aus den Museen entfernt und er selbst mit Mal- und Berufsverbot belegt wurde,⁷⁵ sind in seinen Briefen rar. Über die Verfolgung Andersdenkender oder gar über den Holocaust, dem auch das lebendige jüdische Leben in Chemnitz zum Opfer fiel,⁷⁶ hat er sich dort anscheinend kein einziges Mal geäußert. Auch mündlich im Gespräch mit seinen Freunden scheint das Thema vor oder nach 1945 tabu gewesen zu sein.⁷⁷

⁷⁴ Aufschlussreich sind auch die Antworten Schmidt-Rottluffs auf den vom „Arbeitsrat für Kunst“ 1919 entworfenen Fragenkatalog: Arbeitsrat für Kunst (wie Anm. 69), S. 63 f.; BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 259 f.; THIEM, Dokumentation (wie Anm. 3), S. 89.

⁷⁵ Das Malverbot wurde in seinem Falle eher lasch kontrolliert; siehe HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 44. Ansonsten blieb Schmidt-Rottluff unbehelligt. Dass Hitler ihm „seine privaten Spitzel“ geschickt habe, „auf die man leicht hätte hereinfallen können“, hat Schmidt-Rottluff in seinem ersten Nachkriegsbrief an Rosa Schapire in London vom 5. Dezember 1945 betont: WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 173, Brief 204. Erika von Hornstein gegenüber scheint er dies nicht erwähnt zu haben. Vgl. auch Soika, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 165-167; zu seinem Austritt aus der Preußischen Akademie der Künste schon 1933: Soika, ebd., S. 43-47.

⁷⁶ Siehe GABRIELE VIERTEL/STEPHAN WEINGART, Geschichte der Stadt Chemnitz. Vom „locus Kameniz“ zur Industriestadt, Gudensberg-Gleichen 2002, S. 84, 87; ADOLF DIAMANT, Chronik der Juden in Chemnitz, heute Karl-Marx-Stadt. Aufstieg und Untergang einer jüdischen Gemeinde in Sachsen, Frankfurt a. M. 1970. Die Deportationen der jüdischen Einwohner in die Vernichtungslager begannen 1942, letzte Deportationen erfolgten noch im Februar 1945. Bedrückende Einzelheiten bei WERNER KRESCHNAK, Die Verfolgung der Juden in Chemnitz während der faschistischen Diktatur von 1933 bis 1945, Karl-Marx-Stadt 1988; Spurensuche. Jüdische Mitbürger in Chemnitz. Stätten ihres Lebens und Wirkens. Orte der Erinnerung, hrsg. vom Stadtarchiv Chemnitz, [Chemnitz 1999]. Zur Geschichte der Chemnitzer Juden vgl. auch die Publikationen von Jürgen Nitsche: https://juergen-nitsche.com/?page_id=6 [Zugriff 26. April 2022].

⁷⁷ So sprach er gegenüber der ihm nahestehenden Galeristin Hanna Bekker vom Rath nach dem Krieg mit Blick auf die NS-Zeit in verharmlosender Weise von der „Zeit der Behinderung“: Hanna Bekker vom Rath und die Künstler des Blauen Hauses in Hofheim am Taunus, Hofheim 1984, S. 32. Aufschlussreich sind auch die Erinnerungen Erikas von Hornstein, die für ihre Person es schon 1934 in Berlin, wo die „Marschritte der SA in den Straßen“ allgegenwärtig waren, so „ekelhaft“ fand, dass sie „nicht mehr bleiben konnte“ (HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 19 f., 29). Sollte sich Schmidt-Rottluff bei ihren häufigen Begegnungen zwischen 1933 und 1945 und in den Nachkriegsjahren einmal über die Judenverfolgung geäußert haben, hätte sie dies in ihren Erinnerungen kaum verschwiegen. Ihr dem militärischen Widerstand angehörender Stiefvater (ebd., S. 71) Ulrich von Sell (1884–1945), der nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 festgenommen wurde und erst Ende März 1945 wieder frei kam, starb am 12. November 1945 in einem sowjetischen Speziallager.

1933 steht Schmidt-Rottluff, der damals weder ein Amt bekleidet noch sich politisch betätigt und daher keine Verfolgung zu befürchten hat, der kunstpolitischen Entwicklung abwartend gegenüber. Eine Emigration kommt für ihn nicht in Frage: „Ich wollte nicht emigrieren – ich brauchte die deutschen Menschen, die deutsche Landschaft und die deutsche Sprache“, so resümiert er nach dem Krieg.⁷⁸

Viele Repräsentanten der progressiven Kunstszene und sogar einzelne Parteikreise insbesondere in den Reihen des Berliner NS-Studentenbunds hoffen 1933, dass die Kunst des „nordischen“ Expressionismus als „urdeutsche“ Kunstrichtung nicht der Verfemung anheimfallen werde, und schauen dabei erwartungsvoll auf Goebbels.⁷⁹ Dieser scheint unter den führenden Nationalsozialisten am ehesten geneigt, eine „anspruchsvolle“ deutsche Kunst bewahren zu wollen.⁸⁰

Auch Schmidt-Rottluff vertraut naiv darauf, dass „Goebbels [...] ja wohl auch mal merken wird“, dass er mit der Reichskunstkammer unter Adolf Ziegler „nicht ‚Staat‘ machen kann“.⁸¹ „Mit Spießbürgertum wird man keinen heroischen

⁷⁸ Nach mündlicher Äußerung Schmidt-Rottluffs in Anführungszeichen zitiert von JOACHIM CÜPPERS, Zur Ausstellung Karl Schmidt-Rottluff, in: Vierzig Jahre Frankfurter Kunstkabinett Hanna Bekker vom Rath. Dokumentation 1947–1987. Jubiläumsausstellung Karl Schmidt-Rottluff 23. April bis 2. Juni 1987, Frankfurt 1987, S. 25. Vgl. BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 267.

⁷⁹ Wie weit die Kooperationsbereitschaft in der expressionistischen Kunstszene damals geht, zeigt sich im August 1934, als neben Nolde, der noch im selben Jahr der NSDAP beitrifft (unrichtig ERNST KLEE, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich (Fischer TB 17153), Frankfurt a. M. 2009, S. 395, der unter Berufung auf RAVE, Kunstdiktatur im Dritten Reich, annimmt, dass Nolde schon 1920 Parteimitglied geworden sei; siehe PAUL ORTWIN RAVE, Kunstdiktatur im Dritten Reich, hrsg. von Uwe M. Schneede, Berlin [1988], S. 135), auch Barlach und Heckel den „Aufruf der Kulturschaffenden“ zur „Führer-Treue“ unterzeichnen: MERKER, Die bildenden Künste (wie Anm. 69), S. 156. MARKS-HANSEN, Innere Emigration (wie Anm. 24), geht auf Schmidt-Rottluff nicht ein (vgl. ebd., S. 4 f.); zu Barlach siehe ebd., S. 155-158. Zu Noldes Affinität zum Nationalsozialismus siehe STEFAN KOLDEHOFF, Ob die Kunst in die neue Zeit passt. 1938, die Französische Moderne und die „Entartete Kunst“, in: 1938. Kunst – Künstler – Politik, Göttingen 2013, S. 275-300, hier S. 284-298; vgl. jetzt auch das opulente zwei-bändige Werk: BERNHARD FULDA u. a. (Hg.), Emil Nolde – eine deutsche Legende. Der Künstler im Nationalsozialismus. Chronik und Dokumente, München u. a. 2019; Essay- und Bildband, ebd. 2019.

⁸⁰ MERKER, Die bildenden Künste (wie Anm. 69), S. 97, 125 f., 134 f. Zur kunstpolitischen Debatte („Expressionismusstreit“) im Sommer 1933 und zur weiteren kulturpolitischen Entwicklung ebd., S. 131-137, 140-161 (die Zitate S. 131, zu Schmidt-Rottluff bes. S. 132); SAEHRENDT, „Die Brücke“ (wie Anm. 38), S. 45-80; JEUTHE, Kunstwerte (wie Anm. 52), S. 55-62, 195-197; Soika, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), bes. S. 21-33, 63-89 (mit zahlreichen Dokumenten). Vgl. auch die kommentierte Anthologie: FLECKNER/STEINKAMP, Gauklerfest (wie Anm. 38), dort insbesondere die Beiträge von UWE FLECKNER, Der Expressionismus als „nordische“ Malerei, S. 77-85, und MEIKE STEINKAMP, Aktualität und Abwehr des Expressionismus im „Dritten Reich“, S. 189-195.

⁸¹ So am 3. Juni 1934 an Erika von Hornstein: HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 21. Vgl. auch sein Schreiben vom 29. Dezember 1933 an Carl Hagemann: DELFS/LÜTTICHAU/SCOTTI, Briefe an den Sammler und Mäzen Carl Hagemann (wie Anm. 3), S. 408, Nr. 531 (weitere einschlägige Briefe ebd., Nr. 589, 697, 704 und 727). Zu Adolf

Lebensstil gewinnen, wie das im Sinne des 3. Reiches liegt“, schreibt er im August 1933 an Friedrich Schreiber-Weigand.⁸² Im selben Jahr erwägt Schmidt-Rottluff, dem 1929 von Alfred Rosenberg gegründeten nationalsozialistischen „Kampfbund für deutsche Kultur“ beizutreten.⁸³ Noch im Oktober 1934 hegt er die Illusion, dass sich in „Kunstdingen [...] Alles schon ganz richtig entwickeln wird“.⁸⁴

Bis zum Sommer des „Wendejahres“ 1936, als die innen- und außenpolitische Radikalisierung des NS-Staates vehement einsetzt, können seine Bilder in den Museen hängen bleiben.⁸⁵ Im September 1936 schaut Schmidt-Rottluff dann pessimistischer auf die weitere Entwicklung.⁸⁶ Im Juli 1937 finden die „Kunst-

Ziegler (1892–1959), dem „Lieblingmaler Hitlers“, siehe KLEE, Kulturlexikon zum Dritten Reich (wie Anm. 79), S. 616.

⁸² Und im selben Brief vom 23. August 1933 weiter: Es wäre „Aufgabe der Partei gewesen [...] das herauszufinden, was wirklich deutsch in der Kunstbewegung der letzten Jahre war“ (zit. nach BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 265). Am 10. Oktober 1933 äußert er sich gegenüber Ernst Beyersdorff (zu diesem siehe Anm. 53) ähnlich optimistisch: „Was Kunst war, ist verfehlt. Indessen wird sich das ja nach einiger Zeit wieder zurechtfinden. Mit Doktrinen kann man keine Kunst machen“: WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 168, Brief 187. Vgl. dort auch den folgenden Brief an Beyersdorff vom 29. Oktober 1933: „Nun ja – bei Mussolini hat es acht Jahre gedauert, bis er dahinter kam, dass die modernen Künstler die eigentlichen Repräsentanten waren. Vielleicht geht es bei uns rascher.“

⁸³ BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 265. Zum 1927 als „Nationalsozialistische Gesellschaft für Deutsche Kultur“ ins Leben gerufenen, sich seit 1929 „Kampfbund für deutsche Kultur“ nennenden Verein, von dem im April 1933 Kandinsky noch glaubt, dass man da „mit geschickter, ruhiger und sachlicher Erklärung [...] wichtige Dinge erreichen“ könnte (Zitat aus seinem Schreiben an Willi Baumeister (1889–1955) vom 23. April 1933, hier zit. nach ERHARD FROMMHOLD, Zwischen Widerstand und Anpassung. Kunst in Deutschland 1933–1945, in: Zwischen Widerstand und Anpassung. Kunst in Deutschland 1933–1945. Ausstellung in der Akademie der Künste 1978 (Akademie-Katalog 120), o. O. 1980, S. 7–17, hier S. 11) siehe MERKER, Die bildenden Künste (wie Anm. 69), S. 87–91.

⁸⁴ Der gesamte Passus in seinem Brief vom 28. Oktober 1934 an Erika von Hornstein lautet: „Der künstlerische Streit ist hier ziemlich abgeflaut – das Wort Kulturbolschewismus ist inzwischen recht antik geworden, es weiss schon keiner mehr recht was das war, aber sonst ist in Kunstdingen noch keine Klarheit, man hat’s wohl auch aufgegeben. Der grosse künstlerische Mittelstand macht sich geräuschvoll breit, findet freilich gar nicht die erhoffte Resonanz, so dass sich Alles schon ganz richtig entwickeln wird“ (HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 23). Zum Vorwurf des „Kulturbolschewismus“ siehe Soika, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 54–57.

⁸⁵ THIEM, Dokumentation (wie Anm. 3), S. 96. Zur Ausstellung „Dreißig Deutsche Künstler“ in der Galerie Ferdinand Möller in Berlin, in der Schmidt-Rottluff durch zwei Gemälde vertreten ist, vgl. EBERHARD ROTERS, Galerie Ferdinand Möller. Die Geschichte einer Galerie für Moderne Kunst in Deutschland 1917–1956, Berlin 1984, S. 130–134, 148 f.

⁸⁶ HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 36. Noch im März 1936 klang er optimistischer, als er in einem Brief an Carl Hagemann vom 26. März 1936 zum großen Erfolg der Franz-Marc-Ausstellung in Hannover Stellung bezieht: „Ich glaube, solche Ereignisse werden langsam auch Eindruck machen. Die Mächte haben sich in der Geschichte immer dem Erfolg gefügt, man kann schliessen, es wird auch in der Kunst so gehen“ (DELFS/LÜTTICHAU/SCOTTI, Briefe an den Sammler und Mäzen Carl Hagemann (wie

kämpfe“⁸⁷ in den Reihen der Nationalsozialisten mit der Münchener Ausstellung „Entartete Kunst“⁸⁸ ein für die progressive deutsche Kunstszene bitteres Ende.⁸⁹ Aber selbst danach hat Schmidt-Rottluff die Hoffnung nicht aufgegeben, dass es zu einer Trendwende kommen könnte: „Es ist gewiss schwer, sich die Hoffnung zu erhalten, man muss stark sein im Glauben“, schreibt er Ende 1937 an Friedrich Schreiber-Weigand, den 1934 entlassenen Direktor der Chemnitzer Kunstsammlungen.⁹⁰

Wenn Schmidt-Rottluff kurz nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs in einer Postkarte an den ihm nahestehenden Gunther Thiem nebenbei von „diesem dümmsten aller Kriege“ spricht, so ist dies kaum als offene Kritik an dem von Hitler vom Zaun gebrochenen Krieg zu verstehen, die ihm, so Thiem, wegen „Wehrkraftzersetzung“ das KZ hätte einbringen können.⁹¹ Auch dass Schmidt-Rottluff „Kontakt [...] zur Widerstandsbewegung des ‚Kreisauer Kreises‘“ um

Anm. 3), S. 540 f., Nr. 697, in Auszügen auch zitiert bei JEUTHE, Kunstwerte (wie Anm. 52), S. 166 f.). Siehe auch BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 265 f. (mit zahlreichen einschlägigen Zitaten aus den Jahren 1933 bis 1937).

⁸⁷ So Schmidt-Rottluff am 7. Januar 1935 an Erika von Hornstein: HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 25.

⁸⁸ Zur Begriffsgeschichte vgl. JÖRG OSTERLOH, „Verjudung, „Zersetzung“, „Entartung“, „Kulturbolschewismus“. Eine Begriffsgeschichte, in: 1938 (wie Anm. 79), S. 97-112.

⁸⁹ MERKER, Die bildenden Künste (wie Anm. 69), S. 143-154; Soika, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 148-151; vgl. THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 21 (Kommentar zu Brief 8). 1935 und 1937 konnte Schmidt-Rottluff noch bei Karl Buchholz (1901–1992) in Berlin ausstellen: BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 266; Soika, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 106 f.

⁹⁰ BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 267. Dass der Handel mit expressionistischer Kunst im NS-Staat im kleineren Rahmen ungeachtet entsprechender Verbote weiterging und auch Bilder Schmidt-Rottluffs ihren Käufer fanden, zeigt UWE FLECKNER, Zweifelhafte Geschäfte. Der Handel mit moderner Kunst im „Dritten Reich“, in: Ders./Thomas W. Gaechtgens/Christian Huemer (Hg.), Markt und Macht. Der Kunsthandel im „Dritten Reich“ (Schriften der Forschungsstelle „Entartete Kunst“ 12), Berlin 2017, S. 1-24, bes. S. 12 f.; ANJA TIEDEMANN, Karl Buchholz. Ein Saboteur nationalsozialistischer Kunstpolitik mit Auftrag zur „Verwertung entarteter Kunst“, in: Eva Blimlinger/Monika Mayer (Hg.), Kunst sammeln, Kunst handeln. Beiträge des Internationalen Symposiums in Wien (Schriftenreihe der Kommission für Provenienzforschung 3), Köln/Wien 2012, S. 209-232, hier S. 216 f.; JEUTHE, Kunstwerte (wie Anm. 52), S. 197; Soika, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 166 f. 1938 erwägt Schmidt-Rottluff, der die Beschlagnahme seiner in seinem Besitz befindlichen Bilder befürchtet, diese einer noch zu gründenden Treuhandgesellschaft anzuvertrauen, doch rät ihm Ernst Gosebruch damals energisch ab: Brief von Ernst Gosebruch an Carl Hagemann vom 5. Dezember 1938, in: DELFS/LÜTTICHAU/SCOTTI, Briefe an den Sammler und Mäzen Carl Hagemann (wie Anm. 3), S. 787 f., Nr. 1021.

⁹¹ So THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 29, in seinem Kommentar zu Nr. 16 (Postkarte, wohl Anfang Dezember 1939). Mit dieser Äußerung scheint Schmidt-Rottluff eher das „dumme“ Verhalten der Alliierten im Auge gehabt zu haben, die wegen des deutschen Überfalls auf Polen mit ihrer – im Sinne der deutschen Propaganda unverständlichen – Kriegserklärung an das Deutsche Reich diesen „dümmsten aller Kriege“ verursacht hätten.

Helmut James Graf von Moltke gehabt habe, wie Thiem beiläufig suggeriert, ist nicht zu erhärten.⁹²

Schmidt-Rottluff hat gewusst, dass Oberzimmer als Jude aus Deutschland emigrieren musste.⁹³ So weiß er zu schätzen, wie er Oberzimmer schon in seinem ersten Brief schreibt, dass jetzt, in der Notlage nach dem Krieg, gerade „Menschen an uns denken, die schon so lange die Heimat verlassen mussten“ (Brief 1).⁹⁴ Eine weitere das Emigrantenschicksal Oberzimmers eher verharmlosende Bemerkung findet sich in Brief 7.⁹⁵ Dass Schmidt-Rottluff von Oberzimmer im „Abriss“ seiner „Lebensgeschichte“, für den er sich in Brief 11 bedankt, auch erfahren haben sollte, dass dessen älterer Bruder 1941 aus München deportiert und wenig später ermordet wurde,⁹⁶ ist eher unwahrscheinlich. In diesem Fall hätte Schmidt-Rottluff seine unangemessene Wortwahl gegenüber einem jüdischen Emigranten kaum beibehalten können.

Zwar räumt Schmidt-Rottluff gegenüber Oberzimmer ein – offensichtlich mit Blick auf die während des Krieges im deutschen Namen begangenen Verbrechen –, „dass wir Deutschen allen Grund haben, etwas bescheidener zu sein“,⁹⁷

⁹² THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 45 (Kommentar zu Nr. 36 vom 6. April 1943). Im Mitwisser- oder Sympathisantenkreis des gut erforschten Kreisauer Kreises fällt nie der Name Schmidt-Rottluff. Dass dieser sich im Frühsommer 1942 längere Zeit in Kreisau aufhielt und noch im selben Jahr ca. 40 Gemälde aus seinem Berliner Atelier nach Kreisau schaffen ließ, wo sie bei Kriegsende verloren gingen, besagt nicht, dass Schmidt-Rottluff Kontakt zum dortigen Widerstandskreis gehabt hat. Der diesbezügliche Hinweis von THIEM, a. a. O., auf HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), ist in Bezug auf Schmidt-Rottluff nicht relevant.

⁹³ Allerdings erkundigt er sich erst in Brief 9 explizit nach der Lebensgeschichte Oberzimmers: „[...] vielleicht erzählen Sie gelegentlich auch einmal von sich“. Zu diesem Zeitpunkt wusste er nicht einmal, dass Oberzimmer verheiratet war: „Da Sie noch nie Ihre Gattin erwähnt haben, meine ich annehmen zu müssen, Sie sind unverheiratet.“ Schon einen Monat später bedankt er sich für Oberzimmers „Brief vom 10. 11. und für den Abriss Ihrer Lebensgeschichte“ (Brief 11). Allgemein zu den Schattenseiten der Emigration aus Nazi-Deutschland, die in den meisten Fällen einer Exilierung gleichkam oder als solche empfunden wurde, vgl. die Literaturübersicht von BERG, Deutsch-jüdische Historikerbriefwechsel (wie Anm. 51), bes. S. 283-286. Obwohl Oberzimmer in der südafrikanischen Heimat seiner Frau nicht ins Bodenlose gefallen ist, wird er den zuvor in Deutschland erlangten beruflichen Status kaum beibehalten haben können. Zu beruflichen Problemen Oberzimmers dort vgl. Brief 9.

⁹⁴ Hier denkt Schmidt-Rottluff sicherlich auch an Lyonel Feininger, der 1937 in die USA emigriert war und ihm nach dem Krieg CARE-Pakete schickte (oben Anm. 49). Vgl. die inhaltsreichen Briefe Schmidt-Rottluffs an Feininger in GERLINGER, Briefe (wie Anm. 35), S. 11-110 passim.

⁹⁵ „[...] es ist oft deprimierend zu denken, dass wir wer weiss wie lange noch, immer wieder die Hilfe von auswärtigen Freunden in Anspruch nehmen müssen – und meist sind es solche, die einmal gezwungen worden sind, das Heimatland zu verlassen.“ Auch hier vermeidet Schmidt-Rottluff jeden Hinweis auf die eigentliche Ursache für Oberzimmers Emigration, die auf seiner jüdischen Herkunft beruhte.

⁹⁶ Vgl. oben Anm. 30.

⁹⁷ Brief 7. Es ist dies die einzige Äußerung Schmidt-Rottluffs, die man als ein – wengleich ziemlich unangemessenes – Eingeständnis der Untaten des Nazi-Regimes werten könnte.

zweifelt aber gleichzeitig am besseren „moralischen Recht“ der Alliierten,⁹⁸ das er – wohl wegen der Bombardierung der deutschen Städte – als anmaßend empfindet.⁹⁹ Mit dem Versuch, die Untaten des NS-Regimes mit der Zerstörung der deutschen Städte aufwiegen zu wollen, steht Schmidt-Rottluff im frühen Nachkriegsdeutschland nicht allein da.¹⁰⁰ Erstaunlich ist nur, dass Oberzimmer diesen unangemessenen Vergleich offensichtlich nicht zurückgewiesen hat.¹⁰¹

Zu einer unüberlegten rassistischen Äußerung lässt sich Schmidt-Rottluff in einem seiner letzten Briefe an Oberzimmer hinreißen, als er anmerkt, dass die neuen Einfuhrbestimmungen in Südafrika, von denen ihm Oberzimmer berichtet hat, „bedenklich nach asiatischer Verschlagenheit“ aussehen.¹⁰² Schon in seinem Briefwechsel mit Gunther Thiem während des Krieges ist Schmidt-Rottluff vom Zeitgeist nicht ganz unberührt, wenn er, um dessen rassistische Aussage über die „sittliche Verkommenheit bei den Franzosen“ zu beschwichtigen, einräumt, dass es „auf der Hand liege“, dass die Franzosen „rassenmäßig [...] anders sind als wir“. Rassedenken prägt im selben Brief auch seine Bemerkung über den Krieg gegen

⁹⁸ „[...] trotzdem sind uns längst einige Zweifel am moralischen Recht der Andern angekommen“ (Brief 7). Dass er mit den „Andern“ die Alliierten meint und dabei vor allem die Bombardierung Deutschlands im Auge hat, wird deutlich in seinem Brief vom 4. September 1943 an Gunther Thiem, dem er die Ausbombung seiner Berliner Wohnung in der Bamberger Straße mitteilt: „am 23. 24. 8. ist alles restlos dem Feuer der Terroristen zum Opfer gefallen“ (THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 51, Nr. 41). Von den „Luftterroristen“ spricht Schmidt-Rottluff auch sonst; siehe HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 70; THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 62 f., Nr. 51.

⁹⁹ „Anmassung ist mir niemals sympathisch gewesen“ (Brief 7).

¹⁰⁰ Vgl. BERG, Deutsch-jüdische Historikerbriefwechsel (wie Anm. 51), hier S. 287–293 (zum Briefwechsel zwischen Gustav Mayer und Friedrich Meinecke). Auch Schmidt-Rottluffs „erster Brief“ nach Kriegsende vom 5. Dezember 1945 an Rosa Schapire in London liest sich wie eine unpassende Aufrechnung des von beiden erlittenen Schicksals in nationalsozialistischer Zeit: WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 173 f., Brief 204. Über den Holocaust, der vor allem das osteuropäische Judentum, aus dem Schapire stammte (vgl. oben Anm. 7), vernichtet hatte, verliert Schmidt-Rottluff dabei kein Wort. Vgl. auch ebd., S. 175, Brief 208. Dass er sich – so wie der Leiter der Weimarer Kunsthochschule Hermann Henselmann (zu diesem siehe schon Anm. 22) – nach 1945, öffentlich oder im privaten Gespräch, gefragt haben sollte, „wieviel Mitschuld an der Not da draußen ist uns Künstlern selbst zuzumessen“ (HERMAN NOHL, Vom Sinn der Kunst (Das Forum. Eine Schriftenreihe zu Fragen der Kunst), Hannover 1946, S. 14–22, hier S. 18), ist in diesem Kontext kaum vorstellbar. 1968 von seiner Schülerin und Malerkollegin Emma Ritter (1878–1972), mit der ihn seit seinem mehrjährigen Aufenthalt in Dangast um 1910 eine lebenslange Freundschaft verband, auf Kriegsverluste angesprochen, bekannte er, die Erinnerung daran „aus dem Gedächtnis“ verloren zu haben: „na ja, es war ja alles ein bißchen viel, wenn man Gewesenes nicht gewaltsam aus dem Gedächtnis verbannt hätte, hätte man kaum weiterleben können“: WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 181, Brief 225.

¹⁰¹ Sollte dies im nächsten Brief Oberzimmers der Fall gewesen sein, hätte Schmidt-Rottluff darauf eingehen müssen. Beide wollten offensichtlich das Thema der deutschen Schuld an Krieg und Holocaust nicht thematisieren.

¹⁰² Brief 18 vom 22. Juni 1949.

England, über den er konstatiert: „es ist wohl das erste Mal, dass sich zwei germanische Völker in dem Umfang zum Zweikampf stellen“.¹⁰³

Das Urteil Schmidt-Rottluffs über die Nachkriegsentwicklung im Zeichen des einsetzenden Kalten Kriegs beruht weniger auf politischem Sachverstand als vielmehr auf einem unreflektierten, auf persönlicher Erfahrung fußenden Ressentiment gegenüber Politik und Politikern, wobei er nicht zwischen Politikern vor und nach 1945 unterscheidet. „Von den Politikern habe ich schon längst keine Meinung mehr,¹⁰⁴ die Erfahrungen und Beobachtungen erstrecken sich bei mir schon auf einen beträchtlichen Zeitraum“, schreibt er im März 1949 an Oberzimmer (Brief 14).¹⁰⁵ Dass er nach dem Ende des Krieges wieder frei arbeiten und verkaufen kann, ist ihm im Gegensatz zu anderen Künstlern¹⁰⁶ keine anerkennende Bemerkung wert.

Prägend für Schmidt-Rottluffs skeptische Haltung zur Politik, wie sie gerade auch in seinen Briefen an Oberzimmer zum Ausdruck kommt, waren nicht nur die Jahre der NS-Herrschaft, sondern auch die Erfahrungen nach Kriegsende in der Russischen Zone.¹⁰⁷ Spätestens seit 1948 galt er dort im Zuge der von Moskau gelenkten „Formalismusdiskussion“ als „bürgerlich dekadent“: „Wir ehedem Entarteten sind der östlichen Besatzungsmacht bereits wieder entartet – nur nennt man’s jetzt bürgerliche Dekadenz“ (Brief 16), schreibt er im Mai 1949, kurz vor dem Ende der Blockade, an Oberzimmer.¹⁰⁸

Der in den 50er-Jahren einsetzenden politischen Vereinnahmung der Brücke-Künstler in Westdeutschland, wo sie in zahlreichen Ausstellungen als „Symbolfiguren westlicher Freiheit“ gefeiert werden¹⁰⁹ und mit ihren Werken bald die

¹⁰³ THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 33 f., Nr. 21 (1. Juli 1940). Vgl. auch die vom „Blutsdenken“ geprägte Äußerung Schmidt-Rottluffs über die Scaliger in Verona (unten Anm. 151).

¹⁰⁴ Meint hier so viel wie „keine gute Meinung mehr“.

¹⁰⁵ Auch in seinen Briefen an Feininger äußert sich Schmidt-Rottluff drastisch über Politik und Politiker: „Wolweisslich hörte Dein letzter Brief mit einem Kernfluch über die Politik auf [...] Dummheit ist Trumpf und Führer heute“ (Feininger an Schmidt-Rottluff am 19. April 1952); siehe GERLINGER, Briefe (wie Anm. 35), S. 75-77, Nr. 77 (hier S. 77).

¹⁰⁶ Siehe etwa die relevanten Beiträge in der Broschüre: Befreite Kunst. Reden und Vorträge der Celler Kunstwoche (Das Forum. Eine Schriftenreihe zu Fragen der Kunst), Hannover 1946. Vgl. auch das von HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 101 f., vermittelte Stimmungsbild über das Berlin der Nachkriegsjahre, als sich die Künstler wieder „fröhlich und freiheitsdurstig“ treffen konnten (unten Anm. 114).

¹⁰⁷ Näheres oben S. 97.

¹⁰⁸ Und kurz darauf: „Die neuerliche Ablehnung der bürgerlichen Dekadenz ist eine Erfindung des Ostens“ (Brief 17). Vgl. auch MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 88 (17. Januar 1951): „[...] die offizielle [von Moskau gelenkte] Presse hier wettet schwer gegen die westliche dekadente Malerei. Soll sogar ihre eigenen Leute, die erst gross herausgestellt wurden, heftig rügen“. Siehe auch ebd., Nr. 90 (dazu Müller, in: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), S. 113). Zu Einzelheiten der Kulturwende in der Russischen Zone und zur sogenannten Formalismusdiskussion siehe SAEHRENDT, „Die Brücke“ (wie Anm. 38), S. 94-97.

¹⁰⁹ Vgl. SAEHRENDT, „Die Brücke“ (wie Anm. 38), S. 89-94.

Kunstsammlungen des Deutschen Bundestags und des Kanzleramts bereichern,¹¹⁰ wird er wie jeglichem Kunstrummel, wie er es schon immer tat, distanziert gegenübergestanden haben.¹¹¹

VII. „Gäbe es nicht die Kunst, das Leben wäre nicht auszuhalten“¹¹²
Lebenseinstellung und künstlerische Tätigkeit

Schmidt-Rottluffs Skepsis gegenüber Politikern wird auch durch persönliche Erfahrungen mit Bürokratie und Verwaltung genährt, über die er seinen Zorn ausschüttet: „Die wahnsinnige Dummheit, die sich in Verwaltungsmassnahmen bekundet, bringt mich freilich des Öfteren in Wut“, ereifert er sich im Juni 1949 (Brief 18), nachdem ihm beim deutschen Zoll, wo er um eine Ausfuhrgenehmigung für das an Oberzimmer zu schickende Aquarell nachgesucht hatte, „wie der Berliner sagt – der Hut hoch“ gegangen war (Brief 17).¹¹³ Überhaupt geht ihm „das brodelnde Berlin“¹¹⁴ gegen den Strich: „Die Contemplatio, die nun einmal für mich zur Lebensluft gehört, ist in Berlin schwer zu finden“ (Brief 18). Selbst die unvermeidlichen Fahrten mit der S-Bahn lassen ihn „übel gelaunt“ zurück (Brief 23).

Seinen Unterricht an der Berliner Kunsthochschule seit Januar 1947 empfindet er zunehmend als Belastung. Schon im April 1947 wird ihm die Tätigkeit dort, die er, wie er einem befreundeten Künstlerkollegen im Juli 1947 unumwunden gesteht, übernehmen musste, „um von Chemnitz wieder wegzukommen“,¹¹⁵ zu viel, räumt aber ein, dass er „für den Anfang [...] nicht gut nein sagen [kann], [...] aber

¹¹⁰ Zwischen 1945 und 1990 war Schmidt-Rottluff in 360 westdeutschen Ausstellungen vertreten. Die Kunstsammlung des Deutschen Bundestages und die von Helmut Schmidt aufgebaute Sammlung des Kanzleramts (seit 1975) beherbergt unter den Werken der deutschen Expressionisten auch solche von Schmidt-Rottluff: SAEHRENDT, „Die Brücke“ (wie Anm. 38), S. 91 f. Vgl. auch Hoffmann, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 275.

¹¹¹ Vgl. unten S. 119, 121 und 123. Schon 1956 wurde Schmidt-Rottluff in den Orden Pour le Mérite aufgenommen, 1970 wurde er Ehrenbürger von (West-)Berlin.

¹¹² Brief 14.

¹¹³ „Sie bekommen eine kleine Ahnung, welches Irresein in deutschen Hintern herrscht“, empört er sich gegenüber Oberzimmer (Brief 17).

¹¹⁴ Ein eindrucksvolles kulturell-gesellschaftliches Stimmungsbild aus dem „brodelnden Berlin“ der frühen Nachkriegszeit, wo die Künstler, „die jahrelang im Verborgenen gearbeitet hatten und nun frei ihre Probleme und Hoffnungen diskutierten“, sich „fröhlich und freiheitsdurstig“ trafen, vermittelt HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 101 f. „Einen Hofer oder Schmidt-Rottluff sah man hier nicht“ (ebd.). Über 80 öffentliche und private Kunstausstellungen konnte man allein in Berlin in den ersten beiden Nachkriegsjahren besuchen: JEUTHE, Kunstwerte (wie Anm. 52), S. 89.

¹¹⁵ Und weiter: „[...] ein hoher Preis und kein Anlass dies besonders zu feiern. In der Berliner Unruhe ist kein Raum, dass neue Arbeit anwachsen könnte“: Brief vom 27. Juli 1947 an den schleswig-holsteinischen Malerkollegen Erwin Hinrichs (1904–1962), den er Ende der 1930er-Jahre kennengelernt hatte: GERHARD WIETEK, Karl Schmidt-Rottluff in Hamburg und Schleswig Holstein (Kunst in Schleswig-Holstein 52), Neumünster 1984, S. 69.

bald werde ich da abbremesen“.¹¹⁶ Und ein halbes Jahr später bekennt er seinem Bruder in Chemnitz: „Die Hochschule möchte ich freilich langsam wieder los sein“.¹¹⁷

Dennoch kann er sich nicht dazu durchringen, ein „anständiges Angebot“ aus Köln anzunehmen:¹¹⁸ „Nur nochmal von vorn anfangen [...] dazu kann ich mich schwer entschliessen“.¹¹⁹ Wie sehr ihn die Tätigkeit an der Hochschule in den Folgejahren belastet, wird in seinem Brief an Oberzimmer vom 11. August 1950 deutlich: „[...] im Grunde vermisse ich schmerzlich meine frühere Freiheit, als es noch ohne Amt ging! Es ist eine verkehrte Welt, wenn man die alten Gäule einspannt.“¹²⁰

Einer Lehrtätigkeit ging er schon in jüngeren Jahren aus dem Weg. Das Angebot von Walter Gropius (1883–1969), 1919 als Lehrer ans „Bauhaus“ zu gehen, lehnt er genauso ab wie 1929 die Offerte des Direktors der Hamburger Kunstgewerbeschule Friedrich (Max) Sauerlandt (1880–1934), dort eine Dozentur zu übernehmen.¹²¹ Das „goldene Zeitalter“ sind für Schmidt-Rottluff die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg, wie er Gunther Thiem 1939 gesteht.¹²²

Als Last empfindet Schmidt-Rottluff die viele Korrespondenz: „[...] täglich [kommen hier] 10-12 Briefe an“, stöhnt er im April 1947,¹²³ „was zur Folge hat, dass ich auf keinen ungefähr mehr antworte“.¹²⁴ Auch die vielen Besucher etwa

¹¹⁶ MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 53 (an seinen Bruder). Ähnlich schreibt er an Emma Ritter in Oldenburg am 5. Dezember 1947: WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 174, Brief 205. Vgl. auch BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 271.

¹¹⁷ MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 60 (17. Februar 1948). Einzelheiten der Lehrtätigkeit Schmidt-Rottluffs an der Berliner Hochschule bei Hoffmann, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 222-226, die allerdings auf dessen Abneigung gegen die dortige Tätigkeit nicht eingeht.

¹¹⁸ Der in Anm. 23 erwähnte Generaldirektor der Kölner Museen Leopold Reidemeister, der 1948 mehrere Gemälde Schmidt-Rottluffs angekauft hat, hätte ihn gerne in Köln gesehen; siehe BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 271; Hoffmann, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 271-273. Vgl. auch THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 143 f., Nr. 63; MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 60 und 69.

¹¹⁹ MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 60.

¹²⁰ Brief 24. Am 1. Dezember 1950 wurde Schmidt-Rottluff 66 Jahre alt. Vgl. auch seinen Brief vom 29. Juni 1950 aus Hofheim an seinen Bruder (zit. unten Anm. 347).

¹²¹ THIEM, Dokumentation (wie Anm. 3), S. 89, 93.

¹²² THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), Brief 13, S. 26.

¹²³ Etwa seit Mitte 1949 nimmt ihm seine Frau Emy einen Teil der Korrespondenz ab: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), S. 100 f. (Kommentar zu Brief 74).

¹²⁴ MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 53. Vgl. ebd., Nr. 59. An den Dichtersarzt Hans Kinkel (1909–1991), der Schmidt-Rottluff am 13. Mai 1975 in Berlin aufgesucht und bei dieser Gelegenheit eindrucksvolle Porträtfotos von diesem und seiner Frau Emy gemacht hat, schreibt er ein Jahr später: „[...] ich schreibe höchst ungerne – auch Briefe“: HANS KINKEL, Das stille Leben der Dinge. Erinnerungen an Schmidt-Rottluff, in: Thiem/Zweite, Karl Schmidt-Rottluff. Retrospektive, (wie Anm. 3), S. 69-71, hier S. 70, die Fotos ebd., S. 70 f. sowie im Frontispiz des Sammelbands. Zur Seltenheit solcher Fotos von Schmidt-Rottluff, der zeitlebens für Porträtaufnahmen nicht zur Verfügung stand, siehe WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 207, Anm. 6 (zu Brief 215).

zur Jahreswende 1947/48 setzen ihm zu: „[...] gegen Besucher und gegen Besuche haben wir uns die Zeit über verleugnet – ganz funktioniert es freilich nicht“.¹²⁵

Die künstlerische Tätigkeit bleibt für Schmidt-Rottluff angesichts der deprimierenden Weltlage im Zeichen des Kalten Kriegs das eigentliche Lebenselixir: „Gäbe es nicht die Kunst, müsste man an der Menschheit verzweifeln – das Leben wäre sonst nicht auszuhalten“, gesteht er Oberzimmer im März 1949 (Brief 14).¹²⁶ In dieser düsteren Einstellung trifft er sich mit Lyonel Feininger (1871–1956), der angesichts seines als Exil empfundenen Lebens in den USA (seit 1937) „in der produktiven Arbeit die Kräfte und die Absonderung“ findet, die seine Frau und ihn „vor der Verzweigung bewahrt haben“.¹²⁷

VIII. „Wieder mal in stillen Wäldern wandern ...“¹²⁸
Reisen und Naturverbundenheit

Das großstädtische Milieu in Berlin, wo Schmidt-Rottluff von 1911 bis 1943 und von 1946 bis zu seinem Tode 1976 lebte, hat in seiner Kunst kaum einen Niederschlag gefunden, ganz im Gegensatz zum Werk seiner Brücke-Kollegen Kirchner, Heckel oder Nolde. Schmidt-Rottluff war immer schon „Stadtflüchter“, getragen

¹²⁵ MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 59.

¹²⁶ Schmidt-Rottluff scheint zeitweilig mit Depressionen gekämpft zu haben, wie er in dem oben, Anm. 115, zit. Schreiben an Erwin Hinrichs nebenbei einfließen lässt: „[...] depressive Zustände sind nun einmal unser Teil“. Seiner vertrauten Schülerin und Malerkollegin Maria von Heider-Schweinitz (1894–1974) schreibt er am 15. Juli 1952 aus Sierksdorf: „Jeder hat mal tote Zeiten [...]. Aber warum immer diese Angst vor dem, was kommen könnte?“. WIETEK, Karl Schmidt-Rottluff in Hamburg (wie Anm. 115), S. 70 f. Vgl. MOELLER/SCHMIDT, Karl Schmidt-Rottluff. Der Maler (wie Anm. 3), S. 200.

¹²⁷ Feininger an Schmidt-Rottluff am 21. September 1946 aus New York: GERLINGER, Briefe (wie Anm. 35), Nr. 56, S. 54 f. Vgl. SABINE ECKMANN, Lyonel Feininger in New York, 1937–1945, in: Stephanie Barron (Hg.), Exil. Flucht und Emigration europäischer Künstler 1933–1945, München 1997, S. 296–303. Feininger, von Geburt und Staatsbürgerschaft US-Amerikaner, kam erst mit 16 Jahren nach Deutschland, das bald seine künstlerische und geistige Heimat wurde, die er nach seiner Rückkehr 1937 in die USA – er war nicht zuletzt wegen seiner jüdischen Ehefrau Julia emigriert – schmerzlich vermisste: GERLINGER, Briefe (wie Anm. 35), Nr. 60, S. 59 (Feininger an Schmidt-Rottluff: „Mein lieber alter Karl!“, etwa Anfang 1950). Wie Schmidt-Rottluff suchte er „eine Zuflucht in einem autonomen Reich der Kunst“ (ECKMANN, Lyonel Feininger, a. a. O., S. 302), doch ließen die Bedingungen des Exils dies noch weniger zu als es Schmidt-Rottluff in Deutschland möglich war. Zu seiner Freundschaft mit Schmidt-Rottluff siehe schon oben Anm. 49 und 94. Die Korrespondenz Feiningers mit Schmidt-Rottluff nach dem Kriege hatte für den ersteren in seinem „Exil“ fraglos eine Funktion, die man mit Birte Meinschien mit dem Begriff des „Rettungsankers“ umschreiben könnte: BIRTE MEINSCHIEN, Briefe als Rettungsanker. Zur Korrespondenz deutschsprachiger Historikerinnen und Historiker in der britischen Emigration ab 1933, in: Berg/Neuhaus, Briefkultur(en) in der deutschen Geschichtswissenschaft (wie Anm. 51), S. 245–267.

¹²⁸ Brief 18.

von dem „Wunsch nach dem einfachen Leben“.¹²⁹ Wann immer er kann, flieht er aus Berlin.¹³⁰

Eine tiefe Naturverbundenheit durchzieht Werk und Briefe. „Eine lange nicht gekannte Stille umfängt einen, noch stehen die Apfelbäume in Blüte, und scharfes gelbgrün des neuen Laubes steht gegen das feinste Blau der Luft. Die leichte Luft berauscht den Kopf“, schwärmt er am 2. Juni 1951 über sein neues Sommerdomizil in Sierksdorf unweit von Lübeck in einem Brief an Erika von Hornstein.¹³¹ In seinen Ölgemälden und Aquarellen dominieren von jeher Stillleben und Landschaften. Beide Motivkreise versinnbildlichen seinen Wunsch nach einem einfachen naturnahen Leben.¹³²

Seit 1932 fährt er im Frühjahr regelmäßig nach Hofheim im Taunus, wo er in dem „Blauen Haus“ der befreundeten Kunsthändlerin und Malerin Hanna Bekker vom Rath, die ihm Atelierraum zur Verfügung stellt, ungestört malen kann.¹³³ 1947 nimmt er die Fahrten nach Hofheim wieder auf, die ihm die ersehnte Gelegenheit bieten, „mich etwas erholen zu können, wieder mal in stillen Wäldern wandern zu können“, wie er Oberzimmer im Juni 1949 schreibt (Brief 18).¹³⁴

¹²⁹ EBERHARD ROTERS, Rückzug auf sich selbst – Ausweg ins Offene: Die späten Aquarelle, in: Magdalena M. Moeller (Hg.), Karl Schmidt-Rottluff. Aquarelle (Ausstellung und Katalog), Stuttgart 1991, S. 30-39, hier S. 35 f. An Ernst Beyersdorff (zu diesem siehe Anm. 53) schreibt er schon 1924: „Dass ich freilich in Berlin nur gezwungenermaßen festhake, das stimmt allerdings“: WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 160, Brief 163.

¹³⁰ Vgl. HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 26: „Ich habe nie verstanden, wie dieser naturhafte, naturnahe Mann ein Stadtleben aushielt [...]. Seine Berliner Wohnungen [waren] immer nur Winterquartiere“.

¹³¹ HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 116. Zu den Sierksdorfer Aufenthalten siehe: Eine Künstlerfreundschaft an der Ostsee (wie Anm. 44); MAGDALENA M. MOELLER (Hg.), Karl Schmidt-Rottluff. Ostseebilder. Eine Ausstellung des Brücke-Museums Berlin, München 2010.

¹³² ROTERS, Rückzug auf sich selbst (wie Anm. 129), S. 36.

¹³³ Die Beziehung Schmidt-Rottluffs zu Hanna Bekker vom Rath reicht bis ins Jahr 1931 zurück; siehe VERA KLEWITZ, Gleich einer Wächterfigur. Hanna Bekker vom Rath und Karl Schmidt-Rottluff, in: Zwischen Brücke und Blauem Reiter. Hanna Bekker vom Rath als Wegbereiterin der Moderne, Köln 2013, hrsg. vom Museum Wiesbaden, S. 30-41, hier S. 31. In ihrem Berliner Atelier scheint sie bis Anfang 1943 einzelne Werke Schmidt-Rottluffs einem „vertrauenswürdigen Publikum“ angeboten zu haben: ebd., S. 33. Zu Bekker vom Rath und ihrem Blauen Haus vgl. in dem zit. Sammelband (Zwischen Brücke und Blauem Reiter) insbesondere MARIAN STEIN-STEINFELD, Eine Aufständische für Künstler. Hanna Bekker vom Rath. Biografie, S. 158-177; ferner Bildteil IV: Kunst im Blauen Haus, ebd., S. 178-183. Vgl. jetzt auch ROMAN ZIEGLGÄNSBERGER, Butterfly Effect. Ernst Wilhelm Nay im Taunus, in: Karin Schick/Sophia Colditz/Roman Zieglgänsberger (Hg.), E. W. Nay Retrospektive, Köln 2022, S. 48-57, bes. S. 50-52.

¹³⁴ Vgl. BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 270. In Hofheim, das er jetzt vermehrt im Herbst aufsucht, wurden die Briefe 10 und 24, vielleicht auch 21 geschrieben. Hanna Bekker vom Rath wiederum besucht ihn nach vierjähriger Unterbrechung im Mai 1947 erstmals wieder in Berlin: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 54. Ein Jahr später musste Bekker vom Rath einen geplanten Besuch absagen: ebd., Nr. 61.

Seine Fahrten in den Tessin in das Haus von Freunden in Ascona seit Ende 1949 dienen vor allem der Erholung und Regenerierung,¹³⁵ da sich unterdessen auch sein Gesundheitszustand verschlechtert hat: „Nach einer recht unangenehmen Herzattacke waren wir hierher gereist“, lässt er Oberzimmer im Dezember 1949 wissen. Und weiter: „Ich hoffe, mich leidlich erholt zu haben – Ende Dezember bin ich wieder in Berlin – und dann wird sich’s erst erweisen“ (Brief 22).¹³⁶ Als er im Dezember nach Deutschland zurückfährt, wird ihm schlagartig bewusst, „wie grau-verwahrlost und verschmutzt doch alles in Deutschland aussieht“, gesteht er Oberzimmer in seinem vorletzten Brief (Brief 23).

*IX. „Ich habe nie erwartet, dass anderen meine Bilder gefallen“¹³⁷
Kunstverständnis und Medienrummel*

Stimmen seiner Schüler belegen,¹³⁸ dass Schmidt-Rottluff kein lebendiger Lehrer oder gar Kunsttheoretiker war.¹³⁹ Ein Kunstprogramm oder auch nur kunsthistorisches Interesse sucht man bei ihm vergeblich.¹⁴⁰ „Von mir weiß ich, daß ich kein Programm habe“, antwortet er schon 1914 auf die Anfrage einer Kunstzeit-

¹³⁵ In Ascona hatte sich Schmidt-Rottluff schon Ende der 1920er-Jahre mehrfach aufgehalten; siehe THIEM, Dokumentation (wie Anm. 3), S. 93. Zu den Freunden Schmidt-Rottluffs, denen das Haus in Ascona, das sich „Casa Halla“ nannte, gehörte, siehe Brief 22 mit Anm. 332.

¹³⁶ Der Brief ist auf den 19. Dezember datiert. Einen Tag später schreibt er in ähnlichen Worten an Friedrich Schreiber-Weigand in Chemnitz: BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 271. Seinen 65. Geburtstag am 1. Dezember 1949 hatte Schmidt-Rottluff in Ascona gefeiert: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 75. Vgl. auch HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 107.

¹³⁷ Brief 16.

¹³⁸ Einige Schüler, darunter Erika (Bausch-) von Hornstein, die schon 1932 zu Schmidt-Rottluff findet, zählt CHRISTIANE REMM, Karl Schmidt-Rottluff – Biographische Notizen, in: Moeller, Karl Schmidt-Rottluff. Die Berliner Jahre (wie Anm. 27), auf. Vgl. HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), bes. S. 7 f., 92-97; Hoffmann, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 224 f.

¹³⁹ Vgl. die Schilderung seiner Unterrichtsart durch HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 12. Einen ganz anderen Unterrichtsstil, eine „Gegenwelt zu Schmidt-Rottluff“, vermittelt ihr Boris Kleint (1903–1996), ein Schüler des Bauhäuslers Johannes Itten (1888–1967), zu dem sie 1935 stößt: „ein glänzender Pädagoge, intelligent und eloquent, zu eloquent für einen Maler“ (ebd., S. 28 f.).

¹⁴⁰ Für seine Abneigung gegen die „Kunstgeschichte, [...] die man für eine Wissenschaft hält“, ist sein Brief an Gunther Thiem vom Dezember 1962 aufschlussreich, in welchem er die erste ihm zur Durchsicht übersandte schwärmerische Version eines Aufsatzes von Thiem über eine seiner frühen Aktzeichnungen ungewöhnlich deutlich kritisiert. Den Brief ließ sich Schmidt-Rottluff sofort zurückschicken, „damit Sie nicht Anlass haben, sich über meinen Schrieb zu ärgern“, doch hat Thiem das Schreiben vor der Rücksendung kopiert und später veröffentlicht: THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 164, Brief 130.

schrift.¹⁴¹ Auch wenn sein Schüler Carl-Heinz Kliemann (1924–2016), nach dem Unterricht Schmidt-Rottluffs gefragt, betont, dass alle gespürt haben, „wie ernst er seine Lehrtätigkeit nahm, wie wichtig sie ihm war und wie gerne er mit seinen Schülern gearbeitet hat“, so muss er doch einräumen, dass Schmidt-Rottluff „kein Pädagoge“ war, „kein System, kein Schema, kein Programm“ hatte, dass „sein Unterricht, wenn man überhaupt davon sprechen kann, kein intellektuell-theoretischer“ war.¹⁴² Seine Schüler hat er in erster Linie durch seine Persönlichkeit und sein Vorbild beeindruckt. Aber die „Zeit, die er für seine Schüler aufwenden mußte, hätte er lieber für sein eigenes Schaffen gehabt“, resümiert Erika von Hornstein in ihren „Erinnerungen“.¹⁴³

Versuche, über sein Werk zu promovieren, hat er wegen der damit verbundenen Arbeit stets „abgebogen“, wohl auch, um sein Privatleben zu schützen.¹⁴⁴ Die Bitte um kleinere Artikel oder Vorworte weist er freundlich, aber entschieden zurück.¹⁴⁵ Dem „Kunstrummel“, den er schon im ersten Nachkriegsjahr konstatiert, steht er distanziert gegenüber.¹⁴⁶ Als ein russischer Kunstliebhaber ihn Ende 1945 in Chemnitz aufspürt, ist es ihm unangenehm: am liebsten würde er „inkognito“ leben.¹⁴⁷

Seinem fehlenden kunsthistorischem Interesse ist es zuzuschreiben, dass er die Entstehungszeit seiner Bilder für unwichtig hält: „Mich selbst hat es noch nie interessiert, wann ein Bild gemalt ist – in solchen Fällen sind mir die Jahrhunderte [!]

¹⁴¹ GERHARD WIETEK, Die Skulpturen, in: Thiem/Zweite, Karl Schmidt-Rottluff. Retrospektive (wie Anm. 3), S. 53–58, hier S. 53; HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 124.

¹⁴² CARL-HEINZ KLIEMANN, Schmidt-Rottluff – ein Lehrer?, in: Thiem/Zweite, Karl Schmidt-Rottluff. Retrospektive (wie Anm. 3), S. 67 f.

¹⁴³ HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 96. Seine belastende Lehrtätigkeit an der Berliner Kunsthochschule wollte er schon bald nach dem Beginn seiner Tätigkeit dort wieder „los sein“; siehe oben mit Anm. 117.

¹⁴⁴ „[...] natürlich haben sich schon verschiedene auf mich gestürzt [...] bisher war’s mir gelungen abzubiegen – denn ich weiss zu genau, dass ich da mehr Arbeit haben würde, als der Doktorand“, schreibt er im Januar 1950 an Gunther Thiem (THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 3), S. 148, Brief 68, vgl. den Kommentar ebd., S. 149). Und weiter: „[...] es scheint der Fluch der Zeit zu sein: man hat mit den Dingen, die sonst nebenher erledigt wurden, soviel zu tun, dass jetzt die eigentliche Arbeit ins Nebenher gerutscht ist. Auch das wütendste Wau-Wau schreien sichert nicht mehr die private Sphäre.“

¹⁴⁵ „Ich habe mich schon in jungen Jahren [...] selbst verpflichtet, mich schriftstellerisch nicht zu betätigen und habe das auch durchgehalten – und in der Folge hat sich das auch als richtig herausgestellt“, gesteht Schmidt-Rottluff im September 1963 dem Pianisten Andor Földes (1913–1992), der ihn gebeten hatte, ein Vorwort zu schreiben (THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 168, Brief 163). Vgl. auch ebd., den folgenden Brief. Hans Kinkel (zu diesem siehe oben Anm. 124) schreibt er Mitte der 50er-Jahre, dass es „ganz abwegig [ist], mich zu irgendeinem literarischen Versuch animieren zu wollen“: HANS KINKEL, Das stille Leben der Dinge (wie Anm. 124), S. 70.

¹⁴⁶ HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 87. Am 11. Juli 1955 schreibt er an Erika von Hornstein aus Sierksdorf an der Ostsee: „Etwas besser ist es hier schon als in Berlin, es giebt keine Kultur, über die man sich ärgern könnte“: ebd., S. 132.

¹⁴⁷ „[...] war wohl zu sehr daran gewöhnt, inkognito zu leben“, schreibt er damals Erika von Hornstein: DIES., So blau (wie Anm. 3), S. 88.

sämtlich unwichtig“,¹⁴⁸ gesteht er Oberzimmer, als dieser nach der Entstehungszeit der beiden ihm gesandten Aquarelle fragt (Brief 11). Erst als Oberzimmer nicht locker lässt, räumt Schmidt-Rottluff ein: „Ich verstehe schon Ihre Frage nach der Entstehungszeit eines Bildes u. dass man sich aus einem Kunstwerk eine Vorstellung vom Geist der Zeit machen kann – rückwirkend“ (Brief 12).

Überhaupt läuft Schmidt-Rottluff, wie er 1959 Erika von Hornstein gesteht, „so ungern in die Vergangenheit zurück [...]. Ich hätte nie geglaubt, dass der Historismus noch so eingewurzelt in Deutschland ist. Nach einem halben Jahrhundert will man wissen, wie war denn das eigentlich damals? [...] Verstehen kann ich das nicht und wieso, warum, weshalb. Wer hat einen Gewinn davon – d. h. einen moralischen?“¹⁴⁹

Wohl nicht zuletzt dem mangelnden (kunst-)historischen Interesse Schmidt-Rottluffs ist auch seine auffällige Distanziertheit gegenüber Rom geschuldet.¹⁵⁰ Er hatte die „Ewige Stadt“ April bis Juni 1930 anlässlich eines Aufenthalts in der Villa Massimo kennen-, aber nicht sonderlich schätzen gelernt: „Das meiste sind Klammotten“, schreibt er im April 1930 nach dem Besuch des Thermenmuseums.¹⁵¹ Seine römischen Bilder sind eher von „düster-nordischer Schwermut“ geprägt.¹⁵²

Obwohl Schmidt-Rottluff auf die Akzeptanz des Kunstmarkts angewiesen ist, macht er seinen Kritikern keine Zugeständnisse.¹⁵³ Wenn seine Art zu malen auf

¹⁴⁸ Eine gänzlich andere Haltung kennzeichnet Schmidt-Rottluffs Brücke-Kollege Ernst Ludwig Kirchner (1880–1938), der seine zahlreichen Skulpturen sorgfältig, auch fotografisch, dokumentiert und unter dem Pseudonym Louis de Marsalle um 1925 sogar Abhandlungen über sie schreibt (wieder abgedruckt in: STEPHANIE BARRON (Hg.), *Skulptur des Expressionismus*, Köln 1984, S. 216–218; vgl. die Einleitung von Peter W. Guenther, ebd., S. 216, mit der Aufzählung weiterer Artikel Kirchners unter diesem Pseudonym): GERHARD KOLBERG, „Was ist des Menschen Bild?“. *Skulpturen des Expressionismus*, in: Ders., *Die Expressionisten* (wie Anm. 69), S. 200–219, hier S. 201.

¹⁴⁹ HORNSTEIN, *So blau* (wie Anm. 3), S. 136. Immerhin räumt Schmidt-Rottluff ein, dass „ein Volk, das keine Geschichte hat, auch nicht existiert“ (ebd.).

¹⁵⁰ Vgl. HORNSTEIN, *So blau* (wie Anm. 3), S. 24.

¹⁵¹ Zit. nach GROHMANN, *Schmidt-Rottluff* (wie Anm. 2), S. 118, der keinen Empfänger des Briefes nennt. Vgl. MOELLER/SCHMIDT, *Karl Schmidt-Rottluff. Der Maler* (wie Anm. 3), S. 142 (die vom römischen Aufenthalt inspirierten Gemälde ebd., S. 143–149); BRIX, *Biographie* (wie Anm. 3), S. 264. In Verona dagegen spürt Schmidt-Rottluff im Juni 1936 gleich „den nordischen Geist“: *Die Scaliger* (Herren von Verona von 1260 bis 1387), „das muss nordisches Blut gewesen sein“: HORNSTEIN, *So blau* (wie Anm. 3), S. 32.

¹⁵² HORNSTEIN, *So blau* (wie Anm. 3), S. 24. Und ebd.: „Schmidt-Rottluff hatte selbst seine Mühe mit Italien gehabt.“

¹⁵³ „[...] mit Kritikern habe ich mich grundsätzlich nicht herum – ich kann nur Arbeit an Arbeit setzen und wen sie nicht überzeugen kann, dafür kann ich dann keine Schuld übernehmen. Leider liegt es mir infolgedessen auch nicht, mich selbst über Kunst zu äußern – ich wüsste nicht, was ich da besser sagen sollte, als wenn ich an der Arbeit bleibe“, schreibt er 1926 an Ernst Beyersdorff, als dieser ihm eine „hoffungslose Besprechung“ in den „Oldenburger Nachrichten“ übersendet: WIETEK, *Oldenburger Jahre* (wie Anm. 3), S. 165 f., Brief 178 (der Zeitungsartikel ebd., S. 229). Dem Malerkollegen Franz Radziwill (1895–1983) gesteht er Ende 1922: „[...] wenn ich jemand nicht durch meine Arbeit überzeugen und gewinnen kann – dann habe ich keinen ande-

Unverständnis oder Widerspruch stößt, so ist ihm das egal: „[...] ich habe nie erwartet, dass anderen meine Bilder gefallen“, gesteht er Oberzimmer (Brief 16).¹⁵⁴ Der abstrakten Malerei, die sich nach dem Krieg weithin durchsetzt, kann er nichts abgewinnen. In einem Brief an den befreundeten Malerkollegen Lyonel Feininger, der Schmidt-Rottluffs Abneigung gegen die abstrakte Malerei teilt, beklagt er die „Konfektionierung“ der Kunst,¹⁵⁵ spricht der Bildhauerin Emy Roeder gegenüber, mit der er seit 1919 befreundet ist, gar von einer „Seuche“.¹⁵⁶

1955 stirbt der Leiter der Berliner Hochschule für Bildende Künste, Carl Hofer, dem Schmidt-Rottluff sehr verbunden ist,¹⁵⁷ an den Folgen eines Schlaganfalls. Der Tod hat Hofer mitten aus der Kontroverse um die abstrakte Richtung in der neueren Malerei gerissen. Der abstrakten Kunst steht Hofer, im Gegensatz etwa zu Will Grohmann, dem Biografen Schmidt-Rottluffs, ablehnend gegenüber. Der damals erbittert geführte Medienstreit mag den Schlaganfall Hofers mit verursacht haben, jedenfalls sieht das Hofers Witwe so.¹⁵⁸ Auch Schmidt-Rottluff äußert sich in einem Schreiben an Erika von Hornstein in diesem Sinne: „Hofers letzte Tage sind von einer grossen Tragik verdüstert, als er sich einmal entschloss, öffentlich Stellung zu beziehen, wurde er umgebracht. So sieht die Welt heute aus – wer die Wahrheit ausspricht, wird erbarmungslos hingerichtet“.¹⁵⁹

Jeder Form von „Medienrummell“ steht Schmidt-Rottluff ablehnend gegenüber. Er „haßte es, sich in die Öffentlichkeit zu begeben und zur Schau stellen zu lassen.“¹⁶⁰ Einen lästigen Pressefotografen, der ihm bis ins Atelier gefolgt ist, wirft er zornig hinaus.¹⁶¹ Ausstellungserfolge wie etwa der große Zuspruch, den seine Bilder in Halle/Saale 1948 erfahren haben,¹⁶² vor allem aber persönliche Kontakte

ren Weg – denn ich bin meine Arbeit“: WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 157, Brief 153.

¹⁵⁴ Eine solche Einstellung ist auch für die übrigen Brücke-Künstler, zumal in ihrer frühen Phase, charakteristisch; siehe WIETEK, Die Skulpturen (wie Anm. 141), S. 53.

¹⁵⁵ GERLINGER, Briefe (wie Anm. 35), Nr. 61, S. 60 (erwähnt von Feininger in seinem Brief an Schmidt-Rottluff vom 14. April 1950).

¹⁵⁶ Siehe REMM, Karl Schmidt-Rottluff – Biographische Notizen (wie Anm. 138), S. 22 (nach einem Brief von Schmidt-Rottluff an Emy Roeder vom 15. September 1947, zit. nach THIEM, Dokumentation (wie Anm. 3), S. 101). Vgl. auch seinen Brief vom 19. Januar 1951 an den befreundeten Malerkollegen Erwin Hinrichs (zu diesem siehe schon oben Anm. 115): WIETEK, Karl Schmidt-Rottluff in Hamburg (wie Anm. 115), S. 70 f. Zu Emy Roeder (1890–1971), die 1965 die bronzene Porträtbüste Schmidt-Rottluffs, die sich heute im Brücke-Museum befindet, vollendet hat (THIEM, Ungealmte Bilder (wie Anm. 2), S. 170, Abb. 81) siehe ebd., S. 199. Vgl. ferner THIEM, Ungealmte Bilder (wie Anm. 2), S. 54 f. (Kommentar zu Brief 43A); S. 55 f., Postkarte Nr. 43B; S. 171 f., Annex zu Nr. 167.

¹⁵⁷ Vgl. oben mit Anm. 24.

¹⁵⁸ HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 128.

¹⁵⁹ Ebd. S. 129 (Brief vom 11. April 1955).

¹⁶⁰ Ebd., S. 96.

¹⁶¹ Ebd.

¹⁶² Vgl. Brief 14.

zu Museumsleitern, Galeristen und Sammlern reichen ihm,¹⁶³ um den Absatz seiner Bilder zu verstetigen.

Schmidt-Rottluff ist fest davon überzeugt, dass seine eigene Malerei mit zunehmendem Alter immer „zeitloser“ wird, wie er seinem langjährigen Freund Gunther Thiem kurz vor Kriegsende schreibt.¹⁶⁴ Nachdem sich der deutsche Expressionismus auf dem internationalen Kunstmarkt der Nachkriegszeit durchgesetzt hat, erzielen in der Tat auch die Werke Schmidt-Rottluffs erstaunliche Preise.¹⁶⁵

X. Schlussbetrachtung

Briefe als Selbstzeugnisse par excellence sind als Quelle für biografische Studien essenziell. Wie kaum eine andere Quellengattung tragen sie zum Verständnis einer Persönlichkeit bei, indem sie nicht nur das berufliche Selbstverständnis sowie das gesellschaftliche Umfeld, sondern, im Falle von Privatbriefen, auch Überzeugungen und Gefühle offenbaren.¹⁶⁶ Briefe stellen insofern ein Medium des Bekennt-

¹⁶³ In Berlin war er frühzeitig in der Galerie Ferdinand Möller (1882–1956) vertreten: ROTERS, Galerie Ferdinand Möller (wie Anm. 85), bes. S. 35–48, 91, 148 f., 155 f., 265 f.; WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 481. Zur Galerie Günther Franke (1900–1976) in München pflegte er vor allem nach dem Krieg enge Kontakte: FELIX BILLETER (Hg.), Kunsthändler, Sammler, Stifter. Günther Franke als Vermittler moderner Kunst in München 1923–1976, Berlin 2017, hier S. 60, 218 f., 223, 330 f., 334–341. In dem von Hanna Bekker vom Rath 1947 ins Leben gerufenen Frankfurter Kunstkabinett (siehe: Vierzig Jahre Frankfurter Kunstkabinett (wie Anm. 78)) stellte er seit 1948 regelmäßig aus; vgl. THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 146 (Kommentar zu Nr. 67). Zu nennen wären auch seine engen Kontakte zur traditionsreichen Galerie Commeter in Hamburg, wo er schon 1910 erstmalig vertreten war: WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 53 u. ö. Zu wichtigen privaten Sammlern seiner Werke vgl. EVA CASPARS u. a. (Hg.), Nolde, Schmidt-Rottluff und ihre Freunde. Die Sammlung Martha und Paul Rauert. Hamburg 1905–1958, Hamburg 1999; Kirchner Heckel Schmidt-Rottluff Nolde. Künstler der Brücke in der Sammlung Hagemann (Ausstellungskatalog), Essen 2004; ANGELIKA ENDERLEIN, Der Berliner Kunsthandel in der Weimarer Republik und im NS-Staat. Zum Schicksal der Sammlung Graetz, Berlin 2006.

¹⁶⁴ „Ich glaube wohl, dass meine Malerei nie einer Partei oder Tendenz dienstbar war – und ich nehme an, je älter ich werde, umso zeitloser wird ihr Gesicht – nach dieser Seite habe ich keinen Pessimismus“ (THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 66, Brief 53, mit einem Faksimile des Briefes ebd., S. 64 f.).

¹⁶⁵ Bei Günther Franke in München stiegen die Preise einzelner Aquarelle Schmidt-Rottluffs in den Jahren 1955 bis 1974 von 1 500 DM auf 30 000 DM: FELIX BILLETER, Günther Franke (wie Anm. 163), S. 223. Das 1910 entstandene Gemälde „Einfahrt“ (GROHMANN, Schmidt-Rottluff (wie Anm. 2), S. 255, 283; Farbabb. in THIEM/ZWEITE, Karl Schmidt-Rottluff. Retrospektive (wie Anm. 3), Abb. 21) brachte 1994 bei Christies 980 000 DM: SAEHRENDT, „Die Brücke“ (wie Anm. 38), S. 85. „Winter“ aus dem Jahr 1906 (MOELLER/SCHMIDT, Karl Schmidt-Rottluff. Der Maler (wie Anm. 3), Tafel 11) erzielte 2016 bei Christies 782 500 GBP (1 148 539 USD): artnet price database (online unter: www.artnet.de/price-database [Zugriff 7. Januar 2022]).

¹⁶⁶ Vgl. PHILIP ROSIN, Vom Mittelpunkt des Faches in die Ausgrenzung. Hermann Onckens Korrespondenz zwischen Weimarer Republik und Nationalsozialismus, in:

nisses dar, was die Aversion Schmidt-Rottluffs gegen ihre Veröffentlichung verständlich macht.

Bei dem Versuch, der Persönlichkeit Schmidt-Rottluffs, der Lebenseinstellung und dem Kunstverständnis des „großen Schweigers“ nahezukommen, waren nicht nur die Briefe an den deutsch-jüdischen Emigranten Justin Oberzimmer aus den Jahren 1948 bis 1950 einschlägig, auch die umfangreiche Korrespondenz Schmidt-Rottluffs an ihm nahestehende Freunde, Verwandte, Galeristen und Malerkollegen konnte gewinnbringend herangezogen werden. Viele dieser Briefe sind erst in den letzten Jahren – leider häufig nur gekürzt und in Auswahl – publiziert worden.

Nahezu die gesamte ältere Schmidt-Rottluff-Forschung wurde von nahestehenden Sammlern und Verehrern sowie interessierten Museumsleitern, Kritikern und Galeristen dominiert. Sie war daher einseitig kunsthistorisch und euphemistisch angelegt.¹⁶⁷ Der außer Frage stehende kunstgeschichtliche Rang Schmidt-Rottluffs in der deutschen Malerei des 20. Jahrhunderts ist in zahllosen Publikationen von allen Seiten beleuchtet und durch die förderliche Tätigkeit des von ihm und seiner Ehefrau gestifteten Brücke-Museums¹⁶⁸ und seiner angeschlossenen Stiftung in publikumswirksamen Ausstellungen sowie opulent ausgestatteten Katalogen immer wieder neu gewürdigt worden.¹⁶⁹

Erst im Forschungsprogramm der 2002 ins Leben gerufenen Berliner Forschungsstelle „Entartete Kunst“¹⁷⁰ und ihrer Zweigstelle am Kunsthistorischen Seminar der Universität Hamburg, aber auch in den Veröffentlichungen der am Berliner Bard College seit 2002 tätigen Kunsthistorikerin Aya Soika,¹⁷¹ hat man eine Neuausrichtung versucht, durch die die angebliche Opferrolle der „entarteten“ Künstler im Nationalsozialismus kritisch hinterfragt wurde und auch auf Schmidt-Rottluff neues Licht gefallen ist.

Berg/Neuhaus, Briefkultur(en) in der deutschen Geschichtswissenschaft (wie Anm. 51), S. 201-221, hier S. 201 f.

¹⁶⁷ Was generell für große Teile der kunsthistorischen Forschung über Künstler in der „inneren Emigration“ während des Nationalsozialismus gilt, die gerade in monografischen Publikationen zur „Heroisierung und Mythologisierung ‚innerer Emigranten‘“ neigt und fragwürdiges Verhalten einzelner Künstler geradezu tabuisiert: MARKS-HANSEN, *Innere Emigration* (wie Anm. 24), S. 46, 184.

¹⁶⁸ Als „Institution der Wiedergutmachung“ sieht Hoffmann, in: SOIKA/HOFFMANN, *Flucht* (wie Anm. 7), S. 275, das Brücke-Museum, dabei eine Äußerung seines ersten Leiters und Generaldirektors der Staatlichen Museen in West-Berlin (seit 1957) Leopold Reidemeister aufgreifend, der zusammen mit dem Ehepaar Schmidt-Rottluff im September 1967 das Museum eröffnet hat.

¹⁶⁹ Der unlängst erschienene opulent gebilderte Ausstellungskatalog *Unzertrennlich* (wie Anm. 63) bringt es bei einer Dicke von 5 cm auf ein Gewicht von 3 kg und sucht damit selbst unter den Brücke-Katalogen wohl vergeblich nach seinesgleichen.

¹⁷⁰ Gegründet 2002 beim Kunsthistorischen Institut der Freien Universität. Einzelne Arbeiten der Forschungsstelle sind oben, Anm. 38, 52, 79 und 90, zitiert.

¹⁷¹ Vgl. zuletzt die ihr zusammen mit der Mitautorin Meike Hoffmann (von der Forschungsstelle „Entartete Kunst“) zu verdankende, in Zusammenarbeit mit dem Brücke-Museum unter seiner neuen Leiterin Lisa Marei Schmidt realisierte und von mir mehrfach herangezogene Publikation: SOIKA/HOFFMANN, *Flucht* (wie Anm. 7).

Hauptaufgabe einer künftigen Schmidt-Rottluff-Biografie sollte es sein, sich dem Werk und der Persönlichkeit Schmidt-Rottluffs konsequent von einem Standort außerhalb des interessierten Netzwerks der am Kunstbetrieb beteiligten Personen und Institutionen zu nähern.¹⁷² Dabei müssten nicht nur seine Kunstproduktion, sondern – auf der Basis weiterer kritischer Editionen – auch die biografisch aufschlussreichen Äußerungen in seiner umfangreichen Korrespondenz konsequent verwertet werden.¹⁷³

Dass Schmidt-Rottluff im kunsthistorischen Diskurs in erster Linie als Opfer der nationalsozialistischen Kunstpolitik wahrgenommen worden ist, beruht auf der Tatsache, dass seine Malerei nach 1933 verfemt, seine Bilder 1937 aus den Museen entfernt und er selbst 1941 mit Mal- und Berufsverbot belegt wurde.¹⁷⁴ Hinzu kam, dass er, so lange es ging, den Kontakt zu jüdischen Kollegen und Sammlern pflegte. Dass er der Ideologie des Nationalsozialismus wenig abgewinnen konnte, ist in seinen Briefen nicht zu übersehen.

Andererseits stand er aber den Erfolgen der 1938 einsetzenden aggressiven Expansionspolitik Hitlers, die in den Zweiten Weltkrieg führte, durchaus positiv gegenüber und sprach etwa nach dem „Anschluss“ Österreichs im selben Jahr vom „wiedergewonnenen Österreich“.¹⁷⁵ Auch noch nach Kriegsbeginn teilte er offensichtlich die Euphorie breiter deutscher Bevölkerungsschichten über die Anfangserfolge der Wehrmacht, als er im August 1940 nach der Niederlage Frankreichs kaum erwarten konnte, dass die „Expedition gegen England“ endlich losginge.¹⁷⁶

¹⁷² Allgemein zur Problematik der Vernetzung in einem „gut installierten Kunstmarkt“ seit dem Ende des 19. Jahrhunderts am Beispiel des Sammlers Carl Hagemann vgl. EVA MONGI-VOLLMER, „Von der Kunst des Sammelns“. Carl Hagemann – ein Sammler in seiner Zeit. Mit einem Exkurs von NICOLE ROTH, Sammlerinteressen in Frankfurt am Main in den 1920er- und 1930er-Jahren, in: *Künstler der Brücke* (wie Anm. 163), S. 45-59, bes. S. 45, 48.

¹⁷³ Zum Nachholbedarf der kunsthistorischen Forschung im Kontext von „Entartung“ und Kunstbetrieb im Nationalsozialismus und seiner fehlenden oder fehlgeleiteten Aufarbeitung im Nachkriegsdeutschland vgl. JULIA VOSS, Die Verdrängung von 1938 in der Kunstgeschichtsschreibung bis heute, in: 1938 (wie Anm. 79), S. 317-333. Eine intensivere Grundlagenforschung, die „sämtliche erreichbaren Quellen zugleich kritisch und ergebnisoffen“ auszuwerten hätte, fordert CHRISTIAN FUHRMEISTER, 75 Jahre Gegensätze? Zur Gegenwart der Vergangenheit, in: ebd., S. 301-315, hier S. 313.

¹⁷⁴ Dass die schematische Gleichsetzung von „Verfemung“ = Opfer kein adäquates Muster für die Vergangenheitsbewältigung der Kunstszene in der NS-Zeit darstellt, vielmehr nur dazu dient, von der jeweiligen Rolle im Nationalsozialismus abzulenken, zeigt FUHRMEISTER, 75 Jahre Gegensätze (wie Anm. 173), S. 311 f.

¹⁷⁵ So am 10. Juni 1938 in seinem Schreiben an Carl Hagemann: DELFS/LÜTTICHAU/SCOTTI, Briefe an den Sammler und Mäzen Carl Hagemann (wie Anm. 3), S. 750, Nr. 966.

¹⁷⁶ Am 22. August 1940 schreibt er Carl Hagemann: „Wir haben oft an Sie gedacht, dass Sie öfter und immer noch von Fliegern belästigt werden – es ist eine schreckliche Sache. Man hofft u. hofft, dass ihnen endlich energisch das Handwerk gelegt wird – es wird immer später im Jahr, die herbstlichen Stürme kommen heran u. erschweren die Expedition gegen England“: DELFS/LÜTTICHAU/SCOTTI, Briefe an den Sammler und Mäzen Carl Hagemann (wie Anm. 3), S. 915 f., Nr. 1168.

Der Begriff der „inneren Emigration“,¹⁷⁷ der schlagwortartig für die Haltung Schmidt-Rottluffs im Nationalsozialismus gebräuchlich ist und ihn in Verbindung mit seinem Mal- und Berufsverbot als Opfer der nationalsozialistischen Kulturpolitik erscheinen lässt, lässt wesentliche Aspekte seiner Einstellung unberücksichtigt. Schmidt-Rottluff ging es wie schon nach dem Ersten Weltkrieg in erster Linie darum, ungestört seiner künstlerischen Tätigkeit nachgehen zu können, wobei er offensichtlich bereit war, die politische und gesellschaftliche Unterdrückung im NS-Staat sowie die Barbarei der Verfolgung und Vernichtung des europäischen Judentums zu ignorieren. Während ihm nahestehende Kollegen und Freunde emigrierten, hoffte er mit der illusionären Naivität des den gesamtgesellschaftlichen Kontext negierenden reinen Künstlers noch 1937 auf eine Wende der NS-Kulturpolitik, die dem „nordischen“ Expressionismus zumindest ein Nischendasein im „Dritten Reich“ ermöglicht hätte. Ein „geistiger“ Widerständler, der sich aus politischen Motiven in die „innere Emigration“ begeben hätte, war Schmidt-Rottluff zu keinem Zeitpunkt.

Fasste man den Begriff der „inneren Emigration“ unabhängig von seinem zeitgeschichtlichen Kontext in einem weiteren, zeitlosen Sinne auf – als Abstinenz von jedweden politisch-weltanschaulichen oder sozialen Aktivitäten, die über rein private Kontakte hinausgingen –, so könnte man damit die gesamte lebenszeitliche Einstellung Schmidt-Rottluffs charakterisieren, für den das Reich der „Phantasie“ den „besten Bereich menschlicher Betätigung“ verkörpert.¹⁷⁸ Jedem längeren gesellschaftlichen oder gar politischen Engagement stand er ablehnend gegenüber. Ob im Kaiserreich oder in der Weimarer Republik, im „Dritten Reich“ oder im Nachkriegsdeutschland – Unterschiede in der Staatsform waren für ihn zweitrangig.

Bei seiner Verachtung für Politiker, die auch im Briefwechsel mit Oberzimmer offenkundig wird, machte er keinen Unterschied zwischen Nationalsozialisten und Demokraten. Kein einziges Mal nannte er die im deutschen Namen zwischen 1933 und 1945 verübten Verbrechen beim Namen, er versuchte sie gar mit dem Hinweis auf die Zerstörung der deutschen Städte zu relativieren. Dass er nach dem Krieg wieder frei malen, ausstellen und verkaufen konnte, war ihm kein anerkennendes Wort wert. Sein Ideal war und blieb ein zurückgezogenes Leben in einem autonomen Reich der Kunst außerhalb von Politik und Gesellschaft.

¹⁷⁷ Allgemein zur Problematik des unscharfen Begriffs vgl. MARKS-HANSEN, Innere Emigration (wie Anm. 24), S. 8-11; JOSEFINE PREISLER, Der Topos „Innere Emigration“ in der Kunstgeschichte. Zur neuen Auseinandersetzung mit Künstlerbiografien, in: Christian Fuhrmeister/Monika Hauser-Mair/Felix Steffan (Hg.), Vermacht, verfallen, verdrängt. Kunst und Nationalsozialismus. Die Sammlung der Städtischen Galerie Rosenheim in der Zeit des Nationalsozialismus und in den Nachkriegsjahren, Petersberg 2017, S. 47-54; zu seiner problematischen Verwendung im Falle Schmidt-Rottluffs siehe Soika, in: SOIKA/HOFFMANN, Flucht (wie Anm. 7), S. 130-132.

¹⁷⁸ Brief 23.



Abb. 1: Karl Schmidt-Rottluff, Blockadestilleben, 1948, Öl auf Leinwand.

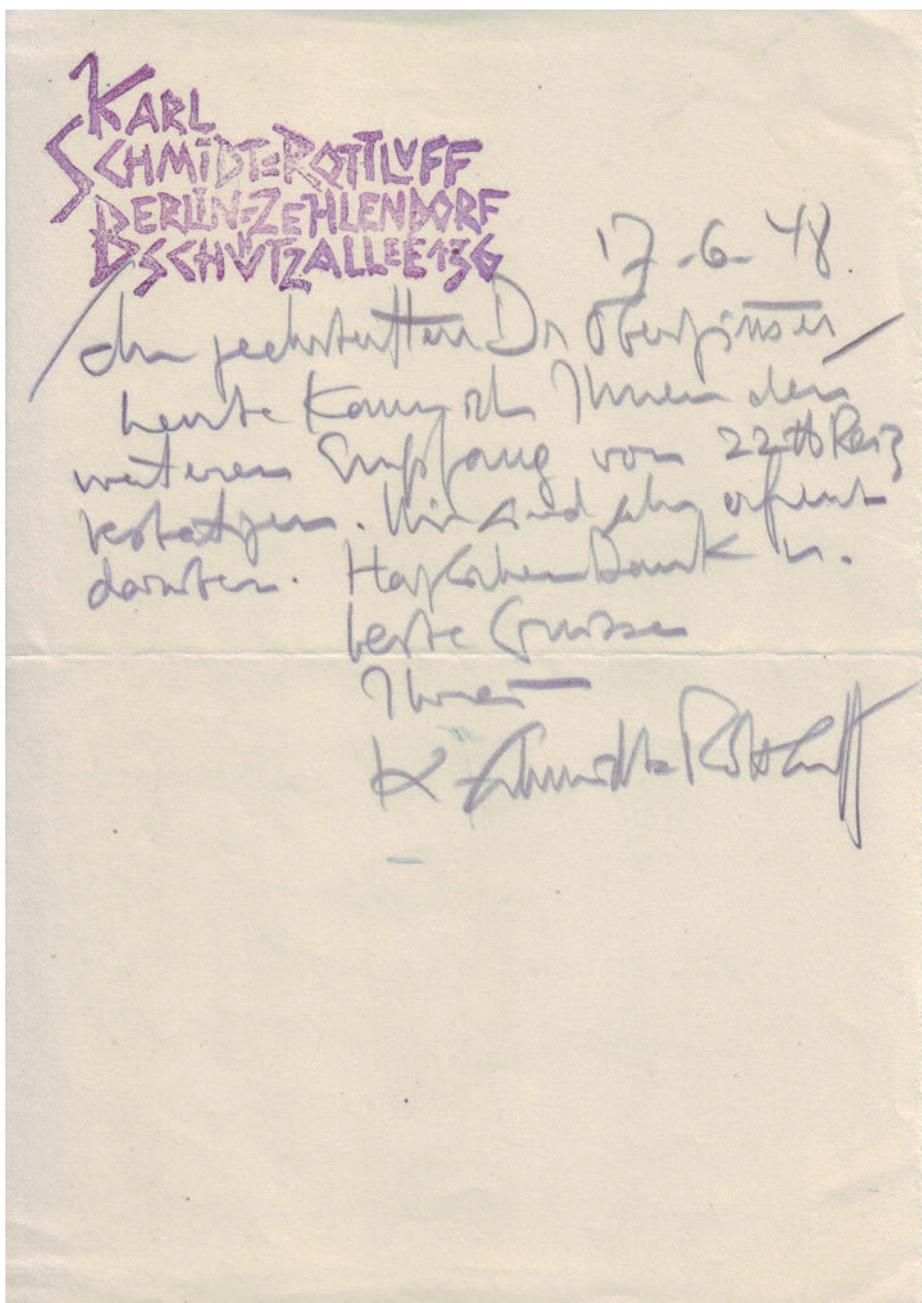


Abb. 2: Karl Schmidt-Rottluff an Justin Oberzimmer, Berlin 17. Juni 1948 (Brief 5), eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift und geschnittenem Briefkopf, Originalgröße 20,8 x 14,7 cm.

Verehrten Herrn Oberzimmer 11.6.49
 nachdem ich 2 Tage feckert hatte um das restau-
 rierete Top. auf dem vor Ihnen bezeichneten Weg zu
 bringen habe ich es doch vorzuziehen es heute der
 Post anzuvertrauen. Vor der Amerikaner-Arrivierung wurde
 erst noch die Aufnahmevereinbarung des deutschen Volkstums
 bewirkt. Bei dieser Gelegenheit allerdings - wie der
 Berliner Post-der Welt hoch. Crosser ist natürlich das
 dem Blatt bei der Einfuhr nicht den Zoll passiert habe - ausser-
 dem hatte die Reparatur ja Beweisen einbringen müssen!
 Sie bekommen eine kleine Platte
 welche diese im ein deutsches
 Hinter-lauscht - nebenbei bei
 Ihnen abentes nicht viel
 anders zu sein wenn man
 schon die Einfuhr von Banden
 vorbezieht. - Wenn sie über das
 lange Ausbleiben des Blattes
 etwas hinwegzugesen habe
 ich noch 1 Kynoduktor nach
 einem Tagelblatt bezieht in
 1 Farb-Blatt. - Die Restaurierung
 des Top. hinsichtlich des Rits macht
 keine Illusionen. Es bleibt
 mehr die vielen kleinen löm-
 zenden Stellen die über das
 ganze Blatt verteilt waren u.
 durch den Druck des Top. Blattes
 entstanden waren. Es ist alles
 behoben. der alte Zustand
 wieder hergestellt. Die kleinen
 Falten sind nicht ausgebessert
 worden da sie nicht sichtbar
 waren u. eine evtl. Behandlung fraglich war. Ich habe den
 bewussten Vorwand beibehalten das es sich um ein Loch handelt
 an sie handelt u. denkt es wird sich dort alle Blatt
 regeln. Bei dem das Blatt so hinlegen u. ein
 leicht beschleunigt man in jedem Moment für die Platte
 verschwinden ist. - Ich schreibe das alles in die Platte
 das Blatt nur leicht auf 2 Stellen u. an der Rückwand
 anheften damit der Papier bei den Temperatur-
 künften arbeiten kann. - Vielen Dank für Ihren Brief
 mit Dankcoupons u. Opomozte. Anfertigung ist hier
 ein wenig wieder in der dritsten Blockade-Straße
 liegt aus der Welt! - Die neuerliche Platte den Briefen
 über Bekundent ist eine Bekundent der Ostsee. Die Hochschule

Abb. 3: Karl Schmidt-Rottluff an Justin Oberzimmer, Berlin 1. Juni 1949 (Brief 17), eigenhändige Ausfertigung mit blauem Kugelschreiber (durchschreibend) auf amtlichem Luftpostfaltbrief (Aerogramm), Originalgröße 29,5 x 17,8 cm.

Edition

Die Edition ist buchstabengetreu. Auch das Datum des Poststempels auf den Luftpostbriefen (Aerogramme) ist vermerkt, da es eine Kontrolle der handschriftlichen Datierung der Briefe durch Schmidt-Rottluff ermöglicht – was in einem Fall relevant wurde.¹⁷⁹ Ein Seitenwechsel ist mit / gekennzeichnet.

Die Briefköpfe sind durchweg an den üblichen Standard in Briefeditionen angeglichen. Der fortlaufenden Briefnummer und dem Adressat in Kurzform folgt der eigentliche Briefwortlaut, beginnend mit Name und Adresse Schmidt-Rottluffs (als künstlerisch gestaltete Grafik wie in Abb. 2 oder als Stempelabdruck in Antiqua), dann (falls vorhanden) Name und Adresse des Empfängers, schließlich Datum und Anrede.

Der Erhaltungszustand der Briefe ist hervorragend; die wenigen eckigen Klammern umschließen Ergänzungen einzelner, durch kleineren Textverlust (etwa in den Briefen 12, 13 und 14) fortgefallener Buchstaben.

Die uneinheitliche Praxis Schmidt-Rottluffs bei der Einrückung von Absätzen wurde vereinheitlicht. In den Luftpostbriefen hat Schmidt-Rottluff mehrfach, um Platz zu sparen, der Anrede ohne Absatz gleich den Brieftext folgen lassen, was ignoriert blieb.

Offensichtliche Schreibfehler sind im Haupttext korrigiert, aber im Apparat (in Kursivschrift) dokumentiert. Sprachlich-orthografische Eigentümlichkeiten blieben gewahrt. So schreibt Schmidt-Rottluff stets „ss“ für „ß“ und „giebt“ statt „gibt“, in der Anrede Oberzimmers „Dr.“ für „Dr.“. Auch das häufige Verschleifen eines „e“ vor „r“ („unsre“, „andre“, „intressieren“, „besondere“) wurde nicht verbessert. Überschreibungen, wenn lesbar, und nachträgliche Hinzufügungen einzelner Worte sind vermerkt. Ein Doppel-m kürzt er in altertümlicher Art durch einen horizontalen Strich über dem ersten „m“, was im Druckbild nicht wiedergegeben ist.

Bis auf wenige Standardabkürzungen wie etwa „u.“ sind die meisten Abkürzungen wie das häufige „Aq.“ für Aquarell oder „Bln.“ für Berlin aufgelöst. Zahlzeichen bis zwölf wurden ausgeschrieben, wenn sie sich nicht auf Maße oder Preise beziehen oder im Datum vorkommen. Unterstreichungen erscheinen gesperrt.

Die eigenwillige Zeichensetzung Schmidt-Rottluffs, der in langen Satzreihen häufig Gedankenstriche mehrfach hintereinandersetzt, wo man eher Kommata erwarten sollte, wurde beibehalten.

Die Handschrift Schmidt-Rottluffs in ihrer ornamentalen Ästhetik¹⁸⁰ ist nicht immer leicht lesbar. Schwierigkeiten bei der Transkription bereitete vor allem das dünne durchscheinende Papier der Aerogramme, wenn Schmidt-Rottluff einen durchschreibenden Kugelschreiber benutzt hat.¹⁸¹ Unsicherheiten sind aber vermerkt.

¹⁷⁹ Siehe Brief 20.

¹⁸⁰ THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 7, war „fasziniert“ von „ihrer ornamentalen Struktur“. WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 118, spricht von „monumental wirkender Geschlossenheit“ und „einheitlichem graphischen Duktus“. Vgl. Abb. 2 und 3.

¹⁸¹ Dies ist besonders in den ersten mit Kugelschreiber geschriebenen Briefen 16–20 aus der zweiten Jahreshälfte 1949 der Fall, in Brief 15 vom April 1949 hat Schmidt-Rottluff noch Bleistift benutzt. Mit weniger durchschreibendem Kugelschreiber hat er die Briefe 21, 23, 24 und 25 verfasst. In Brief 22 (aus Ascona!) kam noch einmal Bleistift zum Einsatz.

An Justin Oberzimmer¹⁸²

KARL
SCHMIDT-ROTTLUFF
BERLIN-ZEHLENDORF
SCHÜTZALLEE 136¹⁸³

29. 3. 48

Sehr geehrter Herr Doktor,
es war mir eine besondere Freude, Ihren Brief zu bekommen¹⁸⁴ u. dass Menschen an uns denken, die schon so lange die Heimat verlassen mussten. Freilich die Heimat hat sich auch für uns hier so verändert, dass wir auch schon nicht mehr das Bewusstsein haben, zu Hause zu sein. Aber ich will gern dazu beitragen, wieder eine geistige Verbindung zu ermöglichen u. so schicke ich Ihnen erst einmal einen Katalog¹⁸⁵ – ich werde gern wieder von mir hören lassen. Von den einstigen Brückemitgliedern leben noch Nolde¹⁸⁶ – Heckel¹⁸⁷ – Pechstein.¹⁸⁸ Otto Mueller / starb schon 1930¹⁸⁹ – Kirchner nahm sich etwa 38 das Leben.¹⁹⁰

Ihr mir so freundlich zugedachtes Paket ist noch nicht in meine Hände gekommen, ich danke Ihnen gleichwohl herzlich dafür. Lebensmittel sind allerdings das nötigste – u. soviel anders ist es freilich auch – u. so meine ich werden wir über einen Austausch mit einem Aquarell ins Einvernehmen kommen.

¹⁸² Eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift auf der beidseitig beschriebenen Hälfte eines Briefbogens im Oktavformat mit geschnittenem, violett gedrucktem Briefkopf in Kapitälchen (2 S.).

¹⁸³ Der geschnittene Briefkopf findet sich u. a. in Brief 5 (siehe Abb. 2). Wiedergegeben ist er auch bei WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 179.

¹⁸⁴ Der Verbleib der Briefe Oberzimmers an Schmidt-Rottluff ist unbekannt.

¹⁸⁵ Wohl der Katalog der Ausstellung der Städtischen Kunstsammlungen Chemnitz: Karl Schmidt-Rottluff. Aquarelle aus den Jahren 1943–1946 (wie Anm. 59) (GROHMANN, Schmidt-Rottluff (wie Anm. 2), S. 315, Nr. 89), kaum der Katalog der Ausstellung in der Overbeck-Gesellschaft Lübeck: Karl Schmidt-Rottluff. Vierzig Aquarelle aus den Jahren 1924–1946, Lübeck 1947. Von der Chemnitzer Ausstellung waren außerordentlich viele Kataloge gedruckt worden, die der rührige, mit Schmidt-Rottluff gut bekannte und korrespondierende Chemnitzer Kinderarzt Otto Jäger (1900–1993), der selber malte, finanziert hatte: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 61 (vom 14. März 1948). Der Chemnitzer Ausstellung stand Schmidt-Rottluff im Übrigen eher skeptisch gegenüber; vgl. oben mit Anm. 20.

¹⁸⁶ Emil Nolde (1867–1956) lebte seit 1938 in Seebüll in Nordfriesland. Näheres zu Nolde in Brief 3, Anm. 200, sowie oben Anm. 79.

¹⁸⁷ Der Jugendfreund Schmidt-Rottluffs Erich Heckel (1883–1970) hatte Ende 1944 in Hemmehofen am Bodensee eine neue Bleibe gefunden. Zu seiner lebenslangen Freundschaft mit Schmidt-Rottluff siehe oben Anm. 35; vgl. auch Anm. 79.

¹⁸⁸ Max Pechstein (1881–1955) wohnte nach dem Zweiten Weltkrieg wie Schmidt-Rottluff in Berlin.

¹⁸⁹ Otto Mueller (1874–1930), der nur 56 Jahre alt wurde, starb an einem Lungenleiden, das er sich im Ersten Weltkrieg zugezogen hatte.

¹⁹⁰ Der an Depressionen leidende Ernst Ludwig Kirchner (1880–1938) beging am 15. Juni 1938 in seiner Schweizer Wahlheimat Suizid.

Die Adresse von Erich Heckel ist Hemmenhofen über Radolfzell am Bodensee – ich werde ihm von Ihrem Brief gern Kenntnis geben.

Nehmen Sie einstweilen meine besten Wünsche u. Grüsse

Ihr
K. Schmidt-Rottluff

2

An Justin Oberzimmer¹⁹¹

KARL
SCHMIDT-ROTTLUFF
BERLIN-ZEHLENDORF
SCHÜTZALLEE 136

12. 4. 48

Sehr geehrter Herr Dr Oberzimmer,

Ihr Lebensmittelpaket ist jetzt richtig in meine Hände gekommen, ich beeile mich, Ihnen das zu bestätigen u. Ihnen unsern Dank u. unsre Freude darüber auszudrücken. Ich hoffe, Sie hatten inzwischen meinen Brief u. den Katalog erhalten¹⁹² – demnächst will ich ein Aquarell an Sie auf den Weg bringen. Da Sie mir den Hinweis gaben, keine Neigung zu Akten oder Stilleben zu haben, werde ich eine Landschaft schicken¹⁹³ – ich kann mir sehr gut vorstellen, dass in einem andern Land / das Verlangen nach dem Anblick der heimatlichen Landschaft besonders gross ist.

Ich bin einstweilen mit den besten Grüssen

Ihr ergebener
K. Schmidt-Rottluff

3

An Justin Oberzimmer¹⁹⁴

KARL
SCHMIDT-ROTTLUFF
BERLIN-ZEHLENDORF
SCHÜTZALLEE 136

2. 6. 48

Sehr geehrter Herr Doktor,

Ihre Briefe – vom 30. 4. u. 26. 5. sind rasch in meinen Besitz gekommen. Es freut mich, wenn meine Sendungen richtig bei Ihnen angekommen sind u. das Aquarell Ihre

¹⁹¹ Eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift auf der beidseitig beschriebenen Hälfte eines Briefbogens im Oktavformat mit dem Briefkopf wie im vorigen Brief (1½ S.).

¹⁹² Gemeint ist der vorige Brief, in dem auch die Sendung des Katalogs angekündigt ist.

¹⁹³ Wohl das um 1944 entstandene Aquarell, dessen Titel vielleicht „Weg im Wald“ war; siehe Brief 11.

¹⁹⁴ Eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift auf einem kompletten Briefbogen im Oktavformat mit dem Briefkopf wie in den vorigen Briefen (3 S.).

Zustimmung finden konnte.¹⁹⁵ Dass der Katalog Sie so interessiert hat,¹⁹⁶ hörte ich gern – mit dem Verpackungsmaterial sieht es hier allerdings sehr mangelhaft aus, doch wäre auch ein festeres Material wohl¹⁹⁷ in der gleichen Weise eingetroffen.¹⁹⁸ Von den abgebildeten Blättern ist freilich nichts mehr greifbar – aber ich / kenne nun so ungefähr Ihre Wünsche u. werde das nächste Mal versuchen, mit einem Stilleben¹⁹⁹ das rechte zu treffen. – Die vielen Lebensmittel, die Sie uns im Brief vom 30. 4. ankündigten, haben sich bis heute noch nicht gemeldet, man muss wohl etwas Geduld haben. Wenn sie über amerikanische Firmen gehen, ist es nicht unwahrscheinlich, dass Ihre Aufträge ausgeführt werden. Ich werde Ihnen gleich Bericht erstatten, sobald etwas eingeht. – Pakete können wir nicht ins Ausland schicken, sodass ich ein zweites Blatt auch nur in der gleichen Weise zusenden kann.

Nolde ist über 80, es soll sehr schwer halten, etwas von ihm zu bekommen,²⁰⁰ hat übrigens vor einigen Monaten wieder geheiratet.²⁰¹ / Die Kirchnerschen Plastiken, die Sie erwähnen, sagen mir allerdings auch nicht zu²⁰² – während mir²⁰³ die Figur von Heckel in ihrer Naivität gut gefällt.²⁰⁴ Es liegt eine rührende Verzagtheit u. Hilflosig-

¹⁹⁵ Vgl. den vorigen Brief. In Brief 11 nennt („ich glaube“) Schmidt-Rottluff den Titel des Aquarells: „Weg im Wald“, und vermutet, dass es 1944 entstanden ist.

¹⁹⁶ Zum Katalog vgl. Brief 1 mit Anm. 185.

¹⁹⁷ *wohl* zwischen den Zeilen nachgetragen.

¹⁹⁸ Oberzimmer hatte anscheinend angemerkt, dass das ihm übersandte Aquarell Schmidt-Rottluffs nicht gut verpackt war. Weiter unten im selben Brief stellt Schmidt-Rottluff klar, dass die Berliner Post keine Pakete ins Ausland schickt und er daher auch das zweite Aquarell nur so wie das erste schicken kann (also wohl als Brief oder Päckchen).

¹⁹⁹ *Still-leben* beim Zeilenwechsel.

²⁰⁰ Oberzimmer hatte offensichtlich sein Interesse bekundet, von Nolde etwas zu erwerben, und Schmidt-Rottluff vielleicht um Vermittlung gebeten.

²⁰¹ Der am 7. August 1867 geborene Emil Nolde hatte 1948 die erheblich jüngere Jolanthe Erdmann (* 9. Oktober 1921 in Berlin; † 13. Juni 2010 in Heidelberg) geheiratet; vgl. VIVIANA PETERS, In Memoriam. Die späte Liebe des großen Künstlers, in: B. Z. vom 22. Juni 2010, S. 10: <https://www.bz-berlin.de/archiv-artikel/die-spaete-liebe-des-groen-kuenstlers> [Zugriff 13. April 2021]. Ein Foto von Jolante Erdmann zusammen mit Emil Nolde in Seebüll im 1948 in: Unzertrennlich (wie Anm. 63), S. 417, sowie in: FULDA, Emil Nolde. Eine deutsche Legende. Essay- und Bildband (wie Anm. 79), S. 227, 366. Das Verhältnis Schmidt-Rottluffs zu Nolde, der auf dessen Initiative einhalb Jahre der „Brücke“ beitrug – Schmidt-Rottluff hatte Nolde in Alsen im Spätsommer 1906 für ca. drei Monate besucht –, blieb nicht spannungsfrei: EMIL NOLDE, Jahre der Kämpfe 1902–1914, Köln 21967, S. 92–95, bes. S. 94. Vgl. aber den Brief Lyonel Feiningers an Schmidt-Rottluff vom 3. Oktober 1952 (GERLINGER, Briefe (wie Anm. 35), S. 81): „[...] ich weiss, dass Du immer viel von Nolde hieltest“. Vgl. auch: FULDA, Emil Nolde. Eine deutsche Legende. Chronik und Dokumente (wie Anm. 79), S. 242, 244, 246.

²⁰² Von Kirchner, der viel in Holz geschnitzt hat, sind über 100 zumeist großformatige Plastiken bekannt; vgl. BARRON, Skulptur (wie Anm. 148), bes. S. 34–37, 107–122; KOLBERG, „Was ist des Menschen Bild?“ (wie Anm. 148), S. 20–203.

²⁰³ Über durchgestrichenem *ich*.

²⁰⁴ Ob hier die „Trägerin“ (1906) aus dem Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg gemeint ist: KOLBERG, „Was ist des Menschen Bild?“ (wie Anm. 148), S. 203: „[...] die naiv geschnitzte, karyatidenartige kleine *Trägerin*“ (Abb. ebd., S. 229, Abb. 309). Siehe auch BARRON, Skulptur (wie Anm. 148), bes. S. 31–33 (Farbtafeln), 87–93 (G[erhard] W[ietek] über Erich Heckel, mit der Abb. der „Trägerin“ S. 92, Anm. 45). Vielleicht lag Oberzimmer auch die „Stehende Frau“ Heckels von 1912 vor, abgebildet bei MAX SAUERLANDT, Holzbildwerke von Kirchner, Heckel und Schmidt-Rottluff im Hambur-

keit darin – ich meine damit im Ausdruck – nicht in der Technik. Gegenüber der üblichen Modelliererei in Ton u. hinterher Abformen u. Giessen hatten seinerzeit die Brückeleute wieder auf die ursprüngliche Bild-„hauerei“ zurückgegriffen u. unmittelbar aus dem Material – Holz – heraus gestaltet.

Mit den besten Wünschen u. Grüßen
bin ich Ihr
K. Schmidt-Rottluff

4

An Justin Oberzimmer²⁰⁵

KARL
SCHMIDT-ROTTLUFF
BERLIN-ZEHLENDORF
SCHÜTZALLEE 136

9. 6. 48

Sehr geehrter Herr Dr Oberzimmer,
heute ist nun das erste Paket hier eingetroffen, ich will es Ihnen gleich bestätigen – Inhalt wie beiliegendes dem Paket beigefügtes Verzeichnis. Herzlichsten Dank – die Freude war gross.

Da Sie die gütige Freundlichkeit hatten, mich besondere Wünsche äussern zu lassen, so wäre mir gelegentlich etwas Seife – nicht Toilettenseife – sondern sogenannte Kernseife sehr willkommen, die ich zum Pinselwaschen brauche – u. die hier natürlich nicht zu bekommen ist.

Für heute nochmals vielen / herzlichen Dank u. beste Grüsse
Ihres
K. Schmidt-Rottluff

5

An Justin Oberzimmer²⁰⁶

KARL
SCHMIDT-ROTTLUFF
BERLIN-ZEHLENDORF
SCHÜTZALLEE 136

17. 6. 48

gischen Museum für Kunst und Gewerbe, in: Museum der Gegenwart 1 (1930/31), S. 100-111 (Nachdruck BARRON, Skulptur (wie Anm. 148), S. 222-225), Abb. S. 108. Oberzimmer besaß möglicherweise den vor seiner Emigration erschienenen ersten Band der Zeitschrift.

²⁰⁵ Eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift auf einem beidseitig beschriebenen halben Briefbogen (Oktavformat) mit dem üblichen Briefkopf (1¼ S.).

²⁰⁶ Eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift auf einem halben Briefbogen im Oktavformat mit dem üblichen Briefkopf (½ S.). Siehe Abb. 2.

Sehr geehrter Herr Dr Oberzimmer,
 heute kann ich Ihnen den weiteren Empfang von 22 Pfund Reis bestätigen. Wir
 sind sehr erfreut darüber. Herzlichen Dank u. beste Grüsse
 Ihres
 K. Schmidt-Rottluff

6

An Justin Oberzimmer²⁰⁷

2. 7. 48

Sehr geehrter Herr Dr Oberzimmer,
 heute kann ich Ihnen auch das separat von Ihnen geschickte Paket bestätigen. Es ist
 trotz der zur Zeit hier herrschenden Verwirrung²⁰⁸ richtig angekommen. Briefpost
 kann im Augenblick nur bis 50 gr befördert werden – sie wird mit den Flugzeugen der
 westlichen Alliierten weggebracht – eine Zeitlang war Berlin völlig abgesperrt.²⁰⁹
 Meine Bestätigung wird Sie²¹⁰ also wohl richtig erreichen.

Schönsten Dank u. freundliche Grüsse

Ihres
 K. Schmidt-Rottluff

7

An Justin Oberzimmer²¹¹

KARL
 SCHMIDT-ROTTLUFF
 BERLIN-ZEHLENDORF
 SCHÜTZALLEE 136

31. 8. 48

Sehr geehrter Herr Dr Oberzimmer,
 vielen Dank für Ihren Brief vom 5. 8. Ich freue mich, zu hören, das Bild hängt nun
 bei Ihnen²¹² u. vermag Ihnen manches zu sagen, sodass es nicht nur ein angenehmer

²⁰⁷ Eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift auf einem halben Briefbogen (Oktavformat) ohne Briefkopf – wohl die rechte Seite eines in zwei Hälften getrennten Briefbogens, dessen linke Hälfte den üblichen Briefkopf wie in den vorigen Briefen aufwies (1 S.).

²⁰⁸ Anspielung auf die Berlinblockade durch die Sowjetunion, die am 24. Juni 1948 – als Reaktion auf die Währungsreform in den drei Westzonen – begonnen hatte.

²⁰⁹ In den ersten Tagen nach der Währungsreform in den Westzonen wurde von den Sowjets der gesamte Verkehr zwischen den Westzonen und Westberlin unterbunden (Personenverkehr) oder streng kontrolliert (Warenverkehr).

²¹⁰ Korrigiert aus *sie*.

²¹¹ Eigenhändige Ausfertigung mit Blaustift auf einem kompletten Briefbogen im Oktavformat mit dem üblichen Briefkopf (4 S.).

²¹² Hier ist wohl noch das Landschaftsaquarell („Weg im Wald“) gemeint (siehe Briefe 2 und 3), das unterdessen nach seiner Rahmung einen festen Platz in der Wohnung Oberzimmers gefunden hatte, kaum schon das Stilleben, dessen Übersendung Schmidt-Rottluff in Brief 3 (vom 2. Juni) zwar schon angekündigt hatte, das aber anscheinend erst später auf die Reise ging; vgl. den folgenden Brief.

Farbfleck auf der Wand ist. Ich denke doch, bei aller Anspruchslosigkeit des Motives wird es immer mehr sein inneres Leben enthüllen, es beglückt mich, wenn Sie das entdecken können.

Die Luftverbindung – postalisch – ist ja wieder hergestellt, aber sonst²¹³ ist leider alles recht ungeklärt – wir sitzen weiter in einem Kessel, dessen Schicksal ungewiss ist. / Heute kann ich Ihnen aber bestätigen, das Paket mit den Fetten ist vor zwei Tagen angekommen u. heute ist auch das Zuckerpaket gemeldet. Wir sind überrascht u. nicht minder erfreut darüber u. sagen Ihnen herzlichen Dank. Meine Frau ist sehr glücklich über die Aussicht, Wolle im Seifenpaket zu erhalten u. dankt Ihnen schon sehr für Ihre gute Idee. Ja – einen Hausstand habe ich, wenn wir auch nur als Untermieter hier eine Wohnung haben. Wir sind beide allein, Kinder haben wir keine – unsre Pflgetochter lebt in der englischen Zone.²¹⁴ Sie hatte sich in Pommern mit einem Mühlensohn verheiratet, wo natürlich alles verloren ging – unser Schwiegersohn fährt den Trekker²¹⁵ einer Holzbearbeitungsfabrik. Ein Bruder von mir / lebt in der russischen Zone,²¹⁶ wir haben ihn kürzlich besucht,²¹⁷ daher auch blieb Ihr Brief eine Weile liegen. Ich schickte Ihnen aber kurz vorher einen Katalog,²¹⁸ da er nicht mehr die russische Zone zu passieren brauchte, wird der Umschlag gewiss unaufgerissen ankommen.

Ja – mit der Bescheidenheit ist's solch Sache – uns wird sie mit Vorbedacht beigebracht, trotzdem sind uns längst einige Zweifel am moralischen Recht der Andern angekommen.²¹⁹ Dass wir Deutschen allen Grund haben, etwas bescheidener zu sein,²²⁰ will ich damit nicht bestreiten. Anmassung ist mir niemals sympathisch gewesen. Um aber nicht ins Philosophieren zu geraten, es könnte sein, dass ich Sie einmal um Rohleinen bitten werde, was hier durchaus nicht zu bekommen ist. Ich habe / einmal etwas aus Amerika bekommen, es ist aber sehr dünn u. ausserdem mit Jute ge-

²¹³ Sic!

²¹⁴ Roswita Stubbe, geb. Peters, jüngere Tochter des Sammlerehepaars Viktor (1870–1949) und Hedda Peters (1880–1960). Im juristischen Sinne war Roswita keine „Pflgetochter“, doch stand sie seit den 1920er-Jahren in einem engen, quasi-familiären Verhältnis zum Ehepaar Schmidt-Rottluff, um das sie sich auch im Alter rührend gekümmert hat; vgl. zahlreiche einschlägige Briefe Schmidt-Rottluffs in: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), S. 198 (Personenregister). Roswita stand in jungen Jahren mehrfach dem Maler Modell, darunter für das 1927 entstandene Gemälde „Roswita“ (Abb. bei GROHMANN, Schmidt-Rottluff (wie Anm. 2), S. 270); nähere Einzelheiten in: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), S. 185 (Kommentar zu Brief 169); S. 137, Brief 116; S. 143, Brief 124. Vgl. auch THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 47, Kommentar zu Nr. 37.

²¹⁵ Sic!

²¹⁶ Der zehn Jahre jüngere Bruder Schmidt-Rottluffs, Kurt Schmidt (1894–1972), der von Beruf Diplomingenieur war (GROHMANN, Schmidt-Rottluff (wie Anm. 2), S. 28), lebte mit seiner Frau Hilde im gemeinsamen Elternhaus in Chemnitz-Rottluff; vgl. die Einleitung (bei Anm. 25). Die zahlreichen Briefe Schmidt-Rottluffs an das Ehepaar sind unlängst von Ralf W. Müller in Auswahl veröffentlicht worden: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3).

²¹⁷ Es war dies der erste Besuch nach dem Fortzug Schmidt-Rottluffs aus Chemnitz Ende 1946. Als Schmidt-Rottluff mit seiner Frau nach Berlin zurückkehrte, war ihnen die „Luftbrückenorgelei [...] erst wieder 'mal neu, aber wir waren sie bald gewohnt“: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 62.

²¹⁸ Möglicherweise der Katalog der Lübecker Ausstellung 1947 in der Overbeck-Gesellschaft (siehe Brief 1, Anm. 185).

²¹⁹ Hier sind die Alliierten gemeint, vgl. oben Anm. 98.

²²⁰ Zwischen den Zeilen *zu sein* nachgetragen.

mischt u. kein sehr vorteilhafter Malgrund. Aber ich schreibe Ihnen deswegen noch, es ist oft deprimierend zu denken, dass wir wer weiss wie lange noch, immer wieder die Hilfe von auswärtigen Freunden in Anspruch nehmen müssen – und meist sind es solche, die einmal gezwungen worden sind, das Heimatland zu verlassen.

Für heute nochmals herzlichen Dank u. freundlichste Grüsse

Ihres

K. Schmidt-Rottluff

8

An Justin Oberzimmer²²¹

Karl Schmidt-Rottluff
Berlin-Zehlendorf
Schützallee 136²²²
Deutschland²²³

Herrn
Dr J. Oberzimmer
27 Hancock Street
Johannesburg
Südafrika²²⁴

5. 10. 48

Sehr geehrter Herr Dr Oberzimmer,
ich hatte gerade einen Brief an Sie fertig, um Ihnen den Erhalt von einem Sack Mehl u. Ihres Paketes mit der Seife u. der Wolle zu bestätigen. Da kam Ihr Brief mit den Proben!²²⁵ Nun erst mal herzlichsten Dank für alles Gute aus Südafrika. Die Wolle ist herrlich u. meine Frau ist sehr beglückt davon – auch die Farbe ist sehr angenehm. – Ich hätte mir allerdings denken müssen, dass es in Südafrika keinen Flachs giebt u. damit kein Leinen²²⁶ – aber Baumwolle. Von den gesandten Proben wäre mir N^o 1

²²¹ Eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift auf Luftpostfaltbrief (Aerogramm). Poststempel: Berlin-Zehlendorf 1, 06.10.48 – 17. Durchgangsstempel: (16) Frankfurt (Main) 2, 8.10.48. – 10. – Die Luftpostbeförderung von West-Berlin in die Westzonen und ins Ausland war zwar schon am 26. Juli 1948 eröffnet worden, doch wurden die vorgedruckten Luftpostfaltbriefe, die Schmidt-Rottluff hier erstmals benutzte, erst zum 1. Oktober 1948 an allen Postschaltern zum Preis von 100 Pf, zunächst nur zahlbar durch zwei Internationale Antwortscheine (IAS, von Schmidt-Rottluff Portocoupons genannt), zum Verkauf angeboten. Schmidt-Rottluff hat sich also umgehend solche praktischen Aerogramme zur schnellen und sicheren Beförderung seiner Briefe nach Südafrika beschafft.

²²² Absenderstempel in Blau.

²²³ Handschriftlich hinzugefügt in schwarzer Tinte.

²²⁴ Adresse Oberzimmers in schwarzer Tinte.

²²⁵ Die im Folgenden näher erläuterten Stoffproben.

²²⁶ Obwohl Schmidt-Rottluff unterdessen erfahren hat, dass in Südafrika kein Flachs angebaut wird, scheint er die Hoffnung nicht aufgegeben zu haben, von Oberzimmer doch noch etwas Leinen zu bekommen. So schreibt er am 27. Oktober 1948 an seinen Bruder in Chemnitz: „Und hoffentlich wird der Paketverkehr nicht ganz abgeriegelt – man weiss jetzt nie. Briefpost aus dem Westen scheint jetzt schon ganz auszubleiben. – Mein

stets auch Craft²²⁷ das geeignetste Material. Der Stoff kann gefaltet werden. Wenn es verschiedene Breiten giebt, ist mir jede Breite ab 100 cm recht. Es ist zu rührend von Ihnen, dass Sie sich gleich danach umgetan haben. Demnächst wird auch ein Stilleben an Sie abgehen – das mit den Pinseln aus dem Katalog, das Sie bereits bezeichnet hatten.²²⁸ Es ist inzwischen wieder frei geworden u. so freue ich mich, es Ihnen schicken zu können. Hoffentlich haben Sie nicht eine andre Vorstellung davon nach der farbigen Abbildung. Diese farbigen Reproduktionen sind immer unzulänglich u. leicht irreführend.

Freundlichste Grüße – auch von meiner Frau

Ihr

K. Schmidt-Rottluff

9

An Justin Oberzimmer²²⁹

Karl Schmidt-Rottluff
Berlin-Zehlendorf
Schützallee 136²³⁰

Herrn
Dr J. Oberzimmer
27 Hancock Street
Johannesburg
Südafrika²³¹

3. 11. 48

Sehr geehrter Herr Dr Oberzimmer,
vielen Dank für Ihren Brief vom 12. 10. Es tut mir recht leid, dass Sie berufliche Sorgen haben. Mit Sozialisierungsmassnahmen fängt es an, mit der Diktatur hört es auf – ich möchte nicht wünschen, dass Südafrika denselben Weg geht.²³² Es können doch nicht alle Ärzte in Hospitälern tätig sein – u. viele Patienten dürften trotzdem private Behandlung vorziehen – doch ich kann die dortigen Verhältnisse nicht beurteilen. – Die Pinsel in dem Stilleben, das hoffentlich inzwischen bei Ihnen angekommen ist, sind einmal das Gegengewicht gegen die dunkle Ecke links unten, u. ausserdem in den ausstrahlenden Bewegungen ein solches gegenüber der geschlossnen Kugelform.²³³ – Sie haben ganz recht, die im April angekündigten Sendungen sind nun sämtlich einge-

Mann in Südafrika wollte wieder etwas schicken – aber wer weiss, wann das ankommt und ob auch etwas Leinen“ (MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 65).

²²⁷ (Kunst-)handwerkliches Erzeugnis, im Gegensatz zu Fabrikware.

²²⁸ Das Atelier-Stilleben im Katalog der Chemnitzer Ausstellung, Farbabb. S. 17 (siehe Brief 1, Anm. 185). In Brief 11 vermutet Schmidt-Rottluff, dass es 1944 entstanden ist. 1992 wurde das Aquarell über die Galerie Hagemeier, Frankfurt a. M., angeboten (freundlicher Hinweis von Christiane Remm – Karl und Emy Schmidt-Rottluff Stiftung, Berlin).

²²⁹ Eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift auf Luftpostfaltbrief (Aerogramm). Poststempel: Berlin-Dahlem, 4.11.48 – 4-5 N.

²³⁰ Absenderstempel in Blau.

²³¹ Adresse Oberzimmers in schwarzer Tinte.

²³² Anspielung auf die Entwicklung in der Russischen Zone; siehe oben, S. 96 f.

²³³ Zum Atelier-Stilleben vgl. den vorigen Brief; siehe auch oben bei Anm. 59.

troffen. Herzlichsten Dank für all die neu angekündigten Sendungen – ich hoffe sehr, sie kommen richtig an – ich werde sie Ihnen gleich bestätigen. In den westlichen Ländern²³⁴ scheint sich die Ernährungslage allerdings wesentlich gebessert zu haben, von Berlin kann man das freilich nicht sagen – es giebt wohl ab November einige Aufbesserung der Rationen u. bisher hat die Luftbrücke auch für Anlieferung gesorgt – trotzdem sehen wir dem Winter mit Bedenken entgegen, besonders da von den Russen keinerlei Heizmaterial in die Westsektoren gelassen wird.²³⁵ – Sie haben mal freundschaftlich nach meinen persönlichen Verhältnissen gefragt – darf ich ein Gleiches tun. Da Sie noch nie Ihre Gattin erwähnt haben, meine ich annehmen zu müssen, Sie sind unverheiratet – vielleicht erzählen Sie gelegentlich auch einmal von sich.²³⁶

Mit den freundlichsten Grüßen – auch von meiner Frau – u. guten Wünschen verbleibe ich

Ihr
K. Schmidt-Rottluff

10

An Justin Oberzimmer²³⁷

KARL
SCHMIDT-ROTTLUFF
BERLIN-ZEHLENDORF
SCHÜTZALLEE 136²³⁸

18. 11. 48

Sehr geehrter Herr Dr Oberzimmer,
ich will Ihnen kurz den Empfang Ihres Paketes mit Speck u. Heringsdose bestätigen. Und herzlichsten Dank sagen. Der Speck ist nicht nur eine kalorienreiche Sache – auch eine herrliche Delikatesse!

²³⁴ Gemeint sind die drei Westzonen.

²³⁵ Die Berlinblockade durch die Sowjets hatte am 24. Juni 1948 begonnen. Der Winter 1948/49 wurde milder als befürchtet, sodass die mit der Luftbrücke beförderten Brennstoffe einigermaßen ausreichten, auch wenn die Auswirkungen überall spürbar waren und auch von Schmidt-Rottluff in seinen „Briefen nach Chemnitz“ erwähnt werden (etwa Nr. 63 vom 7. Oktober 1948).

²³⁶ In Brief 11 bedankt Schmidt-Rottluff sich für den „Abriss“ der „Lebensgeschichte“, den ihm Oberzimmer im Schreiben vom 10. November mitgeteilt hatte. Näheres zu Oberzimmer und seiner Familie siehe Kapitel II.

²³⁷ Eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift auf einem beidseitig beschriebenen, zweimal (wegen des verwendeten kleinen Briefumschlags) gefalteten Abreißblatt im Oktavformat mit dem aus den ersten Briefen bekannten Briefkopf (1½ S.).

²³⁸ Der Brief muss ungeachtet des Briefkopfs mit der Berliner Adresse von Schmidt-Rottluff in Hofheim/Taunus im Haus von Hanna Bekker vom Rath geschrieben und in Hofheim der Post übergeben worden sein, wie sich aus einem am 16. November 1948 dort verfassten Brief an seinen Bruder Kurt in Chemnitz ergibt (MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 66). Dies erklärt auch, warum er diesmal nicht den zuletzt in den Briefen 8 und 9 verwandten Luftpostfaltbrief (Aerogramm) der Berliner Postverwaltung nehmen konnte. – Zu Bekker vom Rath vgl. im Übrigen oben Anm. 133.

Der Pullover aus Ihrer Wolle²³⁹ ist nun auch fertig gestrickt – er ist ein prachtvolles Stück geworden.

Mit den besten Grüßen u. Wünschen – auch von meiner Frau

Ihr
K. Schmidt-Rottluff

/ Ob²⁴⁰ wohl das Aquarell bei Ihnen angekommen ist²⁴¹ – Ich weiss nicht, ob ich Ihnen früher geschrieben habe, wenn es gerahmt wird, einen weissen Passepartout darum zu geben, da die Farben auf Weiss bezogen sind. Nicht der sonst beliebte Elfenbeinton.

11

An Justin Oberzimmer²⁴²

Karl Schmidt-Rottluff
Berlin-Zehlendorf
Schützallee 136²⁴³

Herrn
Dr J. Oberzimmer
27 Hancock Street
Johannesburg Südafrika²⁴⁴

9. 12. 48

Sehr geehrter Herr Dr Oberzimmer,
ich will Ihnen endlich bestätigen, dass inzwischen sämtliche von Ihnen avisierten Pakete gut eingetroffen sind – u. sie haben sämtlich besten Beifall gefunden. Seien Sie herzlichst bedankt – auch für die überlegte Zusammenstellung. Und seien Sie ebenso herzlich bedankt für Ihren Brief vom 10. 11. u. für den Abriss Ihrer Lebensgeschichte. Sie sind mir dadurch nun schon persönlich bekannt geworden. Ich musste dabei an das Gespräch mit einem Dichter denken, der der Meinung war, es könnten keine Romane mehr geschrieben werden.²⁴⁵ Nun – ich bin anderer Ansicht gewesen – man sucht nur

²³⁹ Vgl. Brief 8.

²⁴⁰ Das Folgende als Nachschrift auf der Rückseite des Blattes.

²⁴¹ Gemeint ist das im vorigen Brief erwähnte Atelier-Stillleben.

²⁴² Eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift auf Luftpostfaltbrief (Aerogramm). Poststempel: Berlin-Dahlem, 10.12.48 – 5-6 N.

²⁴³ Absenderstempel in Blau.

²⁴⁴ Adresse Oberzimmers mit schwarzer Tinte.

²⁴⁵ An welchen Dichter Schmidt-Rottluff denkt, konnte nicht ermittelt werden. Im Januar 1948 hat Frank Thiess (1890–1977) an den emigrierten österreichischen Schriftsteller Hermann Broch (1886–1951) in diesem Sinne geschrieben: „Wenn mich heute Leute fragen, wann endlich wieder ein Roman von mir herauskäme, könnte ich sie ohrfeigen.“ Siehe BERG, Deutsch-jüdische Historikerbriefwechsel (wie Anm. 51), S. 278. – Zu der von dem Kunsthistoriker HERBERT VON EINEM (1905–1983), Gedanken zur Geschichte der deutschen bildenden Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Die Sammlung 1 (1945/46), S. 169-179, aufgegriffenen Diskussion über das „Ende der Kunst“ (vgl. die Erwiderung von HERMAN NOHL, Das Ende der Kunst?, in: ebd. S. 179-183) bemerkt Schmidt-Rottluff in einem Brief an Gunther Thiem (22. April 1946): „[Dazu] wäre mancherlei zu

den Stoff an der falschen Stelle. Ganz besonders haben mich Ihre Bemerkungen über das zweite Bild beruhigt.²⁴⁶ Ich sehe, Sie gehören zu den selten anzutreffenden Menschen, die man als eidetische bezeichnet²⁴⁷ – z. B. Goethe gehörte dazu. Menschen, die die Augen nicht nur zum Orientieren haben, denen sie vielmehr Erkenntnisse u. Erleben vermitteln u. für die Bilder nicht blosse Reproduktionen sind.²⁴⁸ Sie fragen nach dem Titel des ersten Aquarells. Ich glaube: Weg im Wald²⁴⁹ – beide sind wohl 1944 entstanden – mit den Jahreszahlen komme ich allmählich in Konflikt u. bin nicht mehr ganz zuverlässig. Neulich habe ich sogar jemanden gefragt, was er wohl über ein Bild weiss, wenn er weiss, wann es gemalt ist. Mich selbst hat es noch nie interessiert, wann ein Bild gemalt ist – in solchen Fällen sind mir die Jahrhunderte sämtlich unwichtig. – Dass die Verhältnisse im dortigen Kunstmarkt so peinlich sind, konnte ich fast annehmen.²⁵⁰ Die Regierung hat sich mit der Ablehnung der Künstlereingabe, Einfuhr von Kunst zu verbieten, klüger erwiesen als die Künstler. Das kann ja nur das Nationalvermögen vermehren!

Nochmals vielen Dank. Ihnen u. Ihrer Gattin die freundlichsten Grüsse von uns beiden.

Ihr

K. Schmidt-Rottluff

12

An Justin Oberzimmer²⁵¹

Karl Schmidt-Rottluff
Berlin-Zehlendorf
Schützallee 136²⁵²

sagen, aber das liegt mir nicht sehr – die These von Einems wäre mit verschiedenen Einwänden zu erschüttern“: THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 136, Brief 58. Vgl. auch den Kommentar, ebd., S. 137, sowie die dort abgebildete Broschüre: Befreite Kunst (wie Anm. 106), darin HERMAN NOHL, Vom Sinn der Kunst, S. 14-22, mit dem auszugsweisen Abdruck eines Briefes von Schmidt-Rottluff an Nohl, ebd. S. 21. Die geschichtsphilosophische Diskussion über das angebliche „Ende der Kunst“, auf die Herbert von Einem rekurriert, geht auf Hegel zurück; siehe WILLI OELMÜLLER, Hegels Satz vom Ende der Kunst und das Problem der Philosophie der Kunst nach Hegel, in: Philosophisches Jahrbuch 73 (1965/66), S. 75-94.

²⁴⁶ Das Atelier-Stilleben aus Brief 8.

²⁴⁷ Personen, die ein eidetisches oder fotografisches Gedächtnis haben.

²⁴⁸ Obwohl Schmidt-Rottluff, der in jungen Jahren zusammen mit Erich Heckel dem Chemnitzer literarischen Club „Vulkan“ angehörte, sehr belesen war (THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 26, Kommentar zu Brief 12), stand für ihn das Sehen immer an erster Stelle: „Ich selber finde freilich, dass das Sehen mehr vermittelt als alles Lesen“ (Schmidt-Rottluff an Gunther Thiem am 14. April 1939: THIEM, Ungemalte Bilder (wie Anm. 2), S. 25, Nr. 12). Vgl. auch HUBER, Irritationen (wie Anm. 59).

²⁴⁹ Das in Brief 2 erwähnte Landschaftsbild, von dem auch in den Briefen 3 und 7 die Rede ist.

²⁵⁰ Zum Kunstmarkt in Südafrika und zu den dortigen Einfuhrbestimmungen vgl. auch die Briefe 18 und 22.

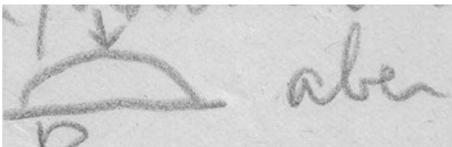
²⁵¹ Eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift auf eng, auch auf der eingefalteten Rückseite teilweise beschriebenem Luftpostfaltbrief (Aerogramm). Poststempel: Berlin-Zehlendorf 1, 17.1.49 – 19.

²⁵² Absenderstempel in Blau.

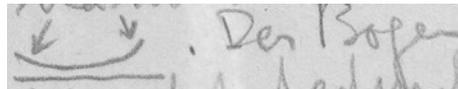
Herrn
Dr J. Oberzimmer
27 Hancock Street
Johannesburg
Südafrika²⁵³

15. 1. 49

Sehr geehrter Herr Dr Oberzimmer,
nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren Brief vom 22. 12. u. für die beigefügten Coupons.²⁵⁴ Ich verstehe schon Ihre Frage nach der Entstehungszeit eines Bildes u. dass man sich aus einem Kunstwerk eine Vorstellung vom Geist der Zeit machen kann – rückwirkend. Mit einer kleinen Einschränkung, indem ein wesentliches Kunstwerk dem Geist der Zeit vorauszugreifen pflegt, aber im Laufe der Jahre rutschen diese Differenzen völlig zusammen. – Was Sie über das Missgeschick, das dem Blatt beim Rahmen widerfuhr,²⁵⁵ schreiben, hat mich sehr beunruhigt. Sie hatten doch auch das Blatt erst aufgerollt, ohne dass ein Unglück geschah. Wahrscheinlich hat der Mann das Papier nicht richtig beschwert – nämlich: [siehe *Ausschnitt 1*], aber nicht so darf man es machen: [siehe *Ausschnitt 2*]. Der Bogen war ja etwas mehr von mir beansprucht dadurch, dass beide Seiten verwendet worden waren[,] aber trotzdem brauchte das nicht vorzukommen. Diese Aquarellpapiere sind schwach geleimt, es kann sein, wenn auch nur eine ganz geringfügige eingerissene Stelle vorhanden war, was ich nicht weiss, dann von da aus infolge der Spannung das Papier weiter riss. Ich hoffe aber sehr, der Rahmer hat das Blatt nicht auf die Glasplatte spannen wollen, zu welchem Zweck es von hinten angefeuchtet werden muss. Da die Aquarellpapiere sich beim Anfeuchten mehrere Zentimeter ausdehnen, entsteht beim Trocknen ein so starker Zug, dass auch ein stärker geleimtes Papier zum Zerreißen kommen kann. Ein Aquarell soll man überhaupt weder aufziehen noch spannen, es wird nur an den Ecken leicht auf der Rückwand des Passpartouts angeheftet. Der Passepartout hat eine vom Rahmen absondernde Aufgabe u. dann die, dass eine dünne Luftschicht zwischen Blatt u. Glas vorhanden ist. Das Pressen unmittelbar auf die Glasscheibe sieht a.) schlecht aus, b.) ist es allerdings wie Sie vermuten nicht unbedenklich. Die Glasscheibe lässt nicht nur Licht, sondern auch Wärmestrahlen durch – u. da die Farben verschieden darauf reagieren, dürften im Laufe der Zeit manche Farbteilchen sich auf die Glasplatte begeben. Es ist leider schwer zu raten,²⁵⁶ ohne den Befund zu kennen – u. hier könnte ich Ihnen ohne weiteres jemand nennen, der das in Ordnung brächte – ich weiss nicht, ob es in Johannesburg einen erfahrenen Restaurator giebt – eventuell müsste das Blatt auf der Rückseite mit einem dünnen, festen²⁵⁷ Japanpapier überzogen werden. Es tut mir aufrichtig leid,



Ausschnitt 1



Ausschnitt 2

²⁵³ Adresse Oberzimmers mit schwarzer Tinte.

²⁵⁴ Portocoupons (Internationale Antwortscheine); vgl. Briefe 13 und 17.

²⁵⁵ Hier ist wahrscheinlich das Atelier-Stilleben aus Brief 8 gemeint.

²⁵⁶ Oberzimmer hatte Schmidt-Rottluff offensichtlich um Rat gefragt, was er mit dem beschädigten Aquarell machen sollte.

²⁵⁷ Zwischen den Zeilen *festen* nachgetragen.

dass Sie damit Kummer haben. – Erfreut war ich zu hören, Sie haben nun auch von Heckel zwei Blätter²⁵⁸ u. den Kalender, den ich Ihnen auch zudedacht hatte,²⁵⁹ nur sind meine Belegexemplare erst dieser Tage in meine Hände gekommen – infolge der Transportschwierigkeiten. / Es mutet uns hier zunächst etwas böhmisch an, dass man zu Weihnacht in die Sommerferien fährt – mögen Sie sich dort gut erholen. – Ich wollte Sie schon immer einmal fragen, ob Ihnen in Capstadt eine Malerin Magdal. Laubser²⁶⁰ bekannt ist. Sie war früher einmal Schülerin bei mir – u. soll jetzt eine ganz bekannte Malerin sein. Eine holländische Burin. Ich habe seit vielen Jahren nichts mehr von ihr gehört. – Ich schickte Ihnen inzwischen eine kleine Publikation über meine Aquarelle, die jetzt glücklich nach drei Jahren in Druck gegangen ist. Die Abbildungen sind etwas besser als sonst – auch²⁶¹ der Weigelienstrauss ist sehr unzulänglich, er ist ganz kühl in den Farben u. herber – gewissermassen von Dur in Moll übertragen.²⁶²

Mit den besten Grüßen verbleibe ich

Ihr

K. Schmidt-Rottluff

13

An Justin Oberzimmer²⁶³

Karl Schmidt-Rottluff
Berlin-Zehlendorf
Schützallee 136²⁶⁴

Herrn
Dr J. Oberzimmer
27 Hancock Street
Johannesburg
Südafrika²⁶⁵

²⁵⁸ Schmidt-Rottluff hatte Oberzimmer Heckels Adresse in Brief 1 mitgeteilt.

²⁵⁹ Möglicherweise ist hier „Richters Thüringer Kunstkalender“ für das Jahr 1949 gemeint, in dem ein Aquarell Schmidt-Rottluffs („Kokardenblumen“) veröffentlicht worden ist (freundlicher Hinweis von Christiane Remm – Karl und Emy Schmidt-Rottluff Stiftung, Berlin).

²⁶⁰ *Loubser* – Magdalena (Maggie) Laubser (1886–1973), südafrikanische Malerin burischer Abstammung. Siehe den folgenden Brief sowie die Briefe 21 und 22.

²⁶¹ Unlogisch! Ob hier *aber* stehen sollte?

²⁶² Bei der nicht näher bezeichneten Publikation könnte man denken an FRIEDRICH BLASCHKE, Karl Schmidt-Rottluff als Aquarellist, in: Die Kunst und das Schöne Heim 47 (1949), S. 218-220 (mit Abb. von vier undatierten, aber bezeichneten Aquarellen Schmidt-Rottluffs: Landschaft am Morgen – Felder und Sonne – Weiße Winden – Birnen mit Orange (1939, siehe MOELLER, Karl Schmidt-Rottluff. Aquarelle (wie Anm. 129), Abb. 65), aber der „Weigelienstrauß“ ist dort nicht zu finden. Ob eine Verwechslung mit den „Weißen Winden“ vorliegt? Solche Verwechslungen durch den Künstler kommen häufiger vor (freundlicher Hinweis von Christiane Remm – Karl und Emy Schmidt-Rottluff Stiftung, Berlin).

²⁶³ Eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift auf Luftpostfaltbrief (Aerogramm). Poststempel: Berlin-Dahlem, 24.2.49 – 10-11 V.

²⁶⁴ Absenderstempel in Blau.

²⁶⁵ Adresse Oberzimmers in schwarzer Tinte.

22. 2. 49

Sehr geehrter Herr Dr Oberzimmer,
vielen Dank, dass ich wieder von Ihnen hören konnte. Wenn Sie es versuchen wollen, das Aquarell herzuschicken, will ich gern mich bemühen u. alles tun, den Schaden auszubessern[.] Ich bin sehr gespannt darauf, was eigentlich passiert ist. – Vielen Dank für die beigefügten Coupons²⁶⁶ – sie sind leider in Berlin immer noch nötig. Ihr Bericht über Magda Laubser²⁶⁷ interessiert mich natürlich sehr. Sie war ein schwerer Mensch u. dass sie auch ins Commerzialisieren gekommen ist, klingt mir zunächst unwahrscheinlich. Irma Stern,²⁶⁸ die ich früher auch 'mal kennenlernte, war damals schon sehr routiniert, wurde freilich von M. L.²⁶⁹ sehr bewundert. – Vielen Dank für den Hinweis auf die dortigen klimatischen Verhältnisse – ich hatte mir schon vorgestellt, es müssten rechte Spannungen bestehen.²⁷⁰ Es ist übrigens eine Dame, die [s]ich hier auf Restaurierung von Arbeiten auf Papier spezialisiert hat u. die bedenklichsten alten Werke wiederhergestellt hat. Sie können sich denken, dass hier vieles arg mitgenommen ist, soweit es nicht ganz verloren gegangen ist. – Wir lasen hier von den Unruhen, die in Durban vorgekommen sind,²⁷¹ hoffentlich haben Sie in D.²⁷² nichts davon erleben müssen.

Vielen Dank, dass Sie wieder versuchen wollen, etwas zu schicken u. bereits drei Pfund Speck riskiert haben, ich werde Ihnen gleich berichten, wenn etwas angekommen ist.

Mit herzlichen Grüßen verbleibe ich

Ihr

K. Schmidt-Rottluff

14

An Justin Oberzimmer²⁷³

Karl Schmidt-Rottluff
Berlin-Zehlendorf
Schützallee 136²⁷⁴

²⁶⁶ Portocoupons; vgl. den vorigen Brief.

²⁶⁷ *Loubser* – Zu Magdalena Laubser siehe den vorigen Brief.

²⁶⁸ Irma Stern (1894–1966), südafrikanische Künstlerin, lebte von 1913 bis 1920 in Deutschland. Sie stand der „Novembergruppe“ um Max Pechstein nahe, zu der Schmidt-Rottluff eher Distanz hielt (BRIX, Biographie (wie Anm. 3), S. 260). 1920 zog sie nach Kapstadt.

²⁶⁹ Magdalena Laubser.

²⁷⁰ Eine der Ursachen für die Beschädigung des im vorigen Brief erwähnten Aquarells.

²⁷¹ Im Januar 1949 kam es in einem Township (Cato Manor) am Rande von Durban zu schweren Unruhen, die sich am Gegensatz zwischen Schwarzen und indischstämmiger Bevölkerung entzündeten und in deren Verlauf 142 Personen zu Tode kamen.

²⁷² Wohl irrtümlich für *J.* = *Johannesburg*.

²⁷³ Eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift auf Luftpostfaltbrief (Aerogramm). Poststempel: Berlin-Zehlendorf 1, 08.3.49 – 8. Durchgangsstempel: (16) Frankfurt (Main) 2, 9.3.49. – 13.

²⁷⁴ Absenderstempel in Blau.

Herrn
 Dr J. Oberzimmer
 27 Hancock Street
 Johannesburg
 Südafrika²⁷⁵

6. 3. 49

Sehr geehrter Herr Dr Oberzimmer,
 ich will Ihnen rasch den Erhalt der drei Dosen mit Speck bestätigen – sie sind anscheinend sehr rasch befördert worden. Herzlichsten Dank für diese herrliche Angelegenheit. – Heute las ich in der Zeitu[ng,] Südafrika wolle die Einfuhr aus den Sterlingblock-Ländern²⁷⁶ sperren, mich macht das bedenklich – ein Zeichen, wie überall das wirtschaftliche Leben von den Nachkriegswirkungen gestört ist. Von den Politikern habe ich schon längst keine Meinung mehr, die Erfahrungen u. Beobachtungen erstrecken sich bei mir schon auf einen beträchtlichen Zeitraum. Gäbe es nicht die Kunst, müsste man an der Menschheit verzweifeln – das Leben wäre sonst nicht auszuhalten.

Ich schicke Ihnen bald den Katalog einer Ausstellung,²⁷⁷ die in Halle einen unglaublichen Besuch gehabt hat – aber ich glaube, heute wäre die Ausstellung bereits nicht mehr möglich.²⁷⁸

Seien Sie für heute bestens begrüsst u. noch vielmals bedankt.

Ihr
 K. Schmidt-Rottluff

15

An Justin Oberzimmer²⁷⁹

Karl Schmidt-Rottluff
 Berlin-Zehlendorf
 Schützallee 136²⁸⁰

²⁷⁵ Adresse Oberzimmers in schwarzer Tinte.

²⁷⁶ Die Länder mit britischer Währung (Pfund Sterling).

²⁷⁷ Der Katalog der Ausstellung in der Galerie Henning in Halle/Saale 1948, in dem 18 Holzschnitte von Schmidt-Rottluff abgebildet sind (GROHMANN, Schmidt-Rottluff (wie Anm. 2), S. 315, Nr. 98). Seinem Bruder Kurt und dessen Ehefrau Hilde in Chemnitz schrieb Schmidt-Rottluff am 7. Februar 1949: „[...] die Ausstellung hatte 3 000 Besucher, was für Halle ja ganz enorm ist“ (MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 67).

²⁷⁸ Schmidt-Rottluff galt mittlerweile in der Sowjetischen Zone als „bürgerlich dekadent“; siehe Brief 16.

²⁷⁹ Eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift auf Luftpostfaltbrief (Aerogramm). Poststempel: Berlin-Dahlem 12.4.49 – 6-7 N. Durchgangsstempel: (16) Frankfurt (Main) 2, 14.4.49. – 10.

²⁸⁰ Absenderstempel in Blau.

Herrn
 Dr J. Oberzimmer
 27. Hancock Street
 Johannesburg
 Südafrika²⁸¹

11. 4. 49

Verehrter Herr Dr Oberzimmer,
 das Aquarell ist wohlbehalten eingetroffen! Nun, ich hatte mir den Schaden schlimmer vorgestellt – ich will nun mit der Restauratorin beraten, was am besten zu tun ist.²⁸² – Da die Einfuhr von Bildern nun doch dort verboten worden ist,²⁸³ werde ich in Zukunft Ihren Anweisungen entsprechend verfahren. Richtig – ich bin Humanist²⁸⁴ – viel Englisch ist mir nicht mehr zur Verfügung – aber das kriege ich noch zusammen. – Es tut mir sehr leid, dass Sie einen schweren Familienverlust hatten. Nach Ihrer Schilderung ist Ihr Schwiegervater ein sehr unternehmender Mann gewesen, der sich nicht leicht dazu verstanden haben mag, beizugeben. Man muss solche Leute bewundern. Unser herzliches Beileid Ihnen u. Ihrer Gattin.

Für heute nur die kurze Nachricht.

Herzliche Grüsse – auch von meiner Frau u. schon vielen Dank für die angekündigten Gaben.

Ihr
 K. Schmidt-Rottluff

16

An Justin Oberzimmer²⁸⁵

Karl Schmidt-Rottluff
 Berlin-Zehlendorf
 Schützallee 136²⁸⁶

Herrn
 Dr J. Oberzimmer
 27 Hancock Street
 Johannesburg
 Südafrika

²⁸¹ Adresse Oberzimmers in schwarzer Tinte.

²⁸² Oberzimmer hatte das beschädigte Aquarell an Schmidt-Rottluff zurückgeschickt. Vgl. Brief 13.

²⁸³ In Südafrika; vgl. Brief 11; siehe auch den folgenden Brief.

²⁸⁴ Schmidt-Rottluff hatte von 1897 bis 1905 in Chemnitz das humanistische Gymnasium besucht (GROHMANN, Schmidt-Rottluff (wie Anm. 2), S. 29).

²⁸⁵ Eigenhändige Ausfertigung hier erstmals – auch die Adresse Oberzimmers – mit blauem Kugelschreiber (durchschreibend) auf Luftpostfaltbrief (Aerogramm). Poststempel: Berlin-Dahlem 10.5.49. – 6-7 N. Dass Schmidt-Rottluff im Laufe des Jahres 1949 in seinen Briefen von Bleistift zu Kugelschreiber wechselte, belegen auch die zahlreichen Briefe an seinen Bruder Kurt in Chemnitz (Müller, in: MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), S. 10).

²⁸⁶ Absenderstempel in Blau.

9. 5. 49

Verehrter Herr Dr. Oberzimmer,
 vielen Dank für Ihre Karte aus der „Wildnis“. Hoffentlich hatten Sie schöne Tage im Osten. Heute konnte ich mir Ihre zwei Pakete abholen – mit Kakao Fleisch Speck Sohlen samt Nägeln u. Garn – u. die vielen herrlichen Speckbüchsen Kaffee u. Zucker. Es ist eine grosse Fülle damit über uns gekommen – herzlichen Dank – ich muss nun Rache bereiten! – Es scheint jetzt so, als sollten nun auch für Berlin manche Erleichterungen kommen, wenn die Blockade aufgehoben wird.²⁸⁷ Die Berliner sind allerdings skeptisch u. glauben dem Optimismus der Zeitungen nicht recht.²⁸⁸ Die Erfahrungen der bisherigen Nachkriegsjahre mahnen zur Zurückhaltung. Für das künstlerische Leben wäre es höchste Zeit, dass Berlin wieder Anschluss an die Welt bekäme, weder Kunst noch Bücher von ausserhalb konnten bisher hereinkommen – da auch von den Museumsbildern noch nichts wieder zurückgekommen ist, war Berlin recht dörflich geworden. Nachdem Südafrika die Einfuhr von Bildern verboten hat,²⁸⁹ wird wohl auch der eigne Slang dort nicht lange Reiz haben – wie töricht sind doch Staaten. – Wir ehedem Entarteten sind der östlichen Besatzungsmacht bereits wieder entartet – nur nennt man’s jetzt bürgerliche Dekadenz.²⁹⁰ Nun, ich habe nie erwartet, dass anderen meine Bilder gefallen – man soll aber nicht von mir erwarten, dass mir unzulängliches behagt.

Seien Sie u. Ihre Gattin herzlich von uns gegrüsst u. nochmals ganz gross bedankt.

Ihr

SR

17

An Justin Oberzimmer²⁹¹

Karl Schmidt-Rottluff
 Berlin-Zehlendorf
 Schützallee 136²⁹²

Herrn
 Dr J. Oberzimmer
 27 Hancock Street
 Johannesburg
 Südafrika

²⁸⁷ Die Berlinblockade endete tatsächlich am 12. Mai 1949.

²⁸⁸ Vgl. MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 71: „Auch sonst scheint es mit der erhofften Blockadeaufgabe ein Wunderland werden zu sollen – die Berliner sind freilich reichlich skeptisch – nach den bisherigen Erfahrungen“ (Schmidt-Rottluff am 8. Mai 1949 an Bruder und Schwägerin in Chemnitz).

²⁸⁹ Vgl. den vorigen Brief.

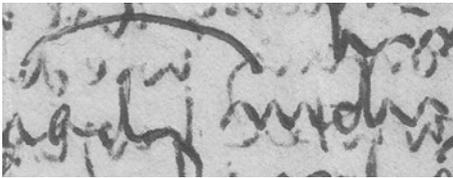
²⁹⁰ Vgl. MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 88 (vom 17. Januar 1951): „[...] die offizielle Presse [in der DDR] wettet schwer gegen die westliche dekadente Malerei“.

²⁹¹ Eigenhändige Ausfertigung mit blauem Kugelschreiber (durchschreibend) auf eng, auch auf der eingefalteten Rückseite teilweise beschriebenem Luftpostfaltbrief (Aerogramm). Poststempel: Berlin-Dahlem 2.6.49. – 5-6 N. Siehe Abb. 3.

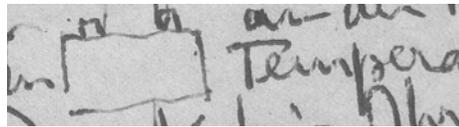
²⁹² Absenderstempel in Blau.

1. 6. 49

Verehrter Herr Dr Oberzimmer,
 nachdem ich zwei Tage geopfert hatte, um das restaurierte Aquarell auf dem von Ihnen bezeichneten Weg zu bringen, habe ich es doch vorgezogen, es heute der Post anzuvertrauen. Von der American Airway wurde erst noch die Ausfuhrgenehmigung des deutschen Zollamtes gewünscht. Bei diesem ging mir allerdings – wie der Berliner sagt – der Hut hoch. Grosses Erstaunen, dass das Blatt bei der Einfuhr nicht den Zoll passiert habe – ausserdem hätte die Reparatur ja Devisen einbringen müssen! Sie bekommen eine kleine Ahnung, welches Irresein in deutschen Hintern herrscht – nebenbei bei Ihnen scheint es nicht viel anders zu sein, wenn man sogar die Einfuhr von Büchern verbietet.²⁹³ – Um Sie über das lange Ausbleiben des Blattes etwas hinwegzuträsten, habe ich noch eine Reproduktion nach einem Tuscheblatt beigelegt u. ein Farbstiftblatt.²⁹⁴ – Die Restaurierung des Aquarells hinsichtlich Riss machte keine Schwierigkeiten, erheblich mehr die vielen kleinen glänzenden Stellen, die über das ganze Blatt verteilt waren u. durch den Druck der Glasplatte entstanden waren. Es ist alles behoben u. der alte Zustand wieder hergestellt. Die kleinen Falten sind nicht ausgebügelt worden, da sie nicht weiter stören u. eine eventuelle Behandlung fraglich war. Ich habe den bewussten Vermerk beigelegt, dass es sich um ein Geschenk an Sie handelt, u. denke, es wird sich dort alles glatt regeln. Bitte das Blatt so [siehe Ausschnitt 1] hinlegen u. erst leicht beschweren, nach u. nach mehr, bis die Spannung verschwunden ist. Nicht ohne Passepartout rahmen – das Blatt nur leicht an zwei Stellen [siehe Ausschnitt 2] an der Rückwand anheften, damit das Papier bei den Temperaturschwankungen arbeiten kann.²⁹⁵ – Vielen Dank für Ihren Brief mit Portocoupons u. Omosliste.²⁹⁶ Augenblicklich sitzen wir längst wieder in der dicksten Blockade – Stuttgart liegt aus der Welt!²⁹⁷ – Die neuerliche Ablehnung der bürgerlichen Dekadenz ist eine Erfindung des Ostens. Die Hochschule²⁹⁸ / untersteht²⁹⁹ den Engländern, die das selbstverständlich nicht mitmachen, ebensowenig wie die USA u. die Franzosen.



Ausschnitt 1



Ausschnitt 2

²⁹³ Vgl. Brief 18.

²⁹⁴ Farbstiftblätter hat Schmidt-Rottluff häufig mit Tuschpinsel oder Graphit zusätzlich bearbeitet; vgl. MAGDALENA M. MOELLER (Bearb.), Karl Schmidt-Rottluff, Ausstellungskatalog München 1997, Abb. S. 162-165 (mit dem Farbstiftblatt „Blockadestilben“ S. 162).

²⁹⁵ Vgl. Brief 12.

²⁹⁶ Omos-Gutscheine werden auch in den Briefen 20 und 21 erwähnt. Zu Portocoupons vgl. schon Briefe 12 und 13.

²⁹⁷ In Stuttgart hat Schmidt-Rottluff 1951 im Württembergischen Kunstverein ausgestellt; siehe GROHMANN, Schmidt-Rottluff (wie Anm. 2), S. 319, Nr. 202. Anscheinend wurden schon Mitte 1949 erste Kontakte geknüpft.

²⁹⁸ Gemeint ist die neue Hochschule für Bildende Künste in Berlin-Charlottenburg, wo Schmidt-Rottluff seit 1947 als Professor lehrte; siehe oben bei Anm. 27. Charlottenburg lag im Britischen Sektor.

²⁹⁹ Der Text der Rückseite ist wegen der von der Vorderseite durchschlagenden Schrift nur schwer lesbar.

Seien Sie einstweilen herzlich gegrüsst u. hoffentlich kommt das Blatt in nicht allzulanger Zeit intakt³⁰⁰ bei Ihnen an.

Ihr

SR

18

An Justin Oberzimmer³⁰¹

Karl Schmidt-Rottluff
Berlin-Zehlendorf
Schützallee 136³⁰²
amerik. Sektor³⁰³

Herrn
Dr J. Oberzimmer
27 Hancock Street
Johannesburg Südafrika

22. 6. 49

Verehrter Herr Dr. Oberzimmer,
vielen Dank für Ihren eingeschriebenen Luftpostbrief vom 14. 6. – Mein Groll³⁰⁴ hat sich keineswegs gegen Sie gewandt – es täte mir sehr leid, wenn Sie³⁰⁵ das ernstlich befürchten würden. Die wahnsinnige Dummheit, die sich in Verwaltungsmassnahmen bekundet, bringt mich freilich des Öfteren in Wut. Die neue Einfuhrbestimmung am andern Ende der Welt im dortigen Lande³⁰⁶ sieht bedenklich nach asiatischer Verschlagenheit aus – praktisch ist damit jede Einfuhr³⁰⁷ von Büchern erdrosselt. Wenn Sie aber 'mal ein Buch haben möchten, das ich Ihnen besorgen kann, will ich es gern für Sie tun. – Vielen herzlichen Dank für die bereits wieder angekündigten Sendungen, ebenso für die beigelegten Gutscheine – es war aber nicht so gemeint, dass Sie erneut auf Entschädigung sinnen sollten. Wir werden voraussichtlich am 5. Juli auf einige Zeit nach dem Westen fahren³⁰⁸ – Briefe erreichen uns dort am besten über Frankfurter Kunstkabinett Börsenstr. 2-4 Frankfurt-Main.³⁰⁹ Ehe Ihre Sendungen die russischen Engpässe

³⁰⁰ Unsichere Lesung.

³⁰¹ Eigenhändige Ausfertigung mit blauem Kugelschreiber (durchschreibend) auf Luftpostfaltbrief (Aerogramm). Poststempel: Berlin-Dahlem 22.6.49. – 7-8 N. Durchgangsstempel: (16) Frankfurt (Main) 2, 24.6.49. – 8.

³⁰² Absenderstempel in Blau.

³⁰³ Handschriftlich hinzugefügt.

³⁰⁴ Vgl. den vorigen Brief.

³⁰⁵ Es steht versehentlich *sich*.

³⁰⁶ Gemeint ist Südafrika. Zu den dortigen Einfuhrbeschränkungen siehe schon Brief 16.

³⁰⁷ *Infuhr*.

³⁰⁸ Am 10. Juli 1949 schreibt Schmidt-Rottluff aus Hofheim/Taunus an Bruder und Schwägerin in Chemnitz; es war also tatsächlich zu der geplanten Reise Anfang Juli gekommen, vgl. auch die folgende Anm.

³⁰⁹ Gründerin des bis 2015 bestehenden „Frankfurter Kunstkabinetts“ war die Kunsthändlerin und Malerin Hanna Bekker vom Rath, der auch das „Blaue Haus“ in Hofheim am Taunus gehörte. Dort hielt sich Schmidt-Rottluff seit 1932 häufig auf, nach dem Krieg erstmals im August/September 1947; vgl. oben bei Anm. 133. 2016 wurde die Kunstgalerie unter dem Namen „Galerie Hanna Bekker vom Rath“ neu gegründet.

passiert haben, werden wir wohl wieder in Berlin sein. Ich hoffe sehr, in Westdeutschland mich etwas erholen zu können, wieder mal in stillen Wäldern wandern zu können u. auch etwas zu arbeiten, ohne dauernd vom Berliner Trubel gestört zu werden. Die Contemplatio, die nun einmal für mich zur Lebensluft gehört, ist in Berlin schwer zu finden. – Dass die Sammlung Beit sehr gute alte Bilder hatte,³¹⁰ war mir bekannt, schade, wenn Sie die nicht sehen können – freilich solche Entfernungen!³¹¹ – Es beunruhigt mich recht, wenn ich höre, welchen Drosselungen die dortige „Versorgung“ ausgesetzt wird. Zum Ausgleich der Handelsbilanz mag das vorübergehend einmal nötig sein, aber ich glaube nicht mehr an die Weisheit der Staatsmänner. – Seien Sie u. Ihre Gattin herzlich von uns gegrüsst u. ebenso für Ihre vielen Freundlichkeiten bedankt.

Ihr SR

19

An Justin Oberzimmer³¹²

Karl Schmidt-Rottluff
Berlin-Zehlendorf
Schützallee 136³¹³

Herrn
Dr J. Oberzimmer
27 Hancock Street
Johannesburg
Südafrika

31. 8. 49

Sehr verehrter Herr Dr Oberzimmer,
ich danke Ihnen vielmals für Ihren Brief vom 7. 7., den ich richtig im Westen bekam³¹⁴ u. den zu beantworten mir leider von da aus nicht gelang.³¹⁵ Das Päckchen ist also richtig bei Ihnen angekommen³¹⁶ u. alle anderweitigen Bemühungen dort u. hier wären überflüssig gewesen. Es freut mich auch, wenn Ihnen das Farbstiftblatt gefallen mag³¹⁷ – ich glaube, Sie haben sich zu sehr in die Krönerschen Worte ver-

³¹⁰ Der aus Hamburg stammende Kaufmann Alfred Beit (1853–1906), der 1888 die britische Staatsbürgerschaft angenommen hatte, war als britisch-südafrikanischer Gold- und Diamantenmagnat einer der reichsten Männer seiner Zeit. Er pflegte ein weltweites Mäzenatentum und hinterließ Südafrika eine bedeutende Kunstsammlung.

³¹¹ Die Entfernung Johannesburg – Kapstadt, wo die Sammlung Beit ausgestellt war, bezeichnet Schmidt-Rottluff in Brief 23 mit 1 600 km, die Oberzimmer im Dezember 1949 (siehe Brief 22) mit dem Wagen gefahren ist.

³¹² Eigenhändige Ausfertigung mit schwarzem Kugelschreiber (durchschreibend) auf Luftpostfaltbrief (Aerogramm). Poststempel: Berlin-Dahlem 31.8.49. – 5-6 N. Durchgangsstempel: (16) Frankfurt (Main) 2, 2.9.49. – 6.

³¹³ Absenderstempel in Blau.

³¹⁴ Über die im vorigen Brief genannte Frankfurter Adresse.

³¹⁵ Schmidt-Rottluff hielt sich in Hofheim im Taunus auf; vgl. den vorigen Brief.

³¹⁶ Die Rücksendung des restaurierten Aquarells; vgl. Brief 17.

³¹⁷ Das in Brief 17 erwähnte Blatt.

tieft³¹⁸ – u. suchen nun all das wiederzufinden, was da gesagt ist. Kröner hatte eine ganze Reihe der Blätter gesehen u. konnte da manches bemerken, was bei einem einzelnen Blatt nicht immer gleich in Erscheinung tritt. Eine Auflockerung in Form u. Farbe – ein spontaneres Erfassen des „Motivs“ im kleineren Format. Nun die Hauptsache bleibt, es vermag zu Ihnen zu sprechen – man muss ja nicht immer seine Empfindungen analysieren können. – Die in Ihrem Brief vom 14. Juni avisierten Sendungen³¹⁹ sind mittlerweile hier eingetroffen – unsern herzlichsten Dank für die vorsorgliche Equipierung, die uns ausserordentlich nütze ist. Besondren Dank auch für die schöne Tabakspfeife samt Pfeifenreinigern! Das war ein sehr lieber Einfall. – Es bekümmert mich freilich, wenn so alle Dinge in Ihrer Landschaft sich verknappen u. gewiss bald ganz verschwinden. Rückkehr zur Einfachheit des Lebens wäre schon zu verstehen, aber da dergleichen heute mit einem Anwachsen unproduktiver Bürokratie verbunden ist, scheint mir das ein sehr fraglicher Weg. – Seien Sie für heute herzlich gegrüsst – bitte Nachsicht, wenn Sie so spät erst wieder von mir hörten.

Ihr
K. Schmidt-Rottluff

20

An Justin Oberzimmer³²⁰

Karl Schmidt-Rottluff
Berlin-Zehlendorf
Schützallee 136³²¹

Herrn
Dr J. Oberzimmer
27 Hancock Street
Johannesburg
Südafrika

29. 9. 49³²²

³¹⁸ Karl Kröner (1887–1972), Zeit seines Lebens in Sachsen tätiger Maler und Schriftsteller, hatte 1948 im Deutschen Kunstverlag eine kleine Broschüre veröffentlicht (KARL KRÖNER, Karl Schmidt-Rottluff, Berlin 1948, 12 S.), auf die sich Schmidt-Rottluff anscheinend hier bezieht, kaum auf Krönens kurzes Vorwort zu dem in Brief 1 erwähnten Katalog der Chemnitzer Ausstellung 1946. Die beiden kannten sich aus Dresden, wo Kröner 1904 bis 1914 (mit Unterbrechungen) die Kunstschulen besucht hatte.

³¹⁹ Vgl. Brief 18.

³²⁰ Eigenhändige Ausfertigung mit schwarzem Kugelschreiber (durchschreibend) auf Luftpostfaltbrief (Aerogramm). Poststempel: Berlin-Zehlendorf 27.9.49 – 15. Durchgangsstempel: (16) Frankfurt (Main) 2], 28.[9.49].

³²¹ Absenderstempel in Blau.

³²² Bei dem Datum muss es sich um ein Versehen Schmidt-Rottluffs handeln, da der Poststempel den 27. September ausweist (zusätzlich gestützt durch den Frankfurter Durchgangsstempel auf der Rückseite des Aerogramms vom 28. September). Auch hatte Schmidt-Rottluff offensichtlich zunächst „9. 9. 49“ geschrieben – der „9.“ ist das Datum des Briefes von Oberzimmer, auf den er antwortet, siehe die nächste Zeile –, ehe er seinen Fehler bemerkt und eine (kleinere) 2 vor die erste 9 hinzugefügt hat.

Sehr verehrter Herr Dr Oberzimmer,
 vielen Dank für Ihren Brief vom 9. 9. Mit den Omos-Gutscheinen³²³ hat es allerdings nicht so recht geklappt – da keinerlei Textilien etc. mehr vorhanden sind – oder waren – nur noch Lebensmittel. Wir hatten daraufhin die Scheine auf Lebensmittel umgelegt u. hoffen, dass es nun damit klappt – erledigt ist es bis heute noch nicht. Die wirtschaftlichen Einschränkungen in Südafrika sind nun wohl sehr interessant – aber auch recht beunruhigend – inzwischen hat sich die Abwertung des Pfundes eingestellt – u. alle Sterlingsländer werden davon betroffen,³²⁴ auch natürlich unsre D-Mark. Eine verhängnisvolle Stimulansspritze, die wohl vorübergehend die Circulation steigern mag – aber was dann? –

Die Pfeife, die Sie mir geschickt haben,³²⁵ macht mir viel Spass – trotzdem ich augenblicklich gerade nicht rauchen soll – aber ich habe nun 'mal für gutes Material eine Vorliebe – vielen Dank auch noch für die beigefügten Pfeifenreiniger – ich vermute, Sie sind ebenfalls Pfeifenraucher.

Einstweilen alle herzlichsten Grüsse

Ihres

SR

21

An Justin Oberzimmer³²⁶

31. 10. 49

Verehrter Herr Dr Oberzimmer,
 recht herzlichen Dank für Ihren Brief vom 24. mit dem beigefügten Gutschein. Ich hatte mich gleich an die Auslieferungsstelle gegeben, man hatte aber da noch keine Anweisung – es würde wohl noch 8 Tage dauern.

Mit diesen Omos-Gutscheinen³²⁷ ist es anscheinend verhext – die Stelle in Stuttgart hatte mir versprochen, die Punkte in Lebensmitteln zu beliefern. Da ich aber wochenlang nichts wieder hörte, habe ich reklamiert u. für den Fall sie nicht beliefern könne, mir die Gutscheine zurückgefordert. Was nun tatsächlich auch heute geschah. / Man hat mich zwar wieder auf Zürich verwiesen, wo ich bestimmt die Ware bekommen würde – aber Omos hat keinen soliden Klang mehr. Ich glaube, in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich Ihnen die Scheine zurückschicke.

Dass Sie zufällig mit Frl. M. Laubser³²⁸ bekannt geworden sind, ist ja sehr amüsant. Vielen Dank für das Zeitungsbild. O ja – ich kenne sie gut wieder. Sie schreiben u. berichten nichts über ihre Bilder – das hätte mich interessiert.

Wie erfreulich, wenn Sie die Sammlung Beit³²⁹ in Capstadt nun doch noch sehen werden.

³²³ Vgl. schon Brief 17.

³²⁴ Die Länder mit britischer Währung (Pfund Sterling); siehe schon Brief 14.

³²⁵ Siehe den vorigen Brief.

³²⁶ Eigenhändige Ausfertigung mit blauem Kugelschreiber auf vollständigem Briefbogen im Oktavformat (3 S.). Möglicherweise hielt sich Schmidt-Rottluff Ende Oktober auf der Fahrt ins Tessin (vgl. den folgenden Brief) ein paar Tage in Hofheim und Frankfurt a. M. auf, was erklären könnte, warum er für seinen Brief an Oberzimmer nicht den üblichen Berliner Luftpostfaltbrief (Aerogramm) benutzen konnte.

³²⁷ Vgl. Briefe 17 und 20.

³²⁸ Korr. aus *Loubser*. – Zu Magdalena Laubser siehe Briefe 12 und 13.

³²⁹ Zur Sammlung Alfred Beit (1853–1906) siehe Brief 18. Vgl. auch den folgenden Brief.

Die „Devaluations“-spenden³³⁰ dürfen Sie bereits reichlich geniessen – es geht uns allerdings jetzt hier / genau so. Alle Lebensmittel steigen erschreckend, selbst die rationierten, so dass schon viele Menschen nicht mal ihre Kartenrationen kaufen können – Löhne u. Gehälter behalten den Status tiefsten Friedens – Bilder dürfen gerade noch verschenkt werden – allerdings ist Berlin immer noch ein Ort, der im luftleeren Raum schwebt, aber ich glaube, anderswo hat man auch keinen festen Boden unter den Füßen. Berichte aus England sind nicht sehr betörend.

Wenn man freilich ein Land wie Mitteleuropa auseinanderschneidet u. sich nachher wundert, dass die ganze Wirtschaft der Welt gestört ist, das verrät nicht allzuviel politische Schläue.

Noch vielen herzlichen Dank u. alle Grüsse Ihnen u. Ihrer Gattin
Ihr K. Schmidt-Rottluff

22

An Justin Oberzimmer³³¹

z. Zt. Ascona – Tessin

Casa Halla³³² 19. 12. 49

Sehr verehrter Herr Dr Oberzimmer,
vielen Dank für Ihre Briefe vom 22. u. 28. November – mit den guten Wünschen zu meinem Geburtstag.³³³ Beide Briefe wurden mir nach der Schweiz nachgesandt. Nach einer recht unangenehmen Herzattacke waren wir hierher gereist auf die Einladung eines hier wohnenden Freundes hin.³³⁴ Ich hoffe, mich leidlich erholt zu haben – Ende Dezember bin ich wieder in Berlin – u. dann wird sich's erst erweisen.

³³⁰ Ironische Anspielung auf die Abwertung (Devaluation) des Pfund Sterling; siehe den vorigen Brief.

³³¹ Eigenhändige Ausfertigung ausnahmsweise wieder mit Bleistift (Schmidt-Rottluff stand wohl in Ascona kein Kugelschreiber zur Verfügung) auf vollständigem Briefbogen im Oktavformat (3½ S.).

³³² Die „Casa Halla“ hatte ursprünglich der Malerin und Kunstsammlerin Nell Walden (1887–1975) gehört, der zweiten Frau des Herausgebers der avantgardistischen Zeitschrift „Der Sturm“ (1910–1932) Herwarth Walden (1878–1941): WIETEK, Oldenburger Jahre (wie Anm. 3), S. 205, Anm. 6 zu Brief 207. Nell Walden war nach der Scheidung (1924) von Herwarth Walden 1933 nach Ascona gezogen. Die „Casa Halla“ erwähnt Schmidt-Rottluff als Tessiner Adresse auch in seinem Brief an Erika von Hornstein vom 9. November 1949: HORNSTEIN, So blau (wie Anm. 3), S. 107. Vgl. auch Anm. 334.

³³³ Schmidt-Rottluff hatte am 1. Dezember 1949 in Ascona seinen 65. Geburtstag gefeiert, am zweiten Weihnachtstag trat er die Rückfahrt (über Frankfurt) nach Berlin an, wo am 2. Januar die Kunsthochschule wieder öffnete. Vgl. MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 75 (2. Dezember 1949 aus Ascona) und 76 (27. Dezember aus Frankfurt a. M., jeweils an Bruder und Schwägerin in Chemnitz).

³³⁴ In Ascona im Tessin hatte sich Schmidt-Rottluff schon Ende der 1920er-Jahre mehrfach aufgehalten, zu Anfang der 50er-Jahre folgten weitere Erholungsreisen; vgl. oben mit Anm. 135. Bei dem „Freund“ wird es sich um den Unternehmer und Aquarellisten Otto Ehrlich (1897–1988) handeln, der von 1948 bis 1952 in Ascona wohnte und dort von Schmidt-Rottluff im Malen unterrichtet wurde (freundlicher Hinweis von Christiane Remm – Karl und Emy Schmidt-Rottluff Stiftung, Berlin).

Sie sind nun inzwischen nach der Cape Town abgereist – ich hoffe, Sie haben es recht gut dort u. es giebt mancherlei neue / Anregungen für Sie – insbesondere auch die Bilder der Sammlung Beit.³³⁵

In Berlin werden uns verschiedentliche Sendungen von Ihnen erwarten – herzlichsten Dank schon für die neue Tabakspfeife,³³⁶ die ich erst mit besondrer Erlaubnis des Doktors in Betrieb nehmen werde – ich hatte aber gleich ausgemacht, dass ich wieder rauchen dürfe! Auch für das Päckchen mit dem Weihnachtspudding herzlichen Dank im Voraus. Sehr vielen Dank auch für die Gutscheine, die nun bald auf ihre Funktionsfähigkeit hin geprüft werden sollen.

Es hat mich sehr interessiert, was Sie über M. Laubers³³⁷ Bilder schrieben – sie scheint sich in ihrer Arbeit sehr entwickelt zu / haben – früher hatte sie eine Hinneigung zu gebrochenen Farben u. zu innerer Verhalteneheit.

Es ist ja erschreckend, was Sie über den dortigen Kunstmarkt berichten, es ist freilich für Europa nichts Neues, da es da auch nicht eben besser ist – auch in der Schweiz – wo man entsetzlich viel Geld hat – fehlt es an der Blutzirkulation. Endlich ist es den Politikern, die in Lausanne zusammenkamen,³³⁸ mal aufgegangen, dass Bücher u. Bilder frei hin u. her gehen sollten – aber bis zur Ausführung wird's trotzdem wohl noch einige Jahre dauern.

Mein Brief wird Sie kaum bis Weihnacht erreichen – trotzdem will ich Ihnen gute / Weihnachtstage wünschen u. ein gutes Neues Jahr.

Mit herzlichen Grüßen – auch von meiner Frau – u. an die Ihre

Ihr

K. Schmidt-Rottluff

23

An Justin Oberzimmer³³⁹

22. 1. 50³⁴⁰

Sehr verehrter Herr Dr Oberzimmer,
vielen Dank für Ihre Abschiedskarte aus Capetown. Es freut mich, dass Sie nach so langer Zeit wieder alte Meister sehen konnten³⁴¹ u. so im besten Bereich menschlicher Betätigung – dem der Phantasie – Ihr Herz erfreuen konnten.

1600 km Autofahrt³⁴² ist freilich keine Vorortbahn – über die man auch bereits übel gelaunt ist.³⁴³ Hoffentlich haben Sie in Johannesburg nun nicht soviel nachzuholen, was liegen bleiben musste – mir geht es hier damit so, dass ich am liebsten flüchten möchte – aber nach dem, was wir gern möchten, wird selten gefragt.

³³⁵ Zu Alfred Beit siehe schon die Briefe 18 und 21.

³³⁶ Vgl. Brief 19.

³³⁷ *Loubers* – Zu Magdalena Laubser siehe schon die Briefe 12, 13 und 21.

³³⁸ In Lausanne tagte von Ende April bis Mitte September 1949 eine UNO-Konferenz, die sich in erster Linie mit der Palästinafrage befasste.

³³⁹ Eigenhändige Ausfertigung mit blauem Kugelschreiber auf der Hälfte eines Briefbogens im Oktavformat (2 S.).

³⁴⁰ Schmidt-Rottluff war unterdessen aus Ascona (der vorige Brief) nach Berlin zurückgekehrt.

³⁴¹ Vgl. den vorigen Brief.

³⁴² Die Entfernung Johannesburg – Kapstadt.

³⁴³ Anspielung auf die Berliner S-Bahn.

Bei der Rückkehr aus der / Schweiz fiel einem als³⁴⁴ erstes erneut auf, wie grau-verwahrlost u. verschmutzt doch alles in Deutschland aussieht – u. wir waren doch schon recht stolz darauf, wie vieles bereits wieder zurecht gemacht wäre – u. was nun wieder angelaufen wäre. So kann man sich täuschen über die eignen Qualitäten.

Ihnen u. Ihrer Gattin herzliche Grüsse
Ihres
K. Schmidt-Rottluff

24

An Justin Oberzimmer³⁴⁵3 KAPELLENSTRASSE, HOFHEIM/TS. (16)³⁴⁶

11. Aug. 50

Sehr verehrter Herr Dr Oberzimmer,
vielen Dank für Ihren Gruss! Einen Walfisch habe ich in natura allerdings noch nicht gesehen. Es scheint mir dort eine überdimensionierte Natur zu sein – auch in anderer Beziehung.

Wir sind seit einigen Wochen im Taunus mit dem Wunsch, so etliche „Gebrechen des Alters“ möchten sich hier etwas mildern.³⁴⁷ Nebenher versuche ich zu arbeiten – u. im Grunde vermisste ich schmerzlich meine frühere Freiheit, als es noch ohne Amt ging!³⁴⁸ Es ist eine verkehrte Welt, wenn man die alten Gäule einspannt.³⁴⁹

Hoffentlich geht es Ihnen u. Ihrer / Familie nach Wunsch.
Herzliche Grüsse – auch von meiner Frau
Ihr SR

³⁴⁴ Über der Zeile *als* nachgetragen.

³⁴⁵ Eigenhändige Ausfertigung mit blauem Kugelschreiber auf einem Einzelblatt im Oktavformat (etwas über 1 S.).

³⁴⁶ Absenderstempel in Schwarz, leicht schräg aufgesetzt. Schmidt-Rottluff weilte damals im Taunus im Hause von Hanna Bekker vom Rath; vgl. schon die Briefe 10 und (wahrscheinlich) 21. Der Stempel wird aus ihrem Besitz stammen. „16“ ist die damalige Postleitzahl des hessischen Postleitbezirks, in dem Hofheim lag.

³⁴⁷ Dem Schreiben Schmidt-Rottluffs vom 29. Juni 1950 an Bruder und Schwägerin in Chemnitz-Rottluff ist zu entnehmen, dass er schon Anfang Juli nach Hofheim fahren wollte: „Die letzte Zeit vor Semesterschluss war recht anstrengend – ich bin auch etwas wackelig u. erschöpft u. bin mit allem privaten nicht zurecht gekommen. Nächste Woche wollen wir nun versuchen nach Hofheim zu kommen – hoffentlich giebt’s dort die nötige Entspannung“ (MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 82). Am 7. Juli ist er dann tatsächlich gefahren: „Ich soll in Hofheim auch etwas kuren – Kohlensäurebäder nehmen – da ich die Absicht habe, mich dort nicht von der Stelle zu bewegen [...] wird ja wohl endlich auch Zeit für’s Arbeiten möglich werden“ (MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 83). Noch am 12. September hielt sich Schmidt-Rottluff in Hofheim auf, einen Tag später trat er mit seiner Frau die Rückreise nach Berlin über Hannover an (MÜLLER, Briefe nach Chemnitz (wie Anm. 3), Nr. 85).

³⁴⁸ Anspielung auf seine „anstrengende“ (siehe die vorige Anm.) Professur an der Westberliner Hochschule für Bildende Künste.

³⁴⁹ Am 1. Dezember 1950 wurde Schmidt-Rottluff 66 Jahre alt.

25

An Olga Oberzimmer³⁵⁰

K. Schmidt-Rottluff
 Berlin-Zehlendorf
 Schützallee 136³⁵¹

Frau
 Olga Oberzimmer
 101 Rapallo Killarney
 Johannesburg / Südafrika³⁵²

Berlin-Zehlendorf 37
 Schützallee 136³⁵³

17. 3. 64

Liebe sehr verehrte Frau Oberzimmer,
 das war eine sehr traurige und schmerzliche Kunde, sie ist mir sehr nahe gegangen.³⁵⁴ Tage vorher bevor sie hier eintraf, war gerade Graf Moltke hier, der ja etliche Jahre in Capstadt am Museum war³⁵⁵ – u. so blieben die Gedanken nicht viel hier u. wir gedachten auch Ihres Gatten u. der südafrikanischen Deutschen. Ihrem Gatten war ich noch immer einen Brief schuldig – was mir nun umso schmerzlicher ist – doch es gab zu viel Störung durch Kranksein, endlich scheint es aufwärts zu gehen.

Wir waren so weit auseinander, aber ich wusste immer, ich hatte an Ihrem Mann u. Ihnen gute Freunde. Dass sein Tod ohne grosses Leiden mir den Freund hinwegnahm, ist ein schwacher Trost u. doch ist man dankbar für solch Gnade.

Mit allen Grüßen alter Verbundenheit

Ihr

Karl Schmidt-Rottluff

auch im Namen meiner Frau

³⁵⁰ Eigenhändige Ausfertigung mit schwarzem Kugelschreiber auf Luftpostleichtbrief – Aerogramm. Poststempel: Berlin 11 – 17.3.64 – 21.

³⁵¹ Absenderstempel in Blau, offensichtlich in zwei Teilen (Adressen- und Namensstempel).

³⁵² Adresse maschinenschriftlich.

³⁵³ Adressenstempel (ohne Name!) in Blau; die „37“, der Berliner Postbezirk Zehlendorf, handschriftlich.

³⁵⁴ Justin Oberzimmer war am 25. Februar 1964 verstorben. Siehe oben bei Anm. 29.

³⁵⁵ Wohl Helmuth Caspar Graf von Moltke (geb. 1937), der Sohn von Helmut James Graf von Moltke (1907–1945), dem Mitbegründer des Kreisauer Kreises. Auf Gut Kreisau in Schlesien hatte sich Schmidt-Rottloff 1942 auf Einladung des Grafen längere Zeit aufgehalten; siehe Anm. 92. Der heute in den USA und in Kanada lebende Sohn hielt sich nach 1945 zeitweilig in Südafrika auf.

Ein Jubiläum und eine Jubiläumsausgabe: 600 Jahre Universität Leipzig 1409 bis 2009, eine Nachlese

von
RAINER CHRISTOPH SCHWINGES

Was Wissenschaft für Gesellschaft und Staat bedeutet, hat man in Zeiten der Corona-Pandemie wieder einmal prominent bemerken können. Fachpersonen vieler Disziplinen sind beteiligt, und sie alle entstammen Universitäten und Hochschulen oder arbeiten in ihren Laboren und Instituten. Wissenschaft und Forschung, Universitäten und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen haben auf machtvolle Weise gezeigt, wozu sie fähig sind: Sie stellen faktenbasiertes Wissen als fundamentale Voraussetzung für unser tägliches Leben bereit und sie wissen dabei, dass sich die von ihnen gehobenen Fakten jederzeit der Kritik stellen und sich im Spannungsfeld von Meinungen und Interessen behaupten müssen. Das ist wissenschaftsimmanent. Und weil das so ist, tun sie gut daran, sich von Zeit zu Zeit ihres Weges und ihrer Wirkung zu vergewissern.

Für die Universitäten und die ihr verwandten Forschungs- und Bildungsinstitutionen macht das die Universitätsgeschichte, die sich konsequent im Spannungsfeld von Universität und Gesellschaft, Politik und Wirtschaft bewegen muss. Vor kurzem wurde wieder einmal dargelegt, was es bedeute, Universitätsgeschichte zu schreiben. Dabei konnten unter anderem Stand und Tendenzen der Forschung analysiert und die Kernaufgaben moderner Universitätsgeschichtsschreibung identifiziert werden: die Strukturgeschichte (Institutionen und Organisationen), die Personalgeschichte (auch im Sinne des „Outputs“ der Hochschulen in Verflechtung mit der Gesellschaft), die Geschichte der Studierenden, die Wissens- und Wissenschaftsgeschichte sowie der Austausch mit der Öffentlichkeit durch Kommunikation, Museen, Objekte, Architektur.¹ Mit diesen Kernaufgaben wird sich jede neue Universitätsgeschichte befassen müssen beziehungsweise begründet darlegen, wenn sie andere Wege gehen will.

Die Universitätsgeschichte ist ein etabliertes und professionalisiertes Fach. Dennoch profitiert sie wie wenige andere Geschichtswissenschaften von den mehr oder weniger regelmäßigen Jubiläen. Bei Tausenden von Universitäten allein im heutigen Europa wären diese Angebote geradezu opulent. Allerdings haftet an

¹ LIVIA PRÜLL/CHRISTIAN GEORG/FRANK HÜTHER (Hg.), *Universitätsgeschichte schreiben. Inhalte – Methoden – Fallbeispiele* (Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz, Neue Folge 14), Göttingen 2019.

Universitätsjubiläen etwas Problematisches, weswegen sie auch prompt zu einem eigenen Themenfeld geworden sind, mindestens seit der grundlegenden Auseinandersetzung Notker Hammersteins mit dem Verhältnis von „Jubiläumsschrift und Alltagsarbeit“.² So gehört es fast immer zum guten Ton in den Vorreden zu Jubiläumsschriften, zu Selbstzweck und Verklärung früherer Leistungen auf Abstand zu gehen, vielmehr eher zu bekennen, dass man in und mit kritischer Rückblende die Gegenwart bewältigen und die zukünftigen Herausforderungen annehmen wolle. In diesem Sinne sind in den letzten Jahrzehnten mehrere Jubiläumsschriften deutscher Universitäten herausgegeben worden, sei es zur Gesamtgeschichte oder zu einzelnen Epochen, darunter Heidelberg und Köln (1985, 1988), Halle-Wittenberg und Greifswald (2002, 2006), Jena und Leipzig (2009), Freiburg, Berlin und Wien (2007, 2010, 2015); und zum Beispiel für Tübingen (2027) ist man schon an der Arbeit. Jubiläen sind ja nicht per se anrühlich, sondern nicht zuletzt auch als kommunikative Anstöße für die Öffentlichkeit willkommen. Das Problem ist nur, dass auf Jubiläen hin oft Vieles möglich wird, was seit Jahren in der Planung ist, von Ausstellungen bis zur Produktion mehrbändiger Sammelwerke, danach aber in der Alltagsarbeit oft Wille und Geld versiegen – bis zum nächsten runden Anlass. Immerhin bleiben die Früchte erhalten, in den verschiedensten Formen in Büchern, Bildern und Datenbanken.

Vor nunmehr dreizehn Jahren feierte die Universität Leipzig ihr 600-jähriges Jubiläum und legte zu diesem Anlass eine stolze Anzahl von Publikationen vor. In deren Mittelpunkt stand die Jubiläumsausgabe: „Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009“ in fünf Bänden.³ Eine solche Gesamtdarstellung hatte die Leipziger Universität bis dahin nicht vorzuweisen, obwohl sie nach Heidelberg heute die zweitälteste durchgängig geöffnete Universität auf deutschem Boden ist. Entsprechende Pläne zur 500-Jahr-Feier 1909 hatten sich aus vielerlei Gründen zerschlagen oder waren in fakultären Überblicken steckengeblieben; und die Herausgabe einer Jubiläumsschrift zur 550-Jahr-Feier im Jahre 1959 mündete in ähnlicher Weise in einer wenig zusammenhängenden Reihung von Beiträgen, ganz abgese-

² NOTKER HAMMERSTEIN, Jubiläumsschrift und Alltagsarbeit. Tendenzen bildungsgeschichtlicher Literatur, in: Historische Zeitschrift 236 (1983), S. 601-633. Speziell zu Leipzig siehe JENS BLECHER/GERALD WIEMERS (Hg.), Universitäten und Jubiläen. Vom Nutzen historischer Archive (Veröffentlichungen des Universitätsarchivs Leipzig 4), Leipzig 2004.

³ Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009. Ausgabe in fünf Bänden, hrsg. im Auftrag des Rektors der Universität Leipzig Professor Dr. iur. Franz Häuser von der Senatskommission zur Erforschung der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 1: ENNO BÜNZ/MANFRED RUDERSDORF/DETLEF DÖRING, Spätes Mittelalter und Frühe Neuzeit 1409–1830/31, Leipzig 2009; Bd. 2: HARTMUT ZWAHR/JENS BLECHER, Das neunzehnte Jahrhundert 1830/31–1909, Leipzig 2010; Bd. 3: ULRICH VON HEHL/GÜNTHER HEYDEMANN/KLAUS FITSCHEN/FRITZ KÖNIG, Das zwanzigste Jahrhundert 1909–2009, Leipzig 2010; Bd. 4.1–4.2: ULRICH VON HEHL/UWE JOHN/MANFRED RUDERSDORF (Hg.), Fakultäten, Institute, Zentrale Einrichtungen, Leipzig 2009; Bd. 5: MICHAELA MAREK/THOMAS TOPFSTEDT unter Mitwirkung von UWE JOHN (Hg.), Geschichte der Leipziger Universitätsbauten im urbanen Kontext, Leipzig 2009.

hen von der politisch-ideologischen Inanspruchnahme.⁴ Dabei hatte man in Leipzig mindestens seit 1609 Erfahrung mit Jubiläen. Ernst genommen wurde sie aber erst ab dem Jahr 2000. Leipzig konnte sich in den Jahren der Vorbereitung vergleichsweise glücklich schätzen, einen Rektor zu haben (ab 2003), in der Person des Juristen Franz Häuser, der entscheidenden Anteil nahm und bis zum Ausscheiden aus dem Leitungsamt (2010) sich selbst der Sache engagiert widmete. Leider gab es wie so oft keine Fortsetzung der Interessen mit allen Konsequenzen für manch angefangenes Projekt, wie etwa die mit großem Elan und Vorbildcharakter einst begonnene Professorendatenbank oder die Reihe der „Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“.⁵

Dem Rektor Häuser, der sich selbst der bedeutenden Quellengruppe der sogenannten Rektoratsreden für Leipzig widmete,⁶ ist es zudem zu verdanken, dass die Aktivitäten rund um das Jubiläum, zuvor und während des ganzen Jahres 2009 so dokumentiert wurden, dass man sich ein Bild von Werkstatt und Ereignis und vor allem auch von den Überlegungen, die zu einem Gesamtergebnis führten, machen kann – in Anlehnung an eine Leipziger Tradition, die mit „Berichten“ über die Jubiläen 1709 begonnen hatte. Diese Dokumentation ist damit wie ihre Vorgängerinnen zu einer beachtlichen Quelle der Jubiläumsgeschichte als auch der Universitätsgeschichte geworden.⁷ Sie bietet Einblick, wie und mit welchen Institutionen und Personenkreisen man ein Jahrhundertereignis planen und letztlich erfolgreich gestalten kann, einschließlich kritischer Stimmen, die offen kommuniziert sind, wie beispielsweise der selbsterklärend formulierte Titel „Ungeplanter Einwurf des Chormitglieds Frau Leinhos“ während des Festakts vom 2. Dezember 2009.⁸ Zu Wort kam sogar eine Bürgerinitiative; für einmal aber nicht gegen, sondern entschieden für die Stadt und die Universität (ProUNI) mit einem bemerkenswerten Slogan: „Eine Universität ist eine Universität ist eine Universität“.⁹ Dieser rückte sie fast in die Nähe des mittelalterlichen Verständnisses, wonach Universität ist, was als Universität anerkannt ist.¹⁰ Der geradezu trotzig Slogan ist aber auch

⁴ Karl-Marx-Universität Leipzig 1409–1959. Beiträge zur Universitätsgeschichte, 2 Bde., Leipzig 1959. Dazu GÜNTHER WARTENBERG, „Gebrochene Jubiläen“. Das Leipziger Universitätsjubiläum von 1959, in: Blecher/Wiemers, Universitäten und Jubiläen (wie Anm. 2), S. 46–70.

⁵ Seit 2011 unverändert: <https://research.uni-leipzig.de/catalogus-professorum-lipsiensium>. In zwei Reihen A und B haben insgesamt 25 Bände von 2002 bis 2010 erscheinen können. Eine Liste findet sich in: FRANZ HÄUSER (Hg.), Das Sechshundertjährige Jubiläum der Universität Leipzig 2009. Eine Dokumentation, Leipzig 2011, S. 183–187.

⁶ FRANZ HÄUSER (Hg.), Leipziger Rektoratsreden 1871–1933, 2 Bde., Berlin/New York 2009.

⁷ HÄUSER, Dokumentation (wie Anm. 5).

⁸ Ebd., S. 106 f., betr. Absage der Leipziger Universitätsmusiktage.

⁹ Ebd., S. 84. Leipziger Bürgerinitiative „Für eine weltoffene, weltliche und autonome Universität“.

¹⁰ So die bedeutende Definition von PETER MORAW, Aspekte und Dimensionen älterer deutscher Universitätsgeschichte, in: Ders./Volker Press (Hg.), Academia Gissensis. Beiträge zur älteren Gießener Universitätsgeschichte, Marburg 1982, S. 1–42, hier S. 11.

heute und künftig nichts weniger als wahr und muss nach wie vor als Inbegriff von Autonomie, als anzuerkennende Tatsache festgestellt und wenn nötig eingefordert werden. Nicht nur, aber auch, zeichnet ein gewisses Maß an Beharrungsvermögen die Universitäten aus.

Man findet in dieser Dokumentation natürlich alles, was dahin gehört und erwartbar ist: die Festreden und Grussadressen aus dem In- und Ausland, die Worte zur Übergabe von Festschriften verwandter Institutionen, Berichte über Veranstaltungen der Fakultäten und Institute sowie der Studierenden, Berichte über Konzerte und Ausstellungen und andere öffentlichkeitswirksame Ereignisse, darunter die zutiefst beeindruckende Präsentation von Wissenschaft im Alten Rathaus (man musste sie gesehen haben!).¹¹ Man findet weiterhin Berichte über Fachtagungen zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften, die aus Anlass des Jubiläums ihren Tagungsort in Leipzig gewählt hatten; ferner Berichte über „Zentrale Kongresse“ zu universitären Themen im Spannungsfeld von Wissen, Bildung, ökonomischer Effizienz, Ordnungssystemen und den künftigen Herausforderungen. Diese Berichte sind auch nach dreizehn Jahren noch wertvolle, stets wie neu wirkende Gradmesser der universitären Befindlichkeit – ganz allgemein jenseits der Leipziger Örtlichkeit. Völlig zurecht hat man die gemeinsamen Traditionen und den Beitrag der Universitäten zu den jeweils nationalen Ausbildungssystemen bestätigt, zugleich aber ihre steigende Teilhabe an wissenschaftlicher Vernetzung und überhaupt an globaler geistiger Kultur betont. Einiges davon ist in Tagungsbänden niedergelegt.¹² Diese und vieles andere, was auf das Jubiläum hin mit zum Teil erheblichem Vorlauf publiziert worden ist, findet man in der umsichtig angelegten Bibliografie, die nicht zuletzt den Hinweis auf eine spezielle Literaturdatenbank zur Leipziger Universitätsgeschichte enthält. Deren Früchte bieten in reichem Maße die Spezialbibliografien der einzelnen Bände der Jubiläumsausgabe. Erfreulich ist ferner die Tatsache, dass auch die Herausgabe von Quellen nicht zu kurz gekommen ist, wie die bereits erwähnten Rektoratsreden und der Professorenkatalog sowie die Edition der Universitätsmatrikeln des 19. Jahrhunderts oder die Präsentation der Gründungsdokumente von 1409.¹³

Unter diesem Schrifttum und den anderen Aktivitäten nahm die fünfbandige Geschichte der Universität Leipzig, „die Biografie einer 600 Jahre alten Insti-

¹¹ DETLEF DÖRING/RUDOLF HILLER VON GAERTRINGEN/CECILIE HOLLBERG/VOLKER RODEKAMP unter Mitarbeit von TOBIAS U. MÜLLER (Hg.), *Erleuchtung der Welt. Sachsen und der Beginn der modernen Wissenschaften* (Katalog und Essayband), Dresden 2009.

¹² MANFRED RUDERSDORF/WOLFGANG HÖPKEN/MARTIN SCHLEGEL (Hg.), *Wissen und Geist: Universitätskulturen*, Leipzig 2009; RALF DIEDRICH/ULLRICH HEILEMANN (Hg.), *Ökonomisierung der Wissensgesellschaft. Wie viel Ökonomie braucht und wie viel Ökonomie verträgt die Wissensgesellschaft?*, Berlin 2011.

¹³ JENS BLECHER/GERALD WIEMERS (Hg.), *Die Matrikel der Universität Leipzig* [in sieben Teilbänden und einem Registerband 1809–1909], Weimar 2006–2012, 2014; ENNO BÜNZ/TOM GRABER, *Die Gründungsdokumente der Universität Leipzig (1409). Edition – Übersetzung – Kommentar*, Dresden 2010.

tution“, einen monumentalen Rang ein. Um es gleich deutlich zu machen: Ich halte sie gerade auch nach dem Abstand von über einem Jahrzehnt seit dem Erscheinen für ein Referenzwerk, wenn nicht für ein ‚Flaggschiff‘, das den Kurs universitärer Geschichtsschreibung im Jubiläumsfall auch künftig noch bestimmen könnte. Über die Vorgehensweise, die Konzeption, das Personal, die Mitglieder der eigens berufenen Senatskommission, die auf professionelle Weise versuchen sollte, eine gemeinsame Sichtweise zu erarbeiten, auch wenn persönliche Diktionen nicht gänzlich ausgeschaltet werden konnten, orientiert lohnend der Bericht, den der Vorsitzende der Senatskommission (Manfred Rudersdorf) in der genannten Dokumentation des Rektors verfasst hat.¹⁴ Es war eine richtige und konsequente Entscheidung in der Phase der Vorbereitungen, schon lange vor dem Jubiläumsdatum eine eigene universitätsgeschichtliche Studienreihe ins Leben zu rufen, um damit die normale Alltagsarbeit des Faches, niedergelegt in Spezialstudien und akademischen Qualifikationsschriften, auf das ‚Ereignis‘ von 2009 hin fruchtbar zu machen. Eine solche Publikationsreihe, die es an vielen deutschen Universitäten zum Teil bereits seit Jahrzehnten gibt (oft auch angestoßen von Jubiläen), hatte die Leipziger Universität bis dahin nicht aufzuweisen. Umso bedauerlicher ist es, dass sie nicht fortgeführt worden ist, ohne dass man freilich in Leipzig aufgehört hätte, sich der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte weiterhin in aller Breite zu widmen.

Das Werk bietet in den ersten drei Bänden die Geschichte der Universität Leipzig von 1409 bis 2009 in einer gemeinsamen thematischen Struktur, der man die intensive Vorbereitung und Abstimmung bei allen natürlichen Eigenheiten und Variationen der Autoren und der unterschiedlichen Dynamik des Geschehens im Laufe der Jahrhunderte ansieht. Eingerahmt in Gründung beziehungsweise Reformen folgen das, was man Verfassung nennt, der Blick auf das Personal in den verschiedenen Fakultäten sowie deren Wissenschaftsbetriebe. Eine solche Struktur macht die Vergleichbarkeit über die Jahrhunderte hinweg erst möglich und umso spannender. Das gilt auch für das sorgfältig und durchdacht ausgesuchte Bildmaterial, das weit mehr als bloße Illustration ist. Allein, dass nicht nur (wenn auch viele) ‚Köpfe‘ geboten werden, sondern auch Quellenreproduktionen, Tabellen, Karten, Objekte et cetera, sagt schon viel aus.

I. Leipzig 1409: Gründung, Entfaltung und erste Reform

Der erste Band erzählt die gesamte Vormoderne von der Gründung 1409 bis 1830/31. Den Auftakt macht Enno Bünz und liefert unter dem Titel „Gründung und Entfaltung“ eine Geschichte der ersten 130 Jahre (S. 17-325). Der souveräne Überblick aus umfassender Quellen- und Literaturkenntnis gliedert sich in zwölf

¹⁴ MANFRED RUDERSDORF, Geschichte der Universität Leipzig in fünf Bänden, in: Häuser, Dokumentation (wie Anm. 5), S. 169-189.

Kapitel, die die gemeinsame Bandstruktur bereits prägnant entwerfen. Bünz, wie auch seine Mitverfasser, wissen, dass man eine Universität immer in Relation zu anderen sehen muss, durchaus in gewisser Konkurrenz (was nicht erst heute gefordert wird), und so setzt er, die Kapitel gleichsam flankierend, das kommende Leipzig von 1409 einerseits in die Landschaft der bereits bestehenden Universitäten, sowohl der europäischen Prototypen von Paris und Bologna als auch der bereits existierenden ‚deutschen‘ Universitäten von Prag bis Erfurt (Kap. I-II, S. 21-54), um andererseits nach mehr als einem Jahrhundert die Stellung der Leipziger Universität zwischen Territorium, Stadt und Kirche auszuloten sowie darüber hinaus ihre Stellung als sächsische Landesuniversität im Kreis der mitteldeutschen Weggefährtinnen und Konkurrentinnen zu erkunden (Kap. X, S. 269-301, XII, S. 321-325), bevor sie dann von Reform gefestigt mit großem Potenzial ins 16. Jahrhundert entlassen wird (Kap. XI, S. 301-321). Überhaupt hat man sich für die großen Reformen als Zäsuren innerhalb der Bände entschieden, womit man sinnvollerweise ähnlich entnationalisierend argumentiert wie etwa Walter Rüegg in seiner europäischen Hochschulgeschichte.¹⁵

Die Gründung der Universität wird von Enno Bünz als Abfolge mehrerer Phasen gedeutet (Kap. III, S. 55-80). Professoren und Studenten, die anlässlich des Kuttenberger Dekrets aus Prag ausgezogen waren, formierten in Leipzig eine *universitas magistrorum et scholarium*, ganz im Sinne früherer Gründungsanlässe europäischer Universitäten, und lieferten womöglich dadurch einen Anstoß. Diesen griff die inzwischen bedeutend gewordene Dynastie der Wettiner auf und beanspruchte mit der Universitätsgründung ihr Herrenrecht im Gleichzug mit den anderen großen Dynastien des Reiches, mit Luxemburgern, Habsburgern und Wittelsbachern, die bereits Universitäten in Prag, Wien und Heidelberg besaßen. Das ging zwar noch nicht ohne Papst, weshalb man sich sogleich um die legitimierenden Papstbulen bemühte, allerdings auffallend rasch. Man brauchte nur einen Sommer, um unter den günstigen beziehungsweise instabilen Bedingungen der Konzilszeit zu Pisa erfolgreich zu verhandeln und dann als privilegierte Volluniversität einschließlich der ‚heiklen‘ theologischen Fakultät (anders als zehn Jahre später in Rostock) starten zu können. Es mögen auch andere Städte als Universitätsstandorte im Gespräch gewesen sein, doch die wirtschaftsgeografischen, demografischen sowie pfründenkirchlichen Vorteile Leipzigs (wenn auch Letztere erst nach einer gewissen Anlaufzeit) lagen auf der Hand, wie bei allen diesen frühen Universitätsstädten, deren Erreichbarkeit einfach am günstigsten war. Die weiteren Kapitel handeln von Verfassung und Ordnung der Universität, von Rektorat und Verwaltung, von den vier Nationen und den vier Fakultäten (Kap. IV, S. 80-105), sodann von den Institutionen, von Magister-Kollegien und Studenten-

¹⁵ WALTER RÜEGG, Themen, Probleme, Erkenntnisse, in: Ders. (Hg.), Geschichte der Universität in Europa, Bd. 4: Vom Zweiten Weltkrieg bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, München 2010, S. 21-46, hier S. 22-25.

Bursen,¹⁶ von der Bibliothek sowie – sinnvollerweise in diesem Rahmen – von der Finanzierung, weil die ganz wesentlich mit diesen Institutionen verbunden war (Kap. V, S. 105-138). Der Abschnitt über die Universitätskanonikate an den nahen Domstiften (Merseburg, Naumburg, Zeitz, Meißen) und den Kollegiatstiftskirchen in Stadt und Region zeigt noch einmal wie wichtig neben den zumeist mageren fürstlichen Zuwendungen der frühe Schulterschluss der Universitäten vor allem nördlich der Alpen mit dem Papsttum und seiner Pfründenkirche gewesen ist, nicht zuletzt für die Schaffung von Abkömmlichkeit für eine gedeihliche gelehrte Arbeit. Ohne diese Verankerung der Professuren in der Kirche beziehungsweise in den kirchlichen Besitztümern wäre Universität damals und noch für Jahrhunderte nicht zu denken gewesen. Zusammen mit der Befreiung von der Residenzpflicht war sie das wichtigste sachdienliche und handfeste Privileg, das die Päpste der Universität mit auf den Weg gegeben haben.

Mit Recht nimmt das Kapitel über die Studenten, Magister und Professoren einen großen Raum ein (Kap. VI, S. 139-174). In dichter Beschreibung werden die äußeren und inneren Rahmenbedingungen des akademischen Lebens vom Herkunftsraum und der Frequenz bis zum studentischen Alltag skizziert.¹⁷ Eine geografische Darstellung des Leipziger Herkunftsraums, den man je nach Akzent zugleich als Mobilitäts- oder Wirtschaftsraum, Wissens- oder Kommunikationsraum beschreiben kann, ist 2009 noch nicht möglich gewesen, sonst hätte man beobachten können, wie sich hier ein überregionales Gebiet trotz vielfacher Konkurrenz aufgebaut hatte.¹⁸ Eigene Kapitel sind dem Lehrbetrieb gewidmet, den Vorlesungen, Disputationen, Prüfungen und Promotionen im Studium der Artes (Kap. VII, S. 174-218) sowie an den sogenannten höheren Fakultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medizin (Kap. VIII, S. 218-257). Bünz ist es hier gelungen, auch das geistige Profil im interuniversitären Vergleich zu erfassen. Ein besonderes Kabinettstück ist schließlich die Skizze über den Leipziger Frühhumanismus um 1500 (Kap. IX, S. 257-268). Dieser erste Teil endet mit dem Reformvorhaben von 1502, einer groß geplanten Reform, in der sich der albertinische Herzog Georg

¹⁶ Wie sehr die Darstellung auch in diesem Fall von den vorbereitenden Studien in der Reihe der „Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“ profitiert hat, zeigt sich z. B. an der Arbeit von BEATE KUSCHE, „Ego collegiatus“. Die Magisterkollegien an der Universität Leipzig von 1409 bis zur Einführung der Reformation 1539. Eine struktur- und personengeschichtliche Untersuchung (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A/6), Leipzig 2009 [Diss. phil. Leipzig 2008].

¹⁷ Zur Stellung der Studenten in der Stadt und zur personellen Verflechtung von Stadt und Universität siehe in diesem Zusammenhang ALEXANDER SEMBDNER, Stadt und Universität Leipzig im späten Mittelalter (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte B/17), Leipzig 2010.

¹⁸ Zu Leipziger Szenarien siehe Repertorium Academicum Germanicum (RAG) unter <https://rag-online.org>. Als Beispiel RAINER CHRISTOPH SCHWINGES, The Repertorium Academicum Germanicum (RAG) and the Geography of German Universities and Academics (1350–1550), in: Peter Meusburger/Michael Heffernan/Laura Suarsana (Hg.), Geographies of the University (Knowledge and Space 12), Cham 2018, S. 23-42.

von Sachsen selbst engagierte, wohl auch, weil im ernestinischen Wittenberg Konkurrenz entstanden war (Kap. XI, S. 301-321). Die Reform fruchtete zunächst aber nicht, auch nicht ihr Wiederanstößen 1511, was nur die alte Einsicht bestätigt, dass Reformen immer von außen kommen und getragen werden müssen, wenn sie halbwegs erfolgreich sein wollen. Im Inneren fühlt sich oft niemand zuständig beziehungsweise zum Handeln aufgefordert – oder mit zeitgenössischen Worten: Niemand an der Universität wollte „der katzen dye schellen anhängen“ (S. 311). Eine Lösung fand sich erst, als sich Reformation und Reform verbänden.

II. Humanismus, Reformation und die Herrschaft der Theologen

Mit der „Weichenstellung für die Neuzeit“ setzt Manfred Rudersdorf seinen Part von der Reformation bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges fort (S. 327-515). Es ist zwar ein gängiges, aber durchaus angebrachtes Bild, um anzudeuten, dass der Weg auch hätte auf ein Abstellgleis führen können. Es war eine schwierige und zum Teil auch dunkle Zeit. Vermutlich hat der Verfasser auch deswegen ein eigenes Design der Gliederungsstruktur (obgleich man alles findet) für sich reklamiert. Geprägt war dieser Zeitabschnitt von Konfessionalisierung und Territorialisierung im ganzen Reich (Kap. I-II, S. 331-447). Die Landesherren erkannten mehr als zuvor, dass man Universitäten auch als politische Instrumente und Personalreservoir zur Förderung der Staatlichkeit und der konfessionellen Einheitlichkeit ihrer Länder nutzen konnte. Für solchen Nutzen waren die beiden sächsischen Universitäten Wittenberg und Leipzig bereits frühe Beispiele. Unter Herzog Georg dem Bärtigen geriet Leipzig allerdings als altgläubige, traditionalistisch und ‚scholastisch‘ gebliebene Universität unter erheblichen Druck. Das Etikett der Rückständigkeit ist zwar nicht völlig falsch, war aber wohl auch der reformatorischen Propaganda geschuldet. Luther selbst hegte bekanntlich Groll gegenüber Leipzig. Rudersdorf kann wie zuvor schon Bünz aufzeigen, dass der Humanismus keineswegs in Leipzig gefehlt hat, nur hatte er es wie alles Neue nicht leicht. Immerhin wirkte hier ein Petrus Mosellanus und hinterließ bald einflussreiche Schüler. Die Distanz des altgläubigen Herzogs galt vor allem der humanistischen Bildungsreform, die von Melanchthon ausging und mit der Wittenberger Reformation verbunden war.

Mit dem Tod des Herzogs 1539 änderte sich alles. Unter seinen Nachfolgern Heinrich und vor allem Moritz und August von Sachsen gelang in mehreren Reformschritten und neuen Universitätsordnungen eine „Symbiose von reformatorischer Theologie und humanistischer Bildung“ (S. 511). Letztere war längst eine attraktive und breite bürgerliche Bildungsbewegung geworden, die dem akademischen Nachwuchs neue soziale Möglichkeiten in Kirchen, Schulen, städtischen und landesherrlichen Diensten bot, zu attraktiv, um von einer gut aufgestellten Handels- und Messestadt wie Leipzig ferngehalten zu werden. Melanchthons Wittenberger Bildungsprogramm wurde nun auch hier umgesetzt, getragen von

einem Netzwerk seiner Schüler und Kollegen, die aus der Universität heraus im Interesse der Herrschaft, des Landes und der städtischen Eliten handelten. Unter ihnen war Joachim Kammermeister gen. Camerarius († 1574) der herausragende Gestalter innerhalb wie außerhalb der Universität. Dieses Bildungsprogramm erwies sich in den folgenden Jahrzehnten als grundlegendes Erneuerungsprogramm struktureller und personeller Art. Mit Recht hat Rudersdorf darauf besonderen Wert gelegt und für sich in Anspruch genommen, die Funktion des Humanismus in Leipzig gegenüber bisherigen Darstellungen stärker zu berücksichtigen. Er kann auch zeigen, dass Theologen beziehungsweise orthodoxe Lutheraner und Humanisten nicht strikte Gegner waren; die Theologie sollte als reine Lehre des Glaubens nur nicht durch philosophische Disputationen verwässert werden.

Nur eines war der Humanismus sicher nicht: Er war kein Korrektiv im Machtkampf der verschiedenen protestantischen Richtungen, was Kurfürst August als „Theologengezänk“ abtat, kein Balsam gegen die strenge lutherische Orthodoxie, die sich gerade in Leipzig (stärker als im eher irenischen Wittenberg) zu einer „Herrschaft der Theologen“ aufschwang. Rudersdorf setzt zwar noch ein Fragezeichen hinter diesen Begriff (S. 446), obwohl seinem Text gemäß doch eher ein Ausrufezeichen nahegelegen hätte. Es waren Wissens- und Gewissenshardliner am Werk, was für viele Gelehrte und ihre Familien nicht selten übel ausgegangen ist. Man denke nur an den großen Mathematiker und Astronomen Georg Joachim von Lauchen gen. Rheticus, der das kopernikanische Weltbild in die Leipziger Universität gebracht hatte, aber Hals über Kopf fliehen musste. Anderen geschah Schlimmeres. Der Verfasser meint zwar, dass das weithin „pejorativ geprägte Bild der ‚lutherischen Orthodoxie‘“ auf „vereinfachenden, antagonistisch konnotierten Vorstellungen“ beruhe (S. 428). Dem kann ich jedoch nicht folgen. Gewiss ist stets zu historisieren. Doch mit dem anschließenden Hinweis darauf, dass „dieses System [...] eigene religiöse Lebens- und Auffassungsmuster (kultivierte)“, kann man schlussendlich alles entschuldigen. Die Macht der Theologen war deshalb so groß, weil sie multifunktional war. Die Professoren der theologischen Fakultäten beherrschten die Universitäten und über sie hinaus das öffentliche Leben. Denn sie besetzten zugleich die kirchlichen Ämter als Pfarrer und Prädikanten, Superintendenten, Visitatoren und Konsistorialräte. Sie dienten als Hofprediger und sie leiteten oft die vorbereitenden Lateinschulen beziehungsweise Gymnasien im Land, unter anderen die Schulen der Leipziger Nikolai- und Thomaskirche. So hatten sie größten Einfluss auf den geistlichen, hofrätlichen und pädagogischen Nachwuchs. Gefestigt waren ihre Positionen allerdings auch, wie Rudersdorf zeigen kann, weil die strengen Lutheraner vom sächsischen Landesadel gestützt wurden. Gemeinsam konnte man so die calvinistisch orientierte Reform Kurfürst Christians I. und seines Kanzlers Krell (1586–1591) abwehren, die sich in den Universitäten gegen die weitere lutherische Theologisierung des Studiums wandte (gemäß der strengen Ordnung von 1580), darüber hinaus allerdings auch eine antihabsburgische Umorientierung der traditionellen sächsischen kaisertreuen Politik bedeutet hätte. Sie endete als folgenloses Zwischenspiel, für den ehemaligen Kanzler aber tödlich.

Am stärksten sind die Teile, welche die Universität in der engen Verflechtung mit ihrer sozialen, staatlichen wie städtischen Umwelt präsentieren, doch sind selbstverständlich auch jene Kapitel zu Universitätsinterna höchst willkommen (Kap. II-III, S. 392-486). Reformation und Reformen brachten schließlich tiefgreifende Veränderungen der Statuten, der Infrastrukturen, des akademischen Lebens für alle mit sich, allein schon, dass das traditionelle Gemeinschaftsleben in den Magisterkollegien und Studentenbursen aufgehoben wurde, die Kollegiaten trotz beträchtlichen Widerstandes heiraten und privat wohnen durften. Alle vier Fakultäten waren in ihren Curricula mehr oder weniger stark betroffen, am wenigsten die juristische, am meisten die artistisch-philosophische Fakultät, die nicht nur traditionell die größte, sondern auch die ‚unruhigste‘ war. Neue Professuren wurden eingerichtet, die Universität aus den säkularisierten Kirchen- und Kloster-
gütern neu fundiert. Neue Kollegiengebäude beziehungsweise Erweiterungen entstanden. Ein Stipendiensystem wurde errichtet, dass nicht nur den Studierenden, sondern auch bereits den Schülern der neuen Landesschulen (Fürstenschulen) zugutekommen sollte.¹⁹ Allerdings unterlag der Finanzfluss trotz aller Reformfreude, wie überall so auch in Leipzig, den Bedingungen der vormodernen Subsistenzwirtschaft. Leipzig zählte zwar schon in den mittelalterlichen Jahrzehnten zu den frequenzstärksten deutschen Universitäten, hielt diese Position, wahrscheinlich infolge der Reformen seit 1539, aber weiterhin aufrecht (Kap. III-IV, S. 447-508). Die gute Besucherstatistik sollte sich auch im 17. Jahrhundert und selbst unter den Bedingungen des Dreißigjährigen Krieges fortsetzen. Stolz feierte man 1609 das Zweihundertjahrjubiläum. Merkwürdig eigene Wege verfolgte die studentische Kultur mit ihrem reichlich groben und rohen Pennalismus, der so ganz der strengen Moral des orthodoxen Luthertums widersprach. Hier suchte sich die Jugend des konfessionellen Zeitalters wohl ein Ventil. Insgesamt hat die Leipziger Universität die Kriegszeiten trotz beträchtlicher Kriegsschäden, Kontributionen und schwedischer Besatzung bis 1650 relativ gut überstanden, ohne ihren Bildungsbetrieb je einstellen zu müssen. Die Universitätsverantwortlichen sangen ein „Te deum laudamus“ und setzten zunächst einmal auf stabile Kontinuität, die, so Rudersdorf (S. 508), den nächsten Wandel in Richtung Aufklärung aber nicht grundsätzlich behindern sollte. Ein Schlusskapitel (Kap. V, S. 508-515) resümiert die Universitätsentwicklung in diesem so stark theologisch-konfessionell geprägten Zeitalter noch einmal kenntnis- und verständnisvoll in zehn Thesen – als „Zwischenbilanz“.

¹⁹ Als Spezialstudie erschien dazu THERESA RATAJSZCZAK, Landesherrliche Bildungspolitik und bürgerliches Mäzenatentum. Das Stipendienwesen an der Universität Leipzig 1539–1580 (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte B/14), Leipzig 2009.

III. Von Aufklärung, Stutzern und dem Weg zur Reform

Im dritten Teil dieses ersten Bandes berichtet Detlef Döring über die „Anfänge der modernen Wissenschaften“, die er für Leipzig in die Zeit von 1650 bis 1830/31, von der Aufklärung bis zur großen Universitätsreform ansiedelt (S. 517-771). Auch in diesem Teil zeigt sich die Stärke des Unternehmens, die Geschichte der Universität konsequent in die des Landes und der Universitätsstadt einzubeziehen, bevor die Interna zur Sprache kommen. Gleich in den ersten drei Abschnitten schildert der Autor wohl abgewogen und durchaus kritisch – übrigens in eleganter Sprache – die „Geschicke“ der Universität in Sachsen, in Leipzig und innerhalb der deutschen Universitätslandschaft zur Zeit der Aufklärung (Kap. I-III, S. 521-583). Es ist ein schönes Stück Verflechtungsgeschichte. Für die Leserschaft ist es so, als blicke sie mit der Universität als handelnde und mitleidende Größe auf Stadt und Land. Mit Recht wird zunächst der älteren Charakterisierung Sachsens und damit auch Leipzigs in der borussisch geprägten Geschichtsschreibung als gegenüber Preußen minderrangig und „schlaffes Regiment“ (Heinrich von Treitschke) entgegengetreten. Bemerkenswert (für einen Außenstehenden), wie sich antipreußische Gefühle in Sachsen noch bis heute unterschwellig zu halten scheinen. Absicht ist, auf kritische Weise und damit völlig legitim, Sachsen den historischen Rang zurückzugeben, den es als führender deutscher Kurstaat vor allem in der Verbindung mit Polen (1697–1763) bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges hatte. Bis dahin war Sachsen ein führendes Land in Europa – in Wirtschaft, Handel, Messen, Bergbau, Künsten und Wissenschaften, Buchdruck und Verlagswesen, ein Land im Wohlstand mit einem prächtigen Hof in Dresden und einer stark frequentierten Universität, die überregional zu rekrutieren verstand.

Geist und Geld sind keine Gegensätze, im Gegenteil, Studierende und Gelehrte folgen dem Geld. Das war schon in den großen mittelalterlichen Universitäten so. Zur Sprache kommen die Aufbauleistungen nach dem Dreißigjährigen Krieg, die wiederholten Krisen aus verschiedenen Ursachen, der Wiederaufbau des Landes nach dem Siebenjährigen Krieg durch das in der Forschung freilich in den Folgewirkungen umstrittene sogenannte *Rétablissement* sowie der zähe Neubeginn nach den napoleonischen Kriegen, in denen Sachsen und besonders Leipzig Kriegsschauplatz beziehungsweise Hauptlazarett waren, und die am Ende Sachsen territorial arg geschrumpft zurückließen. Mit erheblichem Reformstau in Verfassung und Universität ging man ins 19. Jahrhundert. Immerhin wurde 1811 der Eid der Professoren auf die *Confessio Augustana* (*invariata*), der seit der Reform von 1580 grundsätzlich als Bollwerk der Rechtgläubigkeit bestanden hatte, aufgehoben. Dieser Eid offenbarte immer wieder diffizile Probleme, seit der Dresdner Hof mit August dem Starken bei Annahme der polnischen Krone 1697 katholisch geworden war. Auch das große Universitätssterben um 1800 hatte man überstanden, geriet dann aber wie andere Universitäten unter politischen Druck. Erst das Jahr 1830 sollte eine Wende einleiten, als sich der Wille zu Reformen Bahn brach.

Mit dieser Sicht auf die äußeren Verhältnisse, die ein Verstehen der Leipziger immer wieder krisenhaft unterbrochenen, zuletzt auch stagnierenden Entwicklungen erreichen wollen, gelingt es dem Autor, die alten Meistererzählungen von Halle über Göttingen bis Berlin als Prototypen der Moderne kritisch zu hinterfragen und neu zu bewerten. Döring schreibt auch gegen das Buch von William Clark an, der Leipzig als „Hort von Scholastik und Orthodoxie“ erklärt und zum Gegenbild der Forschungsuniversität stilisiert.²⁰ In der Folge der Neubewertung kann schließlich auch aus Leipziger Optik zur Demontage des inzwischen hinreichend bekannten ‚Mythos Humboldt‘ beigetragen werden. So richtig das ist, so sehr ist freilich zu berücksichtigen, wie der Autor selbst weiß, dass die Forschung zur Leipziger Universitätsgeschichte (und nicht nur zu dieser) für den Zeitabschnitt vom 17. bis zum frühen 19. Jahrhundert noch nicht allzu weit gediehen ist, auch jetzt noch nicht mehr als zehn Jahre nach Erscheinen des Bandes. Döring selbst hat aber durch seine zahlreichen Vorarbeiten schon mehr als begonnen, die Lücken zu füllen.²¹

Die innere Geschichte der Leipziger Universität wird in sechs weiteren Kapiteln dargestellt: Verfassung, Studenten, Lehrkräfte, Bibliotheken, Sammlungen, Forschungsreisen und Sozietäten, der Lehrbetrieb und die Entwicklung der Fächer in der noch immer traditionellen Vier-Fakultäten-Universität. Aus dem umfangreichen Text und der Fülle der Beobachtungen kann man nur subjektiv auswählen. Unter dem Titel „Verfassung“ (Kap. IV, S. 583-594), einem kurzen, aber gewichtigen Text, ist erwartungsgemäß von Rektoren, Dekanen und anderen universitären Ämtern die Rede, dazu von den vier Nationen, die im engeren deutschen Raum ein Leipziger Alleinstellungsmerkmal von 1409 bis 1830 gewesen sind (nur in Wien hielten sie sich bis 1849). Sie wurden zäh verteidigt, weil sie Stipendien gerade für Nichteinheimische zu vergeben hatten und so den überregionalen Rang der Universität zu sichern halfen. Protektionistisch, aber effektiv war das Institut der *Magistri nostri*, die Bevorzugung der in Leipzig promovierten Magister der artistisch-philosophischen Fakultät, das sich seit dem Mittelalter ebenfalls zäh gehalten hatte. Mit ihm verbanden sich schlicht und einfach verschiedene Privilegien für die Karrieren. Auch an anderen Universitäten kam es zur Durchbrechung des alten Grundsatzes (Privilegs) der ubiquitären Lehrerlaubnis aus der Entstehungszeit der europäischen Universitäten, bekannt als *licentia ubique docendi*, nur nicht in dieser Leipziger Konsequenz.

Einiges erfährt man auch zur ‚Verfassungskultur‘ in Leipzig, zum manchmal engen Verhältnis zwischen Stadt und Universität bei entsprechender Juristen-

²⁰ WILLIAM CLARK, *Academic Charisma and the Origins of the Research University*, Chicago 2006.

²¹ Siehe die Bibliografie in diesem Band; für die vorstehenden Kapitel besonders DETLEF DÖRING (Hg.), *Universitätsgeschichte als Landesgeschichte. Die Universität Leipzig in ihren territorialgeschichtlichen Bezügen* (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A/4), Leipzig 2007. Zur Würdigung von Detlef Döring siehe MANFRED RUDERSDORF, *In memoriam Detlef Döring (1952–2015)*. Nachruf, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte* 86 (2015) S. 247-253.

dichte, zu Kleider- und Rangordnungen beziehungsweise Rängeleien, zu Riten und Titulaturen. Ein spezielles Verfassungsgewicht hat freilich die Problematik des Verhältnisses zwischen staatlichen Herrschaftsträgern und Universität, die zu den Kontinuitäten der Universitätsgeschichte gehört. Das Pochen auf Autonomie ist so alt wie die Universität selbst, der Versuch, diese zurückzudrängen ebenso, besonders virulent freilich im Zuge frühneuzeitlicher Herrschaftsverdichtung, wenn, wie im Falle Sachsens, auch noch konfessionelle Differenzen zwischen Hof und Universität hinzutraten. Leipzig wehrte sich nach 1650 und noch einmal 1709 gegen die Eingriffe des Landesherrn (Lehrstuhlbesetzungen, Visitationen, lästige Fragenkataloge) mit einem sehr mittelalterlichen Instrumentarium, kurioserweise mit einer veritablen Urkundenfälschung zugunsten eines angeblichen Privilegs Kaiser Karls V., erfolglos allerdings. Welch hohes Gut den Sonderrechten zugemessen wurde, sollte sich, so Döring, noch einmal anfangs des 19. Jahrhunderts zeigen, als man sich ebenfalls sehr mittelalterlich trotz lutherischer Konfession wieder auf die päpstliche Bulle von 1409 berief, um die Unabhängigkeit vom Landesherrn zu beweisen (S. 586 f.). Diese machte allerdings halt, wenn es um ökonomische Verhältnisse ging, doch sind diese allgemein und besonders bezüglich Leipzig noch wenig erforscht.

Um Kleiderordnungen haben sich Studierende nie foutiert. Bekannt ist aus der Literatur der Leipziger „Stutzer“, der à la mode einherstolzierte und amourösen Abenteuern nachjagte. Ob der Leipziger Student „Galan oder Pauper“ war, fragt der Autor in einem schönen Überblick über studentisches Leben (Kap. V, S. 594-625). Es ist der gelungene Versuch einer zeitgemäßen Sozial- und Kulturgeschichte jenseits der gängigen Klischees, auch wenn die Forschung dazu noch nicht sehr weit gediehen ist. Was man weiß (und noch nicht weiß), ist hier zusammengetragen, wobei Vieles noch stark an mittelalterlich-vormoderne Verhältnisse erinnert (auch eine Form von Kontinuität): Immatrikulation, Eidesleistung und Gebühren (oder Befreiung als *pauper*), Frequenz und Studiendauer, geografische und soziale Herkunft, Adelsstudium beziehungsweise Adel und Wissenschaft (im 18./19. Jahrhundert offenbar nicht ganz Göttingen überlassen), laxer Zugangs- und Studienbedingungen und die Organisation des Studiums (es gilt noch immer, was Philipp Jakob Spener seinem Sohn damals geraten hat: *non multa sed multum* zu studieren, S. 600). Ferner erfährt man Einiges über Studienkosten, Unterkunft und Lebenshaltungskosten (Leipzig als Handels- und Messestadt war offenbar ein teures Pflaster), über kurfürstliche und private Stipendien und Freitische, über Möglichkeiten etwas dazuzuverdienen als Hauslehrer, Hofmeister oder als Übersetzer im Leipziger Verlagswesen und selbstverständlich auch über die mannigfachen Formen der Freizeitgestaltung in und im Umkreis der Stadt. Auch von Gewaltausbrüchen zwischen Studenten und Stadtknechten hört man immer wieder.

Ebenso lesenswert ist das Kapitel über die Lehrkräfte, ordentliche und außerordentliche Professoren und die vielen schon erwähnten *Magistri nostri* als Leipziger Besonderheit (Kap. VI, S. 625-647). Lob und Schelte – Konstanten der

Studenten- und Professorengeschichte – sind natürlich auch versammelt, so wie die zum Teil kritischen Berichte über Einkommen und Tätigkeiten, universitäre und außeruniversitäre, die bei den Angehörigen der höheren Fakultäten (Medizin, Jus, Theologie) oft mehr einbrachten als die akademische Lehre. Besonders erwähnt seien die Ausführungen über die verheirateten Professoren, ihr Familienleben, ihre Ehefrauen und Töchter, die neben der Haushaltsführung oft gelehrte Damen waren und ihre Männer unterstützten, die als „gelehrte Frauenzimmer“ quasi zu festen Größen der Gesellschaft wurden. Solches erfährt man in früheren, oft rein institutionenbasierten Universitätsgeschichten eher selten.²² Die typische frühneuzeitliche „Familienuniversität“ scheint in Leipzig nicht sehr ausgeprägt gewesen zu sein. Stadt und Universität waren wohl zu groß, der Einzugsbereich zu weiträumig und Möglichkeiten zum Einheiraten in städtische Familien, in Kaufmanns- und Ratsfamilien zu vielfältig.

Im Zusammenhang mit Studenten und Professoren sind auch die Darstellungen der Sammlungen höchst willkommen (Kap. VII, S. 647-670), der öffentlichen und privaten Bibliotheken, der Naturalien- und Kunstkammern, der Gärten und der gelehrten Gesellschaften, der Kränzchen und Salons, welche die Kultur- und Sozialgeschichte der Zeit sehr lebendig widerspiegeln. Das gilt auch für den „schier ewigen“ Lehrbetrieb (Disputationen, Vorlesungen, Examen und Promotionen, Studiendauer und Ferien (Kap. VIII, S. 671-688). Ein spezielles Problem in Leipzig war im 18. Jahrhundert die Promotion Andersgläubiger. Hier gab man sich zurückhaltender als an anderen Universitäten (auch gegenüber Medizinerinnen) und zog es vor, entsprechende Anfragen des Dresdner Hofes, der sich moderater zeigen wollte, nur zögerlich oder gar nicht zu beantworten.

Last but not least sei auf die Geschichte der wissenschaftlichen Disziplinen hingewiesen, deren Entwicklung Döring notgedrungen kurz, aber sehr umsichtig skizziert (Kap. IX, S. 688-771). Auch wenn man erst im frühen 19. Jahrhundert die Moderne langsam aufscheinen sah, seien Neuerungen auch aus Leipziger Optik schon früher möglich gewesen, aber sie durften den Rahmen der Fakultäten und die Hegemonie der Ordinariate nicht sprengen. Ihr Platz waren nicht die öffentlichen *collegia*, sondern die privaten Veranstaltungen. Allerdings waren die Widerstände groß, oft nicht einmal in der Sache selbst als vielmehr im sozialen und vor allem ökonomischen Interesse der Beteiligten, und oft fehlte es an fachlicher und personeller Kontinuität. Ohne anordnende Nachhilfe des Landesherrn beziehungsweise der Regierung wäre oft nichts zustande gekommen, schon gar nicht, wenn es galt, aus dem Angebot einen Lehrstuhl mit Sitz und Stimme im *concilium professorum* zu machen. Unter den Theologen verloren sich im Aufklärungsjahrhundert allmählich die Richtungsstreitereien (Synkretismus, Pietismus), die man aus heutiger Sicht nur noch historisch verstehen kann. Die Juristenfakultät profitierte erheblich nicht zuletzt für ihre Absolventen vom Vorhandensein der ande-

²² Weiterführend nun THERESA SCHMOTZ, Die Leipziger Professorenfamilien im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Studie über Herkunft, Vernetzung und Alltagsleben (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 35), Leipzig 2012.

ren Gerichte, dem städtischen Schöppenstuhl und dem Oberhofgericht, die beide Praxisbezug versprochen.

Die meisten Veränderungen gab es in der Medizinischen Fakultät, insbesondere aber in der (immer schon ‚unruhigen‘) Artistischen Fakultät, die sich zur Philosophischen wandelte, den dienenden Charakter als ‚Magd der Theologie‘ ablegte und ein breiteres Fächerangebot anstrebte. Die Medizin glänzte ebenfalls durch Praxisbezug sowohl in etablierten als auch in neuen Disziplinen. Forensik und Psychiatrie sind zu nennen, auch die Homöopathie, die mit Samuel Hahnemann von Leipzig ausging, ferner Gynäkologie und Geburtshilfe, Biologie und Chemie; letztere war auch wichtig für das sächsische Montanwesen. In der Philosophischen Fakultät fand die althergebrachte aristotelische Schulphilosophie gegen Ende des 17. Jahrhunderts immer weniger „applausum“ (S. 727) zugunsten einer rationalistischen Philosophie, die mit den Namen von Gottfried Wilhelm Leibniz und Christian Wolff verknüpft ist. Sie stieß bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts auf heftigsten Widerstand der Theologen, nicht nur in Leipzig. Zu den anderen Fächern, die sich aus dem alten Kanon allmählich verselbstständigten, gehörten etwa die Geschichtswissenschaft und in ihrem Kontext vor allem die hof- und adelsrelevante Heraldik sowie die Zeitungswissenschaft, die Kunstgeschichte und Archäologie, ferner die Alt- und Neuphilologien, darunter auch deutsche Sprache und Literatur (Johann Christoph Gottsched) sowie aus der klassischen Philologie entwickelt Orientalistik, Byzantinistik und Ägyptologie. Die Naturwissenschaften, die noch bis ins 20. Jahrhundert in der philosophischen Fakultät angesiedelt waren, vollzogen den Übergang vom Schriftenstudium zum Experiment. Das wirkte sich auf alte wie neue Fächer aus, auf Astronomie und Mathematik, auf Physik (Elektrizität als Modewissenschaft der Zeit), auf Geografie, Technik- und Montanwissenschaften, schließlich auch auf die Kameralwissenschaft, die spätere Ökonomie, die Statistik sowie die Agrar- und Forstwissenschaften. Alle zusammen, so möchte man Döring gerne folgen, lieferten spezifische Leipziger Beiträge.²³

IV. Von Renitenten und Konformisten, von Bürgertum und Glanzzeit

Der zweite Band der Jubiläumsausgabe ist dem 19. Jahrhundert gewidmet, der Zeit von 1830/31 bis 1909. Hartmut Zwahr verfolgt in seinem umfangreichen Teil unter dem Titel „Im Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft“ die Geschichte der Universität von der Reform 1830/31 bis zur Reichsgründung 1871 (S. 15-547). Schon seine „Historiographischen Vorbemerkungen“ (S. 19-23) lassen erkennen, dass sein Part angesichts der Literaturlage insbesondere für das Personal einschließlich der Studierenden vor allem auf Quellen des Universitätsarchivs beruht.

²³ Näheres erfährt man auch aus den Bänden 4.1-4.2 (wie Anm. 3) sowie aus dem Katalog- und Essayband DÖRING/HILLER VON GAERTRINGEN/HOLLBERG/RODEKAMP, Erleuchtung der Welt (wie Anm. 11).

Herausgekommen ist eine ungemein dichte Beschreibung, was zwar mehr oder weniger für alle Beiträge im Werk gilt, doch hier ganz besonders. Verfassungs- und Verwaltungsvorgänge im Reformprozess sowohl von staatlicher, städtischer wie universitärer Seite sind immer wieder geschickt personalisiert, minutiöse Abläufe aus den Akten heraus mit Berichten, Stellungnahmen und Lebenserinnerungen höchst lebendig durchsetzt worden. Nur eine der begleitenden Stimmen war zum Beispiel aus dem Kreis der Reformen überaus prägnant und weitsichtig, die des ordentlichen Professors für Mathematik und Philosophie (alter Stiftung) Moritz Wilhelm Drobisch, übrigens auch einer der ersten, die sich um eine fachliche Universitätsgeschichte bemühten, speziell um ihre statistischen Grundlagen, lange vor Franz Eulenburgs Frequenzanalysen (1904).²⁴ So ist es regelrecht spannend, das nicht selten widersprüchliche und auf längere Sicht zermürbende Ringen um Reformgeschäfte – eingeteilt in insgesamt neun Kapitel, hier nur integral wiedergegeben – mitverfolgen zu können, jedenfalls solange, bis der Autor klugerweise selbst durch Sätze wie diesen: „Das Ringen um eine Neuregelung dauerte Jahre“ (S. 92), der Ermüdung vorbeugt.

Die Reform von 1830/31, die Reorganisation der Leipziger Universität, begann mit einem Paukenschlag in Form einer Kabinettsorder, die Rektor und Universität vor vollendete Tatsachen stellte, „vor den tiefsten Strukturbruch in der Geschichte der Universität“ (S. 23). Die alte Nationenverfassung, die im engeren deutschen Raum nur noch singulär war, wurde aufgehoben, die Fonds der Nationen (deswegen bisher zäh verteidigt) wurden enteignet. Auch das *concilium professorum* (und andere *concilia* mehr) der ordentlichen Professoren ‚alter Stiftung‘ wurde aufgehoben. An seine Stelle trat der akademische Senat, dem alle ordentlichen Professoren, ‚alter‘ und ‚neuer Stiftung‘ angehören sollten. Die Ordinarien-Universität war geboren, allerdings noch in Ungleichheit der Berechtigungen, was schon an den Bezeichnungen ‚alter‘ und ‚neuer Stiftung‘ abzulesen war. Vorerst völlig auf der Strecke blieben einmal mehr die Extraordinarien und Privatdozenten. Doch der staatliche Vorstoß erfuhr Widerspruch, sogar massiven Widerstand. Man sah die althergebrachte Autonomie untergraben und reagierte durch Verschleppen, Verzögern, Nichtstun. Da griff der Staat ein (Hartmut Zwahr spricht oft von der „Staatsmacht“), ordnete „allerhöchst“ an oder befahl durch eigens beauftragte „Bevollmächtigte“, zum Teil auch auf persönlich schroffe Weise. Es schien kaum noch Platz für ein Aushandeln zu geben. Im Rückblick meinte dazu Drobisch: Man sehe an 1830, wie wenig herauskomme, „wenn eine Corporation nicht bei Zeiten selbst Hand zu ihrer Regeneration“ biete (S. 29, noch einmal S. 81).

Hinter dem Pochen auf die alte Autonomie standen indessen erhebliche Eigeninteressen. Es ging um Privilegien, Würden, Ehre beziehungsweise Ehrverletzun-

²⁴ MORITZ WILHELM DROBISCH, Die Frequenz der Universität Leipzig in ihrer ältesten und jüngsten Zeit, in: Berichte über die Verhandlungen der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, phil.-hist. Klasse 21 (1869), Heft 3, S. 119-146, mit Vorstudien bereits 1848 und 1849 in diesen Berichten.

gen, vor allem aber um Besitzstandswahrung der ordentlichen Professoren (alter Stiftung), was durchaus verständlich war, solange der Staat nicht die notwendigen Finanzmittel von sich aus vollumfänglich bereitstellte, man noch auf geldwerte Zuflüsse und Naturaldeputate zum Beispiel aus den Universitätsdörfern (die Universität war noch Grundherr) angewiesen war. Aus einer vielhundertjährigen Vergangenheit wusste man, dass man nichts verloren gibt, solange es nicht verloren ist. Nur eine Senatsminderheit (9 von 32 Senatoren, S. 61-63) erkannte den Wandel von Staat und Gesellschaft ab 1830, darunter Drobisch, und anerkannte den Strukturbruch, den die Universität als Landesuniversität in einem Verfassungsstaat und einer mehr und mehr bürgerlichen Gesellschaft durchleben sollte. In den weiteren Kapiteln folgt eine Geschichte der Reformen, der institutionellen, wissenschaftlichen und personellen Entwicklungen in allen Facetten gemäß der Gesamtstruktur des Jubiläumswerkes, eine Geschichte von Voranschreiten und Rückstau, Unverständnis, Renitenz und definitiver Entscheidung. Sie bleibt aber nirgends universitätsimmanent. Zwar hat diese Geschichte vielmehr beziehungsreich in die des Landes, der Stadt und der frühliberalen, bürgerlichen Bewegungen eingebettet: von den Juni-Tumulten 1830 über die zum Teil auch blutig endenden revolutionären Aktionen in Vormärz und März 1848, über die Restaurationszeit, über die Kriege von 1864 und 1866 sowie die Vereinnahmung Sachsens durch Preußen, bis hin schließlich zum deutsch-französischen Krieg und zum Aufgehen des Königreichs Sachsen im Kaiserreich und dem deutschen Nationalstaat von 1871.

Zwischen 1830 und 1835 musste vonseiten der Universität nicht nur das Misstrauen gegenüber der Regierung, sondern auch ein gewaltiger Reformstau abgebaut werden. Zuallererst war eine leistungsfähige Verwaltungs- und Haushaltsreform in Angriff zu nehmen. Es ist das besondere Verdienst des Autors, aus den Quellen heraus einen Abriss moderner Finanzgeschichte der Universität quasi nebenbei geliefert zu haben, ausgehend von der Bereitschaft des Staates, Einkünfte und Ausgaben miteinander zu verrechnen und die Differenz auszugleichen. Er verlangte dafür aber die Aufstellung eines Finanzplans, in dem neben den Betriebskosten auch alle „Fisci“ und Einkommensarten einschließlich der Naturalien auftauchten. Unter dem ständigen staatlichen Druck stieg die Arbeitskadenz von Rektor und Senat enorm an. Eine interessante Beobachtung zeigt, dass dieser zwischen 1830 und 1835 jährlich 14-mal tagte (S. 91). Die Vorteile, die in der Übernahme der Finanzverwaltung durch den Staat entstanden, die Etatisierung auch der Besoldung, auf deren pünktliche Auszahlung man sich erstmals wirklich verlassen konnte, hat zwar der antireformerische Senat zunächst nicht sehen wollen; schließlich haben sie aber mehrheitlich doch zum Stimmungswechsel beigetragen. Von einer Gleichheit der Besoldung konnte natürlich keine Rede sein. Dem Besoldungsetat vom September 1834, dem ersten überhaupt in Leipzig, kann man entnehmen (wertvolle Tabellen S. 131 f.), dass Theologen und Juristen die Verlierer der staatlich garantierten Besoldung waren; allerdings hatten sie oft hohe Nebeneinkünfte. Gewinner waren die Mediziner und vor allem die Professoren der phi-

losophischen Fakultät, insbesondere in den Fächern der Naturwissenschaften, die jetzt einen verstärkten staatlich geförderten Aufschwung erlebten. Der Staat, das „Cultus-Ministerium“, hatte mit diesem Etat ein außerordentlich wichtiges Steuerungsinstrument in die Hand genommen. Es konnte das Gehalt mit jedem Alt- oder Neuberufenen persönlich aushandeln, Leistungen honorieren, Exzellenz und wissenschaftliche Innovationen und neue Fachgebiete fördern, allerdings damit auch gesellschaftliche Stellung, Rang und Unabhängigkeit mitbestimmen. Man schaute längst über die Landesgrenzen hinaus. Die Beobachtung der Frequenz wurde dazu ebenfalls ein probates Mittel. Nur die Religion blieb vorerst noch ein wissenschaftsfremdes Kriterium: Katholiken und Juden konnten zwar in Leipzig studieren, aber sich nicht habilitieren und damit kein Lehramt erwerben. Das sollte sich erst nach 1867 durch das „Gesetz zur Gleichstellung aller Religionen in Sachsen“ ändern.

Neben der „Leistungsverwaltung“ (S. 123) gab es noch mehr auf den Reformweg zu bringen: Die Universität, bis dahin ein eigener Rechtskreis, war aufgrund der neuen Städteordnung in die Stadtgemeinde einzugliedern, wobei ihr die aufstrebende Wirtschafts- und Messemetropole zwar zur Seite stand, aber dennoch waren jetzt von den Universitätsleuten Steuern zu zahlen. Die Agrarreform bedingte die Auflösung der jahrhundertealten Grundherrschaft über die Universitätsdörfer. Die Universitätsgerichtsbarkeit sollte enden und damit das patriarchalisch-erzieherische Verhältnis zur Studentenschaft. Zusammen mit Staat und Stadt waren Universitätsneubauten zu realisieren, um aus der wachsenden vor-modernen Raumnot auszubrechen und neuen Hörsälen, Instituten, Laboratorien, Bibliotheken, Kabinetten und Sammlungen Platz zu schaffen. Und schließlich ging es um die Neuordnung von Studium und Lehre, einschließlich einer neuen Stipendienordnung (1834). Auch hierbei gab das Ministerium den Ton an, wenn verbindliche, zeitlich getaktete Studienpläne eingerichtet, seminaristische Lehrformen und ein geordnetes Prüfungswesen eingeführt und die Studierenden, abseits einer „Wissenschaft des Lehrbuchs“ (S. 75), zu wissenschaftlichem Streben angehalten werden sollten. Ein Studium sollte eine planbare Größe werden. Solche Forderungen fußten auf einem inzwischen veränderten Wissenschaftsverständnis, von dem Ministerium und Universität gleichermaßen ergriffen wurden. Es ist nur eine *Petitesse*, welche Hartmut Zwahr neben den großen Linien aufgefallen ist, aber ein schönes Bild für das neue Verständnis: Die Anordnung zum 1. April 1832, „die Universitätsbibliothek täglich zu öffnen“ (S. 141). Eine jüngere Generation von Professoren stellte die ‚Universität als Korporation‘ neben die ‚Universität als wissenschaftliches Institut‘, an dem man durch freies Experimentieren, Beobachten, Entdecken und Diskutieren, durch Leistung und Wettbewerb teilhat. Dass diese, anfangs noch überschaubare Generation für Reformen aufgeschlossen war und darin auch ihre Chancen sah, versteht sich. Die Eisenbahn wurde zu ihrem Symbol.

Die Reformen haben einerseits geistige Öffnung und wissenschaftliche Bewegungsfreiheit gebracht, haben andererseits aber die Universität in den Staat einge-

gliedert und die Professoren je länger je mehr zu „Staatsdienern“ gemacht. Doch das Regieren auf dem Verordnungsweg, die Konfrontation von Staat und Universität führte unter dem Eindruck der Freiheitserlebnisse 1848/49 zur politischen Spaltung des Senats in „Konformisten und Renitente“. Getragen von der Politisierung der Öffentlichkeit, an der die Studenten, die Burschenschaften, Landsmannschaften, Corps und Nichtverbindungsstudenten schon lange ihren Anteil hatten, ebenso wie das städtische, oft universitätsnahe Bildungsbürgertum gerade in Leipzig, waren die renitenten Senatoren und Professoren nicht mehr zur Unterordnung bereit. Zwar hat den Aktionen der Studierenden und Bürger viel Aufmerksamkeit geschenkt. Der Streit entzündete sich äußerlich an der Reaktivierung der Stände auf dem Landtag, die man für ungesetzlich in einem Verfassungsstaat hielt und die inzwischen der nationalen Idee zuwiderlief; innerlich am Versuch des Ministers (Friedrich Ferdinand von Beust), die Macht der Ordinarien zu brechen und im sogenannten kleinen Senat auch Extraordinarien Sitz und Stimme zu geben. Auf den Widerstand antwortete die Regierung mit Suspendierungen, in einigen Fällen auch mit Entlassungen, unter anderen von Theodor Mommsen, der dann seine Karriere über Zürich in Berlin fortsetzte, von Leipzig aber später als dem „verlorenen Paradies“ gesprochen hat (S. 409).

Aus dem Konflikt ging die Universität indessen gestärkt hervor. Unter den „Renitenten“ befanden sich die Reformer von 1830/31, die gleiche jüngere Generation, die für Wandel ohnehin aufgeschlossen war und oft über ein höheres wissenschaftliches Ansehen verfügte, was ihr Unabhängigkeit und ein minderes Risiko gegenüber staatlicher Macht verlieh (S. 420 f.). Seit Dezember 1855 kam es unter einem neuen kongenialen Kultusminister (Paul von Falkenstein) zur Aussöhnung zwischen Staat und Universität, womit, so Zwar, die Glanzzeit der Leipziger Universität mindestens bis 1866 begann. Sie wird im Überblick der Fakultäten einschließlich der sozialen Bedingungen im Rhythmus der Neuberufungen, des wachsenden Personal- und Institutsbestandes (Tabellen) sehr eindringlich beschrieben (S. 485-488). Dem Minister gelang es in diesen Jahren im Zusammenspiel mit Rektor und Fakultäten, bedeutende Gelehrte von (späterem) Weltruf an Leipzig zu binden, zum Beispiel Wilhelm Roscher (1817-1894), der als Begründer der sogenannten älteren Schule der deutschen Nationalökonomie bekannt geworden ist.

V. „Landesuniversität mit Weltgeltung“

Unter dem programmatischen Titel „Landesuniversität mit Weltgeltung“ verfolgt in diesem zweiten Band Jens Blecher die Geschichte der „Alma mater Lipsiensis zwischen Reichsgründung und Fünfhundertjahrfeier 1871-1909“ (S. 549-838). Der Autor beginnt mit einem profunden Überblick über die allgemeine Entwicklung im gewählten Zeitrahmen in „Leipzig, Sachsen, Deutschland“ (Kap. I, S. 553-573) und beendet seinen Part mit einem Blick auf und in das Universitätsjubiläum

von 1909 (Kap. VII, S. 809-838), einem gefühlten Höhepunkt der 500-jährigen Geschichte, nicht nur in den Augen der Zeitgenossen. Denn er kann dieses Hochgefühl aus den archivalischen Quellen heraus erstmals für Leipzig auch empirisch, statistisch untermauern. Die Zeit nach 1871 ist in Deutschland ganz allgemein im Sinne nationaler Erfüllung, wirtschaftlicher und kultureller Prosperität eine erfolgreiche, geschlossen wirkende Zeit gewesen. Universitäten und Wissenschaften haben ihren Beitrag geleistet, worauf man in Staat, Nation und Gesellschaft durchaus stolz war. Blecher ordnet Leipzig im Zusammenspiel von Stadt und Universität hier ein. Leipzig wird durch starken Zustrom von Arbeitskräften zur Großstadt, zum Standort industrieller Großproduktion, die Messe wird zur Warenmesse, das Verlagswesen dehnt sich aus. Leipzig wird Eisenbahnknotenpunkt, das innerstädtische Verkehrsnetz ausgebaut und die Wasser- und Stromversorgung an den Bedarf einer Großstadt angepasst. Auch die Universität meldet ihre Bedürfnisse an und erhält Anschluss ans Elektrizitätsnetz (1892) sowie an die Telefonie (1899/1900). Sie ist mit ihren vielen Institutsneubauten, den Kliniken und Laboratorien parallel zur Industrie zum wissenschaftlichen Großbetrieb in der Stadt herangewachsen; man kennt und schätzt ihren Wert und die Leistungen ihres Personals für das moderne Leben. Zudem arbeiten Staat und Universität zusammen, wenn auch begrifflicherweise nicht immer reibungslos.

Im Jahre 1871 wird ein ehemaliger Leipziger Hochschullehrer, der Privatrechtler Carl Friedrich von Gerber, Kultusminister in Dresden. Was ein Friedrich Althoff für die preußischen, so Blecher, sei Gerber für die sächsischen Hochschulen gewesen, für Leipzig und die neue technische Hochschule in Dresden (1890). Durch massive Forschungsförderung, geschickte Berufungspolitik, großzügige Ausstattung und förderndes Baugeschehen setzten er und seine Beamten (meist selbst ehemalige Studenten) den Rahmen, in dem sich Leipzig durch breit gestreute Spitzenforschungen in allen Fakultäten zu einer der führenden Universitäten der akademischen Welt entwickeln konnte, in erster Linie in der Medizin und den Naturwissenschaften, aber auch in den Geisteswissenschaften. Hier sei nur an die Chemiker Hermann Kolbe und Wilhelm Ostwald, an den experimentellen Psychologen Wilhelm Wundt und den Kulturhistoriker Karl Lamprecht erinnert, der als Kontrapunkt zu den Naturwissenschaften ein geisteswissenschaftliches Forschungszentrum aufzubauen versuchte. Unter den im Bildungswesen konkurrierenden deutschen Bundesstaaten konnte sich Sachsen für seine Universität auch bei den Fördermitteln sogar einen Spitzenplatz sichern: Leipzig erhielt prozentual gesehen den höchsten Anteil aus dem Gesamtbudget der deutschen Staaten, bis 1910 auf gut drei Prozent ansteigend (S. 559). Die schwierigen und heiß umstrittenen Reformen des 19. Jahrhunderts hatten das Fundament gelegt, sodass die „Glanzzeit“ der 1850er- und 1860er-Jahre fortgesetzt werden und auch die Leipziger Universität an der „Goldenen Zeit“ der deutschen Wissenschaft um 1900 teilhaben konnte – wenn man solche farbigen Beschreibungen mag. Dies ist aber weder Meistererzählung noch Jubiläumsjubel, sondern quellen-sichere, kritisch belegbare Geschichte in diesem Werk.

Selbstverständlich hatten auch die Studenten ihren Anteil am Geschehen, ab 1906 auch die Studentinnen. Schon immer war die Frequenz ein wichtiger Gradmesser für die Attraktivität der Universitäten, ihrer Studienangebote und ihrer Standorte. Im fraglichen Zeitraum stieg denn auch Leipzig zu einer der frequenzstärksten deutschen Universitäten auf, an der sich zusammen mit Berlin, Bonn und München bis kurz vor 1914 bereits ein Drittel der insgesamt 75 000 Studierenden immatrikulierte (S. 569). Der Goldstandard (um im Bild zu bleiben) färbte auf die Studierenden als die künftigen Akademiker ab, sodass sie an der allgemeinen Wertschätzung höherer Bildung partizipierten. Mit Recht zitiert der Autor die Aussage des um die deutsche Universitäts- und Bildungsgeschichte hoch verdienten Friedrich Paulsen von 1902: „Wer keine akademische Bildung hat, dem fehlt in Deutschland etwas, wofür Reichtum und vornehme Geburt nicht den vollen Ersatz liefern“ (S. 572). Auch wenn nach wie vor fast 80 Prozent der Akademiker dem mittleren und gehobenen Bürgertum und dem Adel entstammten, öffneten sich nicht zuletzt dank zahlreicher Stiftungen gerade auch in Leipzig etliche Kanäle für den sozialen Aufstieg, manchmal sogar über Generationen hinweg und sogar für Mann und Frau, wie ein treffendes Beispiel aus einer ursprünglich kleinbürgerlichen Familie belegen mag (S. 714 f.).

Im Folgenden erkundet Jens Blecher Leipzigs Stellung innerhalb der allgemeinen Entwicklung in drei großen Feldern. Während die Wissenschaftsentwicklung und die Forschungsschwerpunkte in den Fakultäten weitestgehend dem vierten Band des Werkes überlassen werden (kurz aber Kap. II, S. 573-594), konzentriert sich der Autor zum einen auf die Selbstorganisation des Wissenschaftsbetriebs, zum anderen auf die Akteure, im Wesentlichen auf die Professoren- und Studentenschaft, sowie zum dritten auf die quantitativen Determinanten des Lehr- und Forschungsbetriebs, gespickt mit zahlreichen informativen Grafiken und Tabellen, erarbeitet aus dem Universitätsarchiv und unterlegt mitunter durch Zitate aus Leipziger Rektoratsreden und biografischen Quellen, die die Befindlichkeiten hinter den Zahlen spürbar machen. Behandelt werden zunächst Universitätsverfassung und -struktur (Kap. III, S. 594-655). Erstaunlich ist es, verglichen mit dem Streit von 1830 bis 1851, dass man der Aufforderung seitens des Ministeriums, das Universitätsstatut zu überarbeiten, nun nach 1871 ohne große Diskussionen im Senat in kürzester Zeit nachgekommen ist. Mit diesem schönen Beleg für die gewandelten Verhältnisse im Hintergrund werden der Wirkungskreis des Rektors beschrieben, die Tätigkeiten der Universitätsbehörden, Rentamt und Quästur zum Beispiel, wobei – aus heutiger Optik kaum nachvollziehbar – nur zwei Beamte für die höheren Verwaltungsaufgaben zuständig waren, der Universitätsrichter und der Universitätssekretär, ab 1893 sogar in Personalunion.

Kapitel IV (S. 655-713) widmet sich der Ordinarienuniversität und überprüft, wie auch in Leipzig das Symbol der Leistungskraft und des wissenschaftlichen Fortschritts dieser Zeit, „der deutsche Professor“ beziehungsweise nach dem bekannten Buch Fritz Ringers „die deutschen Mandarine“ erfolgreich agieren kann-

ten.²⁵ Die Universitäten galten zwar als „Tempel des Fortschritts“, waren aber in sozialer Hinsicht traditionsgebunden, denn nur die ordentlichen Professoren bestimmten nach wie vor das akademische Geschehen und hatten auch entsprechend mehr Rechte beziehungsweise einen höheren Rechtsstatus. Dabei waren Extraordinarien um 1900 längst zur größten Gruppe (mehr als zwei Drittel) herangewachsen (Tabellen für 1870–1911 gesamt und für alle Fakultäten, S. 657–660); allerdings waren sie sehr unterschiedlich über die Fakultäten verteilt. Während sich bei Theologen und Juristen wenig änderte, gerieten die Ordinarien der Medizin in die Minderheit. Die neuen, sich rasch vermehrenden speziellen Disziplinen wurden mehr und mehr von Extraordinarien vertreten, darunter viele spätere Spitzenkräfte, für die Leipzig zunächst Erst- oder Entwicklungsstation war. Aufgrund der Spezialisierungen in den geistes- und naturwissenschaftlichen Fächern wuchs insbesondere die Philosophische Fakultät, getragen indessen weniger von außerordentlichen als vielmehr ordentlichen Professoren. Das heißt, hier sind deutlich mehr Lehrstühle entstanden als in den anderen Fakultäten zusammen, was man durchaus auch als Beleg für eine steigende Professionalisierung des philosophischen Fächerkanons verstehen kann. Ein wie wichtiges Steuerungselement die Berufungspolitik war (und ist), erfährt man zuverlässig in den Ausführungen über ‚Berufungsgewinne und Berufsverluste‘ (S. 663–673). Man erhält ferner Einblicke in professorale Einkommen und Dienstwohnungen, in Amtsjubiläen und einige wenige Emeritierungen (man starb damals noch im Amt) sowie in das gesellschaftliche Leben im ‚Leipziger Professorenverein‘, der freilich nur den Ordinarien, ihren Familien und gelegentlich gehobenen städtischen Kreisen zugänglich war. Demgegenüber war die Situation der Extraordinarien, Honorarprofessoren und Privatdozenten bekanntermaßen alles andere als rosig. Deren Leipziger „Vereinigung“ konnte daran durch gruppenspezifische Politik wenig ändern; dazu waren die individuellen Interessen, diesen Zustand so schnell wie möglich zu verlassen, viel zu groß (S. 697–712). Auch der Deutsche Hochschullehrertag, der aus Anlass des Jubiläums 1909 in Leipzig stattfand, konnte oder wollte sich nicht näher mit der Problematik befassen, obwohl sie kein Geringerer als Karl Lamprecht eingebracht hatte (S. 712 f.).

Ebenfalls empirisch gut belegt sind die Ausführungen über die Studentenschaft und den wissenschaftlichen Nachwuchs, obwohl es laut Autor noch weitere, vertiefte Studien brauche (Kap. V, S. 714–776). Doch ist das Angebot an tendenziell aussagekräftigen Grafiken, die auf erstmals erhobenen Daten beruhen, bereits sehr hoch. Leipzig war im fraglichen Zeitraum zu einer prestigeträchtigen Großstadtuniversität mit hoher studentischer Frequenz herangewachsen und galt nach Aussage ihres berühmten Studenten Friedrich Nietzsche als „Arbeitsuniversität“. Orientiert wird über studentisches Leben von der Immatrikulation bis zur Ex-

²⁵ FITZ K. RINGER, *The Decline of the German Mandarins. The German Academic Community, 1890–1933*, Cambridge Mass. 1969 (Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933, Stuttgart 1983).

matrikulation, über Studienordnungen, Studienverlauf und -dauer sowie ein von 20 auf 22 Jahre ansteigendes Studienalter zwischen 1820 und 1909, weil vermutlich, so Blecher (S. 724), deutlich höhere Semester nach Leipzig kamen, die bereits anderswo ihr Studium begonnen hatten. Themen sind ferner die studentischen Verbindungen und Vereine, die Studienverhältnisse, differenziert nach Fakultäten, Konfessionen, sächsischer und nichtsächsischer Herkunft (Leipzig war keine „Landeskinderuniversität“, S. 750), das Ausländerstudium mit einem Anteil von gut zwölf Prozent, wobei die meisten Studierenden aus Osteuropa, vor allem aus Russland, ein Gutteil aber auch aus Österreich und der Schweiz stammten. Prominent ist über das Frauenstudium referiert, als Vollstudium seit 1906 (meist Medizin und Philologien) mit Studentinnenfrequenzen und Promotionen ab 1902 (med.), 1909 (jur.), endgültig dann verankert in den Promotionsordnungen seit 1912. Abschlussreiche, ebenfalls erstmals erarbeitete Angaben und Grafiken gibt es schließlich zur Geltung Leipzigs als Promotionsuniversität (S. 767-776). Immer mehr Studierende der Fachstudien in Jus und Medizin schlossen mit dem Doktorgrad ab, klar zu erkennen ab 1873. Auch in der philosophischen Fakultät stiegen die Doktorpromotionen an, wurden aber regelmäßig ab den 1880er-Jahren von denen in den anderen Fakultäten überflügelt (Grafik S. 768). Vielfach war Leipzig dabei als abgebende Universität so renommiert, dass der wissenschaftliche Nachwuchs auch anderswo gute Chancen hatte.

Wie in anderen Teilen dieses Werkes beklagt, steht es auch in diesem nicht gut um die universitäre Finanzgeschichte (Kap. VI, S. 776-809). Der Forschungsstand war auf 1909 gleichsam eingefroren, kurioserweise in einem Zeitungsartikel zum 28. Juli 1909 aus Anlass des 500-Jahrjubiläums, bevor der Autor sich dankenswerterweise daranmachte, wenigstens einen Überblick über die Universitätsfinanzen zu bieten. Dieser basiert allerdings nicht auf dem Zeitungsartikel, der nur eine rektoral bereinigte und ministeriell erlaubte Fassung war, sondern auf der originalen Erstfassung des Artikels aus der Feder des Rentmeisters Riemer. Der Vergleich zeigt, welche Interna man damals lieber nach außen hin verschwieg. Das Vermögen der Universität, das fast vollständig in Grundbesitz angelegt war, hatte sich innerhalb von rund 65 Jahren mehr als verzehnfacht, was einer jährlichen Rendite von fast vier Prozent entsprach (S. 778). Das ahnte man offenbar in der Öffentlichkeit, denn im Volksmund galt die Universität als reich. 1896 belief sich ihr Immobilienvermögen auf vierzehn bis fünfzehn Millionen Mark.

Auch tätigte die Universität Grundstücksgeschäfte mit der Stadt, die sich bei deren großstädtischem Wachstumsbedarf ebenso lukrativ gestalteten wie die Geschäfte mit dem Staat, wenn die Universität die Grundstücke stellte und der Staat dann die Institute darauf baute. Neben den Immobilien sind noch das Sammlungsvermögen zu erwähnen, allein die Universitätsbibliothek veranschlagte der Rentmeister auf elf Millionen Mark, und des Weiteren auch das private Stiftungskapital, das sich 1909 auf insgesamt 5,9 Millionen Mark summierte (Tabelle S. 781). Gute Ergebnisse erzielte auch die Sichtung des Stiftungswesens, der man eine breite Aufzählung der verschiedenen offiziellen (zum Beispiel königlichen) und privaten

Stiftungen für wissenschaftliche, studentische und soziale Zwecke zu verdanken hat, ebenso wie die Beschreibung der verschiedenen Unterstützungskassen, der Krankenkasse oder der sogenannten Witwenkasse, aus der die Hinterbliebenen verstorbener Professoren versorgt werden konnten. Alles in allem sind auch in diesem Teil wesentliche Eckpfeiler für eine künftige Finanz- und Wirtschaftsgeschichte der Leipziger Universität geliefert, die einmal für den deutschen Universitätsraum eine vergleichende Studie gestatten könnte. Zum wissenschaftlichen Erfolg gehörte schließlich die hinreichende finanzielle Ausstattung.

Der zweite Band endet mit einem Exkurs von Gerald Wiemers „Zur Entwicklung außeruniversitärer wissenschaftlicher Einrichtungen in Leipzig im 19. Jahrhundert“ (S. 839-848). Erwähnung und Würdigung in ihrem Verhältnis zur Universität finden: die Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften (Jablonoviana) (1774–1945), die Königlich (bis 1919) Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften (seit 1846) sowie die Sächsische Kommission für Geschichte (1896).

VI. Leipzig in Weltkrieg und Weimarer Zeit

Der dritte Band der Jubiläumsausgabe widmet sich der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts von 1909 bis 2009. Den Auftakt macht Ulrich von Hehl, der die Geschichte der Universität „In den Umbrüchen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ 1909 bis 1945 angesiedelt hat (S. 13-329). Dabei kann er nicht zuletzt von vorbereitenden Studien profitieren, die er selbst verfasst beziehungsweise angeregt hat.²⁶ In ebenso treffenden wie flüssig geschriebenen Skizzen werden, soweit es der Forschungsstand zulässt und in gebührender Achtung vor der Düsternis dieser Jahrzehnte, die Geschehnisse der Universität im Rahmen der deutschen und sächsischen Geschichte behandelt. Der Autor beginnt mit einer auf den Punkt geführten Lagebeschreibung der Zeit um 1900 (Kap. I-II, S. 17-42), dem Höhepunkt der klassischen deutschen Universität, als Leipzig vor allem in Konkurrenz zu Berlin und München stand und studentischer Nachfrage gemäß hinter den beiden anderen den dritten Rang belegte, aber wissenschaftlich im In- und Ausland nicht minder geachtet war. Im Blick auf das Kommende erschien jedoch der Glanz, den das 500-Jahrjubiläum von 1909 noch einmal verstrahlte, wie eine wärmende „Abendsonne korporativer Vorstellungen“ (S. 42). Wer wollte, konnte indessen Krisenzeichen sehen, die das Überschreiten des Gipfels andeuteten, konnte Veränderungen auch intern spüren, die mit wachsendem Großbetrieb und Massen-

²⁶ ULRICH VON HEHL (Hg.), *Sachsens Landesuniversität in Monarchie, Republik und Diktatur. Beiträge zur Geschichte der Universität Leipzig vom Kaiserreich bis zur Auflösung des Landes Sachsen 1952* (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A/3), Leipzig 2005, darin DERS., *Zum Stand der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, S. 19-50.

frequenz, Überfüllungsängsten und sozialen Fragen zusammenhingen. Bis dahin aber fühlte man sich gerade in Sachsen in einer „engen Interdependenz von Staat, Krone, Stadt und Universität“ geborgen (S. 41).

Die These, der Erste Weltkrieg (Kap. III, S. 42-66) schein für die Universität als Institution kein epochaler Einschnitt gewesen zu sein, treffe, so von Hehl, für die Leipziger Universität so nicht zu. Man dürfe die Auswirkungen nicht unterschätzen, die sich durch enorme Einbußen im Lehr- und Forschungsbetrieb, durch nachhaltiges Abschmelzen des Universitätsvermögens oder durch die psychischen Folgen der Kriegsniederlage und Schuldfrage ergaben, nicht minder durch die Demütigungen, die weite Kreise der Universität für nationalistische Parolen anfällig machten. Nicht nur die Kriegsjahre, auch noch jene der Zwischenkriegszeit seien davon bestimmt gewesen. Wie überall war der Kriegsbeginn im August 1914 von Hurratriotismus, Kriegseuphorie und Siegesgewissheit geprägt. Der moralische Druck auf die Studenten, sich freiwillig zu den Fahnen zu melden, war ungeheuer groß. Rektor und Professoren spornten zum Fronteinsatz an, ohne, meist altershalber, selbst in nennenswerter Zahl zu den Waffen zu greifen (Beispiele S. 50 f.). Im Wintersemester 1914/15 waren bereits 59 Prozent der männlichen Studenten für den Kriegsdienst beurlaubt; man wollte spätestens Weihnachten wieder zuhause sein. In den letzten beiden Kriegsjahren stieg dieser Anteil auf 85 Prozent, womit Leipzig sogar den Reichsdurchschnitt leicht übertraf (S. 51). Entsprechend hoch fiel die Anzahl der Gefallenen aus, die höchste aller deutschen Universitäten mit 1 370 Studenten, zwölf Dozenten und Assistenten, vierzehn Angestellten. Das Denkmal von 1924 mit allen Namen überstand unversehrt den Zweiten Weltkrieg, „bis es, wie die Paulinerkirche und das Augusteum selbst, der Kulturbarbarei der Kommunisten zum Opfer fiel“ (S. 65).

Über die Universität und ihr Umfeld in den Kriegsjahren wird in weiteren Skizzen in Zahlen und Hintergründen (oft aus Rektoratsreden beziehungsweise Rechenschaftsberichten oder Aufzeichnungen von Zeitzeugen) informiert, so von „vaterländischen Betätigungen“ und Hilfsdiensten an der „Heimatfront“. Dazu gehörten öffentliche Vorträge der Professoren, sogenannte „vaterländische Abende“, eine rege kriegsbegleitende Publizistik, aber auch Kriegsfolgen lindernde Forschungsleistungen vor allem in Medizin (Impfstoffe, Kieferchirurgie), Veterinärmedizin und Physik (Röntgentechnik). Unter Kriegsbedingungen waren Lehre und Studium stark eingeschränkt, äußerlich schon daran erkennbar, dass die eingezogenen Studenten und jüngeren Dozenten in Hörsälen und Instituten fehlten; dafür kamen mehr und mehr Kriegsbeurlaubte (für die man auch Zwischensemester einrichtete) sowie Kriegsversehrte und Frauen. Die Universität, so von Hehl, „bekam erstmals ein institutionelles Interesse an weiblichen Studierenden“ (S. 56). Mit einem Anteil von rund 30 Prozent gegen Ende des Krieges an der Hörschaft hatten die Studentinnen einen wesentlichen Beitrag zum Aufrechterhalten des Betriebs geleistet, ganz abgesehen von ihrem Einsatz in Rotkreuzdiensten sowie in der allgemeinen Wohlfahrt, einer der Gründe, weshalb Akademikerinnen in der Weimarer Zeit überraschend gute Berufschancen wahrnehmen konnten.

Da in Erwartung eines kurzen Krieges keine Vorkehrungen getroffen waren, gerieten auch Studierende ohne familiären Rückhalt in eine prekäre soziale Lage, die als „Brot- und Magenfrage“ kursierte. Als außerordentlich hilfreich erwies sich, dass der 1911 neu gegründete Leipziger „Allgemeine Studentenausschuss (ASTA)“ bereits große Erfahrungen in der Sozialpolitik gesammelt hatte und sich bei Wohnraum- und Nahrungsbeschaffung (Freitischen) engagieren konnte. Allerdings wurden die finanziellen Spielräume immer enger. Betroffen war so wie die Bevölkerung die gesamte Universität und ihr Personal. Sparübungen wurden ihr auferlegt und mit Opferbereitschaft getragen. Der Stipendienfonds schmolz drastisch dahin. Die Dienstbezüge der Professoren blieben zwar nominell auf Vorkriegsniveau erhalten, doch die rasanten Preisanstiege verursachten erhebliche Einbußen, zumal auch Hörgelder und Prüfungsgebühren weitgehend ausfielen. Oft rächten sich die im vaterländischen Überschwang getätigten Kriegsanleihen; sie wurden bald durch die schleichende Geldentwertung, eine verdeckte Inflation, vernichtet. Mögen auch die Ordinarien und planmäßigen Extraordinarien noch einigermaßen über die Runden gekommen sein, für die vielen nichtplanmäßigen Extraordinarien und Privatdozenten, die keine festen Einkommen bezogen oder nur kleine, wie die Angestellten vom Pedell bis zum Heizer, war ein Absinken in Armut vorprogrammiert. Auch den Alltag der Kriegsjahre, den die Universität mit der Großstadtbevölkerung fast in jeder Hinsicht teilte, hat der Autor dankenswerterweise in den Blick genommen (S. 61 ff.) und auf die gravierenden Versorgungsengpässe und Mangelerscheinungen hingewiesen, auf die wachsende Verknappung der Lebensmittel und des Heizmaterials, das heißt auf Hungern und Frieren (Stichwort Steckrübenwinter 1916/17), sowie – kennzeichnend für eine Universitäts- und Verlagsstadt wie Leipzig – auf den Mangel an Papier. Aber schlimmer waren wohl die psychischen Folgen, die der Sturz vom Olymp bei vielen verursachte.

Kriegsende und Revolution (Kap. IV, S. 66-81) trafen Stadt und Universität besonders heftig. Der Verfasser spricht von einem „Wechselbad der Gefühle“, nachdem sich die Hoffnungen auf einen „Siegfrieden“ zerschlagen hatten, und man sich plötzlich 1918 mit dem Waffenstillstandersuchen der deutschen Regierung konfrontiert sah. Wie zugespitzt die Lage war, das heißt auch, wie wenig Zeit man für Notizen fand, könne man daran erkennen, dass die Aktenüberlieferung der Universität für die Rekonstruktion der politischen Ereignisse 1918/19 trotz der Rechenschaftsberichte der Rektoren dürftig sei (S. 67). Der Kieler Matrosenaufstand griff auch auf Leipzig über. Die während der Kriegsjahre gewachsenen Spannungen zwischen dem selbstbewussten Bürgertum und einer radikalisierten, sozialistisch inspirierten Arbeiterschaft brachen jetzt offen aus. Dem revolutionären Arbeiter- und Soldatenrat, der in der Universität ein „Bollwerk der Bourgeoisie“ sah, stellte sich ein Bürgerschaftsausschuss (unter Vorsitz des Historikers Walter Goetz) entgegen. Im Gegensatz zur offiziellen Universität haben sehr viele Studenten diesen Ausschuss unterstützt, nicht als Reaktionäre, wie eine ältere marxistische Geschichtsschreibung vorgab, so von Hehl, sondern als Demokraten

aus Einsicht in die Tatsachen. Die Studenten waren eben nicht mehr die Anfänger von einst, sondern größtenteils Kriegsheimkehrer und -versehrte gereiften Alters von 25 oder mehr Jahren. Ein Flaggenstreit um das Hissen der roten Fahne der Räte auf der Universität wurde zum Symbol des Konflikts. Auch am Bürgerstreik gegen den Arbeiter- und Soldatenrat und seine „Republik Leipzig“ im Frühjahr 1919 waren die Studenten beteiligt, und zahlreich dienten sie in der sogenannten Weißen Garde, einer Einwohnerwehr, die nach dem Einmarsch der Reichswehr in Leipzig (11. Mai 1919) als „Zeitfreiwilligenregiment“ legalisiert wurde. Im Januar 1920 bestand es zu fast einem Drittel aus Leipziger Studenten, die mithalfen, für „Ruhe und Ordnung“ gegen links wie rechts zu sorgen, aber dennoch, unterstützt durch Universität und Regierung, ihr Studium weiterhin betreiben konnten.

Wie sich die Universität „Im Parteienstaat der Weimarer Republik 1918–1933“ positionierte, ist Inhalt von Kapitel V (S. 81-180). Im Gegensatz zur subjektiv düsteren Stimmung nach der Niederlage und dem Verlust der wissenschaftlichen Weltgeltung, noch verstärkt durch den Ausschluss der deutschen Wissenschaftler von internationalen Kontakten, scheint die objektive Lage der Universität in der Weimarer Zeit keineswegs so negativ gewesen zu sein. Einen Stillstand habe es höchstens während des Krieges gegeben. Übrigens hatte der Rektor an der Jahrhundertwende 1900/01, der gebürtige Schweizer Paul Zweifel, Professor für Gynäkologie, in geradezu seherischer Weise seine deutschen Zuhörer vor einem Krieg, der nur „Stillstand in den Wissenschaften“ bedeute, gewarnt (Bd. 2, S. 592). Vielmehr erfuhr die Leipziger Universität einen bedeutenden institutionellen und personellen Ausbau, und dies trotz der außerordentlich prekären Finanzlage,²⁷ die Inflation und Wirtschaftskrise mit sich brachten. Immerhin konnte man auf ein nach wie vor beträchtliches und wertbeständiges Immobilienvermögen zurückgreifen. So entstand 1923 als fünfte Fakultät eine Veterinärmedizinische Fakultät (sogar mit Neubauten), und allein die Zahl der Ordinariate, gemessen am Vorkriegsstand, wuchs bis 1930 um nahezu 40 Prozent von 66 auf 92 Stellen an, wobei der Hauptteil sogar in die Zeit bis 1925 fiel. Hinter diesen Zahlen verbergen sich erfolgreiche Berufungen bedeutender Gelehrter wie die der Physiker Werner Heisenberg und Peter Debye, des Germanisten Theodor Frings oder des Soziologen Hans Freyer. Auch die studentische Frequenz stieg nach Kriegsende wieder stark an, was zunächst auf die große Zahl der Kriegsheimkehrer zurückzuführen war (Tabelle S. 83). Nach einem Abschwung zur Mitte der Zwanzigerjahre, der wirtschaftlich miserablen Lage geschuldet, erreichte sie ihren Höhepunkt anfangs der Dreißigerjahre mit über 7 300 Studierenden, nach wie vor als drittgrößte deutsche Universität nach Berlin und München, um allerdings nach Beginn der Nazi-herrschaft auf weniger als die Hälfte einzubrechen. Dagegen entwickelte sich das

²⁷ Dazu erschien speziell JULIA CHOLET, Die Finanzen der Universität Leipzig im Ersten Weltkrieg und in der frühen Weimarer Republik. Eine Untersuchung zur Inflationszeit 1914 bis 1925 (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte B/12), Leipzig 2008.

Frauenstudium in Leipzig ungeklärterweise „eher verhalten“ und lag unterhalb des Reichsdurchschnitts.

Diesen grundsätzlich positiven Einschätzungen sind allerdings politische gegenübergestellt worden, die die Integration des deutschen Universitätswesens in das parlamentarische System der Weimarer Republik als „misslungen“ betrachteten und die Studenten- und Dozentenschaft bestenfalls als „Vorbehaltsrepublikaner“, wenn nicht Feinde des Parteienstaates sehen wollten. Von Hehl sieht dies aus Leipziger Perspektive differenzierter. So ließ der Senat zwar ein distanzierendes Verhältnis zum sächsischen Staat erkennen, doch war nicht klar, ob eine direkte Republikfeindlichkeit dahintergestanden habe oder eher (oder zugleich) ein Pochen auf die traditionelle Autonomie. Rektor Rudolf Kittel, Professor für Theologie, eine überhaupt imponierende, ausgleichend lenkende Persönlichkeit, im Amt in der Phase 1918/19, forderte zu einem „Vernunftrepublikanismus“ auf, konnte aber wohl nicht alle überzeugen. Man versuchte immerhin, den politischen Tages- und Parteienstreit aus der Universität fernzuhalten, Universität als unpolitisch zu verstehen, was, wie sich zeigen sollte, widersprüchlicher kaum sein konnte.

Parteiliche Neutralität hieß aber nicht, sich in „vaterländischen Angelegenheiten“ zurückzuhalten. Mit nachhaltiger Empörung nahm man die Nachricht über den „Gewaltfrieden“ des Versailler Vertrags auf, der dann auch den Wendepunkt im zunächst offenen Verhältnis der Universität zur Republik markierte. Ihr galt bestenfalls noch Respekt, was schon daran zu erkennen war, dass Reichsgründungsfeiern eher besucht wurden als Verfassungsfeiern. Im Leipziger Lehrkörper ergriffen nur wenige Partei für die Republik. Auch für die Studierenden stand das Vaterland höher als die Staatsform, doch hatten sie aufgrund ihrer Erfahrungen mit der radikalen Leipziger Arbeiterbewegung Vorbehalte gegen einen „demokratischen Volksstaat“. Ein Rechtsruck war unverkennbar. Doch wie bei Professoren und Stadtbürgern waren es auch bei den Studenten die äußeren Einflüsse, die diesen Rechtsruck verursachten: die harten Bedingungen des Versailler Vertrags und deren Annahme durch die Reichsregierung, die erneute Verletzung nationaler Gefühle, die Empfindung, nur für einen Scherbenhaufen gekämpft zu haben, und über allem schließlich die katastrophale wirtschaftliche Notlage.

Nach diesen vorgeschalteten Überblicken sind es wiederum die einzelnen Skizzen zur inneren Entwicklung von Universität und Personal, die diesen Beitrag zum Gesamtwerk auf dem jeweils neuesten Forschungsstand von 2009 so informativ machen. Man erfährt etwas über Reformbestrebungen, die zu einer Neufassung des Universitätsstatuts führen sollten, aber bei ‚Bestrebungen‘ stehen geblieben sind, insbesondere zur Besserstellung der vielen un- oder geringbezahlten nichtplanmäßigen Ordinarien und Privatdozenten. Der Verfasser kann aber klar herausstellen, dass dies nicht allein am Widerstand der konservativen Ordinarien gelegen hat, sondern am Ministerium, das den Vorstoß aus Kostengründen rundweg ablehnte. Dass diese Gruppen dann bei der Selbstverwaltung berücksichtigt wurden und sich bei der Rektorwahl beteiligen konnten, war demgegenüber wohl nur von kosmetischer Bedeutung.

Weitere Themen sind die Finanz- und Vermögenslage, die bauliche Entwicklung sowie das Universitätspersonal von den Ordinarien über den akademischen Mittelbau bis zum nichtwissenschaftlichen Personal, wobei der Verfasser, wie er selbst anführt, von den einschlägigen Arbeiten seiner (früheren) Mitarbeiterin profitieren kann, die inzwischen publiziert sind.²⁸ Ferner erhält man vertiefte Einsichten in die Frequenz, das Frauen- und Ausländerstudium, die soziale Lage der Studierenden samt Korporationswesen und Freistudententum, wobei die bekannten Schlagworte „Überfüllungskrise“, „akademisches Proletariat“ oder „akademische Berufsnot“ die Lage gerade in der Weltwirtschaftskrise treffend beschreiben. Das eher soziale als politische Engagement vieler Studierender für ihresgleichen wird mit den ASTA-Reformen von 1920 und 1923 gewürdigt (Struktur des Leipziger ASTA nach 1923, S. 141); und mit einem Blick auf politische Hochschulgruppen wird das Kapitel Studenten abgeschlossen. Spätestens 1929 sei der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund auch in Leipzig zu der mit Abstand bedeutendsten politischen Gruppierung aufgestiegen. Aufmerksamkeit ist ferner den schwierigen, anfangs boykottierten Auslandsbeziehungen nach dem Ersten Weltkrieg sowie den Kontakten einzelner Leipziger Dozenten gewidmet. Erst mit Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund 1926 besserte sich die Lage für den Dozenten- und Studentenaustausch auch in Leipzig (Akademische Auslandsstelle 1928).

Endlich erhält man noch Einblicke in die akademische Festkultur (Feste und Feiern), die nur für die Zeit des Kaiserreichs vorlagen, für die Weimarer Jahre aber Neuland sind. Festen Platz im akademischen Festkalender hatten wie eh und je die Feiern zum alljährlichen Rektoratswechsel in seiner althergebrachten „strengen Choreographie“. Daneben kamen als Neuerungen die Universitätsgründungsfeiern, ein Allgemeines Universitätsfest und eine Universitätswoche auf, die die Verbindung mit der Öffentlichkeit unterstreichen sollten, sowie zahlreiche Feiern und Kundgebungen politischen, „vaterländischen“ Charakters vonseiten der Professoren wie der Studierenden, die freilich oft mit der selbstverordneten politischen Neutralität kaum vereinbar waren. Das Kapitel schließt mit Ein- und Ausblicken in die krisenhaften Jahre 1929 bis 1932, als auch die Universität von der Weltwirtschaftskrise schwer getroffen wurde, welche die „Überfüllungskrise“ noch verschärfte und der politischen Radikalisierung weniger Professoren, aber vieler Studenten den Weg bereitete. Das Problem der Professoren war nur, stellt von Hehl fest, dass sich an „vaterländischem Einsatz“ auch der „unpolitischste“

²⁸ BEATRIX DIETEL, *Die Universität Leipzig in der Weimarer Republik. Eine Untersuchung zur sächsischen Hochschulpolitik (Geschichte und Politik in Sachsen 31)*, Leipzig 2015. Noch als BEATRIX KUCHTA, *Berufungswege und Berufungskonkurrenz. Die Universität Leipzig in der deutschen Hochschullandschaft der Weimarer Republik*, in: Christian Hesse/Rainer Christoph Schwinges (Hg.), *Professorinnen und Professoren gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 12)*, Basel 2012, S. 471-490.

Hochschullehrer von niemandem übertreffen lassen wollte, sich aber nicht darüber im Klaren war, „daß die ausschließliche Fixierung auf das Nationale eine Brücke zu den NS-Kräften schuf, [...] von deren intellektfeindlichen Ressentiments und rüdem Auftreten man sich ansonsten abgestoßen fühlte“ (S. 175). Der Senat der Universität pochte auf sein Regelwerk in einem beispielhaften Fall, in dem er konsequent hätte einschreiten müssen und bekam dafür am 29. November 1932 die Quittung in der Leipziger Volkszeitung, die von einer Kapitulation vor „Radaukolonnen“ sprach und die Frage stellte, ob man „auf diese Weise Deutschlands Erneuerer fördern“ wolle (S. 180).

VII. Unter nationalsozialistischer Herrschaft, in Krieg und Trümmerwüste

Wenige Monate später war es so weit. Unter dem Titel „Kämpferische Wissenschaft“ steht die Leipziger Universität im Dritten Reich 1933 bis 1939 im Fokus (Kap. VI, S. 181-294). Die Thematik ist vielfältig in verschiedenen Formen bearbeitet, wenn auch eine Gesamtdarstellung der NS-Hochschul- und Wissenschaftspolitik noch ausstehe, so von Hehl, falls es denn je eine gegeben habe (S. 182).²⁹ Das neue, zutiefst wissenschaftsfeindliche Regime, bis auf Natur- und Technikwissenschaften, setzte neue Rahmenbedingungen. Die Rede von „deutscher Wissenschaft“ und „kämpferischer Wissenschaft“ sagt eigentlich alles. Universität und Wissenschaft wurden instrumentalisiert und den politischen Zielen des Regimes untergeordnet. Mit Michael Grüttner könne man fünf Ziele unterscheiden (S. 182): 1. Forschung und Lehre im Sinne der Machthaber; 2. „Säuberung“ des Lehrkörpers und der Studentenschaft nach ideologischen, also politischen und rassischen Kriterien; 3. politische Kontrolle des Zugangs zum Studium; 4. Einschränkung beziehungsweise Beseitigung der universitären Selbstverwaltung; 5. Minimierung internationaler Kontakte der Hochschullehrer beziehungsweise Beschränkung auf politisch genehme Partnerländer. Um diese Ziele zu erreichen, gab es zwei Wege, den „von oben“ durch Gesetze, Verordnungen und gezielte Steuerungen der Berufungen und Immatrikulationen, den „von unten“ durch politischen Druck, Denunziationen, Einschüchterungen, Diskriminierungen. Willige Helfer aus Dozenten- und Studentenschaft gab es bald genug.

Unter den politischen Instrumenten war nach anfänglich wilden Säuberungsaktionen das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ (BBG) vom 7. April 1933 das folgenschwerste. Mit ihm wurden missliebige Personen aus dem Hochschuldienst entfernt beziehungsweise zur Ruhe gesetzt: Juden (§ 3, „Arierparagraph“) und politisch Unzuverlässige (§ 4) mit erheblich reduzierten Pensionen oder sonst wegen „Vereinfachung der Verwaltung“ nicht mehr Gebrauchte (§ 6) mit dem üblichen Ruhegehalt. In Leipzig sind 41 auf diese Weise entlassene

²⁹ Neuerer Überblick von MICHAEL GRÜTTER, Universitäten in der nationalsozialistischen Diktatur – Stand der Forschung, in: Prüll/Georg/Hüther, Universitätsgeschichte schreiben (wie Anm. 1), S. 85-103.

Professoren dokumentiert, dazu noch drei emeritierte und nachträglich entlassene Professoren sowie 13 Angehörige des Mittelbaus, das sind 12,7 Prozent des Lehrkörpers im Vergleich zum reichsweiten Durchschnitt von fünfzehn bis zwanzig Prozent (S. 185, mit Namen S. 196-204). Eine weitere Möglichkeit, für „Blut-erneuerung“ zu sorgen, bot das Reichsgesetz vom 21. Januar 1935, welches das Emeritierungsalter von 68 auf 65 Jahre heruntersetzte. Das eigentliche Problem für die Nazis war jedoch, „politisch gewünschten“, überdies männlichen wissenschaftlichen Nachwuchs zu bekommen, was man durch drastische Aufnahmebeschränkungen für rassistisch und politisch Missliebige und das Zurückdrängen des Frauenstudiums (höchstens zehn Prozent) zu erreichen suchte, flankiert durch Erziehungsprogramme in Studentenbünden und körperliche Ertüchtigungen in Sport- und Wehrverbänden beziehungsweise in Sozialarbeit für Frauen. Der dafür enorme Zeitaufwand neben der eigentlichen Studienzeit sorgte für Unmut und gewisse Reduktionen, doch war an ein freies Studium wie vor 1933 nicht mehr zu denken. Ob solche Maßnahmen den starken Frequenzverlust bis 1938/39 verursacht oder nur mitverursacht haben, ist nicht geklärt.

Wie alle Studenten der „Deutschen Studentenschaft“, so hatten alle Dozenten der ‚Deutschen Dozentenschaft‘ anzugehört, dem NS-Studentenbund beziehungsweise NS-Dozentenbund aber nur Parteimitglieder. Deren Führer und Vertrauensleute in den Universitäten und Fakultäten sollten politische, ‚weltanschauliche‘ Kontrolle mit entsprechend großem Einfluss auf Personal, Forschung und Lehre ausüben. Das probate Mittel dazu eröffnete die Reichshabilitationsordnung vom 13. Dezember 1934, indem sie die wissenschaftliche Habilitationsleistung von der Erteilung der *venia legendi* abtrennte und diese von pädagogischer sowie politischer Bewährung im Sinne des Regimes abhängig machte. Einen ähnlichen Zugriff gab es auf die Promotionsverfahren, wenn verlangt wurde, die nationalsozialistische Weltanschauung in das Rigorosum einzubeziehen. Dies alles zeigt nur, dass die Selbstverwaltung längst aufgehoben war, möglich gemacht durch die Einführung des ‚Führerprinzips‘, wonach der Rektor als Führer der Universität nur noch dem Reichswissenschaftsminister und nicht mehr dem Senat verantwortlich war.

Die Frage sei nur, wie der rasche Zugriff auf die Universitäten trotz Gleichschaltung sich im Gewirr der Zuständigkeiten eines bekanntlich vasallisch strukturierten Systems in der Praxis wirklich gestaltete, ob er sein Ziel erreichte oder in einem „Gemisch aus Durchsetzung und Mißlingen“ (Hellmut Seier) stecken blieb (S. 190). Viel Zeit bis zum Krieg ist nicht geblieben. Die Leipziger ‚Zustände‘ hat Ulrich von Hehl in sehr pointierter und historisch verstehender Weise auch gegenüber wissenschaftlichem und/oder menschlichem Fehlverhalten beobachtet. Den Wahlauf Ruf der „deutschen Geisteswelt“ zu den Reichstagswahlen vom 5. März 1933 zugunsten Adolf Hitlers, der die Unterschriften von 312 Hochschullehrern trug, hatten auch sechzehn Leipziger unterzeichnet, „darunter allerdings keiner der ersten Garnitur“ (S. 191 f. mit den Namen). Solche witterten jetzt Morgenluft, und im Verein mit den besonders aggressiven Leipziger NS-Studenten setzten sie

Entlassungen durch, zunächst ‚wilde‘, dann auch nach dem BBG rechtlich formalisierte, nachdem das Volksbildungsministerium in Dresden und sein Hochschulreferat von Gesinnungsgenossen übernommen worden war.

Zu den ersten ‚Opfern‘ zählten der Nationalökonom Gerhard Kessler, der schon lange als politischer Widersacher auf einer ‚roten Liste‘ gestanden hatte, der jüdische Mittelalterhistoriker Siegmund Hellmann, gegen den die philosophische Fakultät allerdings bereits 1923 anlässlich seiner Berufung agitiert hatte, oder die jüdischen Mathematiker Friedrich Levi und Leon Lichtenstein, für die sich die Fakultät einsetzte, wenn auch mit zwiespältigen („Heulen mit den Wölfen“), in diesem Fall vorbeugend antisemitischen Mitteln. Die Dekane der beiden Abteilungen der Fakultät (Hans Freyer und Ludwig Weickmann) versicherten dem Ministerium, dass es keinen „irgendwie bedrohlichen Einfluß des jüdischen Elements auf den Geist der Fakultät“ gebe, man im Übrigen aber hervorheben möchte, „daß die Philosophische Fakultät Leipzig zu den am wenigsten ‚verjudeten‘ Fakultäten gerechnet werden“ könne (S. 198). Von weiteren Schikanen, Denunziationen und indirekter Gewalt ist im Text die Rede, auch vom sächsischen Alleingang des Gauleiters Mutschmann, jüdischen Professoren noch vor den Nürnberger Rassegesetzen von 1935 den bis dahin noch schützenden ‚Frontkämpferstatus‘ zu entziehen; aber auch von Zivilcourage ist die Rede, wenn sich einige, leider nur wenige, „in kameradschaftlicher Pflicht“ dagegen aussprachen, wie Werner Heisenberg (Physiknobelpreis 1932), der sich prompt, sogar im eigenen Fach, als Vertreter „jüdischer Physik“, als „weißer Jude“ und „Einstein-Jünger“ verleumdet sah (S. 200 f.).³⁰

Nach einem Überblick über die Einführung des Führerprinzips in Leipzig auf allen Ebenen – Rektoren und Dekane wurden ernannt, nicht mehr gewählt, Senat und Fakultäten hatten nur noch beratende Funktion – und einem Blick auf die Abfolge der Rektoren der Anfangszeit, wobei treffende Charakter- und Verhaltensskizzen zustande kommen, verfolgt der Verfasser die „Innere Entwicklung“, wie sie aus Stellenplan und Finanzen, Fakultäten, Instituten und Fächern hervorgeht. Ungeachtet der ideologischen Vorgaben sei „normales Verwaltungshandeln dadurch nicht zum Stillstand gekommen“ (S. 219). Die Finanzen blieben angespannt wie zur Weimarer Zeit, die Personalkosten sehr hoch (Höchststand bereits 1932). Sparüberlegungen führten indessen nur moderat zum Ziel, da auch die Stellen der Entlassenen zumeist wiederbesetzt wurden. Die in der Universitätsgeschichte zu allen Zeiten bekannten Beharrungskräfte in Fakultäten und Instituten wirkten mit, sodass universitäre Bildung und ihre Abläufe nicht total infrage gestellt worden sind. Hinzu kommt, dass solche Kräfte auch im Ministerium wirkten und bei aller Gleichschaltung noch sächsische Eigeninteressen sowie

³⁰ Im Zusammenhang mit dem Jubiläum hat sich das Simon-Dubnow-Institut auch mit der jüdischen akademischen Präsenz in Leipzig befasst und Beiträge vornehmlich für das 19. und 20. Jahrhundert zusammengetragen: STEPHAN WENDEHORST (Hg.), Bausteine einer jüdischen Geschichte der Universität Leipzig (Leipziger Beiträge zur Jüdischen Geschichte und Kultur 4), Leipzig 2006.

eigene Profil- und Standortpolitik vertraten. Gleichwohl gab es Gewichtsverlagerungen zugunsten der Technik- und Naturwissenschaften oder Neuein- und -ausrichtungen von Instituten und Fächern, die der nationalsozialistischen Weltanschauung geschuldet waren. Kurze Abrisse gelten einzelnen, besonders anfälligen Fächern der Geistes- und Sozialwissenschaften, der Medizin und Jurisprudenz, wohlabgewogen zwischen persönlicher Überzeugung und Strategie der Fachvertreter und der jeweiligen „ideologischen Eignung“, Germanistik zum Beispiel, Geschichte und Geografie, Erziehungs- und Zeitungswissenschaften sowie nur zu offensichtlich ‚Rassenkunde‘ und ‚Rassenhygiene‘.

Ein vertiefender Abschnitt ist dem Verhältnis der Leipziger Hochschullehrer zur NS-Ideologie sowie dem NS-Dozentenbund gewidmet, ein weiterer den Studenten und Studentinnen im Nationalsozialismus, wobei der Autor drei Phasen erkennen möchte: die des Enthusiasmus 1933/34, die Jahre der Ernüchterung bis 1936 sowie die Zeit der Stabilisierung 1936 bis 1939, wobei offenbar eine den alten Korporationen affine Neuordnung des studentischen Kameradschaftswesens dienlich war. Die Frequenz fiel zudem bis zum Sommersemester 1939 hin auf den tiefsten Punkt überhaupt. Zum Abschluss fällt noch ein Blick auf Universitätsangehörige im Dienste des Sicherheitsdienstes (SD). Dieser ist in seiner Dichte ein beklemmendes Stück der Verstrickung gerade von Akademikern in den Ungeist. Man kann Ulrich von Hehl sicher zustimmen, dass Leipzig keine „Kaderschmiede des SA-Führungsnachwuchses“ (S. 285) war, zumal man mit anderen Universitäten noch vergleichen müsste. Es ist jedoch frappierend und wahrlich ein dunkles Kapitel, wie viele ebenso intelligente und rational denkende wie absolut unmoralische junge Leute, Studenten, promovierte Assistenten und Dozenten meist der oben erwähnten ‚anfälligen Fächer‘, sich als haupt- oder nebenamtliche Mitarbeiter beziehungsweise ehrenamtliche Informanten verdingten und teilweise hohe Ämter im SD besetzten. Dort trieben sie dann „Gegnerforschung“ und unterfütterten vor allem im Osten „deutsche Kulturpolitik“ auch in der Praxis.

Vergleichsweise kurz, aber auf das Wesentliche konzentriert, fällt die Darstellung der Universität im Zweiten Weltkrieg 1939 bis 1945 aus (Kap. VII, S. 294-329). Mit Kriegsbeginn am 1. September 1939 strömte eine Erlassflut auf die Universitäten zu; Schließung war beschlossen, kurz darauf wieder Öffnung für die größeren Universitäten, was zu Studienortswechseln führte. Das war einer der Gründe, weshalb die Frequenz gerade auch in Leipzig rasant anstieg. Der Krieg bestimmte jetzt das ganze Studium und verlangte den Einsatz aller Kräfte. Trimester wurden eingeführt (1941 als untauglich wieder aufgehoben), um die Studiedauer zu verkürzen und schnellere Abschlüsse zu erzielen. Zugleich wurden Frauen vermehrt zum Studium zugelassen, um Einberufungen auszugleichen und Fachkräfte zu gewinnen. Kriegsversehrte konnten ihr Studium beginnen beziehungsweise fortsetzen. „Soldatenstudenten“ waren zumeist auf ein Semester abkommandierte oder beurlaubte Soldaten, die als Uniformierte im Leipziger Stadtbild sogar aufgefallen seien, darunter zahlreiche Mediziner. Sie hat man oft zu „Studentenkompanien“ zusammengefasst. Überhaupt rückten die kriegswichti-

gen Fächer nach vorne, und die „Sonderförderung der Kriegsteilnehmer“ (seit April 1941) befreite diese von finanziellen Sorgen während des Studiums. Alle Maßnahmen dienten der raschen Verwendung oder Wiederverwendung für den Krieg. Nach wie vor belasteten aber außerfachliche Dienstpflichten von acht bis zehn Wochen Dauer die Studierenden. Gefordert waren Arbeitseinsätze (anstelle der Einberufenen) in der Industrie, speziell in der Rüstungsindustrie, in Landwirtschaft, Verwaltung, Krankenhäusern und Lazaretten, aber auch in verschiedenen Bereichen der Kriegspropaganda.

Nach Ausrufung des „totalen Kriegs“ im September 1944 wurde offenbar niemand mehr immatrikuliert. Fortsetzen durften ihr Studium nur noch Kriegsverwehrende, Kriegerwitwen und Studenten kriegswichtiger Fächer, ganz abgesehen davon, dass ein halbwegs geordnetes Studium nach den zerstörenden Luftangriffen der Alliierten und dem Einzug verbliebener Lehrpersonen zum „Volkssturm“ praktisch nicht mehr möglich war. Ulrich von Hehl hat diese hier kurz referierten „allgemeinen Aspekte“ in weiteren Skizzen so weit wie möglich für Leipzig vertieft. So erhält man wertvolle Auskünfte über die Studierenden auch anhand statistischen Materials (vorhanden bis 1943) sowie über die Rektoren und Lehrkräfte der Kriegszeit. Zum Beispiel ist der damals fachlich ebenso bedeutende wie anfällige Althistoriker und Rektor Helmut Berve beschrieben, wie er es verdient. Ferner wird über die Forschung (vor allem in Physik und Chemie) im und für den Krieg berichtet, über den Einsatz von Professoren und anderen Lehrkräften, gerne aus den historischen und literarischen Fächern, für die „Geistige Wehrbetreuung“ und den Einsatz im „Volkssturm“.

Kurze nüchterne Skizzen sind dem Ende gewidmet. Nach insgesamt 42 Luftangriffen von Oktober 1943 bis April 1945 war das Universitätsviertel in der Innenstadt fast vollständig zerstört; es gab nur noch einen Notbetrieb, der aber bis zuletzt funktionsfähig geblieben ist. Schließlich ist der Kriegsoffer unter den Studierenden, Lehr- und Verwaltungspersonen der Universität gedacht, die zahlreich gewesen sein müssen, deren Zahlen aber anders als im Ersten Weltkrieg aus jeweils politischen Gründen vor und nach 1945 nicht festgestellt worden sind. Die Frage, ob es einen studentischen Widerstand in Leipzig gegeben habe, wird eher verhalten beurteilt. Als die Amerikaner am 19. April 1945 Leipzig besetzten, war die Universität eine „Trümmerwüste“. Nun stand sie, wie treffend Theodor Heuss zitiert wird, „erlöst und vernichtet in einem“ vor völlig neuen Herausforderungen (S. 327).

VIII. *„Sozialistische Transformation“*

Als eine der genannten Herausforderungen kann man die „Sozialistische Transformation“ bezeichnen, die Günther Heydemann in seinem Teil des dritten Bandes zum Thema macht und die Geschichte der Universität Leipzig „vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zum Mauerbau 1945–1961“ verfolgt (S. 331–565). Geglie-

dert in drei Kapitel bietet das erste eine Darstellung der Lage nach Kriegsende bis 1949/50, das zweite widmet sich der Studentenschaft 1945 bis 1961 und das dritte Kapitel beobachtet die Entwicklung der Universität von 1950/51 bis 1961. Einleitend stellt der Autor fest, dass die Universität Leipzig nach Kriegsende wie auch alle anderen Universitäten und Hochschulen im Gebiet der späteren DDR „dem größten und tiefgreifendsten Transformationsprozeß ihrer 600jährigen Geschichte unterworfen worden“ ist. (S. 335). Dem kann man auf dieser Ebene nur zustimmen. In der Interpretation sah das freilich anders aus.

Die Transformation als solche wäre ohne KPD/SED-parteilichen Zwang, ohne Gewaltanwendung und ohne den Schutz der ehemaligen Sowjetunion nicht möglich gewesen. Problematischerweise ist sie von einer ebenso parteilichen, marxistisch-leninistischen (Universitäts-)Geschichtsschreibung begleitet worden, die, wie der Autor deutlich macht, Quellen „selektiv“ verwendete, nur aufnahm, was „passte“, und von daher höchst einseitig interpretierte. Insofern hatten es Heydemann und Mitarbeitende auf das Jubiläum von 2009 hin mit einem sehr heterogenen Forschungsstand zu tun. So galt es, die Quellenbestände neu zu sichten, sie durch Befragen von Zeitzeugen zu erweitern³¹ und die Ergebnisse – diesmal im Sinne einer modernen sozial- und kulturhistorisch arbeitenden Universitätsgeschichte – neu zu interpretieren. Leitendes Interesse war es, nach den Mitteln und Methoden zu fragen, mit denen die Transformation der Universität gelingen sollte, und damit schließlich den Grad ihrer diktatorischen „Durchherrschaft“ offenzulegen. Auch wenn diese nie vollständig gelungen sei, so sei doch erreicht worden, die Universität und ihre Menschen „realsozialistisch [...] zu domestizieren“, womit nur umschrieben ist, dass seit Mitte der 1950er-Jahre weder Hochschulautonomie noch Meinungsfreiheit, weder zweckfreie Forschung noch freier wissenschaftlicher Diskurs real noch existierten. Eine „wissenschaftlich unvoreingenommene und daher kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte der Universität Leipzig nach 1945 wurde erst nach der Friedlichen Revolution von 1989/90 in der DDR wieder möglich.“ (Zitate S. 337).

Nach dieser klaren und wichtigen, verständlicherweise bekennden Einführung steht die Leipziger Universität in den Jahren von 1945 bis 1949/50 im Fokus (Kap. I, S. 338-442). Zunächst ist von Kriegszerstörungen, Kriegsende und Wiederaufbau die Rede. Während die Stadt Leipzig vergleichsweise glimpflich davongekommen und ‚nur‘ zu zwanzig Prozent zerstört war, trug allein die Universität Schäden und Verluste zwischen 65 und 85 Prozent davon. So war die Raumnot die größte Herausforderung, die der Wiederaufnahme des Universitätsbetriebs im Wege stand und beide Besatzungsmächte, die amerikanische wie kurz darauf die

³¹ Siehe dazu GÜNTHER HEYDEMANN/FRANCESCA WEIL (Hg.), „Zuerst wurde der Parteisekretär begrüßt, dann der Rektor...“. Zeitzeugenberichte von Angehörigen der Universität Leipzig (1945–1990) (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte B/16), Leipzig 2009.

sowjetische, zu Instandsetzungsprojekten drängte, insbesondere im Bereich der medizinischen Institute und Kliniken sowie der Naturwissenschaften. Investitionen in Gebäude und Neubauten hatten hier bis in die sechziger Jahre hinein absoluten Vorrang. Die anderen Fakultäten waren auf Ersatzräumlichkeiten angewiesen und mussten zum Teil noch lange (Geisteswissenschaften) auf neue Räumlichkeiten warten (Tabellen zu genauen Aufwendungen und Investitionen für und in Universitätsbauten finden sich auf S. 343 und 346). Besondere Förderung erhielten indessen die erst nach Kriegsende gegründeten neuen Pädagogischen, Gesellschaftswissenschaftlichen und „Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten“, womit sich die politisch-ideologische Ausrichtung des Transformationsprozesses schon sehr früh in der Praxis gezeigt habe. Sie sind in eigenen Unterkapiteln dargestellt (S. 385-404). Mit der Raumnot waren auch die Studierenden bei bald wieder steigender Frequenz noch jahrelang konfrontiert. Wohnheime oder gar Wohnkomplexe konnten den Bedarf nicht decken. Dass vieles nur schleppend und provisorisch vor sich ging, lag nicht zuletzt an gravierendem Material- und Arbeitskräftemangel. Die Universität selbst konnte aus ihrem in Jahrhunderten gewachsenen Grundbesitz nach der Bodenreform vom September 1945 nicht mehr selbst schöpfen, war jetzt vielmehr auf Zuteilungen angewiesen wie Tausende andere Grundbesitzer auch.

Ein weiteres empfindliches Problem für den Neubeginn von Universität war das wissenschaftliche Personal beziehungsweise dessen Ausdünnen bereits durch die Naziherrschaft und dann nach Kriegsende durch Deportationen und Entlassungen im Zuge der Entnazifizierungen. Die Amerikaner hatten in ihrer kurzen Besatzungszeit einerseits die Entnazifizierungen durchaus ernst genommen, andererseits aber kurz vor ihrem Abzug noch mehr als 50 Leipziger Professoren und Wissenschaftler, ausschließlich der natur- und medizinwissenschaftlichen Disziplinen, mitsamt Familien, Arbeitsmaterialien und Mitarbeitenden in den Westen deportiert, um deren Wissen vor dem Hintergrund des heraufziehenden Kalten Krieges nicht in die Hände der Sowjets fallen zu lassen. Für Leipzig blieb dies auf Jahre hinaus eine empfindliche Lücke, ohne sie je wirklich wieder ausfüllen zu können, wie der Autor resümiert. Der noch von den Amerikanern eingesetzte erste Nachkriegs-Rektor, Bernhard Schweitzer, ein Archäologe und Altertumsforscher, persönlich integer und völlig unbelastet, blieb zunächst auch unter sowjetischer Besatzung im Amt. Ihm oblag die Aufgabe, die Personalsituation den neuen Bedürfnissen anzupassen, das hieß, vor allem den „internen Entnazifizierungsprozess“ voranzubringen. Günther Heydemann hat diesen Vorgängen besondere Aufmerksamkeit geschenkt, weil ihnen schon entscheidende Weichenstellungen innewohnten. Rektor und Universität sahen sich jedoch einer Vielfalt von politisch-administrativen Zuständigkeiten und Kompetenzgerangel in sowjetischen und deutschen Dienststellen, insbesondere „Volksbildungsabteilungen“ gegenüber, zumal eine nennenswerte Hochschulpolitik für Deutschland auf Seiten der Russen kaum vorhanden war. Heydemann spricht von „Pragmatismus und Improvisation“ anstelle von Leitlinien (S. 357). Man hatte es überdies in den ver-

antwortlichen Stellen mit Offizieren zu tun, die das sowjetische Hochschulsystem, ein System von zentral gelenkten staatlichen Institutionen, durchlaufen hatten; entsprechend traten sie den deutschen Universitäten gegenüber. Mit Selbstverwaltungsvorstellungen zum Beispiel konnten sie ebenso wenig anfangen wie ihre kommunistischen Gefolgsleute in den deutschen Behörden. Rektor Schweitzer setzte aber auf „Selbstreinigung“, auf ein letztes Stück alter Autonomie, um statt pauschal erst nach Prüfung des Einzelfalls Nationalsozialisten aus dem Lehrkörper zu entfernen. Damit geriet er ins Visier der KPD/SED-Kader in den immer mehr politisch-ideologisch durchtränkten Dienststellen, denen mit Moskauer Rückendeckung die Entnazifizierung der Hochschulen nicht streng und weit genug gehen konnte. Als zu „bürgerlich“, mithin antisozialistisch, und für den weiteren Prozess „störend“ wurde Schweitzer schließlich mehr oder weniger deutlich zum Rücktritt gezwungen. Ohnehin schon massiv geschwächt, verlor die Leipziger Universität mit diesen pauschalen Säuberungen noch einmal zwei Drittel ihres wissenschaftlichen Personals, alles zum Zweck einer neuen Personalpolitik. Demonstrativ wurde die Universität am 5. Februar 1946 nicht wieder-, sondern neueröffnet, natürlich nicht in der intakt gebliebenen Paulinerkirche, sondern im damals größten Kinosaal des „Capitol“.

Die neue Personalpolitik meinte „Brechung des bürgerlichen Bildungsprivilegs“ (S. 378), was bald auch die Studentenschaft in ihrer sozialen Zusammensetzung – Reduzierung des „bürgerlichen Elements“ – betreffen sollte, als 1946/47 „Vorstudienanstalten (VoSta)“ für Arbeiter- und Bauernkinder in der SBZ/DDR eingerichtet wurden, um ihnen den Hochschulzugang auf alternativem Wege, ab 1949 in den „Arbeiter- und Bauern-Fakultäten“ zu ermöglichen (S. 380-385, 395-404). Was damit als „Demokratisierung der Hochschulen“ angepriesen wurde, führte jedoch zu einem gegenteiligen, aber gewollten Effekt. Kinder aus bürgerlichen Elternhäusern wurden zurückgewiesen oder erst gar nicht zugelassen, Arbeiter- und Bauernstudenten und bald auch Kinder der „sozialistischen Intelligenz und der Parteifunktionäre“ klar bevorzugt, was neben einer eindrücklichen Tabelle zur sozialen Herkunft (S. 403, für die Zeit 1945 bis 1958) durch beispielhafte Zeitzeugnisse in diesem Text belegt ist.

Die Brechung des „bürgerlichen Bildungsprivilegs“ setzte freilich voraus, dass auch die letzten Reste von Autonomie und Mitsprache beseitigt und den universitären „bürgerlichen“ Instanzen keinerlei Mitsprache beziehungsweise Entscheidungskompetenzen mehr gewährt wurden. Die Schritte und Mittel zu dieser weiteren Transformation hin zu einer „sozialistischen Volksuniversität“ hat Günther Heydemann in mehreren eindrücklichen, ebenso narrativen wie analytischen Skizzen erläutert: „Einsetzen eines Kurators“, mit dem erstmals ein Regierungsvertreter, besser gesagt ein Parteifunktionär, direkten Zugriff auf die Universität bekam und dessen Kontrolle nunmehr der Personalbereich, die Verwaltung, die Finanzen und die Auswahl der Studierenden unterlagen; selbst auf Post und Telefongespräche hatte er Zugriff; Einsetzen (Wahl) eines „sozialistischen Rektors“ als ausführendes Organ (erster Langzeitrektor 1950 bis 1963 wurde Georg Mayer, der

sich als überzeugter Kommunist aus dem Westen auf die Professur für Volkswirtschaftslehre in Leipzig beworben und diese zum Wintersemester 1947/48 bekommen hatte). Die „Etablierung der SED als Machtzentrum“ bedeutete schließlich, die Partei auch innerhalb der Universität zur alleinigen Entscheidungsinstanz zu machen. Dazu überzog sie in Anlehnung an die Grundeinheiten der Betriebe den „Großbetrieb Universität“ mit einer entsprechenden Organisationsstruktur aus Betriebsgruppen (Dozenten, Personal) und nannte die universitäre Parteiorganisation jetzt „Zentrale Betriebsgruppe“. Im Willen, ihre antibürgerliche Politik zu verschärfen, insbesondere nach der Umwandlung der SED von einer marxistischen zu einer marxistisch-leninistischen Partei (1948) und etlichen personellen Säuberungen, sollte die Gruppenstruktur mit SED-Grundorganisationen selbst innerhalb und unterhalb der Fakultäten, sogar in einzelnen Fachrichtungen eingeführt werden. Selbstverständlich waren in solchen Gruppen die Professoren und Dozenten in der Minderheit, während Studierende, Angestellte und Arbeiter eine zwei Drittel-Mehrheit besaßen, darunter nicht wenige ohne jede akademische Ausbildung.

Angesichts einer solchen Organisationswut und -flut und der Belastung der Beteiligten durch die ständigen Sitzungen, denen sich auch außerhalb der Universität noch etliche in weiteren ‚Arbeitsgruppen‘ hinzugesellten, kann man Heydemann nur zustimmen: „Wie ein Polyp hatte sich die Partei nach und nach an ihren [der Universität] unterschiedlichen Gremien und Institutionen festgesaugt und war danach in sie eingedrungen“. Sie „hatte zwar die Macht über die Universität errungen, aber nicht die Köpfe der Mehrheit ihrer Angehörigen erreicht“ (S. 436 f.). Dabei zielte die sogenannte II. Hochschulreform von 1951/52 gerade darauf ab. Es ging um die Einführung der „einzig richtigen“ Weltanschauung und zugleich wissenschaftlichen Methodik des Marxismus-Leninismus. Damit diese in die Köpfe kam, wurde ein Gesellschaftswissenschaftliches dreijähriges Grundstudium für die Studierenden aller Fakultäten in Seminargruppen vorgeschrieben und die Kontrolle der FDJ übertragen. Dass die eigentlichen Fachstudien und -leistungen dadurch drastisch belastet wurden, nahm die Partei mehr oder weniger in Kauf, ebenso wie ihre Nicht-Akzeptanz und ihre Ideologie in breiten Kreisen. Ihr genügte offenbar die „Durchherrschung“.

Mit der Leipziger Studentenschaft zwischen 1945 und 1961 befasst sich das nächste Kapitel Heydemanns (Kap. II, S. 443-504), wobei zunächst die soziale und wirtschaftliche Lage nach Kriegsende fokussiert ist, die „inzwischen gut erforscht“ sei.³² Seine Schilderungen sind beklemmend eindrücklich, zumal auch hier wieder Zeitzeugen zu Wort kommen. Am Anfang steht eine zwar isolierte, aber vielsagende Zahl: Allein vom Jahrgang 1920 seien 1945 bereits 41,1 Prozent

³² Siehe S. 443, Anm. 462. Der dort erwähnte Siegfried Hoyer, der sich noch zu DDR-Zeiten um die Leipziger Universitätsgeschichte überhaupt sehr verdient gemacht hat, sei auch an dieser Stelle mit seinem einschlägigen Werk hervorgehoben: SIEGFRIED HOYER, Kleine Geschichte der Leipziger Studentenschaft 1409–1989, Leipzig 2010.

verstorben gewesen. Die Lebensbedingungen hätten denen einer „Zusammenbruchsgesellschaft“ (Christoph Kleßmann) entsprochen: Ernährungsmangel, schlechter Gesundheitszustand, fehlende medizinische Versorgung, Kriegsverwundungen, Traumata und schwere psychische Folgeschäden in der Studentenschaft wie in der Gesamtbevölkerung. Als besonders dringlich eingestuft waren Ernährung und Krankenversorgung (wegen Tuberkulose und anderen Infektionskrankheiten). Die Verpflegung der Studierenden, die Mensaversorgung, sollte bis in die 1950er-Jahre ein Dauerproblem sein, bei chronischer Unterversorgung vor allem mit Kartoffeln. Die sowjetische Militäradministration hatte zwar die Studierenden beim Bezug von Lebensmittelkarten bereits 1947 den Schwerarbeitern gleichgestellt, gleichwohl blieb der Hunger ein ständiger Begleiter.

Hinzu trat die allgemein prekäre Wohnungssituation und die ebenso prekäre Versorgung mit Heizmaterial, Strom und Gas (wobei die Glühbirnen ein kostbares Gut waren). „Man studierte und fro“ (S. 450) – und saß abends und nachts noch oft im Dunkeln. Aber nicht nur die Studierenden waren davon betroffen, sondern das gesamte Universitätspersonal in den Instituten, Büchereien, Kliniken und Laboren. Es fehlte ferner an Kleidung (am Wintermantel), an Schuhwerk, an Kochtöpfen und – für eine Stadt wie Leipzig wie schon im und nach dem Ersten Weltkrieg besonders erwähnenswert – an Papier. Über allem stand aber die Sorge, wie man Studium und Leben finanzieren sollte. Demgegenüber – schon immer Begleiterscheinung aller großen Krisen – waren Unterhaltung und Vergnügen ein ausgeprägtes Bedürfnis. Gaststätten-, Café- und Kinobesuche (gerne auch in West-Berlin), Opern-, Theater- und Konzertbesuche gehörten dazu, ebenso wie gemeinsames Kochen und Radiohören, Picknicks in Leipziger Parks und Fahrten nach Hause, „mal die Mutter sehen“ (und Wäsche waschen lassen). Die Deutsche Bücherei, immer geheizt und Außenstelle der Mensa, war lange ein beliebter Treffpunkt („nicht unbedingt, um dort etwas zu lesen“). Ausgiebig wurde nach bestandenen Prüfungen gefeiert; für Alkoholika (auch eine Mangelerscheinung) waren oft die Chemiestudenten zuständig. Weit verbreitet war das Tanzen („eine regelrechte Tanzwut“), woran sich auch die Universität und die Fakultäten mit der Organisation von Bällen beteiligten. Hinzu traten Interessengruppen aller Art, für moderne Literatur zum Beispiel, zum Sprachenlernen, für Film, Theater, Kabarett, Schach und viele Hobbys.

Dieses private, individuelle Feier- und Freizeitbedürfnis suchte sich freilich die Partei zunutze zu machen und die studentische Freizeit politisch zu indoktrinieren, um der „Boogie-Woogie-Kultur“ beziehungsweise der „angloamerikanischen Kulturbarbarei“ (S. 458) erzieherisch zu begegnen. Zum 6. Januar 1951 eröffnete dazu ein Studentenklubhaus in Leipzig (M. I. Kalinin), und eine „Zentrale Kulturkommission“ an der Universität gestaltete das Programm. Die große Mehrheit der Studierenden – selbst in der FDJ – roch aber den Braten und lehnte die sozialistisch gefärbte Gestaltung ihrer Freizeit, im Studentenjargon die „Rotlichtbestrahlung“, ab. Das traf auch für weitere drängelnde Eingriffe zur Erhöhung des sozialistischen Bewusstseins in das selbstbestimmte Zeitbudget zu, für die „Semi-

nargruppen“ beispielsweise, für Sport- und Wehrsportveranstaltungen, für die Pflichtveranstaltungen des gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudiums und den Russisch-Unterricht oder für die „sozialistischen Studentenlager“, die nach dem ungarischen Volksaufstand von 1956 eingerichtet worden sind. Was immer an eigener Freizeit noch blieb, spielte sich in Nischen ab, „aber es war und blieb“, so resümiert der Autor, „eine Freizeitgestaltung im Gehäuse der Diktatur“ (S. 470).

Unter den Interessengruppen formierten sich bald nach Kriegsende auch politische Gruppen, die an der Debatte um die Zukunft Deutschlands Anteil nehmen wollten. Die ersten waren fakultäre FDJ-Gruppen, die sich 1948 unter Führung der SED-Parteiorganisation zur „Zentralen Betriebsgruppe der FDJ“ an der Universität Leipzig zusammenschlossen. Ihr folgten etwas später studentische Gruppierungen oder Ausschüsse, die den „bürgerlichen“ Parteien, CDU und LDP, nahestanden, ohne jemals den Organisationsgrad der SED-Gruppe zu erreichen. Es bildete sich aber ein „bürgerliches“ und ein „linkes“ Lager, zwischen denen sich erhebliche Konfliktpotenziale aufbauten, ganz besonders in Leipzig, als sich nach Einführung der Studentenräte auch hier ein solcher gebildet hatte, aber entgegen den Erwartungen nicht von der SED/FDJ-Gruppe mehrheitlich geführt wurde, sondern von den „bürgerlichen“ Studentenräten. Das stand der „Durchherrschungsabsicht“ schon 1948 derart im Wege, dass die Partei mit allen Mitteln, letztlich nur noch mit roher Gewalt, Verhaftung, Hinrichtungen oder langjähriger Haft im sowjetischem GULAG zum Zuge kam. Was das für aufrechte junge Menschen bedeutete, die zum Teil gerade den Nazi-Terror überlebt und nun auch noch den Terror von Links erleben und erdulden mussten, für Studenten und Studentinnen aus weltlich oder religiös orientierten Kreisen wie der Evangelischen Studentengemeinde in Leipzig, hat Heydemann in mehreren biografischen Skizzen eindringlich dargelegt. Wie er sich um historiografische Distanz bemüht und doch den Opfern Mitgefühl und Gerechtigkeit widerfahren lässt, verdient Respekt. Auch wenn sie später 1993/95 durch die Russische Föderation rehabilitiert worden sind, seien es nicht die Opfer, die sich erklären müssen, sondern die Täter und ihre Erfüllungsgehilfen. Dem ist nichts hinzuzufügen.

Das letzte Kapitel (Kap. III, S. 504-565) verfolgt die Entwicklung der Universität für die Zeit von 1950/51 bis zum Mauerbau am 13. August 1961. Es ist freilich mehr von der äußeren als der inneren Entwicklung die Rede, weil das wohl nicht mehr zu trennen war, da die politische Beherrschung durch die Partei und ihre perfiden Methoden das alles beherrschende Thema der Universitätsgeschichte dieser Zeit geworden ist. Nach 1952/53 wurde auf „bürgerliche Elemente“, Professoren und Studenten, „taktisch“ nicht mehr Rücksicht genommen, sondern zur „marxistischen Attacke“ geblasen. Mit der schon erwähnten II. Hochschulreform hatten universitäre Instanzen wie der Senat keinerlei Entscheidungskompetenzen mehr; die Mitglieder, viele ernannt, statt gewählt, duften nur noch zustimmen. Die Partei hatte um die Universität einen Kokon gesponnen, schreibt Heydemann (S. 509), aus dem man sich nicht mehr befreien konnte, ohne Gefahr zu laufen, verfolgt zu werden. Oft entzündeten sich Einschüchterungen und „Säuberungen“

durch Exmatrikulation an banalen Dingen, weil man etwa den Sender RIAS Berlin hörte und danach „RIAS-Lügen“ verbreitete. Die Partei regierte inzwischen schlichtweg am Volk vorbei und fingierte nur eine Volksdemokratie. So war es auch bei der Umbenennung der Universität in Karl-Marx-Universität (KMU) mit Urkunde vom 5. Mai 1953, die angeblich auf einem Wunsch ‚von unten‘, aus der Studentenschaft entstammte, dem man natürlich „gerne“ nachkam.

Die Beteiligung am Aufstand des 17. Juni 1953, der die Partei kalt erwischte, war in Leipzig anders als in Berlin relativ gering, hatte jedoch auch hier einige schlimme Folgen. Zum einen ging von Leipzig die Umdeutung der Geschichte des Tages aus, hin zu einer „richtigen“ historischen Deutung durch den später zu größerem Einfluss gekommenen marxistisch-leninistischen Historiker Ernst Engelberg, zum anderen verstärkte die Partei ihre „operative Arbeit“ durch Spitzelnetze und das Anlegen von Dossiers über unliebsame Personen auch in der Universität, und hier insbesondere in ihrem immer noch „bürgerlichen“, unangepassten Bereich der Medizinischen, Veterinärmedizinischen und Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultäten, vor allem der chemischen Institute. Um den XX. Parteitag der KPdSU (Februar 1956) herum, mit der berühmten Kritik Nikita Chruschtschows an Stalin, verschärfte sich die politische Diskussion, wie das Leipziger Rektorat vermeldete. Anders als 1953 waren es diesmal aber die Studenten, die sich in dieser neuerlichen Krise, in der Folge fortgesetzt durch die Ereignisse in Polen und Ungarn (Oktober/November 1956), lautstark bemerkbar machten, vor allem gegen das als nutzlos und zwingend empfundene gesellschaftswissenschaftliche Grundstudium und den obligatorischen Russisch-Unterricht, Grundpfeiler sozialistischer Erziehung. Heydemann zitiert seinen Kollegen Hartmut Zwahr, Mitautor in diesem Werk (Bd. 2) und damals Leipziger Student, der sich notierte: „Man kann sagen, die studentische Jugend beginnt zu erwachen“ (S. 517). Leider blieb es bei bloßer Hoffnung. Weder die außer- noch innerparteiliche Diskussion, die ohnehin im Keim erstickt wurde, fruchteten irgendetwas. Die Repressionen ließen nicht nach, im Gegenteil. „Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns“, war und blieb die Devise, und immer mehr wurden die „Westreisen“ der Professoren und Studenten als Reisen „zum Klassenfeind“ aufs Korn genommen und versucht, sie mit restriktiven Mitteln (zum Beispiel Verzichtserklärungen) zu unterbinden. Vermutlich, so der Autor, sei deshalb die Zahl der „Republikflüchtigen gerade in den Jahren 1956/57 drastisch angestiegen“ (S. 525).

Den Fortgang der Geschichte könnte man im Grunde als den Gang von einer absurden Station zur anderen beschreiben. Eine solche Station war auch das 550-Jahre-Jubiläum von 1959, das der SED zupasskam, weil sie zugleich den 10. Jahrestag der Gründung der DDR feiern konnte. Erstaunlich viel Geld wurde bewilligt, doch waren es nicht die Universität, Rektorat und Fachleute, die das Festkonzept des Universitätsjubiläums erstellten, sondern eine örtliche Parteikommission. Rasch zeigte sich, dass diese der Sache nicht gewachsen war, so musste ein Sonderstab übernehmen. Zu wichtig war es, nicht zuletzt für den Festredner Walter Ulbricht, die „Karl-Marx-Universität“ als „Vorbild einer sozialisti-

schen Volksuniversität“ zu feiern. Freilich ging es nicht um deren Geschichte,³³ sondern um die der DDR und ihrer Einheitspartei. Deren zehn Jahre wogen absurderweise schwerer als 550 Jahre Universität. Dazu ist die treffende Feststellung von Günther Wartenberg († 2007) zitiert, dem verdienstvollen ersten Vorsitzenden der Leipziger Senatskommission für diese Jubiläumsausgabe: „Die Dominanz des Politischen“ führte „zu einem Jubiläum ohne Geschichte“ (S. 528).³⁴

Der Autor beendet seinen Part mit einem Bericht über den Mauerbau vom 13. August, der den Dauerkonflikt um Westreisen und Republikflucht beenden sollte, in Wirklichkeit aber die Bankrotterklärung des SED-Staates war, dem nichts anderes mehr gelang, als seine Bürger und Bürgerinnen zu isolieren und einzusperren. Mehr als die Hälfte der 30 000 Menschen, die noch im Juli 1961 das Land verließen, waren zum großen Teil junge Studierende unter 25 Jahren, zusammen mit vielen ihrer Professoren, gerade auch aus der Leipziger Universität, die so etwas in ihrer langen Geschichte noch nie hatte erleben müssen. Die Verbliebenen wurden nun verstärkt geheimdienstlich überwacht. Auf die Leipziger Universität war eine eigene Abteilung des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) angesetzt, die noch 1959 chronisch unterbesetzt war, geistig nicht „auf Augenhöhe“ mit Akademikern kommunizieren und folglich kaum Inoffizielle Mitarbeiter (IM) anwerben konnte. Das sollte sich jetzt ändern. Prinzipiell standen alle Angehörigen der Universität, Einzelpersonen, Institute und ganze Fakultäten (besonders die Leipziger Veterinärmedizin), im Visier einer „Ideologepolizei“, die ein immer effizienteres Herrschaftssystem entwickelte. Heydemann beschreibt die psychischen und physischen Mittel und lässt Zeugen und Beschuldigte direkt oder indirekt zu Wort kommen, um abschließend Leben und Wirken zweier prominenter marxistischer Gelehrter in Leipzig Revue passieren zu lassen, denen die Parteilinie zu orthodox war, um sich darunter zu beugen und zu bleiben: Der Literaturwissenschaftler Hans Mayer und der Philosoph Ernst Bloch.

IX. Universität und Wissenschaft in den Händen der Partei

Unter dem Titel „Wissenschaft im Dienste des Sozialismus“ bietet Klaus Fitschen in diesem dritten Band die Geschichte der „Universität Leipzig vom Mauerbau bis zur Friedlichen Revolution 1961–1989“ (S. 567-777). Übrigens: Sowohl Günther Heydemann im vorangehenden Teil als auch Klaus Fitschen in diesem haben es bestens verstanden, die durch den sozialistischen Politjargon so grauenhaft verunzerte deutsche Sprache in ihren Texten zu rehabilitieren. Diese Geschichte ist auf

³³ Entstanden war eine Festgabe in 2 Bänden (wie Anm. 4) ohne jedes historische Konzept, gefüllt mit einzelnen chronologisch gereihten Fachbeiträgen, dafür mit politischen Vorworten in jedem Band. Dennoch enthalten die Bände einige sachlich nützliche Beiträge, man muss sie nur zu lesen verstehen.

³⁴ Das Zitat findet sich original bei WARTENBERG, Gebrochene Jubiläen (wie Anm. 4), S. 62.

weiten Strecken eine Fortsetzung der Durchherrschungsgeschichte der Partei, der Einordnung Leipzigs in das System der SED-Diktatur – natürlich mit eigener Diktion und anderem Zugriff. Letzterer zeigt sich in dreifacher Weise. Fitschen fragt zum einen nach dem ideologischen Druck, der auf der Universität und ihrem Personal lastete, um sie zu einer „roten Universität“ zu erziehen, und weiter nach dem Druck auf die Wissenschaft, die den „Zaubertrank“ liefern sollte, um die sozialistische Planwirtschaft erfolgreich zum Laufen zu bringen. Zum anderen fragt er nach den Folgen des Drucks, nach dem Umgang mit den ständig drückenden politischen Vorgaben. Es ist ein schwieriges Terrain für Historiker, wie Fitschen offenlegt, weil viele Quellen ob der hohlen Phrasen und sinnentleerten Rituale bei fast gänzlich fehlender diskursiver Öffentlichkeit so nichtssagend seien. Die dritte Frage gilt der Lebenswirklichkeit an der Universität, einem Teilsystem der Parteidiktatur, und damit den Nischen, die man vielen Zeitzeugen gemäß trotz allem gefunden hat, trotz der Zeit und Energie ‚fressenden‘ ideologischen Schulungen, Arbeits- beziehungsweise Ernteeinsätzen, Aufmärschen, Sitzungen und anderen fachfremden Veranstaltungen. Damit ist das Programm entworfen, mit dem die Geschichte der Universität in weiteren zehn Kapiteln bis zum Herbst 1989 befragt wird. Die Antworten des Autors, mehr als angemessen dokumentiert, geben neben den persönlichen Einlassungen und ihrer kritischen Würdigung auch das Atmosphärische dieser vier Jahrzehnte sehr eindrücklich wieder, eine beklemmende und mindestens unterschwellig stets bedrohliche Atmosphäre (zumal für außenstehende Leser).

Als „Eingemauerte Wissenschaft“ werden die Folgen des Mauerbaus vom 13. August 1961 gedeutet (Kap. II, S. 574-589). Der Bau der Mauer gegen die Republikflucht war für die Partei trotz all der bereits herrschenden Repressionen nicht ohne Risiko, wie die aufgeheizte Stimmung in Universität und Stadt auch in Leipzig gezeigt habe. Umso größer war der propagandistische Aufwand, den sie betreiben musste, um die Deutungshoheit über die „Maßnahmen“ zu behalten. Eine „mutige und entschlossene Tat“ seien diese gewesen, „die den Frieden in Deutschland und in Europa gerettet“ hätten, war in der Leipziger Universitätszeitung vom 5. September 1961 zu lesen, dem Organ der SED-Kreisleitung an der Karl-Marx-Universität (S. 577). Universität und Fakultäten hatten Lageberichte abzuliefern, deren Ergebnisse vor dem Rücklauf aber bereits feststanden, wonach zum Beispiel 90 Prozent der Studierenden „bedingungslos hinter Partei und Regierung“ stünden. Schönfärberei – so hatte man gelernt – machte weniger Probleme. Für die Partei zählten jedoch die zehn Prozent (in Wahrheit sehr viel mehr) mit fehlender Linientreue, die sich auch bei Ernte- und Wehreneinsätzen verweigerten und folglich diszipliniert werden mussten. Offene Meinungen hatten Verhaftung und Exmatrikulation oder Entlassung zur Folge; beispielhafte Fälle, auch persönlich berührende, sind im Text zu verschiedensten Gelegenheiten immer wieder aufgeführt.

Mit dem Bau der Mauer und der Spaltung Deutschlands wurde der wissenschaftliche Austausch durch Reisen und Konferenzbesuche nahezu verunmög-

licht. Die „Systemkonkurrenz“ verlagerte sich auf bloße Propaganda. Die „Störfreimachung“ (wieder ein grässlicher Parteijargon) mochte physisch gelungen sein, zog aber die Universität als Leistungsträger mit in den Verfall von Wirtschaft und Gesellschaft. Fortan herrschte Mangel: an Fachliteratur und Geräten, überhaupt an Westkontakten, ohne die man nicht mehr mithalten konnte, wenn nicht private Verbindungen weiterhalfen. Dafür wurde vertiefte Bindung an die Sowjetwissenschaft gefordert, für die angeblich „kein Problem unlösbar“ sei (S. 588). Ob man dem nachkam, hing von den Fachgebieten ab, am ehesten von Mathematik und Physik, für die man tatsächlich die ansonsten ungeliebten Russischkenntnisse gebrauchen konnte. Der Autor macht zudem noch auf einen grotesken Fall aufmerksam, die Folgen der „Störfreimachung“ abzumildern – durch Planerfüllung bei Dissertationen und Habilitationen. „Tempoverluste“ waren nämlich eingetreten, die das Planziel, den Leipziger Lehrkörper bis 1965 zu verdoppeln, in Frage stellten.

„Die Universität in den Händen der Partei und ihrer Organisationen“ ist das Thema des nächsten Kapitels (Kap. III, S. 589-607). Obwohl hier viele Namen genannt werden, wer wann wo saß und was machte, um die vorgegebene Hochschulpolitik bis hinunter auf die letzte organisatorische Ebene zu bringen, bleiben sie völlig farblos; es sind nur Personalien in den SED- und FDJ-Organisationen und den Universitätsgewerkschaften. Aber sie vereinte das gleiche Ziel: Universitätspersonal und Studierende zu gehorsamen Untertanen zu erziehen, Konformität herzustellen, nötigenfalls zu erzwingen. Als Mittel diente dazu das Erhöhen des Aufwands für Marxismus-Leninismus-Studien bei gleichzeitigem Komprimieren der Fachstudien und Reduzieren der Verweildauer an der Universität. So dachte man sich die Einheit von Theorie und Praxis und proklamierte in der Universitätszeitung, Ziel sei die „Erhöhung des Niveaus und der Effektivität der wissenschaftlichen Arbeit, vor allem durch die sozialistische Rationalisierung“. Wenn man diesen Satz versteht, hat er seinen Zweck verfehlt.³⁵

In den 1960er-Jahren wird der Sozialismus als „unwiderrufliche Realität“ beschworen, zugleich aber mit ständigen Vorgaben zur „Intensivierung“ aufgerufen, vor allem zur „Erziehung und Ausbildung der Studenten“. Der Autor stellt das ganze Trommelfeuer der Maßnahmen zusammen, um in den Studierenden die sozialistische Identität zu fördern: Ideologische Schulungen, marxistische Kolloquien, propagandistische Großveranstaltungen, Aussprachegruppen, Kommissionen und dergleichen mehr, begleitet von den üblichen Selbstverpflichtungen zur Leistungssteigerung oder Intensivierung der ideologischen Arbeit. Trotzdem wurde man des Desinteresses und Rückzugs vieler Universitätsleute, des Fernbleibens, Ignorierens, Verweigerns nicht Herr. Als Bestandteil der sozialistischen Identitätsfindung entstand zu dieser Zeit auch das Konstrukt einer „Nation DDR“ als Gegenkonstrukt zur „Nation BRD“, womit die Etablierung zweier

³⁵ Dieser Satz entstammt einem Kabarettprogramm von Georg Schramm zur Sprache von Politikern.

deutscher Staaten beabsichtigt war. Selbstredend nahm die DDR für sich in Anspruch, das „Vaterland der Wissenschaft“ zu sein, in Leipzig mit der Losung „Alle Potenzen der Karl-Marx-Universität für die nationale Politik der DDR“. Entsprechend wurde auch die Geschichtsschreibung eingespannt, um die „fortschrittlichen Traditionen“ der DDR aufzuzeigen. Da kam das 550-Jahr-Jubiläum der Leipziger Medizinischen Fakultät von 1965 gerade recht. Die Universitätszeitung als Sprachrohr der Partei war indessen mit der Festschrift nicht zufrieden: Es mangle ihr unter anderem „an der Erforschung der Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung [...] sowie am Bekenntnis zu unserer DDR“ (S. 597). Eine in Auftrag gegebene „ideologisch maßgeschneiderte“ Geschichte der Karl-Marx-Universität unter Leitung des damaligen Direktors des Instituts für Deutsche Geschichte Max (Marx!) Steinmetz kam dann aber nicht mehr zustande.

Eine weitere Maßnahme, deklariert als gleichberechtigter Teil des Studiums, war die Wehrpflicht, die der Autor als „Militarisierung des universitären Lebens“ beschreibt (S. 597-600). Sie wurde nach dem Mauerbau verstärkt und bekam während des Vietnamkriegs weiteren Auftrieb. Wer sich dem entzog, aus religiösen oder sonst wie ethischen Gründen, musste mit erheblichen persönlichen Konsequenzen rechnen, auch wenn die Lehrkörper der meisten Fakultäten, insbesondere der theologischen und medizinischen, für die Wehrerziehung als zusätzlicher Belastung kaum etwas übrig hatten. Das Kapitel endet mit einer Gegenüberstellung von Planwirtschaft und Planwissenschaft. Letztere bedeutete, Forschung und Lehre noch mehr auf wirtschaftliche Zwecke, auf Verwertbarkeit und Praxisorientierung auszurichten. „Materielle Interessierung“ nannte man das und veranstaltete sogenannte Komplexpraktika für Studierende in Industrie- und anderen Betrieben, für die Leipziger zum Beispiel im Chemiekombinat „Otto Grotewohl“ in Böhlen. Im Grunde ging es aber nur darum, der chronischen Mangelwirtschaft aufzuhelfen, die durch den Mauerbau forciert worden war. Man forderte „maximale Leistungen“ von den Universitäten „mit einem minimalen ökonomischen Aufwand“, was nichts Anderes hieß als kurzfristige, planbare Ziele bei höchstmöglichem Sparpotenzial zu definieren. Planbarkeit in der Wissenschaft war und ist jedoch eine Fiktion. Fitschen resümiert quasi von vornherein: „Wie der Wirtschaft, so blieb auch der Wissenschaft nur die Kultivierung des Mangels“ (S. 602).

Unter dem Titel „Auf dem Weg zur III. Hochschulreform“ (Kap. IV, S. 607-618) findet man kurze prägnante Skizzen, vielmehr Situations- und Stimmungsberichte, über den ideologischen Konformitätsdruck des Programms zur „Einheit von Erziehung und Ausbildung“, über die Universität als Teil des sozialistischen Bildungssystems und Erziehungsanstalt der Partei, über die Personen, die wesentlich an diesen Konstrukten mitgearbeitet haben (zum Teil noch heute bekannte Namen in den Fachwissenschaften) sowie über die „Prinzipien (des Politbüros der SED vom 11. Dezember 1965) zur weiteren Entwicklung der Lehre und Forschung an den Hochschulen der DDR“. Diese Prinzipien wurden auch an der Universität Leipzig „zur Diskussion gestellt“, sogar von Teilen des wissenschaftlichen Nachwuchses gutgeheißen, weil sie die Vormacht der Professoren infrage

stellten, ähnlich wie die zeitgleiche Kritik an der Ordinarienuniversität in Westdeutschland. Zu diesen Prinzipien gehörte auch die Zusammenarbeit der Fakultäten; manch Bedenkenswertes dabei führte dann aber doch wieder zur Bildung von lästigen Arbeitsgruppen, Kollektiven, wissenschaftlichen Räten und Arbeitskreisen.

Als „Hoffnungsträger“ sind die III. Hochschulreform und der Universitätsneubau bezeichnet (Kap. V, S. 618-648). Der Autor macht aber schnell klar, dass diese Hoffnungsträger nicht für die Universitätsleute und die Studierenden gemeint waren, sondern für die Partei und ihre Kader und lediglich einen weiteren Schritt in der mit der I. Phase nach dem II. Weltkrieg beginnenden „gesetzmäßigen Entwicklung“ bedeuteten. Die Reform sollte am siebten Parteitag der SED im April 1967 im bedeutungsvollen Zeichen des 50. Jahrestages der Oktoberrevolution beschlossen und den Hochschulen zur Ausführung ab dem Wintersemester 1968/69 übergeben werden. Für ihr Umsetzen in Leipzig ist die Universitätszeitung neben den Interviews mit Zeitzeugen eine der Hauptquellen, wenn sie die Ziele aus dem Rektorat heraus benennt: „Prognose, Verflechtung und Kooperation, planmäßige Spitzenleistungen und durchgängiges System des Wissenschaftlich-Praktischen Studiums“. In die Planungen wurde sogar die Frequenz der Studierenden (rund 10 000 in dieser Zeit), besonders in den Schwerpunktfachrichtungen Marxismus-Leninismus, Mathematik, Physik, Chemie und Lehrerbildung einbezogen (Sollzahlen S. 624).

Wie alle Hochschulen wurde auch die Universität Leipzig in diesem Sinne radikal und zentralistisch umorganisiert. Die inzwischen zehn Fakultäten mit ihren 114 Instituten, 24 Kliniken und zwölf Abteilungen wurden zwischen 1968/69 und 1975 zu sechzehn Sektionen zusammengefasst, wobei der Begriff „Fakultät“ seine alte Bedeutung verlor und nur noch größere Gruppierungen von Professoren und Mittelbauangehörigen meinte, die für Promotions- und Berufungsverfahren, freilich nur empfehlend, zuständig waren. Das letzte Wort hatte die SED. Auch die Theologische Fakultät verlor ihren alten Status und hieß ab 1972 „Theologische Sektion“. Auf den Leitungsebenen (Organigramm S. 705) entstanden gänzlich neue Einheiten, neben dem parteiabhängigen Rektor amtierte künftig eine wachsende Zahl von Prorektoren, deren Erster den Haushalt (eher Sparübungen) und die neu geschaffenen Direktorate (Verwaltungsabteilungen im Rektorat) zu kontrollieren hatte. Funktionswichtiger als das neue Konzil, die Vollversammlung der Hochschullehrer, die „ein reines Akklamationsorgan blieb“ (S. 631), waren der Wissenschaftliche und der Gesellschaftliche Rat. Während Letzterer für die Außenbeziehungen der Universität zur Wirtschaft und zur Stadt zuständig sein sollte, galt Ersterer als „ein Instrument zur Durchsetzung der sozialistischen Demokratie“ (S. 632) im Inneren, ein scharfes Schwert gewissermaßen, denn er verlieh die Doktorgrade A und B und erteilte die Lehrbefähigungen. Man sieht es an der Besetzung des Rats. Ihm gehörten einerseits der Senat und Mitglieder der einzelnen Fakultäten an, andererseits Mitglieder der Kreisleitungen der SED und der FDJ sowie der Universitätsgewerkschafts-Leitung (UGL). Die

(bewundernswert) verbissene Nüchternheit, mit der Klaus Fitschen diese Reforminhalte referiert, hat gewiss Methode. Wie sollte man sonst das Panoptikum der Absurditäten und der hohlen Phrasen aushalten, für die der „Demokratische Zentralismus“ dieser III. Hochschulreform die Ursache gewesen ist. Dass sie nicht reibungslos vonstattenging, kann man sich lebhaft vorstellen.

Angesichts der stockenden Reform wurde den Kritikern, vor allem unter den Wissenschaftlern, „mangelndes Verständnis für die politischen Grundanliegen“ vorgeworfen (S. 632), was auch zu Konsequenzen führte. Die Studierenden ließen die Reform zwar über sich ergehen, bekundeten aber in einer amtlichen Umfrage (Student '69) keineswegs ihr Einverständnis. Weit mehr als die Hälfte sahen zum Ärger der Partei keinen Nutzen in den Umstrukturierungen, weder in ihren Fachgebieten noch in den neuen Sektionen (S. 625). Ein „Hoffnungsträger“ der Parteikader war schließlich auch der Universitätsneubau, nur, dass für ihn die Paulinerkirche, die den Krieg unverseht überstanden hatte, als „Teil der Vergangenheit“, so ausgerechnet ein Historiker (Max Steinmetz), weichen musste. Aus Stadt und Universität gab es massive Proteste gegen die Sprengung am 30. Mai 1968, die sofort durch einschüchternde Verfolgungen und Bestrafungen beantwortet wurden. Begreiflicherweise gerieten die ohnehin widerständigen Theologen ins Visier atheistischer Propaganda, um Kirche und Wissenschaft gegeneinander auszuspielen. Schwierigkeiten machte in dieser Zeit auch die als „Volksaussprache“ freigegebene Diskussion um die neue sozialistische Verfassung der DDR, zumal der Prager Frühling ganz andere Perspektiven anzubieten schien. Der Hochhausneubau, der sich wegen erheblicher finanzieller und technischer Probleme bis 1975 hinziehen sollte, wurde dann zum Wahrzeichen der Universität und als „Weisheitszahn“ bekannt. Ob man bedacht hatte, dass ein solcher auch weh tun kann?

Sehr informativ ist über „Wissenschaft im Spannungsfeld von Deutschland- und internationaler Politik“ (Kap. VI, S. 649-676) berichtet. Natürlich waren alle Auslandskontakte, erst recht nach dem Mauerbau, zwischen Notwendigkeit und ängstlichem, notorischem Misstrauen angesiedelt. Die Partei fürchtete Aufweichung und Zersetzung, besonders durch die innerdeutschen, oft persönlichen, familiären Beziehungen. Reisen, Korrespondenzen und der Bezug von Fachliteratur wurden daher mit Argwohn betrachtet. Aber die DDR war auf internationale Anerkennung angewiesen, und so förderte sie ausländische Studierende, nicht zuletzt in innerdeutscher Systemkonkurrenz als Multiplikatoren des Sozialismus. Die Leipziger Universität mit ihrem Zentrum der Asien-, Afrika- und Lateinamerikastudien sowie dem Institut für Tropische und Subtropische Landwirtschaft wurde ein Schwerpunkt des Ausländerstudiums und als solcher in die außenpolitischen Ziele der DDR eingespannt. 1978 habe ein Viertel aller ins Land gekommenen Ausländer in Leipzig studiert. Oft entstammten diese Personen solchen Ländern Afrikas und des Nahen Ostens, in denen sich nach der Entkolonialisierung sozialistische oder ideologisch sonst wie passende Regimes etabliert hatten. Viele von ihnen waren allerdings für ein Studium unzureichend qualifiziert, sowohl sprachlich wie fachlich. Um sie kümmerte sich das Institut für Ausländerstudium

(seit 1961 Herder-Institut) durch Sprachausbildung und „ideologische Propädeutik“. Solches und überhaupt das stark reglementierte Leben, resümiert der Autor, hätten viele als unangenehm empfunden, zumal die DDR nicht immer die erste Wahl für ihren Auslandsaufenthalt gewesen sei. Kontakte zu Universitäten im sozialistischen wie im westlichen Ausland, auch zu solchen mit gegenseitigen Verträgen zum Wissenschaftsaustausch (sie sind im Text aufgelistet, S. 680 f.) standen natürlich unter Kontrolle und waren betreffs kapitalistischer Länder heikel. Die starre Reisepolitik der DDR tat da ein Übriges. Doch nicht viel einfacher gestaltete sich offenbar der Umgang mit Gastwissenschaftlern und Studierenden aus den sozialistischen Ländern, aus Russland oder Polen, Vietnam oder China, die sich durchaus kritikfähig zeigen konnten. Ein spezieller Abschnitt widmet sich den Beziehungen zwischen Leipzig und äthiopischen Universitäten seit dem kommunistischen Putsch von 1974. Man half vor allem auf landwirtschaftlichen und medizinischen Gebieten und bildete Personal im Lande selbst als auch in Leipzig aus. In einer offiziellen Einschätzung eines Lehrgangs äthiopischer Wissenschaftler im Sommer 1978 musste das zuständige Direktorat allerdings zur Kenntnis nehmen, dass diese sich nicht für die „vielfältigen Formen des realen Sozialismus“ und Marxismus-Leninismus-Schulungen interessieren wollten, sondern für ihre fachliche Weiterbildung und im Übrigen ihrem Glauben und ihrer Kirche „noch“ eng verbunden waren (S. 675 f.).

Dicht und beklemmend beschreibt Klaus Fitschen die „Universitären Lebenswelten“ (Kap. VII, S. 676-704). Schon mit seinem ersten Satz wird deutlich, was dieses Leben zwischen „Erziehung und Kontrolle“ bedeutete: In der Hauptabteilung XX der Leipziger Bezirksverwaltung der Staatssicherheit sei ein eigenes Referat für die Universität zuständig gewesen, mit 1985 elf hauptamtlichen Mitarbeitern, und für den Bereich der Medizin habe es ein weiteres Referat gegeben. Für Hochbetrieb sorgten hier regelmäßig die Messezeiten. Dieser hätte aber auch dann nicht gelingen können, wenn nicht Professoren, wissenschaftliche und andere Mitarbeiter sowie Studierende sich hätten anwerben lassen. Kontrolle galt schließlich als Bestandteil der Erziehung und kam in verschiedenen, zur Abschreckung dienenden Formen daher: Gängelung, Maßregelung, „offene Briefe“, „Aussprachen“, öffentliche Demütigungen in der Universitätszeitung. Da war es geradezu entlastend, wenngleich für die Stasi ärgerlich, dass sie in der Universität nicht lückenlos kontrollieren konnte – aus Mangel an Telefonen. Den Kontrollzwecken diene ferner die Erkundung der Stimmungslage, wozu 1966 das „Leipziger Zentralinstitut für Jugendforschung“ gegründet wurde sowie das Mitte der 1970er-Jahre entstandene „Laboratorium für Studentenforschung“. Deren Umfragen entsprachen allerdings nicht ganz den gewünschten Ergebnissen, weshalb sie oft nicht an die Öffentlichkeit (an die universitäre aber schon) gelangten. Vielsagend ist, dass Theologen erst gar nicht befragt wurden.

„Geregeltes Studium – geregeltes Leben“, was wie eine Losung klingt, ist auch so gemeint. Schon das Gelöbnis bei der Immatrikulationsfeier an der Karl-Marx-Universität (Zitat, S. 681) würde einen massiven Eingriff in das ganze Leben be-

deuten, würde man das ernst nehmen. Mit der Organisation des Studentenlebens war die FDJ betraut. Ihre wichtigste Form war die Seminargruppe, die den Kollektivgedanken in das Studium trug. Sie war auf gemeinsames Lernen während des auf vier Jahre begrenzten, rationalisierten und erwünscht „wissenschaftlich-produktiven“ Studiums ausgerichtet, für das es seit den 1950er-Jahren eine staatliche Förderung und seit 1981 ein Stipendium für alle gab. Selbstbestimmung war aber nicht vorgesehen, doch konnten Nischen entstehen, auch wenn man damit rechnen musste, dass irgendjemand aus der Gruppe „berichtete“. Wie es dem akademischen Nachwuchs nach dem Studium erging und welche Voraussetzungen und Schritte, etwa Promotionen A und B, für eine Hochschulkarriere notwendig waren (oder auch nicht bei entsprechender sozialistischer Praxis), ist im Abschnitt „Kaderplanung“ (S. 690-696) detailliert beschrieben.

Aus dieser Optik wird die „Frauenförderung“ gesondert betrachtet (S. 696-704), die anfangs durchaus ähnlich wie in Westdeutschland kein besonderes Anliegen der Universitäten, namentlich der Professoren, gewesen ist. Es gab zwar seit 1960 Frauenförderpläne, auch für Leipzig. Man hatte bemerkt, dass die Quote der Akademikerinnen viel zu gering war, überdies viele Studentinnen Studium und Karriere abbrachen, wenn sie Familien gründeten, was erst in den 1970er-Jahren durch die Familienpolitik, salopp „Muttipolitik“, an Bedeutung verlieren sollte. Aber auch diese Pläne, so Fitschen, teilten das Schicksal aller Pläne im Sozialismus (S. 697). Hinzu kommt, dass die Förderpläne nicht emanzipatorische Absichten verfolgten, sondern die Mobilisierung der weiblichen Arbeitskraft. In der Praxis zeigten sich die üblichen, bis heute bekannten Defizite: Frauen wurden weniger gefördert als Männer, erhielten weniger Unterstützung bei ihrer Doppelbelastung in Studium/Beruf und Familie, hatten aber höhere Qualifikationsanforderungen zu erfüllen als Männer. Zwar stieg der weibliche Anteil an der studentischen Frequenz, 1981 waren es beachtliche 68 Prozent bei ca. 15 000 Studierenden, auch dank der staatlichen Betreuungseinrichtungen; und der weibliche Anteil an den Beschäftigten der Universität lag 1982 bei 63,4 Prozent, doch auf deren Leitungsebenen schien Frauenförderung keine Rolle zu spielen. Traditionelle Ressentiments und Beharrungskräfte machten sich auch im Sozialismus immer wieder bemerkbar.

In seinem Kapitel über die Universität in der „entwickelten sozialistischen Gesellschaft“ der Siebzigerjahre (Kap. VIII, S. 704-731) kann Klaus Fitschen zwar viel Aktionismus benennen, Parteitage, Hochschulkonferenzen, Arbeitsgruppen und dergleichen mehr, dazu auch die Namen vieler damals Verantwortlicher, eigentlich aber (nicht seine Schuld) kaum Neues benennen, was nicht schon in dem „Ruf nach einer stärkeren Ideologisierung des Studiums“ stecken würde, den einer der Leipziger Langzeitrektoren (Lothar Rathmann 1975–1987), einer der vielen Beifallspender und Lobredner der SED-Hochschulpolitik, 1982 wieder einmal erschallen ließ. Immer wieder ging es um politische Vorgaben und ihre Durchsetzung. Von Ersteren hatte man genug, von Letzterer ließe sich eine ‚unvollendete Geschichte‘ schreiben, von dem, was immer noch zu wünschen übrig

bleibt. Zuständig fürs Durchsetzen waren die Gesellschaftswissenschaften, die in Leipzig eine Monopolstellung einnahmen und mit ihnen zum gleichen Zweck die FDJ. 1971 waren ungefähr die Hälfte des Lehrkörpers und mit circa 5 000 mehr als ein Drittel der Studierenden hier versammelt, was im Übrigen erhebliche Finanzmittel band (S. 706, 708 f.). Aber auch die beiden anderen Drittel hatten in der Sektion Marxismus-Leninismus ein Grundstudium zu absolvieren. Der sozialistische Erziehungsauftrag, leistungsstarke Studenten und Wissenschaftler auszubilden, „die zugleich gute Kommunisten sind“, blieb damit immer auf der Tagesordnung. Die Gesellschaftswissenschaften konnten jedoch trotz ihrer enormen Dominanz ihren Auftrag nicht erfüllen; es fehlte schlicht an Akzeptanz, nicht zuletzt, weil andere, namentlich Natur- und Technikwissenschaften, seit der III. Hochschulreform als nützlicher und notwendiger eingestuft wurden und die Universität überhaupt „im Dienste der gesellschaftlichen Praxis“ stehen sollte.

Um dies deutlich zu machen, wurden zum Beispiel die „Tage der Wissenschaft“ eingeführt, welche die enge Verbindung von universitärer Wissenschaft und Produktion demonstrieren sollten. Ideenwettbewerbe wurden zur Entwicklung von Konsumgütern ausgeschrieben und noch mehr Verträge mit Industriebetrieben geschlossen, um eben wissenschaftliche Leistungen in gesellschaftliche Praxis zu überführen. Die Kehrseite war, dass solche Maßnahmen und Verträge Kräfte banden, die dann in der Forschung fehlten, obwohl auch die Grundlagenforschung ausdrücklich gefordert und gefördert wurde, vor allem in Schlüsseltechnologien wie Mikroelektronik oder Mikrobiologie im letzten Fünfjahresplan 1986 bis 1990. Die klassischen Geisteswissenschaften galten dagegen als politisch vereinnahmt und gelähmt, und die Theologen sowieso als isoliert. Alle Vorgaben wurden von einem politischen Vokabular begleitet, das sich in Erwartung der Erfolge nur noch der Steigerungsformen bediente. Ständig war die Rede von weiteren Maßnahmen, vom Erhöhen oder Vertiefen, vom Intensivieren, vom Weitergestalten, Mehrplanen und Effektivermachen. Immer galt dies zugleich den ideologischen und wissenschaftlichen Zielen, wenn auch in Konkurrenz zueinander. Schließlich, so resümiert Klaus Fitschen, sollte doch alles auf die bald hereinbrechende kommunistische Gesellschaft hinführen (S. 719).

Das Kapitel schließt zum einen mit einem kurzen Blick auf das Verhältnis von Universität und Stadt, auf die universitäre Öffentlichkeitsarbeit und mögliche Begegnungsorte der Leipziger und der Universitätsangehörigen, die außerhalb der Hörsäle vielfach auf „Inseln“ wie Kirchengemeinden und Musikleben hinausliefen. Zum anderen wird ein scharf beobachtender und zugleich, wie es scheint, mitfühlender Einblick in die „Universität als sozialistisches Soziotop“ geboten. Das Hauptproblem waren hier die wachsenden Sozialleistungen an Universitätspersonal und Studentenschaft, die bei den bekannt knappen Ressourcen eigentlich nicht zu finanzieren und doch notwendig waren – für Bau und Unterhalt von Wohnungen, Wohnheimen, Internaten, Mensen, Kindergärten und Kinderkrippen, Kindertages- und -Wochenplätzen samt Entlohnung des Fachpersonals soweit vorhanden. Einen Wohnungsmarkt gab es ja nicht. Wohnplätze wurden

zugeteilt, weshalb viele Studierende schon früh heirateten; in Leipzig lag die Quote 1980 bereits bei über 50 Prozent (S. 725). Nur mit Sparmaßnahmen und Mangelverwaltung, dazu gehörte auch die verbreitete Überbelegung der Zimmer, waren solche Leistungen mehr schlecht als recht zu stemmen. Insgesamt sei die Wohnsituation für Studierende trostlos gewesen, auch wegen des oft maroden und verfallenen Zustands der Unterkünfte. Mit „Kollektivgeist gegen Schmutz“ ist man nicht weit gekommen, und glücklich waren wohl jene Studierenden, die noch bei den Eltern oder privat zur Untermiete wohnen konnten.

Nicht viel anders zeigten sich die Zustände im Wissenschaftsbetrieb, was Fitschen als „Wissenschaft in der Agonie“ betitelt (Kap. IX, S. 732-741). Die vorgeführte Mängelliste erweist sich als katastrophal, insbesondere in den Bereichen der Medizin und der Chemie, wo Geräte und Material beschafft und gewartet werden mussten, aber selbst das Papier dem „Prinzip der sozialistischen Sparsamkeit“ unterlag. Wie sollten Spitzenleistungen erzielt werden, wenn immer nur das Machbare anvisiert würde, wagte 1979 ein Leipziger Chemiker (Ehrenfried Butter) höheren Orts zu fragen, um sich bald darauf einem „Einzelgespräch“ stellen zu müssen. Das allergrößte Problem sei nämlich gewesen, „daß angesprochene Probleme einfach ignoriert wurden“ (S. 734). Eine andere Form von Agonie betraf die Geschichtswissenschaft, insbesondere die Universitätsgeschichte, die zum 575-jährigen Gründungsjubiläum Leipzigs 1984 „in der Traditionsarbeit neue Maßstäbe“ setzen sollte, wie sie auch schon 1983 zum 100. Todestag von Karl Marx verlangt wurden. Da das Jubiläumsjahr auch noch im Zeichen des 35. Jahrestages der DDR stehen sollte, war die Programmatik der SED-Kreisleitung vorgegeben: „Aneignung und Pflege des historischen und kulturellen Erbes zur verstärkten Herausbildung von Leistungsmotivation“ (S. 736). Umso bemerkenswerter war, dass die universitätsgeschichtliche Festschrift von 1984 im Vorwort des Rektors und Herausgebers zwar entsprechend dröhnte, die Beiträge vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert jedoch bei begreiflichen Zugeständnissen wirkliche Fachbeiträge waren und in der Community Aufmerksamkeit und Beachtung fanden.³⁶ Die Beiträge, so Fitschen, hätten sich weitgehend von den Vorgaben emanzipiert (S. 737), was zu bestätigen ist. Erst für das 20. Jahrhundert änderte sich der Ton.

Die Entwicklung bis zum Herbst 1989 stand ganz im Zeichen von Michail Gorbatschows ‚Glasnost‘ und ‚Perestroika‘, die auch in der Universität Leipzig sogleich zu spüren waren (Kap. X, S. 741-766), insofern Wissenschaftler und Studierende, gleichgültig ob Parteimitglieder oder nicht, mehr Mut zeigten, ihre eigene Meinung zu äußern. Angeprangert wurde die Selbstzufriedenheit, so die Berichte der Inoffiziellen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den Sektionen, sowie die Haltung der Oberen, jedes reale Problem kleinzureden, und der „in

³⁶ LOTHAR RATHMANN (Hg.), *Alma mater Lipsiensis. Geschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig*, Leipzig 1984 (mit den Beiträgen von Karl Czok, Siegfried Hoyer, Günther Wartenberg und Hartmut Zwahr).

Leipzig immer krasser ins Auge springende Verfall der Altbausubstanz“ (S. 742). Doch Glasnost und Perestroika sollte nicht für die DDR gelten, die Sowjetunion kein Vorbild mehr sein. Man fürchtete sich vor dem „neuen Denken“, wie es im Verbot der deutschen Ausgabe der sowjetischen Zeitschrift „Sputnik“ zum Ausdruck kam und dies in der Universität als eklatanter Ausdruck des Reformunwillens wahrgenommen wurde. Unter Professoren und Studenten nahmen Kritik und Verweigerungen zu. Sie griffen von den schon immer kritischen Natur-, Technik- und medizinischen Wissenschaften auch auf die Gesellschaftswissenschaften über. Die IMs bekamen viel zu tun. Partei und Staat reagierten wie gehabt, verordneten die üblichen „Ausprachen“, maßregelten, verfolgten und bestrafte jede Form von Kritik und Opposition. Fitschen zeigt einige sehr typische Kritiken und die Maßnahmen gegen Personen auf, die einmal in das Räderwerk der Überwachung geraten waren. Als Unruhestifter wurden die Bürgerbewegungen der 1980er-Jahre ausgemacht, vor allem die Friedensbewegung unter dem Dach der evangelischen Kirche mit ihrem bekannten Motto „Schwerter zu Pflugscharen“, dazu die Ökologiebewegung, die auf massive Umweltprobleme aufmerksam machte. Parallel dazu wendete sich die inneruniversitäre Kritik gegen die fachfremden Pflichtanteile in den Studiengängen, namentlich gegen das Marxismus-Leninismus-Grundstudium, den Russisch-Unterricht, die militärische Ausbildung und die Ernteeinsätze. Kritik wurde ferner gegenüber den Zulassungsbedingungen laut, wenn die Herkunftskriterien gemäß sozialistischer Bildungspolitik mehr galten als Begabung und Leistung; und direkter Unmut betraf die täglichen Probleme der Mangelwirtschaft: schlechte Studien- und Laborbedingungen, fehlende Computerplätze, veraltete Technik, mangelhafter Arbeits- und Wohnraum, fehlende Materialien, unzugängliche Forschungsliteratur und mehr und mehr auch die Reise- und Ausreiseproblematik, besonders als Ungarn die Grenzen öffnete. Klaus Fitschen beschreibt sehr dicht, wie Glasnost und Perestroika Wirkung entfalteten und zum Autoritätsverlust der Partei samt der FDJ führten. Wahlen erhielten sogar Gegenstimmen, was als alarmierende Signale wahrgenommen wurde und Wahlfälschungen provozierte. Und *horribile dictu*: Studierende stellten die Realität über das Dogma. Wie zuvor die Propaganda hat die Leipziger Universitätszeitung auch diesen Niedergangsprozess getreulich begleitet. Wie hoch die Beteiligung der Universitätsangehörigen an den Montagsdemonstrationen ab September 1989 gewesen ist, sei von Zeitzeugen unterschiedlich eingeschätzt worden, sie dürfe aber, so Fitschen, nicht unterschätzt werden. Gleichwohl sei die Haltung der Studierenden zur Diktatur der SED uneinheitlich gewesen (S. 767).

X. *Nach der Wende ...*

Den letzten Teil des dritten Bandes bestreitet Fritz König mit seinem Beitrag „Demokratischer Neubeginn und Weichenstellung für die Zukunft. Die Universität Leipzig von der Friedlichen Revolution bis zur Gegenwart 1989–2009“

(S. 779-908). Dass dieser Beitrag angesichts der zeitlichen Nähe zu den Ereignissen eher Bericht und Dokumentation ist als geschichtswissenschaftliche Aufarbeitung, sagt der Autor selbst in seiner Vorbemerkung. Dafür hat man so etwas wie eine aus reicher eigener Erfahrung kommentierte Quelle vor sich. Der Autor war viele Jahre lang (seit 1990) Personalreferent und stellvertretender Kanzler der Universität Leipzig. Geleitet von seinem Spezialwissen, begreiflicherweise von der Leitungsebene aus, kann man den Rück- und Umbau der Universität, ihre demokratische Erneuerung hin zur Freiheit von Forschung und Lehre, Schritt für Schritt mitverfolgen (Kap. I, S. 783-826). Gemessen an der Dynamik der Friedlichen Revolution und der raschen Ereignisfolge nach dem Mauerfall vom 9. November 1989 war die relativ lange Agonie der sozialistischen Universitätsleitung auf fast allen Ebenen schon ziemlich auffallend. Der Leipziger Rektor (Horst Hennig) und die Seinen, Vertreter der alten Machtelite, wollten noch auf dem Reformkurs mitschwimmen, ihn aber „von oben“ bestimmen, als ihre Fundamente längst untergegangen waren. Basisdemokratische Kräfte übernahmen im StudentInnen-Rat, in der Gewerkschaft Wissenschaft, im Konzil und im Senat, wo der Rektor schließlich unter dem Vorwurf der Verschleppung des Demokratisierungsprozesses seinen Rücktritt erklärte (22. Juni 1990). Übernommen hatte interimistisch ein dreiköpfiges Rektoratskollegium, das vom Autor als „Befreiungsschlag“ gewertet wird, weil es nicht mehr partei-, sondern demokratisch legitimiert war und die notwendigen personellen Veränderungen auf den Leitungsebenen „glaubwürdig in Angriff nehmen“ konnte (S. 795). Einer der drei, ohne die Verdienste der beiden anderen zu schmälern, war der langjährige Prorektor für Lehre und Studium, der um die Universität Leipzig und das vorliegende Jubiläumswerk noch in der Planungsphase hoch verdiente Theologe und Kirchenhistoriker Günther Wartenberg.³⁷

Es ist nicht möglich, alle hier in beinahe minutiöser Abfolge geschilderten Schritte zum großen Erneuerungsprozess gebührend zu würdigen, auf den man im Jubiläumsjahr 2009 nach 20 Jahren mindestens mit Genugtuung, den „alten Geist“ endgültig vertrieben zu haben, zurückblicken konnte. Daher sei vor allem notiert, was man in diesem Text finden kann. Im Vordergrund stehen – und müssen auch stehen – die „personellen Erneuerungen und strukturellen Korrekturen“. In der anfänglichen Atmosphäre von Unsicherheit und Misstrauen ging es vor allem darum, den basisdemokratischen Forderungen nach Überprüfung der persönlichen Integrität nachzukommen, um sich, wie es hieß, von den „Handlangern der SED-Diktatur“ zu befreien, die noch rasch versuchten, auf den verschiedensten Ebenen der Universität Unterschlupf zu finden. Ein für die Lage sehr typischer Brief vom 29. August 1990 ist auf S. 797 abgedruckt. Am 25. Oktober 1990, wenige Wochen nach der Wiedervereinigung vom 3. Oktober, wurde daher ein „Vertrauensausschuss“ gebildet, dessen Aufgabe es war, jeden Einzelfall zu über-

³⁷ ENNO BÜNZ/WINFRIED MÜLLER, Nachruf Günther Wartenberg (1943–2007), in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 79 (2008) S. 275–277.

prüfen und die sogenannte Ehrenerklärung zu verlangen, mit der die Bereitschaft zugleich verbunden war, sich durch die „Gauck-Behörde“ (Behörde des Sonderbeauftragten der Bundesregierung für die Staatssicherheitsunterlagen) überprüfen zu lassen. Dass dieser ganze Prozess menschlich für alle Beteiligten sehr belastend und wohl auch schmerzhaft gewesen ist, sei mit Fritz König eigens vermerkt.

Zu den strukturellen Maßnahmen gehörten zum einen die Neubildung eines Personal- und StudentInnenrates als gewählte, unabhängige Vertretungen sowie Neubesetzungen in der Zentralverwaltung (jetzt ohne „Kader“ und „Direktorate“), zum anderen die Auflösung verschiedener Bereiche, wie zum Beispiel die gesamte Sektion Marxismus-Leninismus, womit auch die Abberufung vieler Hochschullehrer verbunden war; die meisten zogen es vor, in den vorzeitigen Ruhestand zu treten. Eine besondere Beachtung gilt dem sogenannten Abwicklungsbeschluss des Freistaats Sachsen gemäß Artikel 13 des deutschen Einigungsvertrags, der für die Universität Leipzig viel gravierender war als an den anderen sächsischen Hochschulen, insofern vierzehn Teileinrichtungen nicht übernommen wurden, vor allem aus den „systemnahen“ Geisteswissenschaften der DDR, die zum Teil als Fakultäten oder Institute neu zu gründen und neu zu besetzen waren, namentlich die Wirtschafts-, Erziehungs-, Rechts- und Sportwissenschaftlichen Fakultäten. Letztere entstand nach der Abwicklung der Deutschen Hochschule für Körperkultur, dem Aushängeschild des DDR-Spitzensports, die dabei über eintausend Personalstellen eingebüsst hat. Die Abwicklungsbeschlüsse waren für die Betroffenen sehr hart, stießen damals aber, so König, in der breiten Öffentlichkeit auf Zustimmung.

Was auffällt, gerade auch aus Königs Bericht, ist der enorme Elan, das wiederherzustellen, was eigentlich Universität ist, mit ihrer jahrhundertelangen Maxime der Selbstverwaltung und (nicht ganz so lange) der Freiheit von Forschung und Lehre. Wenn man einen speziellen Tag für die Universität Leipzig nennen sollte, wäre das der 13. Februar 1991, der Tag eines sehr entscheidungsfreudigen (und ersten frei gewählten) Konzils, als es einen basisdemokratisch erarbeiteten Entwurf für die künftige Universitätsverfassung verabschiedete, den alten Namen „Universität Leipzig“ wieder annahm und zur ersten demokratischen Rektorwahl nach der friedlichen Revolution antrat. Aus ihr ging ein Rektoratskollegium hervor mit drei Prorektoren und dem Rektor Cornelius Weiss an der Spitze, Leipziger Professor der Chemie, dem noch eine zweite Amtszeit bis 1997 beschieden sein sollte.³⁸ Als bald darauf auch die Stelle des Universitätskanzlers wieder besetzt war, konnte man an die Erneuerung der Zentralverwaltung herangehen. Ihre wichtigste Aufgabe war zunächst, einen Haushaltsplan mitsamt Ist-Stellenplan zu erarbeiten, was einem Kassensturz gleichkam. Das Ministerium behielt sich zunächst die Wiederbesetzung aller haushaltsfinanzierten Stellen vor, bis klar war, wie die neue Tarifordnung für den öffentlichen Dienst gemäß Einigungsvertrag (BAT-Ost) im Freistaat Sachsen umgesetzt werden konnte.

³⁸ Von ihm stammt ein bemerkenswerter autobiografischer Bericht: CORNELIUS WEISS, *Risse in der Zeit. Ein Leben zwischen Ost und West*, Hamburg 2012.

Überhaupt waren neue Ordnungen zu finden, „Rechtsgrundlagen für die Neuordnung der sächsischen Hochschulstruktur 1991/92“ mit dem Sächsischen Hochschulerneuerungsgesetz (SHEG), das unter anderem die Rechtsstellung der Professoren neuen oder bisherigen Rechts sowie der Hochschuldozenten betraf, und ferner das Sächsische Hochschulstrukturgesetz (SächsHStrG), das für Leipzig die Auflösung und Übernahme etwa der Pädagogischen und der Handelshochschule und anderer mehr zu regeln hatte (Kap. II, S. 827-832). Bis dahin waren 1991/92 noch etliche Kommissionen mit Evaluierungen und Übergangsfragen beschäftigt (Kap. III, S. 832-844). Mitglieder des „Vertrauensausschusses“ wurden in ständige Personalkommissionen für Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften und Medizin berufen, die eventuelle Stasi-Verstrickungen aufklären sowie Hinweisen wegen „Verstoßen gegen die Grundsätze der Menschlichkeit und Rechtsstaatlichkeit“ „mit Augenmaß und Sachverstand“, wie es aus dem Ministerium hieß, nachgehen sollten (S. 835 f.). Diese Kommissionen, seit Oktober 1993 zu einer einzigen zusammengefügt, beendeten ihre Tätigkeit erst zum 31. Dezember 2006, was auch zwingend notwendig erschien. König notiert dazu: „Die entdeckten Verstrickungen in die Machenschaften des MfS waren erheblich [er nennt 22 000 Anfragen an die Gauck-Behörde], so daß die vorgenommene Kündigung des Arbeitsverhältnisses letztlich auch Bestand hatte“ (S. 837). Des Weiteren beschäftigten sich Fachkommissionen mit der Evaluation der fachlichen Kompetenz von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen; nur vereinzelt sei es aber zu sehr ungünstigen oder vollkommen negativen Bewertungen gekommen (S. 838). Anders sah es bei der Rehabilitierungskommission aus, die sich bemühte, Unrecht gegenüber Universitätsangehörigen und zwangsexmatrikulierten Studierenden auf verschiedenen Wegen wiedergutzumachen, von moralisch-symbolischer Rehabilitation bis zur Verleihung von Honorarprofessuren und Ehrendoktorwürden. 239 Einzelfälle sind behandelt worden. Materielle Wiedergutmachung konnte man allerdings erst nach Einführung des „Ersten SED-Unrechtsbereinigungsgesetzes“ vom 29. Oktober 1992 gewähren.

Die fundamentalen Reformen dieser ersten Jahre flossen in ein „Konzept der Hochschul- und Forschungsstruktur im Freistaat Sachsen“ ein, welches das Sächsische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst (SMWK) unter Leitung von Hans Joachim Meyer den Universitäten und Hochschulen noch im November 1991 zur Vernehmlassung schickte. Das Leipziger Rektoratskollegium entschloss sich daraufhin, dieses Konzept in der Universitätsöffentlichkeit diskutieren zu lassen, weil es, wie König schreibt, „für alle Universitätsmitglieder jener Zeit hohe persönliche, teils schicksalhafte Bedeutung“ hatte (Kap. IV, S. 844-868, Zitat S. 845). Es ging sowohl um klassische wie neu auszurichtende Wissensgebiete als auch um die Verteilung der jetzt noch vorhandenen Personalstellen. Die Tabellen (S. 847, 849)³⁹ zeigten die Stellenausstattung und die Anzahl der Beschäftigten an

³⁹ Die Tabelle auf S. 849 ist leider in einer vorläufigen Fassung abgedruckt worden. Der Autor hat sie korrigiert in: FRITZ KÖNIG, Alma mater Lipsiensis im Umbruch (1989 bis 1994), Leipzig 2017, S. 37.

den Leipziger Hochschulen 1989 bis 1992 vor und nach den Abwicklungsentscheidungen, dem Outsourcing von ehemals universitären Einrichtungen (Mensen und Wohnheimen), den normalen Altersabgängen und Fluktuationen sowie nach den neuen Berufungsentscheidungen, die auch fachlich begründete externe Bewerbungen förderten. Der Stellenabbau – gerade auch im akademischen Mittelbau – war bis zum Sommer 1992 gewaltig und betraf Leipzig weit mehr als die beiden Technischen Universitäten in Dresden und Chemnitz: Von ehemals drei Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen mussten zwei ausscheiden, wie der Universitätskanzler 1994 resümierte (S. 853). Weitere Tabellen differenzieren den Stellenabbau nach Fachgebieten und zentralen Einrichtungen wie Universitätsbibliothek und Rechenzentrum, und kurz skizziert ist die Wiedegründung der Fakultäten, jetzt vierzehn an der Zahl, und deren Binnenstruktur. Bemerkenswert ist freilich, dass die studentische Frequenz trotz des massiven Verlustes an Lehrenden gegenüber den 1980er-Jahren (ca. 15 000) seit 1992 wieder stetig zu steigen begann und um 2004 fast schon eine Verdoppelung auf 30 000 erzielte, während die Personalstellen weiter abnahmen (S. 856, 894).

Ganz im Zeichen reformerischer Kontinuität in einem allerdings beispiellosen Rücktransformationsprozess stand die zweite Amtsperiode von Rektor Cornelius Weiss 1994 bis 1997 (Kap. V, S. 868-872). Inzwischen hatten aber auch zahlreiche Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die aus den alten Bundesländern berufen werden konnten, ihren Anteil daran; er betrug 1995 bereits rund 50 Prozent. Der Universität und dem Rektoratskollegium stand dabei ein im Sächsischen Hochschulgesetz von 1993 verankertes Kuratorium beratend zur Seite, besetzt mit Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Kultur und Kunst, dem sinnvollerweise auch der Oberbürgermeister der Stadt Leipzig in Anknüpfung an fruchtbare Beziehungstraditionen zwischen Universität und Stadt angehörte. Am Ende der Amtszeit des Rektors konnte Staatsminister Meyer 1997 ein bemerkenswertes Fazit ziehen: Die Universität Leipzig sei unter seiner Führung rekonstruiert worden und habe zu ihrer Geschichte zurückgefunden; die in der DDR zerstörte akademische Autonomie sei nicht nur wiederhergestellt, sondern durch das Sächsische Hochschulgesetz als Handlungsfähigkeit neu definiert worden (S. 870).

In diesen Worten kam auffallend zum Ausdruck, was im Rückblick immer für gedeihliche Zeiten der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsentwicklung gegolten hatte, man denke nur an die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Existenz nämlich eines guten und vertrauensvollen Verhältnisses zwischen der Universitätsleitung und dem zuständigen Fachminister der sächsischen Regierung in Dresden. Das heißt freilich nicht, dass es in Sachfragen nicht noch erhebliche Differenzen gegeben hat, wie der Autor aus intimer Kenntnis berichten kann, wie zum Beispiel der fortgesetzte Personalstellenabbau (Tabelle dazu S. 894) oder die Auseinandersetzungen mit dem Freistaat um das Immobilienvermögen der Universität, womit diese auch wieder zu ihrer Geschichte zurückfand. Der Bericht des Autors endet mit einem Blick auf das letzte Jahrzehnt vor dem Jubiläum von 2009 (Kap. VI, S. 872-890) sowie einem Rückblick auf die zwei Jahrzehnte nach

der Wende in Form einer „Bilanz in Zahlen“ (Kap. VII, S. 891-908). Durch beide erhält man den Eindruck eines deutschen Universitätsalltags mit allerdings nur scheinbar ‚normalen‘ Problemen nach der Jahrtausendwende, durchsetzt natürlich mit Leipziger Besonderheiten, wobei es für den Autor insbesondere um die Personal-, Haushalts- und, darin immanent, die Autonomieproblematik geht. In aller Kürze, aber kritisch reflektiert, finden sich hier Ausführungen zur Hochschulgesetzgebung des Landes Sachsen von 1999 sowie zu den Reformen des bundesdeutschen Hochschulrahmengesetzes (Stichworte: Juniorprofessur, Zeitvertragsgesetz, leistungsabhängige W-Besoldung), die – ohne Urteil über die akademische Relevanz – „einen enormen Zuwachs an bürokratischen Erfordernissen“ sicher nicht nur für Leipzig bedeuteten. Die Universität und die beiden Rektoren dieses Jahrzehnts (Volker Bigl und Franz Häuser) hatten noch eine Reihe anderer Herausforderungen zu bewältigen, unter denen genannt seien: der fortgesetzte Personalstellenabbau, die Hochschulvereinbarungen mit der Staatsregierung, die Biotechnologieinitiative, die sogenannte Exzellenzinitiative, die Studienreform („Bologna“) und ganz auf Leipzig konzentriert der Campusneubau am Augustusplatz mit den Diskussionen über „Kirche“ oder „Aula“⁴⁰ sowie die Vorbereitungen zum Jubiläum, seit 2003 in den Händen von Rektor Häuser, von dem bereits eingangs dieser Nachlese die Rede gewesen ist.

In drei Bänden ist die Geschichte der Universität Leipzig 1409 bis 2009 ‚auf Stand‘ niedergelegt, in mehr als 2 800 Seiten. Aber damit nicht genug, es gibt noch einen vierten (in zwei Teilbänden) und fünften Band mit weiteren mehr als 2 400 Seiten.⁴¹ Beide würden ebenso wie die ‚Geschichte‘ eine ausführliche Würdigung verdienen, mehr als es in diesem Rahmen möglich ist.

XI. Fakultäten, zentrale Einrichtungen und die Universitätsbauten

Im vierten Band geht es um Fakultäten und Institute sowie die Zentralen Einrichtungen, von denen fünf (heute sind es siebzehn) vorgestellt sind: Universitätsbibliothek, Universitätsarchiv, Kustodie (Kunstsammlung der Universität), Deutsches Literaturinstitut und Universitätsrechenzentrum. Auch die Autoren der drei Bände zur Geschichte der Universität haben immer wieder die Fakultäten und Institute und die bei ihnen angesiedelten Wissenschaften im Blick gehabt und des Öfteren auf Band Vier verwiesen, doch ist nun hier die innere Entwicklungsgeschichte und eigentliche Wissenschaftsgeschichte der ältesten wie jüngsten Fächer versammelt. Mindestens 93 Autoren und Autorinnen und zwei Autorentams haben sich mit 56 Beiträgen unter der Bandherausgeberschaft von Ulrich von

⁴⁰ Dazu erschien MATTHIAS MIDDELL/CHARLOTTE SCHUBERT/PIRMIN STEKELER-WEITHOFER (Hg.), Erinnerungsort Leipziger Universitätskirche. Eine Debatte (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte B/2), Leipzig 2003.

⁴¹ Zu den bibliografischen Angaben siehe Anm. 3.

Hehl, Uwe John und Manfred Rudersdorf beteiligt und erstmals in der Universitätsgeschichte einen fachspezifisch fundierten Einblick in die ganze Breite der in Leipzig beheimateten Wissenschaften und Disziplinen geliefert.⁴²

Der erste Teilband (4.1) bietet nach einem instruktiven Überblick über die klassischen vier Fakultäten und ihre Entwicklung zu vierzehn Fakultäten von 1409 bis 2009 (nebst der der Leipzig eigenen Nationenverfassung von 1409 bis 1830), Abhandlungen, Essays und Berichte (je nach Alter beziehungsweise Novität der Fächer) zur Theologischen und Juristenfakultät sowie zu den aus der alten philosophischen Fakultät hervorgegangenen heutigen sechs Fakultäten: Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orient- bzw. (seit 2020) Regionalwissenschaften (mit sechzehn Disziplinen), Philologische Fakultät (mit neun Disziplinen und dem Herder-Institut), Erziehungswissenschaftliche Fakultät, Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie (mit sechs Disziplinen), Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät und Sportwissenschaftliche Fakultät. Der zweite Teilband (4.2) versammelt die Darstellungen zu den Medizinischen und Veterinärmedizinischen Fakultäten sowie zu den aus den alten philosophischen und medizinischen Fakultäten herausgelösten Naturwissenschaften in vier Fakultäten: Fakultät für Mathematik und Informatik, Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie (mit fünf Disziplinen), Fakultät für Physik und Geowissenschaften (mit drei Disziplinen) sowie Fakultät für Chemie und Mineralogie. Den Abschluss bilden die Darstellungen über die genannten Zentralen Einrichtungen, wobei für universitätsgeschichtliche Interessen besonders auf die Ausführungen zum Universitätsarchiv und zur Kustodie aufmerksam gemacht sei.

In ähnlicher Weise wie bei den drei Bänden der Gesamtgeschichte hat man es auch in diesem Band der Fachübersichten verstanden, eine gemeinsame Struktur beziehungsweise ein gemeinsames Schwerpunkteraster zu entwerfen, dem die Autorinnen und Autoren nach Möglichkeit je nach Fachzustand und Forschungslage folgen sollten. Es ist im Vorwort der Herausgeber bekannt gemacht (Bd. 4.1, S. 9 f.): organisatorisch-strukturelle Verfasstheit des Faches beziehungsweise der Fakultät – Disziplingeschichte mit Herausstellung des Leipziger Profils und eventueller Schwerpunktveränderungen – Hervorhebung wichtiger Fachvertreter – Einordnung der Leipziger Verhältnisse in die allgemeine (nationale/internationale) Fachentwicklung – Gewicht des Faches im Leipziger Fächerkanon. Wie weit das gelungen ist, können letztlich nur die Fachvertreter und -vertreterinnen beurteilen. Doch scheint es bei kursorischer Durchsicht so zu sein, dass man ernsthaft versucht, diesen Schwerpunkten zu folgen. Das allein ist schon eine höchst aner kennenswerte Leistung. Herausgekommen ist ein beeindruckendes Ergebnis gerade auch in seiner Breite, da sämtliche in Leipzig vertretenen Fachgebiete behandelt sind – außer den früher vorhandenen Agrarwissenschaften, die nach der

⁴² Eine rasche Übersicht über die Fakultäten und Institute in Leipzig heute erhält man unter <https://www.uni-leipzig.de/universitaet/struktur/fakultaeten-und-einrichtungen>.

Wende an die Universität Halle-Wittenberg transferiert worden sind.⁴³ Die einzelnen Beiträge steigen tief in die Traditionen der Fakultäten und Fächer ein, leuchten sie aus und versuchen die spezifischen wissenschaftlichen Leistungen und Erträge herauszustellen, die begreiflicherweise auch auf Einzelpersonen zulaufen, auf den jeweils ‚bedeutenden Gelehrten‘ in der Leipziger Optik und über sie hinaus. Dank der vielen überlieferten Porträts kann man vielfach ‚kopflastig‘ auflockern. Dabei ist nicht verwunderlich, dass jedes Fach seine eigene Zugriffsweise hat, seine eigene Darstellungsform findet, aber dadurch, wie der Klappentext des Bandes zu Recht betont, die vielfältige Wissenschaftskultur in Leipzig widergespiegelt wird.

Während man auch in den Festschriften anderer Universitäten über den wissenschaftlichen Bereich in Form von Instituts- oder Gelehrtengeichten häufiger lesen kann, wenngleich kaum in dieser Vielfalt und historischen Substanz, ist der fünfte Band über die „Geschichte der Leipziger Universitätsbauten im urbanen Kontext“ eine echte Rarität. Zur klassischen (Jubiläums-)Geschichtsschreibung gehörten Universitätsbauten eher nicht oder nur am Rande; nun sind sie prominent in der Geschichte vertreten. Der Band ist von Michaela Marek und Thomas Topfstedt unter Mitwirkung von Uwe John, dem die wissenschaftliche Redaktion anvertraut war, herausgegeben worden⁴⁴ und bietet nun erstmals die universitäre Baugeschichte im Zusammenhang mit der städtebaulichen Entwicklung der Stadt Leipzig an. Der stattliche Band, wie erwartbar mit einer Fülle von Bildmaterial versehen (schwarz/weiß wie in allen Bänden) orientiert über die Gebäude, ihre Platzierung und Bedeutung in der Stadt in zeitlicher und sachlicher Abfolge von den mittelalterlichen Anfängen von 1409 bis 2009. Beteiligt sind zehn Autorinnen und Autoren, Fachleute der Historie, Kunst- und Architekturgeschichte, die diese Abfolge in zehn Schritten bewältigen. Bemerkenswerter- und zugleich dankenswerterweise kann man alle diese Schritte anhand des „Katalogs der Universitätsbauten“ (erstellt unter Leitung von Michaela Marek, S. 593-686) sowie der farbigen Kartenbilder zu verschiedenen Entwicklungsstationen mitverfolgen und verifizieren (Helga Schmidt und Gudrun Mayer, Entwicklung der Universität Leipzig in elf Zeitschnitten im Kartenbild, S. 689-701). Auf diese Weise kann man einen direkten und konzentrierten Einblick in die Architektur-, Bau- und Nutzungsgeschichte der Leipziger Universität erhalten. Das Besondere dieses Bandes liegt auch darin begründet, dass er von Bauten erzählen muss, die es im Stadtbild gar nicht mehr gibt und man nur noch aus Bild- und Schriftquellen rekonstruieren kann. Im Gegensatz zu anderen vergleichbar alten oder traditionsreichen Universitäten wie Prag, Freiburg, Greifswald, Tübingen, Marburg, Jena oder Halle kann man in Leipzig alter Bausubstanz kaum noch begegnen. Selbst die repräsentativen Neubauten des 19. Jahrhunderts wie das Augusteum sind im

⁴³ Sie sind dennoch berücksichtigt worden und im folgendem Band behandelt: EBERHARD SCHULZE, Die Agrarwissenschaften an der Universität Leipzig 1740–1945 (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte B/10), Leipzig 2006.

⁴⁴ Zu den bibliografischen Angaben siehe Anm. 3.

Zweiten Weltkrieg zerstört worden. Die Universität wurde je nach Schätzung zwischen 65 und 85 Prozent zerstört, und der Rest, darunter die Pauliner-Universitätskirche, fiel im Mai 1968 der Sprengung durch die Kommunisten zum Opfer; allerdings sind wertvolle Ausstattungstücke erhalten.⁴⁵

Die einzelnen Aufsätze folgen der Chronologie, halten aber auch inne, um Darstellungen insbesondere städtisch relevanter Bauten, Standorte, Bildprogramme und Architekturen einzufügen, welche die Zeiten jeweils wieder einholen. In diesem Sinne hat Hartmut Mai „Die Universitätskirche St. Pauli“ (S. 77-132) in ihrer Geschichte und ihrer Funktion für die Universität beschrieben. Michaela Marek widmet sich unter dem Titel „Rentabilität – Funktionalität – Repräsentation“ den „innerstädtischen Bauaktivitäten der Universität Leipzig im 19. Jahrhundert“ (S. 133-249). Conny Dietrich folgt mit einem Beitrag über „Die künstlerische Ausgestaltung der neuen Universitätsbauten am Augustusplatz unter Arwed Rossbach“ (S. 251-284). Cornelia Becker und Christoph Böwing erzählen die Geschichte des Medizinischen Viertels seit dem späten Mittelalter unter dem Titel „Zwischen architektonischer Form und medizinischer Funktion. Klinik-, Forschungs- und Unterrichtsgebäude der Leipziger Universitätsmedizin 1409–2009“ (S. 285-354). Schließlich beschreibt Karsten Hommel „Die Architektur der naturwissenschaftlichen Institute außerhalb des Stadtkerns 1830–1918“ (S. 355-416). Diese sachgebundenen beziehungsweise ‚sachzeitlichen‘ Beiträge sind durch solche gleichsam eingerahmt, welche die Bauten der Vormoderne und die bauliche Entwicklung der Moderne betreffen. Beate Kusche und Henning Steinführer referieren über „Die Bauten der Universität Leipzig von 1409 bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges“ (S. 11-50); sie können zeigen, wie in dieser Zeit die baulichen Grundlagen in der Stadt ausgehend von zwei Kollegiengebäuden geschaffen worden sind. Fortgesetzt wird der zeitliche Überblick von Birgit Hartung, die „Die Bauten der Universität Leipzig vom Dreißigjährigen Krieg bis 1830“, unter anderem das Collegium Juridicum, vorstellt (S. 51-75). Wie alle Beiträge werden auch diese durch die bereits erwähnten sehr anschaulichen Kartenbilder ergänzt. Den Schlusspunkt setzt Thomas Topfstedt in gleich drei Schritten für die Zeit von 1918 bis nach 1990: „Universitätsbauten und Entwicklungskonzepte von 1918 bis 1945“ (S. 417-440), „Die bauliche Entwicklung der Universität Leipzig von 1946 bis 1989“ (S. 441-514) sowie „Die bauliche Entwicklung der Universität Leipzig seit 1990“ (S. 515-590). Abschließend sei vermerkt: Dieser Band ist und wird es für lange Zeit sein, ein höchst willkommener Beitrag zur universitären Jubiläums- beziehungsweise Erinnerungskultur – so wie freilich das gesamte fünfbandige Werk.

⁴⁵ RUDOLF HILLER VON GAERTRINGEN (Hg.), „Ade Welt, ich bin nun daraus“. Memoriale Inschriften auf Grabsteinen und Epitaphien der Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A/7), Leipzig 2011; PETER ZIMMERLING (Hg.), Universitätskirche St. Pauli. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Festschrift zur Wiedereinweihung der Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig, Leipzig 2017.

* * *

Es wäre absolut wohlfeil, bei einem so umfangreichen Werk von mehreren Tausend Seiten einzelne Unebenheiten, Wiederholungen und individuelle Eigenheiten (in Sprache und Methodik, Textaufbau und Vergleichbarkeit) aufzugreifen. Der Gesamteindruck ist maßgebend und vor allem, das Ergebnis eines solchen Werkes insgesamt gelesen, aufgenommen, teilweise regelrecht studiert zu haben und ungewein belehrt worden zu sein. Es wird ein Referenzwerk sein, wie gleich eingangs gesagt und am Ende bestätigt, auf viele Jahre hinaus, wertvoll in den Fakten und Analysen, lesbar, lehrreich und im besten Sinne unterhaltsam nicht nur für Fachleute, sondern für alle an der Geschichte einer oder ihrer Universität Interessierten. Man gehe hin und mache es nach.

FORSCHUNG UND DISKUSSION

Rechtsbücherforschung in sächsischen Archiven

Texte in Dresden, Leipzig und Nürnberg

von
ULRICH-DIETER OPPITZ

Die Archivverwaltung des Freistaats Sachsen hat mit der digital verfügbaren Übersicht über ihre Bestände auch der Rechtsbücherforschung einen Impuls gegeben. In der Vergangenheit war es oft nur möglich, in Archiven Handschriften oder Fragmente von ihnen zu finden, wenn ein älterer Hinweis in der Literatur auf eine dort vorhandene Handschrift vorlag. Die jetzt gegebene Suchmöglichkeit ist von derartigen Spuren unabhängig und so konnten an zwei Orten interessante Funde gemacht werden.

I. Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden, Bestand 12840 Stadt Crimmitschau

In mehreren Abgaben hat die Stadt Crimmitschau in den Jahren zwischen 1881 und 1905 Archivalien der Stadt an das Königliche Staatsarchiv in Dresden, dem heutigen Hauptstaatsarchiv, als Depositum abgegeben. Im Bestand „12840 Stadt Crimmitschau“ befindet sich als Nummer 34 eine mittelalterliche Rechtshandschrift.¹ Sie enthält das „Remissorium zu Sachsenspiegel und Weichbild“ des Leipziger Professors Dietrich von Bocksdorf (um 1410–1466).² Dietrich von Bocksdorf war zwischen 1438 und 1463 Professor an der Leipziger Universität. In dieser Zeit war er als Advokat und Gutachter für Parteien tätig. Nach Wejwodas Forschung ist in Dietrich von Bocksdorf der „gelehrte Jurist“ des deutschen Spätmittelalters als sozialer Typ beschrieben. Seine umfangreichste Arbeit war das Remissorium, als eine Hilfe zur Benutzung der Texte des sächsisch-magdeburgischen Rechts. Mit seiner Hilfe sollten die nicht systematisch aufgebauten Rechtsbücher für einen gezielten Zugriff auf einzelne Probleme erschlossen werden, ohne dass die Rechtsbücher dadurch entbehrlich gemacht werden sollten. Die Schaffung eines Remissoriums war ein Zeichen dafür, dass die Texte des einheimischen Rechts in der (weltlichen) Rechts- und Gerichtspraxis an Bedeutung gewannen. Die Verfasserschaft Dietrich von Bocksdorfs konnte Marek Wejwoda in einer eingehenden Studie³ überzeugend bestätigen. Hatten frühere Bearbeiter das Remissorium in

¹ In Fortführung der Bezifferung in: ULRICH-DIETER OPPITZ, *Deutsche Rechtsbücher des Mittelalters*, Bd. 2: Beschreibung der Handschriften, Köln/Wien 1990, erhielt diese Handschrift die Nr. 460b. Für freundliche Hilfen bei meiner Arbeit danke ich im Archiv Andrea Tonert (Dresden) und Marek Wejwoda (Leipzig) im Handschriftenzentrum Leipzig. Im Handschriftencensus (HSC) ist die Handschrift verzeichnet, online unter: <http://www.handschriftencensus.de/26356> [Zugriff 29. Juli 2022].

² MAREK WEJWODA, *Spätmittelalterliche Jurisprudenz zwischen Rechtspraxis, Universität und kirchlicher Karriere. Der Leipziger Jurist und Naumburger Bischof Dietrich von Bocksdorf (ca. 1410–1466)* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 42), Leiden/Boston 2012, S. 21–226.

³ DERS., *Sächsische Rechtspraxis und gelehrte Jurisprudenz. Studien zu den rechtspraktischen Texten und zum Werk des Leipziger Juristen Dietrich von Bocksdorf (ca.*

seiner Bedeutung als zweitrangig bewertet, so zeigt Wejwoda gerade im Vergleich mit den Remissorien „Czu fromen und bequemikeit“ und dem Remissorium, das Dietrichs Onkel Tammo von Bocksdorf 1426 abfasste, ihre Bedeutung für die Rechtspraxis des 15. Jahrhunderts. In circa 4 300 bis 5 250 Einträgen zeigte Dietrich die Differenzen zwischen sächsischem Recht und gelehrtem Jus commune auf, er prägte damit ein Bewusstsein für die Rechtsquellenvielfalt, die zu dieser Zeit an Bedeutung gewann. Wejwoda nennt in seiner Untersuchung 20 Handschriften,⁴ zu ihnen tritt nun ein 21. Textzeuge, und der 17. erhaltene Textzeuge hinzu. Die um 1470⁵ entstandene, zweispaltig geschriebene Handschrift hat 310 Blätter (Papier), Blattgröße ist 315 x 220 mm. Vorrede und Artikelverzeichnis fehlen. Am Schluss der Handschrift ist wohl ein Blatt verloren gegangen, der Text bricht im Lemma „Wunde“ ab. Die Handschriften des Remissoriums können in die Vulgatafassung und die erweiterte Fassung geteilt werden. In der erweiterten Fassung⁶ wurde die Anzahl der Remissionen eines Lemmas vergrößert. Anhand des Lemmas „Sachsen“⁷ kann die Übereinstimmung des vorliegenden Textes mit der erweiterten Fassung der Zeitzer Handschrift⁸ geprüft werden. Wenn auch der Text meist mit dieser übereinstimmt, so zeigen sich doch Abweichungen.⁹

*II. Sächsisches Staatsarchiv – Staatsarchiv Leipzig, Bestand 20619 Stadt Pegau,
Nr. 2866, 2901, 2908 und 3921*

Im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts zur „Erschließung von Kleinsammlungen mittelalterlicher Handschriften in Sachsen und dem Leipziger Umland“, das am Handschriftenzentrum in Leipzig bearbeitet wurde, wurden im Staatsarchiv Leipzig im Bestand „20916 Stadt Pegau“ auf den Trägerbänden Nr. 2901 und Nr. 2866 jeweils Doppelblätter gefunden, die zu einer Handschrift deutscher Rechtstexte des Mittelalters gehörten.¹⁰ Bei der Beschreibung der

1410–1466) (Monumenta Germaniae Historica, Studien und Texte 54), Hannover 2012, S. 77–102.

⁴ Ebd., S. 258–264.

⁵ Da die Handschrift wohl noch im Handschriftenzentrum an der Universitätsbibliothek Leipzig sorgfältig beschrieben wird, ist diese Angabe nur als vorläufig zu betrachten.

⁶ WEJWODA, Sächsische Rechtspraxis (wie Anm. 3), S. 91.

⁷ Es befindet sich in der Handschrift auf fol. 240^r–241^v, bei WEJWODA, Sächsische Rechtspraxis (wie Anm. 3), S. 265–271.

⁸ Domherrenbibliothek Zeitz, Ms 15 (OPPITZ, Deutsche Rechtsbücher II (wie Anm. 1), Nr. 1617, WEJWODA, Sächsische Rechtspraxis (wie Anm. 3), S. 217 f., online unter: <http://www.handschriftencensus.de/14787> [Zugriff 29. Juli 2022]).

⁹ Ordnungszahl 22 (S. 270): Weichbildallegat fehlt, Ordnungszahl 23 (S. 270): keine Angabe von Bistümern, vier Fürsten haben sieben *vanleben*, Ordnungszahl 28 (S. 271): vor *suchin*, Zeitz: vor *halden*, *keyßer recht und geistlich recht*, Zeitz: *keyßer und geistlich recht*.

¹⁰ Christoph Mackert und Werner Hoffmann (Leipzig) danke ich für zahlreiche Auskünfte zu diesen Funden. Zu dem mir mitgeteilten Doppelblatt Nr. 2901 siehe ULRICH-DIETER OPPITZ, Ergänzungen zu „Deutsche Rechtsbücher des Mittelalters und ihre Handschriften“, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 132 (2015), S. 469 (OPPITZ, Deutsche Rechtsbücher II (wie Anm. 1), Nr. 921a). In Fortführung der Nummern (Anm. 1) bezeichne ich Nr. 2866 als Nr. 921b, Nr. 2908 als Nr. 921c und Nr. 3921 als Nr. 921d. Da die Akten im Staatsarchiv Leipzig jeweils unter ihren bisherigen Nummern geführt werden, ist davon abgesehen worden, ihnen eine einheitliche Nummer zu geben.

Fragmente wurde ein weiteres Doppelblatt aus dieser Handschrift im Germanischen Nationalmuseum (Nürnberg)¹¹ ermittelt. Durch Sucharbeiten im Internetportal der Staatlichen Archive Sachsens konnten im Pegauer Bestand des Staatsarchivs Leipzig weitere elf Einzelblätter¹² im Ordner Nr. 3921 gefunden werden, die ebenfalls zu dieser Handschrift gehört haben. Da im Archivportal durch entsprechende Einträge darauf hingewiesen wurde, dass noch andere Einbände dieses Bestandes in mittelalterliche Fragmente eingebunden seien, wurden die infrage kommenden Stücke in Leipzig untersucht, lediglich ein weiterer Trägerband (Nr. 2908) hatte ein Einzelblatt als Einband aus dieser Handschrift, die anderen Einbände trugen lateinische Texte oder Notenblätter.

In Pegau befanden sich im Mittelalter Handschriften deutschsprachiger Rechtstexte. Eine Handschrift „Landrecht Deutzsch geschrieben“, die 1541 im Verzeichnis der Sequestrationskommission des Benediktinerklosters Pegau¹³ erwähnt wird, befindet sich in der Leipziger Universitätsbibliothek mit der Signatur Hs 949, am gleichen Ort ist eine andere Rechtshandschrift aus Pegau, die Hs 953. Im Zusammenhang mit der Auflösung des Klosters wurden verschiedentlich Maßnahmen zur Sicherung der Bestände getroffen, wie sie von keinem anderen Kloster in dieser Zeit berichtet werden,¹⁴ sodass vielleicht auch diese Handschrift, bevor sie der Buchbinder erhielt, im Kloster gewesen ist.

Die Verwendung einer Handschrift durch einen Buchbinder zum Einbinden von amtlichen Aufzeichnungen einer Stadt muss nicht bedeuten, dass sie vorher im Besitze dieser Stadt war. Der genaue Zeitpunkt der Zerstörung der Handschrift kann nicht genau bestimmt werden. Die Akten, deren Einband Blätter der Handschrift tragen, stammen aus Jahren zwischen 1592 und 1617. Bemerkenswert ist dabei, dass zwei Blätter, die zu einem Doppelblatt gehört haben können, und deren Text unmittelbar aneinander gehört, für Bände aus den Jahren 1594 und 1617 benutzt worden sind. Damit könnte die Zeit zu beschreiben sein, innerhalb derer die Zerstörung der Handschrift erfolgt ist. Ungewiss ist der Zeitpunkt, zu dem die Blätter von den Akteneinbänden gelöst worden sind. 1873 erfolgte die erste Abgabe von Stadtbüchern, Akten und Urkunden vom Stadtarchiv Pegau an das Königliche Staatsarchiv in Dresden. Der Zwickauer Gymnasialprofessor Gustav Moritz Mosen (1821–1895) schenkte am 25. September 1874¹⁵ das Doppelblatt an das Germanische Nationalmuseum. Welche Verbindung zwischen ihm und der Stadt Pegau bestand, ist bislang unbekannt. Weitere Abgaben als Depositum aus Pegau nach Dresden erfolgten in den Jahren 1887 und 1899. Bei dem Bestand Nr. 3921 findet sich die Angabe, dass die Blätter zu den Abgaben des Jahres 1887 gehörten. Damit erfolgte die Ablösung nicht im Königlichen Archiv. 1965 gab die Stadt Pegau weitere Akten seit dem Jahre 1502 als Depositum an das Staatsarchiv Leipzig. 1999 wurden in Leipzig die Bestände aus Dresden mit den Leipziger Beständen zum Bestand „20619 Stadt Pegau“ zusammengeführt. Diese Daten erlauben keine verlässliche Aussage über den Zeitpunkt der Ablösung der Einzelblätter, die Ablösung, durch die das Doppelblatt an Mosen kam, könnte Anlass für die

¹¹ Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Hs 33102 (OPPITZ, Deutsche Rechtsbücher II (wie Anm. 1), Nr. 1172).

¹² Thekla Kluttig und Birgit Richter (Leipzig) danke ich für viele Hilfen bei der Arbeit an diesen Funden.

¹³ THOMAS THIBAUT DÖRING, Die Auflösung der Klosterbibliothek Pegau, in: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte 28 (2020), S. 9–37, bes. S. 13, 27.

¹⁴ CHRISTIAN ALSCHNER, Die Säkularisation der Klosterbibliotheken im albertinischen Sachsen (Mark Meißen, Leipzig und Pegau), Leipzig 1969, S. 61.

¹⁵ Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, N. F. 23 (1876), Heft 10, Sp. 310.

Abgaben des Stadtarchivs an das Königliche Archiv in Dresden gewesen sein. Bei dieser nicht gewöhnlichen Bestandsgeschichte können auch noch zukünftig Blätter aus dieser Handschrift, im Folgenden als „Pegauer Handschrift“ bezeichnet, zum Vorschein kommen.

Blatt	Signatur	Text	Artikel		Jahr	Inhalt
01	3921-1	Ssp. LandR	Reg. II 38-III 27		1599	Ratsschulden
02	2901-1	Ssp. LandR	I 8 § 2-22 § 1	passt	1599 D	Ratsrechnung
03	2901-2	Ssp. LandR	I 22 § 1-27 § 2	passt	1599 D	Ratsrechnung
04	3921-2	Ssp. LandR	III 6 § 2-15 § 2		1598	Ratsschulden
05	Nürnb.-1	Ssp. LandR	III 81 § 2-88 § 2		1600 D	Ratsrechnung
06	3921-3	Ssp. LehnR	24 § 5-26 § 3	passt	1597	Ratsschulden
07	Nürnb.-2	Ssp. LehnR	26 § 3-31 § 2	passt	1600 D VI	Ratsrechnung
08	3921-4	Ssp. LehnR	69 § 11-71 § 18		1596	Ratsschulden
09	2866-1	Richtsteig	14 § 6-16 § 3	passt	1597 D	Ratsrechnung
10	3921-9	Richtsteig	16 § 3-18	passt	1592	Ratsschulden
11	2866-2	Richtsteig	21 § 1-23 § 5		1597 D	Ratsrechnung
12	3921-10	Richtsteig	31 § 3-32 § 8		1595	Ratsschulden
13	3921-11	Cautela			1600	Ratsschulden
14	3921-5	Weichbild	XXVIII-XXXI	passt zu 3921-6	1593 XII	Ratsschulden
15	3921-6	Weichbild	XXXII-XXXVIII	passt zu 3921-5	1594	Hausgenossen
16	2908-1	Weichbild	XXXV-XXXVII	passt zu 3921-6	1602	Ratsrechnung
17	3921-7	Weichbild	LXIII-LXXI	passt zu 3921-8	1594	Ratsschulden
18	3921-8	Weichbild	LXXII-LXXIII	passt zu 3921-7	1617	Retardate

Tabelle 1: Der Inhalt der Pegauer Handschrift in Leipzig und Nürnberg.

Für die achtzehn Blätter der Handschrift wird hier eine Gesamtwürdigung gegeben. Das Handschriftenzentrum Leipzig bereitet eine weitere Bearbeitung für Manuscripta Mediaevalia beziehungsweise die Nachfolgeeinrichtung vor. Unter den achtzehn Blättern sind drei Doppelblätter und zwölf Einzelblätter. Auf den Blättern sind Jahreszahlen der Akten angegeben, die eingebunden sind. In manchen Fällen ist auch der Inhalt der Akten wie „Rathsschulden“, „Hausgenossen“, „Raths Rechnungen“ oder „Retardata Esto mihi Ao 1617 vorblieben“ auf dem Einband genannt. Die Einzeleinrichtung der Blätter nach Schriftraum (255-260 x 160-170 mm), zweiseitiger Textanordnung und 40 Zeilen pro Spalte deutet auf eine einheitliche Entstehung der Handschrift hin. Nach der Bestimmung der Schreibsprache der Pegauer Handschrift im Leipziger Handschriftenzentrum¹⁶ dürfte die Handschrift westlich von Pegau im (ost)thüringischen Sprachraum entstanden sein. Die Schrift der Blätter weist Merkmale auf, die für das zweite Viertel des 14. Jahrhunderts typisch sind. Die Blätter haben keine Blatt- oder Seitenzählung. Auf den verso-Seiten zweier Blätter (Nürnberg, fol. 2^v, und

¹⁶ Für diesen Hinweis danke ich wiederum W. Hoffmann.

Nr. 3921 – 5^v) finden sich am unteren Rand rote Lagenbezeichnungen (Nürnberg: VI, Nr. 3921 – 5^v: XII) zur Bezeichnung der Lagen aus 4 Doppelblättern, diese Blätter bildeten die Schlussblätter der VI. und XII. Lage. Diese Hinweise reichen indes nicht aus, den Umfang der gesamten Handschrift zu bestimmen. Die Zugehörigkeit aller Blätter zu einer Handschrift zeigt sich daran, dass sechs Blätter einen direkten Textanschluss an andere überlieferte Blätter aufweisen. In der Tabelle sind diese Stellen mit den Worten „passt“ aufgeführt.

Die Zusammenfassung von Texten des Landrechts des Sachsenspiegels, des Lehnrechts, des Richtsteig Landrechts, von Cautela und Premis und des Weichbildrechts in einer Handschrift spiegelt das „Dreigestirn“ des Sächsischen Rechts¹⁷ in der Vereinigung in einer Handschrift wider. Die Blätter des Sachsenspiegel Landrechts zeigen Zusätze der vierten deutschen Fassung¹⁸ in Buch I Art. 16 § 1, 23 § 2-24 § 2 und Buch III Art. 9 § 2-4, 84 § 1-88 § 2, sodass die Zuordnung der Pegauer Handschrift zu dieser Fassung zu vermuten ist.

Beim „Richtsteig Landrechts“ und „Cautela und Premis“ ist es bemerkenswert, dass diese Texte erst wenige Jahre vorher erstmals zusammengeschrieben wurden. Verfasser des „Richtsteig Landrechts“ ist der märkische Hofrichter Johann von Buch (1285/90–nach 1356), der wohl zwischen 1325 und 1333/34 den ursprünglichen Text mit meist 50 Artikeln geschaffen hat. Hermann von Oesfeld¹⁹ verfasste zwischen 1350 und 1359 die Abhandlungen zum Prozessrecht „Cautela und Premis“. In der vorliegenden Handschrift, die nahe der Entstehungsgegend dieser Rechtstexte geschrieben wurde, haben wir daher frühe Textzeugen der prozessrechtlichen Arbeiten, die im Verbreitungsgebiet des sächsischen Rechts im 14. Jahrhundert die Anwendung von Sachsenspiegel und Weichbildrecht bei Gericht förderten.

Richtsteig heißt „Rechtsgang“ (*processus iudicii*)²⁰ und beschreibt das Gerichtsverfahren nach dem Sachsenspiegel. Die Überlieferung ist in fünf Textklassen zu gliedern, die sich durch die Reihenfolge der Artikel und das Vorhandensein von Prolog und Epilog unterscheiden. Die unterschiedlichen Fassungen des Richtsteigs sind ihrer Sprache nach überwiegend Niedersachsen, Mitteldeutschland, Rheinessen, Süddeutschland und Schlesien zuzuordnen. Die Zuordnung einer Handschrift zu einer der Textklassen erfolgt häufig mit Hilfe von Prolog oder Epilog; da die vier Blätter des Richtsteigs, die hier vorhanden sind, weder Anfang noch Schluss der Handschrift bilden, scheiden diese Kriterien hier aus. Die gemeinsame Überlieferung mit Cautela und Premis findet sich bei Handschriften der Textklasse B,²¹ der vierten Fassung, sodass die Handschrift dieser Textklasse zugeordnet werden kann. Der Verfasser des Richtsteigs hat an verschiedenen Stellen zur Unterstützung seiner Argumentation Allegate auf den Sachsenspiegel in dem Text gebracht. Diese Allegate sind jeweils auf die Handschrift des Sachsenspiegels bezogen, mit welcher der Richtsteig in einem Band vereinigt war. Diese Zusätze haben die Drucker der Inkunabeln noch in ihre Textausgaben aufgenommen, Unger²² hat diese Angaben unter seinen Text gesetzt und mit der Zeilen-

¹⁷ BERND KANNOWSKI, Die dritte Säule und das Dach. Bemerkungen zur Sächsischen Weichbildvulgata mit Glosse und zum Remissorium des Dietrich von Bocksdorf, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 74 (2018), S. 143-176.

¹⁸ KARL AUGUST ECKHARDT (Hg.), Sachsenspiegel, Bd. 1: Landrecht, Aalen ³1973, S. 25, 82, 90 f., 201 f., 265-268.

¹⁹ Repertorium fontium historiae Medii Aevi, Bd. 5: Fontes Gh-H, Roma 1984, S. 464.

²⁰ ULRICH-DIETER OPPITZ, Deutsche Rechtsbücher des Mittelalters, Bd. 1: Beschreibung der Rechtsbücher, Köln/Wien 1990, S. 64 f.

²¹ KARL AUGUST ECKHARDT, Art. Richtsteig Landrechts, in: Hellmuth Rössler/Franz Günther (Hg.), Sachwörterbuch zur deutschen Geschichte, München 1958, S. 1061 f.

²² FRIEDRICH WILHELM UNGER, Des Richtiges Stig oder der Richtstig Landrechts, Göttingen 1847.

angabe auf die Stellung verwiesen, während Homeyer diese Angaben in seiner Edition nicht erkennen lässt. Der Richtsteigtext der hier vorliegenden Blätter ähnelt sehr dem der Oschatzer Handschrift, die Homeyer in seiner Edition am unteren Rande der Seiten abdruckt. Ebenso sind nur wenige Unterschiede zum Text der Handschrift in Jena²³ aus dem Jahre 1410 zu erkennen. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden Handschriften ist darin zu sehen, dass die Pegauer Handschrift bei allen Artikeln rote Überschriften hat, die jedoch von den Überschriften des Basler Druckes²⁴ abweichen. In Art. 31 § 3 des „Richtsteiges“ fehlt in der Handschrift nach den Worten *recht gesche* der Halbsatz *So spreche der richter N des frage ich dich*, den die Handschrift in Jena und der Basler Druck an dieser Stelle haben. Bei der Zählung der Antworten haben die beiden Handschriften eine dreimalige Zählung, während der Druck mit *vn(d) czum virde(n) male*²⁵ schließt. In Art. 32 § 7 schreibt die Handschrift, wie Homeyers Haupttext, *dy clage ist getaget*.²⁶ Es ließen sich noch weitere Textunterschiede aufzeigen, sie belegen nur, dass zwischen der vorliegenden Handschrift und den Handschriften in Oschatz und Jena eine Textähnlichkeit besteht, jedoch die vorliegende keine Abschrift dieser Handschriften ist.

Wie bei anderen Handschriften, die in wettinischen Landen entstanden sind, enthält auch die vorliegende Handschrift die Arbeiten zum Prozessgang, welche Eigenschaften und Einsatz der Richter und Fürsprechen (Cautela) erörtern und die Prozessrede (Premis) darstellen. Oft sind sie zusammen mit dem Richtsteig Landrechts in Handschriften überliefert, der hier zu beschreibende Text ist der zwölfte Textzeuge²⁷ der „Cautela“, während die „Premis“ in elf Textzeugen bekannt ist. Der Text weicht an vielen Stellen von der Jenenser Handschrift²⁸ ab, die dem Abdruck bei Homeyer²⁹ zugrunde liegt. Zur Verdeutlichung wird der Beginn des Fragments, der Schlussvers der Cautela und der Vers zu Beginn der Premis³⁰ zum Textvergleich gezeigt.

*dy schultheysen; vorbas*³¹ *in kan man*³² *an gerichte da man vbir hals vn(d) vbir hant gerichte(n)*³³ *mage. noch sint ande(re) richte(r) also greven*³⁴ *vn(d) burmeiste(r) dy dy lantlute kisen zcu richte.*

²³ Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena (im Folgenden: ThULB), El. f. 57 (OPPITZ, Deutsche Rechtsbücher II (wie Anm. 1), Nr. 735).

²⁴ Gesamtkatalog der Wiegendrucke, hrsg. von der Staatsbibliothek zu Berlin (im Folgenden: GW), 9256 (1474), online: <https://www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de/> [Zugriff 29. Juli 2022]).

²⁵ CARL GUSTAV HOMEYER, Der Richtsteig Landrechts nebst Cautela und Premis, Berlin 1857, S. 198, Anm. 52, weist auf diese Zählung hin, die jedoch die Oschatzer Handschrift auch nicht zeigt.

²⁶ Ebd., S. 205 Z. 8, während Oschatz, Jena und GW 9256 an dieser Stelle *obirrechtig* haben.

²⁷ Zu den bei OPPITZ, Deutsche Rechtsbücher I (wie Anm. 20), S. 236 f. genannten 9 Textzeugen treten neben dem vorliegenden hinzu: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (Nr. 97a) und Stadtarchiv Eilenburg (Nr. 472a). Premis allein wird in der Library of Congress Washington (D. C.), Ms. 12 (Oppitz Nr. 1484) überliefert, die Eilenburger und die Oschatzer Handschrift (OPPITZ, Deutsche Rechtsbücher II (wie Anm. 1), Nr. 1196) enthalten die Premis nicht.

²⁸ ThULB, El. f. 57 (OPPITZ, Deutsche Rechtsbücher II (wie Anm. 1), Nr. 735).

²⁹ HOMEYER, Richtsteig (wie Anm. 25), S. 390-398.

³⁰ Ebd., S. 394 Z. 6, 396 Z. 15-25, 397 Z. 2-13.

³¹ Homeyer: *furbas*; GW 9259: *fürbas*; GW 9260: *fürbaß*; Oschatz: *vorbas*; GW: 9256: *vorbaß*.

³² Homeyer: *man an*; GW 9259: *man nit gerichten*; GW 9256, 9260: *man nicht gerichten*; Oschatz: *en kumpt keyn len an gerichte*.

³³ Homeyer: *richten*; GW 9256, 9259, 9260; Oschatz: *gerichten*.

³⁴ Homeyer, GW 9256: *gogreuen*; GW 9259: *gografen*; GW 9260: *Gograuen*; Oschatz: *gogreven*.

Nv betet³⁵ alle gemeyne. beyde gros vn(d) cleyne. das des ewigen gotis son. vns³⁶ mit sime riche(n) lon. vn(d) deme vorgeante(n) hermanne. von osvelde wanne. sin sele von hynne(n) vare. got sy selbir beware. vor des tiffels angisten. an syme tode zcu lesten. Amen.

Premitz³⁷ bin ich genant. Ich will nu sin bekannt. Von gute(n) luten allen.³⁸ Den cruse wort nicht geullen.³⁹ Dy slecht vn(d) recht gerne were(n). vn(d) crusen⁴⁰ nicht bekeren. von osvelt h(er)man. Dy erbeit hebit sich mit mir an. Das ich bin komen. in dy lant zcu vrome(n).⁴¹ den gute(n) an se wenden. vn(d) snode⁴² crusere schenden⁴³. Vnser bergot⁴⁴ spricht [...].

In beiden Versen versucht der Schreiber Reime zu bilden, dies gelingt ihm besser als den Schreibern in anderen Abdrucken. Die verschiedenen Fassungen zeigen, dass der Schreiber hier keinen Text benutzt hat, der unverändert einem Druck oder einer der anderen Handschriften zur Vorlage gedient hat.

Im „Weichbild“ (Wich Bilde) wurden ursprünglich rechtliche Regelungen zusammengefasst, die in der Stadt Magdeburg ihren Ursprung haben. Eine wissenschaftliche Bearbeitung der zahlreichen Handschriften, die das Weichbild überliefern, liegt nicht vor. Einzelne Ausgaben drucken einzelne Handschriften ab. Ihre Artikelzählung ist jedoch recht unterschiedlich, eine Ausgabe, auf die zur Artikelzählung Bezug genommen werden könnte, liegt nicht vor. Die Artikelzählung des hier vorliegenden Textzeugen findet sich ebenfalls im Text in der Handschrift in Jena, die bereits bei der Behandlung von „Cautela“ und „Premis“ erwähnt wurde.⁴⁵ Beim Textvergleich mit dieser Handschrift zeigen sich nur wenige Abweichungen, sie haben keine inhaltliche Bedeutung.⁴⁶

³⁵ Homeyer: *biddet*; GW 9256, 9259, 9260: *bitte(n)t*. Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Codex Guelf. 17. 20. Aug. 4°, zitiert nach: ERNST SPANGENBERG, *Beyträge zu den Teutschen Rechten des Mittelalters*, Halle 1822 (Nachdruck Amsterdam 1970), S. 71: *merket*.

³⁶ Homeyer: fehlt; ebenso: GW 9256, 9259, 9260.

³⁷ Homeyer: *Premitz*; GW 9256: *Renus*; GW 9259, 9260: *Prenus*; Wolfenbüttel: *Premis*.

³⁸ GW 9260: fehlt.

³⁹ Wolfenbüttel: Halbsatz fehlt.

⁴⁰ GW 9260: eingefügt *wort*.

⁴¹ GW 9256, 9259, 9260: *als vorgesproche(n) genant*.

⁴² Homeyer: *bose*.

⁴³ GW 9256: *senden*.

⁴⁴ Homeyer: *herre*; GW 9256, 9259, 9260: *herrgot*.

⁴⁵ ThULB, El. f. 57 (wie Anm. 23), fol. 155^r-156^v, 158^v-160^r. Der Text ist hier mit 49 Zeilen pro Spalte geschrieben. Anders als in der Pegauer Handschrift haben die Artikel keine Überschriften.

⁴⁶ Demgegenüber zeigt sich im Vergleich zu den Abdrucken bei ALEXANDER VON DANIELS/Franz JOSEF VON GRUBEN, *Das Sächsische Weichbildrecht*, Bd. 1, Berlin 1857, Sp. 82-89, PAUL LABAND, *Magdeburger Rechtsquellen*, Königsberg 1869 (Neudruck Aalen 1967), S. 58-61 und EUGEN ROSENSTOCK, *Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II.*, Weimar 1912, S. 47-51 eine Vielzahl von textlichen Abweichungen.

Die Publikationsmandate der Bischöfe von Meißen und Merseburg zur Bannandrohungsbulle „Exsurge Domine“

von
ANNE HERZIG und KONSTANTIN ENGE

Mit der Ausfertigung der Bannandrohungsbulle *Exsurge domine*¹ durch Papst Leo X. in Rom am 15. Juni 1520 hatten Papst und Kurie ihr abschließendes Urteil über den Wittenberger Reformator Martin Luther gefällt. Die Bulle verurteilte 41 Sätze Luthers, dem eine Frist von 60 Tagen eingeräumt wurde, um diese zu widerrufen. Nach Verstreichen dieser Frist war Luther als notorischer Ketzer gebannt, was formal mit der Bannbulle *Decet Romanum Pontificem*² vom 3. Januar 1521 bestätigt wurde.

Während letztere im Reich kaum beachtet wurde, entfaltete *Exsurge Domine* hier eine erhebliche Wirkung. Dafür sorgte eine Kampagne zur Veröffentlichung der Bulle, mit der im Juli 1520 Hieronymus Aleander und Johannes Eck betraut wurden.³ Während Aleander sich dem Kaiser und den drei im Westen des Reichs gelegenen geistlichen Kurfürstentümern zuwandte und dort vor allem auf punktuelle Bücherverbrennungen als exemplarische Aktionen zur Vollstreckung der Bannandrohungsbulle setzte, wandte sich Eck nach Mittel- und Südostdeutschland. Am 21. (Meißen), 25. (Merseburg) und 29. September (Brandenburg) erreichte er die im Text der Bulle selbst geforderte Affixion an den Türen der mitteldeutschen Bischofskirchen. In der Folgezeit bemühte Eck sich darum, die von ihm besuchten oder kontaktierten Bischöfe zur flächendeckenden Umsetzung der Bulle innerhalb ihrer Diözesen zu bewegen. Als geeignetes Mittel erschienen ihm dafür bischöfliche Mandate, die gemeinsam mit dem Text der Bulle an alle geistlichen Institutionen und Pfarreien verschickt werden und die

¹ Einführung und Edition des lateinischen Originals sowie der noch 1520 im Druck erschienenen deutschen Übersetzung durch Georg Spalatin bei PETER FABISCH/ERWIN ISERLOH (Hg.), *Dokumente zur Causa Lutheri*, 2. Teil: Vom Augsburger Reichstag 1518 bis zum Wormser Edikt 1521 (*Corpus catholicorum* 42), Münster 1991 (im Folgenden: DCL 2), S. 317-445. Vgl. dazu neuerdings auch die diplomatische Untersuchung von ANJA THALLER, *Exsurge Domine. Die Bannandrohungsbulle Papst Leos X. gegen Martin Luther*, in: *Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte* 79 (2020), S. 133-158.

² DCL 2 (wie Anm. 1), S. 445-467.

³ Vgl. dazu vor allem ARMIN KOHNLE, *Reichstag und Reformation. Kaiserliche und ständische Religionspolitik von den Anfängen der Causa Lutheri bis zum Nürnberger Religionsfrieden* (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 72), Gütersloh 2001, S. 45-84; WILHELM BORTH, *Die Luthersache (Causa Lutheri) 1517-1524. Die Anfänge der Reformation als Frage von Politik und Recht* (*Historische Studien* 414), Lübeck 1970, S. 78-87; PETER FABISCH, *Johannes Eck und die Publikationen der Bullen „Exsurge domine“ und „Decet Romanum pontificem“*, in: Erwin Iserloh (Hg.), *Johannes Eck (1486-1543) im Streit der Jahrhunderte* (*Reformationsgeschichtliche Studien und Texte* 127), S. 74-107; KARL SCHOTTENLOHER, *Die Druckauflagen der päpstlichen Lutherbulle „Exsurge Domine“*, in: *Zeitschrift für Bücherfreunde. Neue Folge* 9 (1918), S. 197-208; sowie die Einleitung bei DCL 2 (vgl. Anm. 1).

Aufforderung enthalten sollten, die Bulle zu verlesen, auszuhängen und durchzusetzen.⁴

Der erste Bischof, der ein solches Publikationsmandat ausstellte, war am 24. Oktober 1520 Gabriel von Eichstätt,⁵ ihm folgte am 8. November Christoph von Augsburg.⁶ In beiden Fällen kam es zu einer Veröffentlichung und Verbreitung der Mandate aber erst zum Ende des Jahres 1520. Im Januar 1521 ließ schließlich eine Reihe von Bischöfen entsprechende Mandate ausgehen. Ursache dafür dürfte neben dem Drängen Ecks der Umstand gewesen sein, dass spätestens jetzt die Luther gewährte Frist zum Widerruf abgelaufen war und der Reformator durch die Verbrennung der Bulle vor dem Elstertor in Wittenberg am 10. Dezember seine Zurückweisung des päpstlichen Urteils auf das Deutlichste ausgedrückt hatte. In kurzer Folge ergingen nun Publikationsmandate der Bischöfe Johann von Regensburg (4. Januar),⁷ Georg von Bamberg (7. Januar),⁸ Philipp von Freising (10. Januar),⁹ Georg von Wien (30. Januar)¹⁰ und Konrad von Würzburg (31. Januar).¹¹

Während die genannten Mandate in der reformationsgeschichtlichen Forschung bereits breit rezipiert worden sind, ist bisher kaum bekannt, dass auch die Bischöfe Johann von Meißen und Adolf von Merseburg Publikationsmandate zur Bannandrohungsbulle ausgehen ließen.¹² Ganz im Gegenteil wird dieser Umstand in der einschlä-

⁴ In einem Schreiben an den Augsburger Bischof Christoph von Stadion vom 10. November 1520 erläuterte Eck dieses Vorgehen, das er für notwendig hielt, da er nicht selbst für eine flächendeckende Veröffentlichung der Bulle in den Bistümern sorgen konnte; vgl. die Edition des Schreibens bei ALFRED SCHRÖDER, Die Verkündigung der Bulle „Exsurge Domine“ durch Christoph von Augsburg 1520, in: Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen an der Donau 9 (1896), S. 144-172, hier S. 169 f., Nr. 18; vgl. auch FABISCH, Johannes Eck (wie Anm. 3), S. 98.

⁵ VD16 K 273. Dazu ALFRED WENDEHORST, Das Bistum Eichstätt 1: Die Bischofsreihe bis 1535 (Germania Sacra. Neue Folge 45: Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz. Das Bistum Eichstätt 1), Berlin/New York 2006, S. 258 f.

⁶ VD16 K 272. Bischof Christoph griff dabei auf den Eichstätter Text zurück. Zum Verhältnis der Publikationsmandate der süddeutschen Bischöfe zueinander vgl. KOHNLE, Reichstag (wie Anm. 3), S. 63-75 und 84.

⁷ VD16 K 278.

⁸ VD16 ZV 8859. Dazu ERICH FREIHERR VON GUTTENBERG, Das Bistum Bamberg, Erster Teil (Germania Sacra. Zweite Abteilung: Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz 1), Berlin 1937 (Fotomechanischer Nachdruck Berlin 1963), S. 285.

⁹ Anders als die bisher genannten Bischöfe ließ Philipp Bulle und Mandat nicht gemeinsam in Broschürenform drucken, sondern sein Publikationsmandat in Form eines Plakatdrucks ausgehen; Faksimile bei DCL 2 (wie Anm. 1), S. 350 und SCHOTTENLOHER, Druckauflagen (wie Anm. 3), S. 198.

¹⁰ Vgl. THEODOR WIEDEMANN, Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns, Erster Band, Prag 1879, S. 16-19 (mit Abdruck des Mandats-textes).

¹¹ VD16 K 280. Dazu ALFRED WENDEHORST, Das Bistum Würzburg 3: Die Bischofsreihe von 1455 bis 1617 (Germania Sacra. Neue Folge 13: Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz. Das Bistum Würzburg 3), Berlin/New York 1978, S. 74.

¹² Das Sächsische Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden hat auf die unten edierte Fassung des Mandats Bischof Adolfs von Merseburg 2017 im Rahmen der Online-Ausstellung „Verbrannt? Luther, Herzog Georg und die Bannandrohungsbulle“ aufmerksam gemacht; vgl. <https://www.archiv.sachsen.de/die-bannandrohungsbulle-4909.html> [Zugriff am 13. Dezember 2021]. Dort wird auch der im Stadtarchiv Görlitz überlieferte Druck Bischof Johanns VII. von Meißen erwähnt, welcher bereits 1526

gigen Literatur nicht selten bestritten oder bezweifelt.¹³ Für beide Bischöfe ist aber der Plakatdruck des jeweiligen Mandats archivalisch überliefert, sodass hier eine Edition und Übersetzung vorgelegt werden kann.

Die genauen Umstände der Entstehung dieser auf den 7. (Meißen) und 11. Januar (Merseburg) datierten Mandate lassen sich aus den vorhandenen Quellen nicht rekonstruieren. Denkbar ist, dass Johannes Eck auch Adolf und Johann zur Publikation der Bulle drängte, wie auch dass eine Abstimmung mit anderen Bischöfen stattfand. Zu denken wäre dabei wohl vor allem an Bischof Philipp von Freising, der als Administrator von Naumburg auch ein mitteldeutsches Bistum verwaltete¹⁴ und dessen Mandat vom 10. Januar nicht nur in unmittelbarer zeitlicher Nähe zu den meißnisch-merseburgischen Drucken erschien, sondern auch, was den Text und die gewählte Form des Plakatdrucks angeht, auffallende Ähnlichkeiten mit diesen aufweist.

Unzweifelhaft ist, dass das Meißner und das Merseburger Mandat einen gemeinsamen Entstehungszusammenhang aufweisen, denn beide sind im Hinblick auf Format, Druckbild und Text – mit Ausnahme der ausstellerspezifischen Teile und der Datierung – identisch. Möglicherweise gehörte bereits die Ende 1520 getätigte gemeinsame Gesandtschaft der beiden Bischöfe an den Propst Tilo Brandis des Heilig-Kreuz-Stifts in Hildesheim in den Kontext der Vorbereitungen dieser konzertierten Aktion.¹⁵ Dass es sich um eine solche handelte, macht ein Schreiben Bischof Adolfs von Merseburg an den albertinischen Rat Cäsar Pflugk vom 17. Januar 1521 deutlich. Adolf teilte darin mit, er habe sich mit *Johannsen, bischofen zu Meyssen, in allen steten unsers bistumbs doctor Martini Luthers bucher, schrift und tractat zu vobieten, voreyniget*.¹⁶ Einen entsprechenden Befehl wollten die Bischöfe am 22. Januar 1521 nach dem aus ihrer Sicht letztmöglichen Termin für einen Widerruf Luthers ausgehen lassen.

Im Kontext dieses Schreibens oder seines unmittelbar anschließenden Briefwechsels mit dem Merseburger Kanzler Johann Kochel dürfte Pflugk auch die Mandatsdrucke zur Kenntnis erhalten haben. Am 29. Januar schrieb er Kochel, dass Herzog Friedrich d. J. von Sachsen und die albertinischen Räte, die während der Abwesenheit Herzog Georgs zum Wormser Reichstag die Regierungsgeschäfte führten, empfahlen, die Mandate mit der Bulle nur anzuschlagen, dabei aber auf Prozessionen, Geläut oder ähnliches zu verzichten, um Aufruhr zu vermeiden.¹⁷ Auf eine entsprechende Nachricht Kochels an den Bischof¹⁸ hin teilte dieser am 1. Februar mit, dass er bereits am 23. Januar in Merseburg Bücher Luthers verbrennen und die Bulle publizieren ließ und dies auch in Leipzig und anderen Orten tun wolle.¹⁹ Kochel riet, damit zu warten,

beschrieben wurde in: ALFRED ZOBEL, Untersuchungen über die Anfänge der Reformation in Görlitz und der Preußischen Oberlausitz, in: Neues Lausitzisches Magazin 102 (1926), S. 126–251, hier S. 211, Beilage 7.

¹³ Vgl. etwa DCL 2 (wie Anm. 1), S. 332 oder SCHOTTENLOHER, Druckauflagen (wie Anm. 3), S. 203.

¹⁴ Zur Publikation in Naumburg vgl. KOHNLE, Reichstag (wie Anm. 3), S. 56 f. und 73. Allgemein zur Lutherpolitik: HEINZ WIESSNER, Das Bistum Naumburg 1, Teil 2: Die Diözese. Unter Verwendung von Vorarbeiten von Ernst Devrient (†) (Germania Sacra. Neue Folge 35, 2: Die Bistümer der Kirchenprovinz Magdeburg. Das Bistum Naumburg 1,2), Berlin/New York 1998, S. 954.

¹⁵ Vgl. Sammlung vermischter Nachrichten zur Sächsischen Geschichte 2 (1768), S. 296–308; und dazu KOHNLE, Reichstag (wie Anm. 3), S. 49.

¹⁶ FELICIAN GESS (Hg.), Akten und Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen, Erster Band: 1517–1524, Leipzig 1905, S. 147 f., Nr. 184.

¹⁷ Ebd., S. 149, Nr. 187.

¹⁸ Vom 31. Januar 1521; ebd., S. 150, Nr. 188.

¹⁹ Ebd., S. 153, Nr. 190.

bis *die frolichen tage*²⁰ bis zur Fastnacht am 12. Februar verstrichen wären, worauf sich Bischof Adolf offenbar einließ: Am 10. Februar bestätigte Herzog Friedrich d. J. dem Bischof sein Vorhaben, die Bulle nach dem Ende der entsprechenden Woche in Leipzig anschlagen zu lassen.²¹ Lediglich im Blick auf die geplante Bücherverbrennung äußerte er Bedenken und riet, die Bücher in Leipzig nur einzuziehen und dann in Merseburg zu verbrennen.

Im Laufe des Februars und im März bemühten sich beide Bischöfe dann darum, die Mandate in ihren Bistümern verteilen und veröffentlichen zu lassen, wie nicht zuletzt das unten edierte Görlitzer Exemplar des Meißner Mandats zeigt, das laut einer Aufschrift auf der Rückseite in Görlitz ab dem 21. Februar aushing.²²

Auch der jüngst erschienene zweite Band der Quellenedition zur Kirchenpolitik der ernestinischen Kurfürsten Friedrich und Johann zeugt in etlichen Quellen von der Publikationskampagne in diesem Zeitraum.²³ Bereits Ende Januar berichtete Georg Spalatin erstmals an Friedrich den Weisen von dem Gerücht, dass die Bischöfe zu Meißner und Merseburg die Bannandrohungsbulle exekutieren wollten.²⁴

Im Februar erreichte das Meißner Publikationsmandat dann unter anderem auch die im Kurfürstentum gelegene Stadt Leisnig. Nachdem der dortige Pfarrer ein Exemplar erhalten hatte, fragten Bürgermeister und Rat der Stadt am 26. Februar bei den kurfürstlichen Räten an, wie sie sich dazu verhalten sollten.²⁵ In Kenntnis dieses Schreibens wandte sich bereits einen Tag später der einflussreiche Rat und Amtmann zu Grimma, Hans von der Planitz, an den Leisniger Amtmann Georg von Kitzscher und schlug eine Strategie zum Umgang mit dem Publikationsmandat vor.²⁶ Kitzscher und der Rat sollten die Veröffentlichung der Bulle verhindern und dies mit der Abwesenheit Kurfürst Friedrichs, der wie Herzog Georg aufgrund des Reichstags in Worms weilte, begründen. Sollte sich der Pfarrer dennoch zu einer Veröffentlichung entscheiden, so sollten die Leisniger während der Verlesung die Kirche verlassen und das ausgehängte Exemplar *in geheim* abreißen.

Am 12. März berichtete Wolfgang Reußenbusch, Präzeptor des Antoniterklosters Lichtenberg und vertrauter Rat Friedrichs des Weisen, dem Kurfürsten von weiteren kursächsischen Orten, an denen die Bulle publiziert worden sei, namentlich in Torgau, Dommitzsch und Prettin.²⁷ Am Lichtenberger Kloster selbst habe man die Bulle nach entsprechender Aufforderung und Beratung zwischen Reußenbusch und seinen Mitbrüdern an einer unzugänglichen Hintertür angeschlagen, wo sie der Wind nach kurzer Zeit abgerissen habe.

Anfang April sahen sich die ernestinischen Räte schließlich genötigt, der um sich greifenden Publikationskampagne zu begegnen, indem sie sich direkt an die Bischöfe wandten. In einem Schreiben vom 4. April griffen sie die oben dargestellte Argumentation des Hans von der Planitz auf und kritisierten, dass die Bischöfe die Bulle wäh-

²⁰ Ebd., S. 153 f. (Zitat S. 153), Nr. 191.

²¹ Ebd., S. 155, Nr. 193.

²² Vgl. ZOBEL, Untersuchungen (wie Anm. 12), S. 211.

²³ ARMIN KOHNLE/MANFRED RUDERSDORF (Hg.), Briefe und Akten zur Kirchenpolitik Friedrichs des Weisen und Johans des Beständigen 1513 bis 1532, Band 2: 1518–1522, bearb. von Stefan Michel/Beate Kusche/Ulrike Ludwig/Konstantin Enge/Dagmar Blaha/Alexander Bartmuß, Leipzig 2022 (im Folgenden: BAKFJ 2).

²⁴ Ebd., S. 425 f., Nr. 1184. Am 3. März, als die Publikation in anderen Regionen bereits erfolgt war, berichtete auch der Bornaer Geleitsmann Michael von der Straßen von diesem Gerücht; ebd., S. 445 f., Nr. 1213.

²⁵ Ebd., S. 440, Nr. 1204.

²⁶ Ebd., S. 440 f., Nr. 1205.

²⁷ Ebd., S. 449–451, Nr. 1222.

rend der Abwesenheit des Kurfürsten publizieren ließen, zumal eine Entscheidung des Kaisers in der Luthersache noch ausstünde.²⁸ Die Bischöfe antworteten beide am 6. April und verteidigten ihr Vorgehen damit, dass sie aus ihrer Verpflichtung gegenüber dem Papst heraus nicht anders handeln konnten.²⁹ Adolf von Merseburg gab zudem an, mit der Publikation zwei Mal 60 Tage, also doppelt so lange, als in der Bulle gefordert, abgewartet zu haben, bevor er gemeinsam mit Bischof Johann von Meißen am Sonntag Invokavit, dem 17. Februar, die Kampagne begann.

In ihrem Schreiben vom 4. April hatten die kursächsischen Räte besonders kritisiert, dass die Offiziale der Bischöfe mit Strafmaßnahmen gegen diejenigen vorgingen, die dem Befehl zur Publikation der Bulle nicht nachkamen, was beide Bischöfe in ihren Antworten nicht bestritten. Im Sommer 1521 schlug sich dieses Vorgehen erneut in Eingaben an Kurfürst Friedrich nieder. Am 21. Juni wandte sich zunächst der Pfarrer Nicasius Clay³⁰ aus Schmiedeberg an Friedrich und berichtete, dass ihn der Offizial zu Stolpen, Jakob Lose, im Namen des Bischofs von Meißen am 23. März aufgefordert hatte, den Druck der Bannandrohungsbulle am 25. März zu verlesen und auszuhängen. Nachdem Clay dies in Rücksprache mit dem Schmiedeberger Stadtrat und den ernestinischen Räten zu Eilenburg verweigert hatte, wurde er von Lose vorgeladen und mit Haft bedroht. Zudem hatten Clay Gerüchte erreicht, dass der Bruder des Bischofs ihn während seines Dienstes in den Dörfern außerhalb Schmiedebergs entführen wollte.

Ähnliches berichtete am 24. Juni der Wurzener Geistliche Thomas Nauenhayn.³¹ Er hatte von seinem Offizial am 22. März das Publikationsmandat erhalten, dieses aber ebenfalls nicht veröffentlicht, da er die verurteilten Artikel Luthers unterstützte. Infolgedessen wurde er vor den Bischof geladen und schließlich aus dem Kurfürstentum weggebracht und inhaftiert. Nach einiger Zeit wurde er aufgrund seines schlechten Gesundheitszustandes entlassen, mit der Auflage, die in seinem Besitz befindlichen Lutherschriften zu vernichten und sich bei Johannes Eck absolvieren zu lassen. Nauenhayn floh daraufhin nach Wittenberg und immatrikulierte sich dort an der Universität.

Kurfürst Friedrich ging diesen Fällen nach und trat vor allem in der Angelegenheit Clays, der anders als Nauenhayn auf seiner Pfarrstelle verblieb, in eine längere Auseinandersetzung mit Johann von Meißen ein.³²

Die überlieferten Plakatdrucke und das im Umfeld der Publikationskampagne entstandene Quellenmaterial zeigen somit nicht nur, dass die Bischöfe Adolf von Merseburg und Johann von Meißen gemeinsam erarbeitete Publikationsmandate der Bannandrohungsbulle *Exsurge Domine* ausgestellt, sondern dass sie sich auch aktiv um deren Durchführung bemüht haben. Dies wurde für einige prolutherisch eingestellte Pfarrer zum Schibboleth, da sie sich nun aufgrund ihrer Haltung erstmals direkt gegen ihre Diözesanherren stellen mussten. Es handelt sich somit bei den Publikationsmandaten um bedeutende Quellen für die sächsische Reformationsgeschichte, die in ihrem Wert bisher kaum hinreichend gewürdigt wurden. Dies rechtfertigt die im Folgenden gebotene Edition und Übersetzung des Mandatsstextes.

²⁸ Ebd., S. 454 f., Nr. 1228. Überliefert und ediert ist das Schreiben an Bischof Adolf von Merseburg. Das aus anderen Quellen zu erschließende Schreiben an Bischof Johann von Meißen dürfte gleichen Inhalts gewesen und im gleichen Zeitraum ausgegangen sein.

²⁹ Ebd., S. 455 f., Nr. 1229 f.

³⁰ Zu ihm vgl. NIKOLAUS MÜLLER, Die Wittenberger Bewegung 1521 und 1522. Die Vorgänge in und um Wittenberg während Luthers Wartburgaufenthalt, Leipzig ²1911, S. 358-364.

³¹ BAKFJ 2 (wie Anm. 23), S. 473-475, Nr. 1261.

³² Vgl. die zahlreichen bei BAKFJ 2 (wie Anm. 23) edierten Quellen aus dem Jahr 1521 zu diesem Fall, der 1522 eine gewisse Fortsetzung fand, als Clay sich entschied, zu heiraten.

Edition

*Editionsgrundlage:*³³

- A Mandat Bischof Johans VII. von Meißen, Stolpen, 7. Januar 1521,
Ratsarchiv Görlitz, Selecta, Nr. 19,
1 Bl., Plakatdruck durch Melchior Lotter d. Ä., Oblatensiegel.
- B Mandat Bischof Adolfs von Merseburg, Merseburg, 11. Januar 1521,
Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden, 10024 Geheimer Rat
(Geheimes Archiv), Nr. 0001,
1 Bl., Plakatdruck durch Melchior Lotter d. Ä.

Edition:

Bulla Apostolica contra Martinum Lutherum et sequaces: cum Mandato Reverendissimi domini Episcopi Misnensis³⁴.

LEo Episcopus servus servorum dei: ad perpetuam rei memoriam. Exurge domine [...].³⁵

³⁶IOhannes dei et apostolice sedis gratia Episcopus Misnensis.³⁶ universis et singulis nobis in Christo dilectis ecclesiarum et monasteriorum prelati exemptis et non exemptis abbatibus, prepositis, decanis, archidiaconis, capitulis, parochialiumque ecclesiarum rectoribus, plebanis, viceplebanis, aliisque presbyteris, clericis, et notariis publicis per et infra civitatem et dioceses nostras ubilibet constitutis Salutem in domino sempiternam³⁷, et nostris, imo verius apostolicis firmiter obedire mandatis. Noveritis, nos pro executione et publicatione Iurarum apostolicarum prescriptarum requisitos, Nos requisitionem hujusmodi obtemperare volentes ut tenemur, vobis omnibus et singulis supradictis, ad quos vel quem presentes Iure pervenerint sub penis et censuris in eisdem Iuris apostolicis contentis mandamus quatenus Iuras easdem apostolicas in concellis ecclesiarum et monasteriorum vestrorum ac alibi ubi quando et quotiens opus fuerit Christifidelibus diligenter publicetis, declaretis, et intimetis, ac valuis ecclesiarum et monasteriorum vestrorum affigatis, ec publicari, intimari, declarari, et affigi permittatis et faciatis, omnes et singulos utriusque sexus Christifideles diligenter et fideliter adhortando et monendo, ne, sub penis et censuris in Iuris apostolicis prefatis expressis, cuiusdam Martini Luther indictis Iuris apostolicis designati, libellos, predicationes scripturas sive scedulas asserant, predicent, habeant, vendant, laudent, imprimant, scribant, publicent sive defendant publice vel occulte. Aut eosdem in eorum domibus sive aliis quibuscumque locis tenere seu occultare quoquomodo presumant, vel aliquis eorum presumat. Quinimo illos post publicationem presentium plebanis sive prelati suis sub quorum cura degunt et morantur indilate assignare curent, quos sic

³³ Unser Dank gilt Dr. Eckhart Leisering, Referent im Sächsischen Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden, und Siegfried Hoche, Leiter des Ratsarchivs Görlitz, die uns durch ihre Hinweise und das unkomplizierte Zurverfügungstellen von Digitalisaten die Plakatdrucke zugänglich gemacht haben, sowie Dr. Christiane Domtera-Schleichardt und Julius Schilling für ihre hilfreiche Unterstützung bei der Transkription des lateinischen Textes.

³⁴ B: „Merßburgensis“.

³⁵ Z. 3-154 enthält eine vollständige Wiedergabe der Bannandrohungsbulle „Exurge domine“ Papst Leos X. vom 15. Juni 1520, Edition des lateinischen Textes und der Übersetzung Georg Spalatins bei DCL 2 (wie Anm. 1), S. 364-411, Text 41.

³⁶⁻³⁶ B: „ADolffus dei et apostolice sedis gratia episcopus Merßburgensis princeps ad Anhalt, comes Aschanie, et dominus in Bernburg“.

³⁷ B: Wort fehlt.

collectos scripturas et libellos per plebanos eosdem archipresbyteris suis presentari volumus, eisdem dominis archipresbyteris presentibus mandantes ut eosdem sic collectos libellos, convocatis ad hoc per eos clero et populo, in locis insignioribus sedium suarum in forma Iurarum apostolociarum prescriptarum comburant, et igni tradant, aut nobis comburendos transmittant, aliasque et alia singuli Christifideles diligenter faciant, que ipsos et quemlibet eorum serie Iurarum apostolicarum huiusmodi respective concernunt. Et Sanctissimus dominus noster Papa in eisdem suis literis apostolicis fieri vult et mandat, prout ultionem divini ac prefati domini nostri Pape indignationem, censuras et penas alias in dictis Iuris expressis volerint evitare, ab his non cessando donec alia vobis supervenerint mandata apostolica. Certificando nihilominus universos et singulos sic monitos et adhortatos, quod contra rebelles qui nobis denunciati fuerint iuxta et secundum prescripte Bulle vim, formam et continentiam procedere curabimus. Datum ³⁸Stolpen septima³⁸ mensis Januarii, Anno a nativitate domini Millesimo quingentesimo vigesimoprimo, ³⁹Vicariatus nostri presentibus appresso sub³⁹ Sigillo.

Übersetzung

Apostolische Bulle gegen Martin Luther und seine Nachfolger;
mit dem Mandat des ehrwürdigsten Herrn, des Bischofs zu Meißen⁴⁰.

Leo, Bischof, Diener der Diener Gottes. Zu ewigem Andenken an diese Sache. Erhebe dich, Herr [...].

⁴¹Johannes, durch die Gnade Gottes und des apostolischen Stuhls Bischof zu Meißen.⁴¹ Allen und jedem einzelnen unserer in Christus erwählten Vorsteher der Kirchen und Klöster, exemt oder nicht exemt, Äbte, Pröpste, Dekane, Archidiakone, Stiftsherren, Pfarrherren, Plebanen, Vizeplebanen und anderen Weltpriester, Kleriker und öffentlichen Notare, die in und unter unserem Stift und unserer Diözese wo auch immer eingesetzt sind, ewiges⁴² Heil im Herrn und Befehl, uns und vielmehr den apostolischen Geboten fest zu gehorchen. Wisset, dass wir aufgefordert wurden, die voranstehenden apostolischen Bestimmungen zu vollziehen und zu veröffentlichen. Da wir einer derartigen Aufforderung gehorchen wollen, verpflichten wir euch alle und jeden Einzelnen der oben genannten, welche oder welchen der vorliegende Rechtsspruch erreicht, unter Strafe und Zensur auf die Inhalte derselben apostolischen Bestimmungen und befehlen, dass dieselben apostolischen Bestimmungen an den Chorschranken eurer Kirchen und Klöster und wo sonst, wann und wie auch immer ein christgläubiges Werk getan wird, sorgfältig veröffentlicht, verlesen und erzählt sowie an den Türen eurer Kirchen und Klöster angebracht werden und ihr auch erlaubt und veranlasst, dass sie veröffentlicht, erzählt, verlesen und angebracht werden. Alle und jeder einzelne der Christgläubigen beiderlei Geschlechts soll sorgfältig und treu erinnern und ermahnt werden, dass sie nicht, unter Strafe und Zensur, die in den vorangestellten apostolischen Bestimmungen bezeichneten Ausdrücke des gewissen Martin Luthers, die in den apostolischen Bestimmungen angegeben werden, als Büchlein, schriftliche

³⁸⁻³⁸ B: „Merseburg undecima“.

³⁹⁻³⁹ B: „nostro sub appresso“.

⁴⁰ B: „Merseburg“.

⁴¹⁻⁴¹ B: „Adolf, durch die Gnade Gottes und des apostolischen Stuhls Bischof von Merseburg, Fürst von Anhalt, Graf von Askanien und Herr von Bernburg.“

⁴² B: Wort fehlt.

Predigten oder Zettel aufbewahren, vortragen, besitzen, verkaufen, loben, drucken, abschreiben, veröffentlichen oder verteidigen, sei es öffentlich oder geheim, auch sich nicht erdreisten, dieselben in ihren Häusern oder an irgendwelchen anderen Orten zu behalten oder wo auch immer zu verbergen oder sich dieses vorzunehmen. Vielmehr sollen sie sich unverzüglich nach der zuvor erwähnten Veröffentlichung durch ihre Pfarrer oder Präläten, unter deren Aufsicht sie leben und sich aufhalten, darum bemühen, diese auszuliefern. Wir wollen, dass diese so gesammelten Schriften und Büchlein durch dieselben Pfarrer ihren Erzpriestern vorgelegt werden. Nachdem diese den Herren Erzpriestern vorgelegt wurden, sollen sie befehlen, dass die so gesammelten Bücher, vor dem durch sie zusammengerufenen Klerus und Volk an auffallenden Orten an ihren Sitzen, nach den Vorgaben der vorangestellten apostolischen Bestimmungen verbrannt, dem Feuer übergeben oder uns zum Verbrennen übersandt werden. Alle anderen und jeder einzelne der anderen Christgläubigen soll sorgfältig tun, was alle und jeder mit Rücksicht auf den Text derselben apostolischen Bestimmungen erkennt. Und unser heiligster Vater der Papst will und befiehlt in diesem seinem getanen apostolischen Schreiben, bei göttlicher Strafe und der Ungnade unseres zuvor genannten Herrn Papstes, Zensur und andere Strafen, die in den Äußerungen der Bestimmungen ausgedrückt werden, nicht zu vermeiden, indem ihr so lange zögert, bis andere apostolische Bestimmungen hinzukommen. Nichtsdestoweniger können alle und jeder der so Erinnerten und Ermahnten gewiss sein, dass wir dafür sorgen, dass gegen Rebellen, die uns gemeldet werden, mit und nach Kraft, Form und Inhalt der voranstehenden Bulle vorgegangen wird. ⁴³Gegeben in Stolpen, am Siebten des Monats Januar, im Jahr nach der Geburt des Herrn 1521, stellvertretend für uns die Anwesenden unter aufgedrücktem Siegel.⁴³

⁴³⁻⁴³ B: „Gegeben in Merseburg, am Elften des Monats Januar, im Jahr nach der Geburt des Herrn 1521 unter unserem aufgedrücktem Siegel.“

Biografische Forschung zur sächsisch-polnischen Union

Möglichkeiten und Perspektiven der „Sächsischen Biografie“*

von
HENRIK SCHWANITZ

Beschäftigt man sich mit der biografischen Erforschung der sächsisch-polnischen Union, kommt man an Józef Ignacy Kraszewski (1812–1887) nicht vorbei (Abb. 1).¹ Kraszewski, ein polnischer Schriftsteller und politischer Emigrant, lebte zwischen 1863 und 1885 in Dresden und verfasste in dieser Zeit unter anderem seine „Sachsenromane“. Ausgehend von den Biografien zentraler Akteure der Augusteischen Epoche wie August dem Starken (1670–1733), Anna Constantia von Cosel (1680–1765), Jakob Heinrich von Flemming (1667–1728) oder Heinrich von Brühl (1700–1763) thematisierte Kraszewski hierin die sächsisch-polnische Union aus polnischer Perspektive.² Seine Romane erfuhren eine große Breitenwirkung und dienten nicht zuletzt in den 1980er-Jahren als Vorlage für die wohl populärste Filmreihe des DDR-Fernsehens „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“. Auch heute kann man seine Werke in den Auslagen der sächsischen Buchhandlungen in Neuauflagen finden und einige Romane wurden überhaupt erst in jüngerer Zeit in deutscher Übersetzung publiziert.³ Kraszewski eröffnet in seinen Romanen dabei nicht nur einen literarischen Blick auf die

* Der folgende Beitrag ist die erweiterte Originalfassung eines Aufsatzes für den Sammelband zur Tagung „Zwischen Warschau und Dresden. Die Wettiner auf dem polnischen Thron (1697–1815)“, die im Oktober 2019 in Warschau stattgefunden hat. Da dieser Sammelband jedoch lediglich in polnischer Sprache erscheinen wird, werden die Ergebnisse an dieser Stelle ergänzend publiziert. Für Hinweise danke ich insbesondere Frank Metasch (Dresden) und Jacek Kordel (Warschau). Der Zugriff auf alle angegebenen Internetseiten erfolgte zuletzt jeweils am 26. September 2022.

1 Vgl. zur Biografie Kraszewskis ERHARD HEXELSCHNEIDER, Józef Ignacy Kraszewski, in: Sächsische Biografie, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Online-Ausgabe: [https://saebi.isgv.de/biografie/Jozef_Ignacy_Kraszewski_\(1812-1887\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Jozef_Ignacy_Kraszewski_(1812-1887)) [Zugriff 5. November 2021]. Darüber hinaus WINCENTY DANEK, J. I. Kraszewski. Leben und Werk des großen polnischen Dichters, Berlin 1962; MARTIN MUNKE, Sachsens Glanz – Preußens Gloria – Polens Niedergang. Zum Bild der sächsisch-polnischen Union bei Józef Ignacy Kraszewski, in: Frank-Lothar Kroll/Hendrik Thoß (Hg.), Zwei Staaten, eine Krone. Die polnisch-sächsische Union 1697–1763, Berlin 2016, S. 317–344.

2 Die Romane waren „König August der Starke“ (Za Sasów), „Die Gräfin Cosel“ (Hrabina Cosel), „Flemmings List“ (Skrypt Fleminga), „Brühl“, „Aus dem Siebenjährigen Krieg“ (Z siedmioletniej wojny), „Der Gouverneur von Warschau“ (Starosta warszawski).

3 Vgl. zur Rezeption MADELEINE BROOK, Popular History and Fiction. The Myth of August the Strong in German Literature, Art and Media (Cultural Identity Studies 28), Oxford u. a. 2013, bes. S. 185–199; MUNKE, Sachsens Glanz (wie Anm. 1), S. 341–344 oder jüngst ANDREAS RUTZ, Die Macht der Mätresse und die Ohnmacht der Ehefrau. Zur Darstellung von Frauen in der DEFA-Produktion „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ (1985/87), in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 92 (2021), S. 415–444, bes. 417–420.

Augusteische Epoche. Vielmehr leistete er hiermit einen wichtigen Beitrag für das historische Verständnis dieser Staatenverbindung und prägte auf diese Weise auch in der sächsischen Geschichtsschreibung die Wahrnehmung und das Bild jener Zeit auf entschiedene Weise mit.⁴

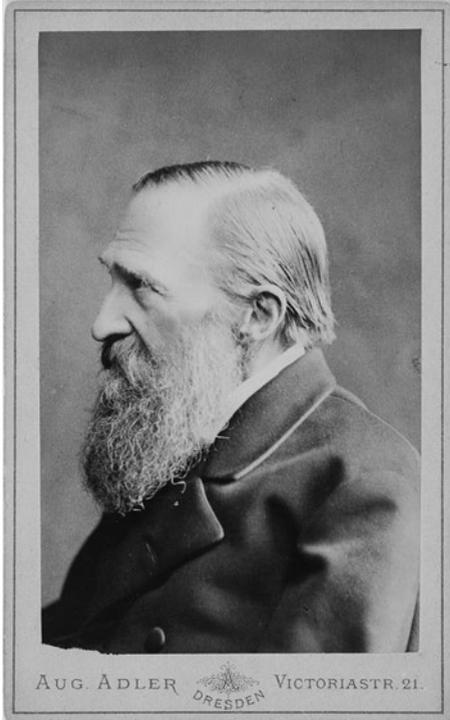


Abb. 1: Fotografie von Józef Ignacy Kraszewski (ca. 1880).

Es ist insbesondere Kraszewskis historiografische Auseinandersetzung mit jener spezifischen Epoche, die wiederum selbst Grundlage dafür ist, dass er auch für die sächsische Geschichte eine besondere Rolle spielt. Und so scheint es vielleicht nur auf den ersten Blick verwunderlich, dass „einer der Väter des polnischen Romans“⁵ Teil des regionalgeschichtlichen Online-Lexikons „Sächsische Biografie“⁶ geworden ist, das die Lebensläufe bedeutsamer Personen der sächsischen Geschichte versammelt. Kraszewskis Wirken und Lebenslauf stellen auf diese Weise eine jener sächsisch-polnischen Schnittstellen der „Sächsischen Biografie“ dar, die im Fokus des vorliegenden Beitrags stehen. Darüber hinaus weist die Biografie Kraszewskis auf die Perspektive sächsisch-polnischer Verbindungen hin, die weit über die Personalunion und das 18. Jahrhundert hinaus reichen und auch etwa das Thema der politischen Emigration im 19. Jahrhundert umfassen.⁷

Ausgehend von der „Sächsischen Biografie“ widmet sich der Beitrag einem besonderen Zweig der historischen Erforschung der „Sachsenzeit“ in Polen im

18. Jahrhundert: der grenzüberschreitenden Biografie. Dabei wird in einem ersten Schritt dieses am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) erarbei-

⁴ Vgl. MIŁOŚ ŹEZNÍK, Das Augusteische Zeitalter – Kontinuität und Wandel seiner Interpretation. Eine Reminiszenz an Jacek Staszewski (1933–2013), in: Kroll/Thoß, Zwei Staaten, eine Krone (wie Anm. 1), S. 265–287, hier S. 269 f. Zu Kraszewskis Bild der sächsisch-polnischen Union: MUNKE, Sachsens Glanz (wie Anm. 1); CHRISTIAN PRUNITSCH, „Stałem się Schreibmaschiną“. Polnische Schriftsteller-Migranten im Dresden des 19. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Slawistik 54 (2009), S. 457–469, bes. S. 464–469.

⁵ Zit. nach MUNKE, Sachsens Glanz (wie Anm. 1), S. 318.

⁶ Online-Ausgabe: <https://saebi.isgv.de/>.

⁷ Vgl. dazu auch JACEK STASZEWSKI, Die Polen im Dresden des 18. Jahrhunderts (Klio in Polen 19), Osnabrück 2019, S. 215–250; HANS-CHRISTIAN TREPTE, Zum kulturellen Erbe der Polnisch-Sächsischen Union (1697–1763), in: Silesia Nova 7 (2010), Heft 2, S. 52–60; REINER GROSS, Dresden und die polnischen Emigranten zwischen 1830 und 1864, in: Dresdner Hefte 50 (1997), S. 64–72; PRUNITSCH, Polnische Schriftsteller-Migranten (wie Anm. 4).

tete und gepflegte Projekt vorgestellt. In einem zweiten Schritt werden dann seine Möglichkeiten und Perspektiven, aber auch seine Grenzen für die Erforschung der sächsisch-polnischen Union analysiert.

Die „Sächsische Biografie ist ein personengeschichtliches Lexikon zur Geschichte Sachsens des ISGV (Abb. 2).⁸ Seit 2005 online verfügbar, bietet sie einen biografischen Zugang zur sächsischen Landesgeschichte und hat sich in der deutschen wie in der europäischen Biografik einen anerkannten Platz erarbeitet. Die „Sächsische Biografie“ bildet dabei als Regionalportal mit regional- und landesgeschichtlichem Fokus eine wichtige Ergänzung zu den nationalen Biografien wie der „Deutschen Biographie“.⁹ Anders als die meisten Lexika war die „Sächsische Biografie“ von Beginn an als reines Online-Lexikon konzipiert worden und basiert auf einem dynamischen, stets wachsenden Datenbestand zu Personen der sächsischen Geschichte. Konzeptionell erfasst das Lexikon historisch bedeutsame Personen, die in oder für Sachsen seit dem Mittelalter bis heute gewirkt haben. Im Unterschied zu den nationalen Lexika geht es der „Sächsischen Biografie“ dabei auch um das Erinnern an weniger prominente oder gar vergessene Personen, die dennoch bleibende Spuren in der Geschichte des Landes hinterlassen haben.¹⁰

Aktuell werden den Nutzerinnen und Nutzern die biografischen Kerndaten zu ca. 13 000 Frauen und Männern aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens angeboten. Hiervon sind mehr als 1 800 Personen mit Volltextbiografien ausgestattet, die kosten- und zugangsfrei online verfügbar sind. Gerade jene Volltextbiografien bilden den Kern der „Sächsischen Biografie“, bieten sie doch nicht nur biografische Grundinformationen, sondern Darstellungen individueller Lebensläufe in Textform. Der Vorteil gegenüber dem traditionellen Printmedium liegt dabei vor allem darin, dass im digitalen Raum kein Platzmangel herrscht, sodass die biografischen Beiträge durchaus die Länge kurzer wissenschaftlicher Artikel besitzen können.

Als Online-Lexikon nutzt die „Sächsische Biografie“ zudem die technischen Vorzüge der digitalen Publikation. Damit ist sowohl die interne Verlinkung als auch die externe Vernetzung gemeint. Die interne Verlinkung verknüpft zum Beispiel alle in den Lexikonartikeln genannten Personen miteinander, sodass die Nutzerinnen und Nutzer im Idealfall von Artikel zu Artikel springen können. Zudem findet über institutsinterne Personen- und Orts-Identifizierer eine Vernetzung mit den anderen Online-Datenbanken des ISGV wie dem „Historischen Ortsverzeichnis von Sachsen“¹¹

⁸ Vgl. MARTINA SCHATTKOWSKY, Die Sächsische Biografie, in: Martina Schattkowsky/Frank Metasch (Hg.), Biografische Lexika im Internet. Internationale Tagung der „Sächsischen Biografie“ in Dresden (30. und 31. Mai 2008) (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 14), S. 99-111; MARTINA SCHATTKOWSKY/FRANK METASCH/HENRIK SCHWANITZ, Vernetzungsstrategien der Sächsischen Biografie. Praxis und Ausblick, in: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997-2017, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (Spurensuche. Geschichte und Kultur Sachsens 7), Dresden 2017, S. 66-75.

⁹ Vgl. FRANK METASCH, Lokal – regional – national – europäisch. Wie verknüpft die europäische Biografik die Lebensebenen der Europäer?, in: Ágoston Zénó Bernád/Christine Gruber/Maximilian Kaiser (Hg.), Europa baut auf Biographien. Aspekte, Bausteine, Normen und Standards für eine europäische Biographik, Wien 2017, S. 107-118. Zur Webseite der Deutschen Biographie: <https://www.deutsche-biographie.de/>.

¹⁰ Zur Genese und Konzeption der „Sächsischen Biografie“ vgl. SCHATTKOWSKY, Sächsische Biografie (wie Anm. 8).

¹¹ Das „Historische Ortsverzeichnis von Sachsen“, <https://hov.isgv.de/>.



SÄCHSISCHE BIOGRAFIE

[Projekt](#) ▾ [Biografie](#) ▾ [Hilfe](#) ▾ [Impressum](#) ▾ [Kontakt](#)

Schriftgröße [A](#) [A](#) [A](#)

Die **Sächsische Biografie** ist eine **regionalgeschichtliche Online-Datenbank**. Aus allen historischen Epochen werden **biografische Kerndaten** sowie **Lexikonartikel** zu Persönlichkeiten zur Verfügung gestellt, die über ihren Tod hinaus **historische Bedeutung** haben und dabei mit **Sachsen** verbunden werden. Die Sächsische Biografie stellt derzeit **Kerninformationen** zu **13078** Personen zur Verfügung. Zu **1844** Personen liegen bereits **Volltextbiografien** vor.

Hier geht es zur PERSONENSUCHE



Hubert Ermisch
Historiker



Gret Palucca
Tänzerin



Maria Antonia Walburga
Kurfürstin von Sachsen



Albrecht (der Beherzte)
Herzog von Sachsen

Biografie des Monats September 2022

Friedrich Christian von Sachsen (1722-1763)

„Die Fürsten sind für ihre Untertanen da und nicht die Untertanen für die Fürsten.“ Diesen Satz schrieb der Wettiner Friedrich Christian als Kurprinz 1751 in sein geheimes politisches Tagebuch. Die Art von Politik, wie sie damals unter seinem Vater König August III. von Polen und dessen allgewaltigem Minister Brühl betrieben wurde, sah er äußerst kritisch. Später ließ Friedrich Christian ein umfassendes Reformprogramm erarbeiten, das nach dem Ende des für Sachsen desaströsen Siebenjährigen Krieges erfolgreich umgesetzt wurde. Ihm selbst blieben 1763 bis zu seinem frühen Tod als Kurfürst nur wenige Wochen Regierungszeit, mit seinen Impulsen für Politik, Wirtschaft und Kultur im Sinne der Aufklärung hat er jedoch die Geschichte Sachsens auf Jahrzehnte mitbestimmt. Sein nie aufgegebener Traum war der erneute Gewinn der Krone Polens. Und seine engste Verbündete, mit der er alle seine Gedanken teilte, war zeitweilig seine Frau, die Wittelsbacherin Maria Antonia Walburga, mit der er körperbehinderte Prinz fünf Söhne und zwei Töchter zeugte.

Die **Biografie des Monats** erinnert an einen außergewöhnlichen Wettiner, der vor genau 300 Jahren am 5. September 1722 in Dresden geboren wurde.



Abb. 2: Startseite der „Sächsischen Biografie“ mit der „Biografie des Monats“ über Kurfürst Friedrich Christian, dessen früher Tod eine erneute sächsische Kandidatur um die polnische Krone verhinderte.

oder dem „Lebensgeschichtlichen Archiv für Sachsen“¹² statt. Über die Gemeinsame Normdatei (GND)¹³ kann die „Sächsische Biografie“ sich schließlich mit anderen Internetportalen vernetzen und dabei auch den nationalen Rahmen überschreiten, wie das Beispiel des europäischen „Biographie-Portals“ zeigt, in das die „Sächsische Bio-

¹² Das „Lebensgeschichtliche Archiv für Sachsen“, <https://lga.isgv.de/>.

¹³ Zur GND vgl. https://www.dnb.de/DE/Professionell/Standardisierung/GND/gnd_node.html sowie BERNHARD EBNETH, Auf dem Weg zu einem historisch-biographischen Informationssystem. Datenintegration und Einsatz von Normdaten am Beispiel der Deutschen Biographie und des Biographie-Portals, in: Jahrbuch für Universitäts-geschichte 16 (2013), S. 261-290.

grafie“ 2012 aufgenommen wurde.¹⁴ Auf diese Weise ist sie integraler Bestandteil der europäischen Vernetzungsstrategien der biografischen Online-Lexika.

Diese konzeptionellen und technischen Grundlagen sind essenziell, um die Möglichkeiten und Perspektiven der „Sächsischen Biografie“ für die Erforschung der sächsisch-polnischen Union verstehen und darstellen zu können. Denn sie bilden in besonderem Maße die Voraussetzung, um Biografik im Sinne moderner geschichtswissenschaftlicher Forschung betreiben zu können. Das heißt, Biografik als „Schlüssel zum Verständnis von Akteuren und individuellen, aber auch von gesellschaftlichen Strukturen zu nutzen“¹⁵ und dabei Individual- und Kollektivbiografien miteinander sinnvoll zu verknüpfen.¹⁶

Wie kann eine Online-Biografie nun für die Forschung zur sächsisch-polnischen Union nutzbar gemacht werden? Generell ist zunächst festzustellen, dass sowohl in Sachsen als auch in Polen die Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten verstärkt die Verbindung beider Länder im 18. Jahrhundert in den Blick genommen hat.¹⁷ Während dabei politikgeschichtliche und vor allem mentalitäts- sowie kulturgeschichtliche Aspekte eine Konjunktur erlebten, blieben Fragen zu Migrationsbewegungen und Kulturtransfer zwischen Dresden und Warschau, wie Jacob Nuhn 2015 betont hat, eine Ausnahme.¹⁸ Dabei bietet gerade die biografische Forschung eine Möglichkeit, einerseits die Verschränkung sächsischer und polnischer Biografien, andererseits aber auch die Existenz sächsischer Lebensläufe in Polen und polnischer Lebensläufe in Sachsen aufzuzeigen und zeitspezifische Formen kultureller Transferprozesse und grenzübergreifender Netzwerke aufzudecken.¹⁹

Die „Sächsische Biografie“ ermöglicht hierbei vielfältige Möglichkeiten, um sächsisch-polnischen Verbindungen nachzugehen. Zunächst ist hierbei an die Lebensläufe

¹⁴ Zum „Europäischen Biographie-Portal“ vgl. https://www.biographie-portal.eu/Biographien/Wir_über_uns.

¹⁵ CHRISTIANE KATZ, Tagungsbericht: Zwischen Narration und Methode: Neue Impulse in der historischen Biographieforschung. 5. Tag der Wissenschaftsgeschichte, 16.12.2011 Aachen, in: H-Soz-Kult, 29. Februar 2012, Online-Ausgabe: www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-4095.

¹⁶ Vgl. zum Forschungsfeld Kollektivbiografien WILHELM HEINZ SCHRÖDER, Kollektivbiographien: Spurensuche, Gegenstand, Forschungsstrategie, in: *Historical Social Research. Supplement* 23 (2011), S. 74-152; CORNELIA RAUH-KÜHNE, Das Individuum und seine Geschichte. Konjunkturen der Biographik, in: Andreas Wirsching (Hg.), *Neueste Zeit*, München 2006, S. 215-232; LEVKE HARDERS/VERONIKA LIPPARDT, Kollektivbiografie in der Wissenschaftsgeschichte als qualitative und problemorientierte Methode, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 13 (2006), Heft 2, S. 81-91; LEVKE HARDERS/HANNES SCHWEIGER, Kollektivbiographische Ansätze, in: Christian Klein (Hg.), *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*, Stuttgart/Weimar 2009, S. 194-198.

¹⁷ Vgl. zum Beispiel den Tagungsband KROLL/THOSS, *Zwei Staaten, eine Krone* (wie Anm. 1) sowie JACOB NUHN, Aktuelle polnisch(sprachig)e Perspektiven auf die polnisch-sächsische Union. Eine Annäherung, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte* 86 (2015), S. 209-224.

¹⁸ Vgl. NUHN, *Perspektiven* (wie Anm. 17), S. 224.

¹⁹ Vgl. zur transnationalen/-regionalen Perspektive der Biografik u. a. HANNES SCHWEIGER, *Polyglotte Lebensläufe. Die Transnationalisierung der Biographik*, in: Ders./Michaela Bürger-Koftis/Sandra Vlasta (Hg.), *Polyphonie – Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität*, Wien 2010, S. 23-38.

der Kurfürsten-Könige zu denken, an August den Starken,²⁰ August III. (1696–1763)²¹ oder auch König Friedrich August I. (1750–1827),²² der zwischen 1807 und 1815 Herzog von Warschau war, sind diese doch für die grenzübergreifende Geschichtsschreibung von zentraler Bedeutung, wobei eine polnische Perspektive andere oder ergänzende Sichtweisen auf die jeweiligen Personen ermöglicht.²³

Neben den Monarchen selbst entwickelten sich innerhalb der kurfürstlich-königlichen Familie teils enge sächsisch-polnische Beziehungen. Prominentes Beispiel ist etwa Friedrich August Rutowski (1702–1764), der illegitime Sohn Augusts des Starken, der in Warschau geboren und von August in den polnischen Grafenstand erhoben wurde.²⁴ Später spielte er vor allem als Feldmarschall während der Schlesischen Kriege in den 1740er-Jahren sowie im Siebenjährigen Krieg zwischen 1756 und 1763 eine bedeutende Rolle. Ein weiteres Beispiel aus dem engeren Familienkreis Augusts des Starken ist auch Anna Karolina Orzelska (1707–1769),²⁵ eine illegitime Tochter, für die August das Blaue Palais (Błękitny Pałac) in Warschau im barocken Stil umbauen ließ. Auch Friederike Alexandrine von Cosel (1709–1784),²⁶ eine weitere illegitime Tochter, hatte eine polnische Verbindung durch ihre Verheiratung mit dem königlich-polnischen Schatzmeister und kurfürstlich-sächsischen Oberfalkenmeister Jan Kanty Moszyński († 1739).²⁷ Moszyński wiederum kann nicht nur durch diese Ehe, sondern auch schon allein aufgrund seiner Funktionen innerhalb des Hofstaats als einer jener sächsisch-polnischen Grenzgänger bezeichnet werden. Im direkten Umfeld des Kurfürsten-Königs ist zudem noch auf Ursula Katharina von Altenbockum (1680–1743)²⁸ zu verweisen. Aus einem litauischen Adelsgeschlecht stammend, wurde sie mit Fürst Jerzy Dominik Lubomirski († 1727) verheiratet und war ca. 1700 bis 1705 Mätresse Augusts des Starken. Zudem entstammte auch die Mätresse Marianna Bielińska (1685–1730)²⁹ dem polnisch-litauischen Adel.

Ergiebiger und aufgrund des teils rudimentären Wissensstands vielleicht noch interessanter erscheinen aber jene Personen der zweiten, dritten oder gar vierten Reihe, die infolge der Personalunion über die Grenzen ihrer eigentlichen Heimat hinaus wirkten. Von Vorteil ist dabei vor allem der konzeptionelle Zuschnitt der „Sächsischen Biografie“, der es erlaubt, einen vergleichsweise breiten Personenkreis zu erfassen. Dies ermöglicht es, bisweilen noch im Dunklen verborgene Verbindungslinien aufzudecken. Denn für eine biografische Forschung der sächsisch-polnischen Union sind im besonderen Maße die beteiligten Funktionsebenen, die Künstler und Baumeister, Händler und Wissenschaftler von Bedeutung, die im Gefolge des Hofes sowohl im sächsischen als

²⁰ Vgl. <https://saebi.isgv.de/person/snr/1530>.

²¹ Vgl. <https://saebi.isgv.de/person/snr/1532>.

²² Vgl. <https://saebi.isgv.de/person/snr/1534>.

²³ Vgl. zur polnischen Forschung zu den sächsischen Königen ŘEZNÍK, Das Augusteische Zeitalter (wie Anm. 4) sowie NUHN, Perspektiven (wie Anm. 17), bes. S. 212–220.

²⁴ Vgl. REINER POMMERIN, Friedrich August Graf von Rutowski, in: Sächsische Biografie (wie Anm. 1), Online-Ausgabe: [https://saebi.isgv.de/biografie/Friedrich_August_von_Rutowski_\(1702-1764\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Friedrich_August_von_Rutowski_(1702-1764)).

²⁵ Vgl. <https://saebi.isgv.de/person/snr/25173>. Vgl. auch im „Polnischen Biografischen Wörterbuch“: <https://www.ipsb.nina.gov.pl/a/biografia/anna-katarzyna-orzelska-zm-1769-corka-naturalna-augusta-ii>.

²⁶ Vgl. <https://saebi.isgv.de/person/snr/25694>.

²⁷ Vgl. <https://saebi.isgv.de/person/snr/29340>. Vgl. <https://www.ipsb.nina.gov.pl/a/biografia/jan-kanty-moszynski-h-nalecz>.

²⁸ Vgl. <https://saebi.isgv.de/person/snr/25237>.

²⁹ Vgl. <https://saebi.isgv.de/person/snr/29312>.

auch im polnischen Raum gewirkt haben.³⁰ Ein Beispiel für die grenzübergreifend agierende und netzwerkbildende Funktionselite ist etwa Jakob Heinrich von Flemming.³¹ Gerade dieser steht beispielhaft für eine sächsisch-polnische Biografie. Als sächsischer Staatsminister prägte er nahezu für zwei Jahrzehnte die sächsisch-polnische Politik, wobei er die Personalunion auch durch seine eigenen Verwandtschaftsbeziehungen zum polnischen Hochadel verkörperte. So stammten nicht zuletzt seine beiden Ehefrauen, Franziska Sapieha und Thekla von Radziwill, aus einflussreichen polnischen Familien. Eine andere bedeutende Person ist Fürst Alexander Jakob Lubomirski (1695–1772),³² der als gebürtiger Pole General der sächsischen Armee wurde.

Neben diesen hochrangigen Personen gibt es aber auch untergeordnete Funktionseliten, die ins Blickfeld geraten. Ein Beispiel hierfür ist etwa Stephan Swinarski (1741–1794),³³ über dessen Leben bisher wenig bekannt ist. Relativ sicher ist jedoch, dass Swinarski 1741 in der Woiwodschaft Posen geboren wurde und 1761 als Silberpage an den Warschauer Hof kam. Zwei Jahre später – kurz vor Ende der sächsisch-polnischen Union – wurde er gemeinsam mit Camillo Marcolini (1739–1814) als Kammerpage des Prinzen Friedrich August bestellt³⁴ und war unter anderem dafür zuständig, Friedrich August in polnischer Konversation zu unterweisen.³⁵ An dessen Seite ging er dann schließlich nach Sachsen, wo er stetig die Karriereleiter emporstieg und 1785 Oberstallmeister wurde.³⁶ Swinarski genoss dabei nicht nur das persönliche Vertrauen Friedrich Augusts, sondern auch der Kurfürstin-Mutter Maria Antonia Walburga

³⁰ Vgl. NUHN, Perspektiven (wie Anm. 17), S. 222 f.; KATRIN KELLER, Personalunion und Kulturkontakt. Der Dresdner Hof im Zeitalter der sächsisch-polnischen Union, in: Rex Rexheuser (Hg.), Die Personalunion von Sachsen-Polen 1697–1763 und Hannover-England 1714–1837. Ein Vergleich (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien 18), Wiesbaden 2005, S. 153–176, bes. S. 165 f.; JAROS AW PORAZIŃSKI, Menschen um den König. Polnische und sächsische Berater König Augusts II. – ein Überblick, in: Tobias Weger (Hg.), Grenzüberschreitende Biographien zwischen Ost- und Mitteleuropa. Wirkung – Interaktion – Rezeption (Mitteleuropa – Osteuropa. Oldenburger Beiträge zur Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas 11), Frankfurt am Main 2009, S. 353–361. Zur sächsisch-polnischen Union als „Kontaktzone“ jüngst PETER COLLMER, Verwaltete Vielfalt. Die königlichen Tafelgüter in Polen-Litauen, 1697/1763 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa 90), Stuttgart 2022, bes. S. 81–87 sowie S. 289–301.

³¹ Vgl. JOCHEN VÖTSCH, Jakob Heinrich von Flemming, in: Sächsische Biografie (wie Anm. 1), Online-Ausgabe: [https://saebi.isgv.de/biografie/Jakob_Heinrich_von_Flemming_\(1667-1728\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Jakob_Heinrich_von_Flemming_(1667-1728)). Vgl. W ADYS AW KONOPCZYŃSKI, Jakub Henryk Flemming, in: Polskiego Słownika Biograficznego, Online-Ausgabe: <https://www.ipsb.nina.gov.pl/a/biografia/jakub-henryk-flemming-1667-1728-koniuszy-litewski-etc>.

³² Vgl. <https://saebi.isgv.de/person/snr/29311>.

³³ Vgl. <https://saebi.isgv.de/person/snr/29297>.

³⁴ Vgl. LENNART KRANZ, Camillo Marcolini, in: Sächsische Biografie (wie Anm. 1), Online-Ausgabe: [https://saebi.isgv.de/biografie/Camillo_Marcolini_\(1739-1814\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Camillo_Marcolini_(1739-1814)).

³⁵ Vgl. STASZEWSKI, Polen im Dresden des 18. Jahrhundert (wie Anm. 7), S. 205.

³⁶ Nachvollziehen lassen sich die Karriereschritte zum Beispiel anhand der „Churfürstlich Sächsischen Hof- und Staatscalender“, die als Nachfolger der „Königlich-Polnischen und Churfürstlich-Sächsischen Hoff- und Staats-Calender“ ab 1765 bis 1806 erschienen. Zu den Staatskalendern vgl. VOLKER JÄGER/JÖRG LUDWIG, Die sächsischen Staats-handbücher, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 76 (2005), S. 291–302; zur digitalen Verfügbarkeit vgl. auch <https://www.saxorum.de/ressourcen/amtliche-saechsische-publikationen>.

(1724–1780)³⁷ sowie der Prinzen Maximilian (1759–1838)³⁸ und Anton (1755–1836)^{39, 40} Auf persönliche Gnade Friedrich Augusts wurde seinen Erben im mittlerweile zu Preußen gehörenden Polen sogar der Abschoss, ein für Vermögenstransfers zu zahlendes Erbschaftsgeld, erlassen.⁴¹ Swinarski ist dabei nicht nur ein Beispiel eines polnisch-sächsischen Lebenslaufs, sondern steht gleichsam exemplarisch dafür, dass die Unionszeit gerade auch in personeller Hinsicht über deren Ende 1763 hinaus fortwirkte.

Doch nicht nur Verwaltungsbeamte und Militärs pendelten zwischen Sachsen und Polen, sondern im Fahrwasser des Hofes eben auch Künstler, Musiker, Architekten und andere, die aus beruflichen Gründen über die Grenzen hinweg agierten.⁴² So findet sich in der „Sächsischen Biografie“ etwa Jean-Baptiste Woulmyer (1677/78–1728), ein flämischer Violinist, der als Konzertmeister die Dresdner Hofkapelle zu europäischer Bedeutung brachte und in dieser Funktion auch in der Warschauer „polnischen Kapelle“ musizierte.⁴³ Aufnahme fand auch der Beitrag über Guiseppa Galli-Bibiena (1696–1757), einen aus Parma stammenden Architekten, der unter August III. ebenso an der Planung des zweiten Warschauer Opernhauses beteiligt war wie an der Rekonstruktion des Opernhauses am Dresdner Zwinger.⁴⁴ Oder auch der Hofnarr Joseph Fröhlich (1694–1757), der nicht nur zum Hofstaat Augusts des Starken in Dresden und Warschau gehörte, sondern ab 1754 Mühlenbesitzer bei Warschau war und hier drei Jahre später verstarb.⁴⁵ Einer der bekanntesten „Pendler“ zwischen Sachsen und Polen, Dresden und Warschau, war aber sicherlich der italienische Maler Bernardo Bellotto (1720–1780),⁴⁶ genannt Canaletto, der mit seinen malerischen Stadtansichten sowohl das Bild des barocken Dresden als auch – nachdem er in Sachsen kein Auskom-

³⁷ Vgl. ALOIS SCHMID, Maria Antonia Walburga von Bayern, in: Sächsische Biografie (wie Anm. 1), Online-Ausgabe: [https://saebi.isgv.de/biografie/Maria_Antonia_Walburga,_Kurfürstin_von_Sachsen_\(1724-1780\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Maria_Antonia_Walburga,_Kurfürstin_von_Sachsen_(1724-1780)).

³⁸ Vgl. <https://saebi.isgv.de/person/snr/9041>.

³⁹ Vgl. <https://saebi.isgv.de/person/snr/210>.

⁴⁰ Vgl. FRIEDRICH AUGUST O'BYRN, Camillo Graf Marcolini. Königlich Sächsischer Cabinetsminister, Oberstallmeister und Kämmerer. Eine biographische Skizze, Dresden 1877, S. 29; DERS., Aus dem kursächsischen Marstall, in: Mittheilungen des Königlich Sächsischen Alterthumsvereins 25 (1875), S. 20–43, hier S. 22.

⁴¹ Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden, 12881 Genealogica, Loc. 5524: Swinarski.

⁴² Vgl. hierzu vor allem das Kapitel „Kunst, Kultur und Wissenschaft“ in: KROLL/THOSS, Zwei Staaten, eine Krone (wie Anm. 1), S. 177–262; STASZEWSKI, Polen im Dresden des 18. Jahrhunderts (wie Anm. 7), bes. 133–168.

⁴³ Vgl. UTA DOROTHEA SAUER, Jan-Baptist Woulmyer, in: Sächsische Biografie (wie Anm. 1), Online-Ausgabe: [https://saebi.isgv.de/biografie/Jan-Baptist_Woulmyer_\(1677/1678-1728\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Jan-Baptist_Woulmyer_(1677/1678-1728)). Vgl. zur Musikkultur am sächsisch-polnischen Hof ALINA ŻÓRAWKA-WITKOWSKA, Musikkultur und Musikpflege am polnisch-sächsischen Hof, in: Kroll/Thoß, Zwei Staaten (wie Anm. 1), S. 231–243.

⁴⁴ Vgl. KATY SCHLEGEL, Giuseppe Galli-Bibiena, in: Sächsische Biografie (wie Anm. 1), Online-Ausgabe: [https://saebi.isgv.de/biografie/Giuseppe_Galli-Bibiena_\(1696-1757\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Giuseppe_Galli-Bibiena_(1696-1757)).

⁴⁵ Vgl. KATHARINA REIMANN, Joseph Fröhlich, in: Sächsische Biografie (wie Anm. 1), Online-Ausgabe: [https://saebi.isgv.de/biografie/Joseph_Fröhlich_\(1694-1757\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Joseph_Fröhlich_(1694-1757)). Vgl. darüber hinaus RAINER RÜCKERT, Der Hofnarr Joseph Fröhlich. 1694–1757. Taschenspieler und Spaßmacher am Hofe Augusts des Starken, Offenbach 1998.

⁴⁶ Vgl. <https://saebi.isgv.de/person/snr/443>. Vgl. darüber hinaus: <https://www.ipsb.nina.gov.pl/a/biografia/bernardo-canaletto-wlasciwie-belotto-1720-1780-malarz>.

men mehr fand – Warschau prägte und ebenso einen Eintrag in der „Sächsischen Biografie“ besitzt.⁴⁷

An diesen Beispielen zeigt sich, dass bei vielen Biografien nicht zwischen sächsischen und polnischen Biografien unterschieden werden kann. Hierin liegen wiederum die besonderen Vorzüge der „Sächsischen Biografie“. In einer Nationalbiografie würde die Bedeutung einer Person in der sächsisch-polnische Union wahrscheinlich eine untergeordnete oder keine Rolle spielen.⁴⁸ Die Möglichkeit eines Regionallexikons wie der „Sächsischen Biografie“ ist es jedoch, seinen Fokus auf die sächsische Geschichte zu richten und somit auch die sächsisch-polnische Perspektive für diesen Zeitabschnitt stark zu machen. Als regionalgeschichtliches Lexikon ist sie auf diese Weise Mittlerin zwischen den großen Nationallexika, der „Deutschen Biographie“ sowie der „Polski Słownik Biograficzny“.⁴⁹ Die Konzentration auf das Regionale und die sächsische Geschichte ermöglicht es, eine Lücke zu füllen, die durch die spezifische Konzeption der beiden Nationalbiografien entsteht.

Neben der Sichtbarwerdung des Wirkens in Sachsen und Polen bieten die technischen Möglichkeiten der digitalen Umsetzung Perspektiven, die über den jeweiligen individuellen Lebenslauf hinausreichen. Gerade die vorhandenen Vernetzungsstrategien bieten dabei ein für die Forschung wichtiges Zukunftspotenzial, und dies trifft sowohl auf die institutsinternen als auch die externen Verlinkungen mit anderen Internetportalen zu. So bilden diese Verknüpfungen die Voraussetzung dafür, nicht nur verwandtschaftliche, sondern auch im weitesten Sinne berufliche Netzwerke sichtbar zu machen. Bezogen auf die Forschung zur sächsisch-polnischen Union heißt dies, dass die „Sächsische Biografie“ aufgrund ihrer Konzeption die Grundlage bilden kann, um ausgehend von den einzelnen Lebensläufen eine Gesamtschau einer grenzüberschreitenden Kollektivbiografie zu entwerfen und diese intensiver zu analysieren.

Hier zeigen sich aber gleichzeitig die derzeit noch bestehenden Grenzen einer weitergehenden biografischen Forschung in der „Sächsischen Biografie“. Denn um Persönlichkeiten der sächsisch-polnischen Personalunion aus beiden Perspektiven würdigen zu können, sind verschiedene Voraussetzungen zu erfüllen. So macht dieses Vorgehen eine Rezeption der polnischen Fachliteratur notwendig, was jedoch bereits in vielen Fällen an der sprachlichen Barriere scheitert.⁵⁰ Dies macht sich auch in der „Sächsischen Biografie“ bemerkbar. So wird bei Persönlichkeiten dieser Epoche der Fokus noch stark auf ihr Wirken in Sachsen gelegt. Die Sprache als Rezeptionsgrenze spiegelte sich lange Zeit ebenso in der geringen Präsenz polnischer Persönlichkeiten der „Sachsenzeit“ wider, die eigentlich die sächsisch-polnische Union prägten, sich bisher aber im Datenbestand der „Sächsischen Biografie“ nicht finden. Erst langsam gelangen durch allmähliche Transferleistung der polnischen Forschung auch solche Personen in das Lexikon hinein. Ein prominentes Beispiel hierfür ist etwa Jan Jerzy Przebendowski (1638–1729).⁵¹ Dieser war nicht nur durch seine Ehe mit dem

⁴⁷ Vgl. STEFAN KOZAKIEWICZ, Tätigkeit und Kunst Bernardo Bellottos in Dresden und Warschau, in: Bernardo Bellotto genannt Canaletto in Dresden und Warschau. Ausstellung vom 8. Dezember 1963 bis 31. August 1964 im Albertinum Dresden, hrsg. von der Generaldirektion der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, Leipzig 1963, S. 18–37.

⁴⁸ Vgl. zur Bedeutung regionaler Biografien für die biografische Forschung MARCUS WEIDNER, Regionalbiografische Nachschlagewerke im Internet-Zeitalter, in: Bernád/Gruber/Kaiser, Europa baut auf Biographien (wie Anm. 9), S. 119–138, bes. S. 131, 138.

⁴⁹ Vgl. <https://www.ipsb.nina.gov.pl/Home>.

⁵⁰ Vgl. NUHN, Perspektiven (wie Anm. 17), S. 209.

⁵¹ Vgl. <https://saebi.isgv.de/person/snr/29117>.

sächsischen Minister Flemming verwandt, sondern wirkte mit diesem entscheidend an der Inthronisierung Augusts des Starken in Polen. Überdies wurde er von August dem Starken in den sächsischen Geheimen Rat berufen.⁵² Auch Personen der hinteren Reihe wie Stephan Swinarski waren lange nicht im Fokus der Sächsischen Biografie und wurden erst jüngst aufgenommen. Dabei ist gerade hier noch viel Grundlagenarbeit für die „Sächsische Biografie“ zu leisten, um auch das Wirken polnischer Persönlichkeiten in der Zeit der Union angemessen zu würdigen. Dabei darf auch nicht vergessen werden, dass es sich bei der Personalunion von Sachsen und Polen nicht nur um ein binationales, sondern – durch die Verbindung Polens mit Litauen und die Umfassung von Gebieten im heutigen Belarus oder der Ukraine – um ein multinationales Projekt handelt, sodass auch Persönlichkeiten aus diesen Regionen hierbei Beachtung finden müssen und eine Zusammenarbeit mit den dortigen Experten erfolgen muss.⁵³

Das Wissen um die Akteure der sächsisch-polnischen Verbindung ist breit gestreut und zum Teil für die jeweiligen Einzelbiografien oder Gruppen schon gut untersucht. Die „Sächsische Biografie“ kann das grundlegende Werkzeug an die Hand geben, die Biografien der Unionszeit greifbar zu machen. Dabei bedarf es einer Zusammenarbeit über die Grenzen hinweg, um Lösungen und Mehrwert zu evozieren. Denn nur in der transnationalen Zusammenarbeit kann es gelingen, biografische Lebensläufe, die beide Perspektiven besitzen, zu entwerfen. Zugleich bietet sie die Chance, mittels der digitalen Verknüpfungen individuelle Lebensläufe in einer Gesamtschau zu betrachten, Netzwerke aufzuspüren, nachzuerfolgen und zu analysieren. Damit lassen sich Migrationsbewegungen sowie Fragen des Kulturtransfers und der Integration untersuchen. Biografien über Grenzen hinweg zu verfolgen, dient somit nicht nur dem Selbstzweck oder der bloßen historischen Erkenntnis. Vielmehr gewinnen grenzüberschreitende Biografien gerade vor dem Hintergrund der zunehmenden Mobilität der Menschen infolge kleinräumiger und weiltäufiger Migrationsbewegungen sowie dem Wissen um die historische Konstruiertheit nationaler Grenzen an Aktualität.⁵⁴

Es kann dabei als ein konkretes Ergebnis der Tagung „Zwischen Warschau und Dresden. Die Wettiner auf dem polnischen Thron (1697–1815)“ in Warschau 2019 gewertet werden, dass es im Nachgang zu einem ersten Dialog zwischen den Projektarbeitern der „Sächsischen Biografie“ und polnischen Historikerinnen und Historikern über den Austausch biografischer Informationen kam. Dabei wurde die – mittlerweile in Angriff genommene – Idee skizziert, dass zunächst anhand der „Polski Słownik Biograficzny“ geeignete Personen jener Zeit identifiziert und in die Datenbank der „Sächsischen Biografie“ aufgenommen werden. Auf dieser Grundlage können dann in Zusammenarbeit von deutschen und polnischen Forscherinnen und Forschern biografische Artikel verfasst werden, die in der „Sächsischen Biografie“ in bilingualer Form (deutsch-polnisch) publiziert und so der Forschung sowie der Öffentlichkeit in beiden Ländern zugänglich gemacht werden. Das Prinzip der mehr-

⁵² Vgl. STASZEWSKI, Polen im Dresden des 18. Jahrhunderts (wie Anm. 7), S. 150 f.; PORAZIŃSKI, Menschen um den König (wie Anm. 30).

⁵³ Vgl. DALIUS AVIŽINIS/VYDAS DOLINSKAS/DIRK SYNDRAM (Hg.), Kurfürsten von Sachsen – Großfürsten von Litauen. Hofkultur und Hofkunst unter August II. und August III. Katalog zur Internationalen Ausstellung. 6. Juli 2018 – 14. Oktober 2018 im Nationalmuseum Palast der Großfürsten von Litauen (Vilnius), Vilnius 2018.

⁵⁴ Vgl. MATTHIAS WEBER, Zur Aktualität geschichtswissenschaftlicher Erforschung grenzüberschreitender Biographien zwischen Mittel- und Osteuropa, in: Tobias Weger (Hg.), Grenzüberschreitende Biographien zwischen Ost- und Mitteleuropa (wie Anm. 30), S. 67-76, bes. S. 69 f.

Sie sind hier: [Sächsische Biografie](#) > [Biografie](#) > [Jurij Brězan \(Georg Bresan\)](#)

Zurück zur Tabellensuche

Dieser Artikel ist auch in Sorbisch verfügbar

Deutsch

Jurij Brězan (Georg Bresan)

B. war der bekannteste und erfolgreichste sorbische Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und einer der führenden Romanciers der DDR. Als Erzähler, Lyriker und Dramatiker, der in Sorbisch und Deutsch auf hohem ästhetischen Niveau schrieb, anfangs auch als Herausgeber und Übersetzer, suchte er zwischen sorbischer Kultur bzw. Tradition und (ost-)deutscher Realität zu vermitteln. Vom deutschen Gymnasium in Bautzen, das er 1927 bis 1936 besuchte, wurde er „wegen politischer Unreife“ relegiert, weshalb er das Abitur 1938 im polnischen Toruń (dt. Thorn) ablegte. Nach illegaler Arbeit in einer sorbischen Widerstandsgruppe wurde er 1938/39 in Dresden inhaftiert. Anschließend war er aufgrund eines Aufenthaltsverbots für die Lausitz in Norddeutschland als Gutsverwalter tätig, was er später in seiner Autobiografie „Mein Stück Zeit“ (1989) ausführlich kommentierte. Nach seinem Dienst in der Wehrmacht (1942-1945) und amerikanischer Gefangenschaft trat er 1946 der SED bei und wurde leitender sorbischer Jugendfunktionär; er initiierte u.a. eine Brigadebewegung zum Wiederaufbau kriegszerstörter Dörfer. Ab 1948 war er Abteilungsleiter im Sorbischen Kultur- und Volksbildungsamt der Landesregierung Sachsen im Rang eines Regierungsrats (Arbeitsgebiete: Presse, Funk und Film), ab Oktober 1949 freischaffender Autor. – B.s Stellung in den unterschiedlichen politischen Systemen ist nicht mit der Alternative Anpassung oder Widerstand zu erfassen. Die Erfahrungen mit der repressiven „Wendepolitik“ der Nationalsozialisten, mit Krieg und Nachkriegszeit hatten ihn, der dem sorbisch-katholischen Milieu entstammte, zu marxistischen Überzeugungen geführt; den Weg zur künstlerischen Gestaltung seines ländlichen Umfelds wiesen ihm die Erinnerungen an Maxim Gorkis. Mit operativer Lyrik sowie Szenen für das wiederbelebte Amateurtheater der Jugend rief der Heimkehrer seine Landsleute zur Aussöhnung mit Deutschen sowie Russen auf. Er sah die „geschichtliche Chance“ einer neuen, proslawischen Nationalitätenpolitik und bekannte sich in dem freirhythmischen Langgedicht „Wie ich mein Vaterland fand“ (1950) stellvertretend für viele Generationsgefährten zur DDR als Heimat der Sorben, die auch Wenden genannt werden. Als erster sorbischer Schriftsteller überhaupt publizierte er ein eigenes Buch in deutscher Sprache und begründete damit die moderne literarische Zweisprachigkeit der autochthonen Minderheit: Der Band mit Erzählungen und Gedichten „Auf dem Rain wächst Korn“ erschien 1951 beim

Jurij (Georg) Brězan (Bresan, Pseud. Dušan Šwik)
Schriftsteller

* 09.06.1916 Räckelwitz (sorb. Warklecy)
† 12.03.2006 Kamenz
☞ Crostwitz (sorb. Chrósćicy) bei Kamenz

R katholisch

V Georg (1887-1974), Kleinbauer, Steinbrucharbeiter

M Maria, geb. Bräuer (1890-1973)

G Maria, verw. Schiemann (1919-2007); Helene (1920-1959); Agnes (1924-2011); Anna (1933-1990)

Abb. 3: Artikel zu Jurij Brězan in der „Sächsischen Biografie“ in deutscher Sprache.

sprachigen Publikation wird bereits seit einigen Jahren mit den Biografien von Persönlichkeiten der nationalen Minderheit der Sorben erfolgreich praktiziert.⁵⁵ Auch diese werden – in Zusammenarbeit mit dem Sorbischen Institut in Bautzen und Cottbus – in bilingualer Form (deutsch-sorbisch) angeboten (Abb. 3 und 4), wie das Beispiel des sorbischen Schriftstellers Jurij Brězan zeigt.⁵⁶

Die Zusammenarbeit mit den polnischen Kolleginnen und Kollegen bietet die Möglichkeit, dass auch die jeweiligen Ergebnisse der biografischen Forschung in Deutschland respektive Sachsen oder Polen leichter rezipiert werden. Spannend ist dabei die Frage, wie die unterschiedlichen Wahrnehmungen der sächsisch-polnischen Union in der deutschen und der polnischen Forschung in den einzelnen Beiträgen harmonisiert werden können. Schließlich bietet der Fokus auf die grenzüberschreitenden Biografien der Unionszeit die Basis, weitergehende Forschungsfragen, die sich mit der Analyse und der Gesamtschau dieses Personenkreises im Sinne einer Kollektivbiografie beschäftigen, zu entwickeln. Für die biografische Erforschung der sächsisch-polnischen Union kann die „Sächsische Biografie“ als Schnittstelle, als Mittlerin zwi-

⁵⁵ Vgl. SCHATTKOWSKY/METASCH/SCHWANITZ, Vernetzungsstrategien (wie Anm. 8), S. 69.

⁵⁶ Vgl. DIETRICH SCHOLZE, Jurij Brězan (Georg Bresan), in: Sächsische Biografie, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Online-Ausgabe: [https://saebi.isgv.de/biografie/Georg_Bresan_\(1916-2006\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Georg_Bresan_(1916-2006)).

The screenshot shows the website 'SÄCHSISCHE BIOGRAFIE' with a navigation bar containing 'Projekt', 'Biografie', 'Hilfe', 'Impressum', and 'Kontakt'. The breadcrumb trail reads 'Sie sind hier: Sächsische Biografie > Biografie > Jurij Bržzan (Georg Bresan)'. A search box contains 'Zurück zur Tabellensuche'. A language selector shows 'Sorbisch'. The article title is 'Jurij Bržzan (Georg Bresan)'. The text begins with 'B. bě najznačiči a najwuspěšniši serbski spisowacel w druhej polojcy 20. lětstotka a jedyn z wodźacych romanowych awtorow NDR. Jako prozaist, lyrikar a dramatar, kotryž serbsce a němsce na wysokim estetiskim niwowje pisaše, spočatnje tež jako wudawćel a přeložowar chcyše mjez serbskej kulturu resp. tradiciju a wuchodoněmskej realitu posrědkować. Z němskeho gymnazija w Budyšinje, kotryž wot 1927 do 1936 wopyta, bu „dla politiskeje njezraľosće“ wupokazany, čehoždla zložil maturu 1938 w pólskim Torunju (ně. Thorn). Po ilegalnym skutkowanju w serbskej spjechowanskej skupinje sedźeše 1938/39 w Drježdźanach w jasťwe. Po tym bě na zakładźe přebywanskeho zakaza za Lužicu zarjadnik ratarskich kubłow w sewjernej Němskej, štož w swojej awtobiografiji „Mein Stöck Zeit“ (1989) nadrobnje komentowaše. Po swojej službje we wehrmachće (1942–1945) a po ameriskej jatbje zastupi 1946 do SED a bu načolny funkcionar serbskeho młodźinskeho zwjazka; wón iniciěrowaše mj. dr. brigadne hibanje za znowanatar přez wójnu zničonych wsow. Wot 1948 bě wón wotrjadnik w Serbskim zarjězde kultury a ludowego kublanja sakskeho krajneho knježerstwa w funkciji knježerstwoweho rady (dźělowe pola: nowinarstwo, rozhlós a film), wot oktobra 1949 swobodnje skutkowacy awtor. – B.owe městno w rozdźělnych politiskich systemach njehodži so z alternatiwu oportunizm abo spječowanje charakterizować. Nazhonjenja z represiwnej „wendenpolitik“ nacionalsocialistow, z wójnu a powójnskim časom běchu jeho, kotryž pochadže ze serbskeho katolskeho mljeja, k marxistiskim přeswědženjam wjedli; puć k wuměskemu přetworjenju swjeho wjesnjeho wobswěta pokazowachu jemu dopomjenki Maksima Gorkeho. Z operatiwnej lyriku kaž tež scenami za znawowožiwjene lajske dźiwadlo młodžiny namolwješe nawróćer swjich krajanow k wujednanju z Němcami kaž tež Rusami. Wón wuži „stawiznisku šansu“ noweje, prosłowjanskeje narodnostneje politiky a wuzna so w swojej znatej basni w swobodnych rytmach „Kak wótčinu namakach“ (1950), zdomob jako zastupjer swojeje generacije, k NDR jako domiznje Serbow. Jako přeni serbski spisowacel docyla publikowaše swójsku knihu w němskej rěči a založi z tym modernu literarnu dwurěčnosć awtochtoneje mjeřšiny: Zběrka z powědančkami a basnjemi „Auf dem Rain wächst Korn“ wurđide 1951 w Berlinskim nakładnistwje Volk und Welt. Optimistisku agitacisku lyriku přerņjeje hodžiny (tři basniske zběrki 1950–1955) spisa jenož dosrjedž 1950tych lět; runočasnje wudawaše

Jurij (Georg) Bržzan (Bresan, Pseud. Dušan Šwik)
Schriftsteller

* 09.06.1916 Räckelwitz (sorb. Worklecy)
† 12.03.2006 Kamenz
☞ Crostwitz (sorb. Chróšćicy) bei Kamenz

R katholisch

V Georg (1887-1974), Kleinbauer, Steinbrucharbeiter

M Maria, geb. Bräuer (1890-1973)

G Maria, verw. Schiemann (1919-2007); Helene (1920-1959); Agnes (1924-2011); Anna (1933-1990)

Abb. 4: Artikel zu Jurij Bržzan in der „Sächsischen Biografie“ in sorbischer Sprache.

schen der deutschen und polnischen Forschung fungieren und dabei – wie bereits Kraszewski – grenzüberschreitend sowohl die sächsische als auch die polnische Perspektive in den Blick nehmen.

Nicht zuletzt ist es ein Gewinn der Lage Sachsens im Dreiländereck Deutschland-Polen-Tschechien und der dementsprechenden grenzüberschreitenden Geschichte, dass die hier skizzierten Perspektiven nicht nur für dieses eine Projekt passend erscheinen. Vielmehr bieten sie die Möglichkeiten zum Anschluss für andere Folgevorhaben etwa auch mit dem Blick nach Tschechien und auf die jahrhundertealten, gemeinsamen sächsisch-böhmischen Beziehungen. Die „Sächsische Biografie“ könnte sich vor diesem Hintergrund dauerhaft als ein Werkzeug zur Durchführung transregionaler und grenzüberschreitender biografischer Forschung erweisen.

Die nationalsozialistische Zeit 1933 bis 1945 in der Martin-Luther-Kirchgemeinde Markkleeberg-West

von
ARNDT HAUBOLD

Markkleeberg war die erste Stadtgründung des Dritten Reiches (1934).¹ Dass der Ort deshalb gegenüber der nationalsozialistischen Ideologie anfälliger gewesen wäre als andere Gemeinden in Sachsen, ist allein aus dieser Tatsache sicher nicht abzuleiten. Wie in vielen Landgemeinden und kleinen Städten in Sachsen fehlen Forschungen zum Alltag des Nationalsozialismus. Besonders wenig bekannt ist bisher über die Geschichte der sächsischen Kirchengemeinden sowie die dort tätigen Geistlichen² während der NS-Zeit und im Zweiten Weltkrieg zwischen Alltag, Konflikt und Ausnahmezustand, zwischen Anpassung und Widerstand. Der folgende Beitrag, der ein Fallbeispiel bearbeitet, versteht sich daher als Anregung, dieses Forschungsthema verstärkt aufzugreifen.

In Sachsen gab es insgesamt mehr als 1 000 evangelische Kirchengemeinden. Die Martin-Luther-Kirchgemeinde Markkleeberg-West, der etwa 13 000 Gemeindeglieder angehörten, ist ungefähr gleichzeitig mit der Stadtgründung ebenfalls 1934 aus den ehemaligen Kirchengemeinden Oetzsch und Gautzsch sowie der Filialgemeinde Zöbiger entstanden. Für diesen Aufsatz wurde erstmals systematisch nach Zeugnissen über das Leben der Gemeinde im Nationalsozialismus gesucht: Nahm die Staatsmacht Einfluss auf die Gemeinde, gab es in dieser Hinsicht Konflikte, wie arbeitete der Kirchenvorstand in dieser Zeit, wie entwickelte sich das Gemeindeleben und vor allem: Welche Rolle spielten die Gemeindepfarrer? Werden in Markkleeberg Auswirkungen des Kirchenkampfes zwischen Deutschen Christen, der Bekennenden Kirche und der sogenannten Mitte in Sachsen sichtbar? Und wie wirkte sich ab 1939 der Krieg auf das kirchliche Leben aus? Die meisten Zeitzeugen sind mittlerweile verstorben, und so sie noch leben, sind sie inzwischen hochbetagt. An einigen wenigen Stellen wurde im Folgenden auf Mitteilungen von Zeitzeugen zurückgegriffen. Das Gros der Quellen aber entstammt dem lokalen Kirchenarchiv mit den dort lagernden Personalakten und den Sitzungsprotokollen des Kirchenvorstands, daneben wurden Akten des Landeskirchlichen Archivs Dresden und an einer Stelle auch des Landeskirchlichen Archivs Kassel herangezogen. Sehr bedauerlich ist, dass aus der Zeit zwischen 1933 bis 1945 keine Predigten, Vorträge oder Programme von Gemeindeveranstaltungen erhalten sind, sodass wir die Zeit nur aus den genannten Quellen erschließen können. Ein Einblick in

¹ ANDREAS HÖHN, Markkleebergs Stadtgeschichte, in: Diana Härtrig/Petra Schug (Hg.), Markkleeberg. Geschichte und Wandel, Markkleeberg 2009, S. 79.

² Vgl. hingegen für eine andere Region dazu: HELGE-FABIEN HERTZ, Schleswig-Holsteinische Pastoren der NS-Zeit, online unter: <https://pastorenverzeichnis.de> [Zugriff 7. März 2022] sowie die Publikation von DEMS., Evangelische Kirchen im Nationalsozialismus. Kollektivbiografische Untersuchung der schleswig-holsteinischen Pastorenschaft, 3 Bde., Berlin/Boston 2022.

die Gedankenwelt und die öffentlichen Äußerungen der Pfarrer aufgrund ihrer Ansprachen ist also nicht möglich.

Auf einige wenige vorliegende Publikationen zum Thema „Kirchengemeinden in Sachsen im Nationalsozialismus“ sei im Folgenden kurz eingegangen. So hat Joachim Krause in „Fremde Eltern“³ einen etwa 70 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg aufgefundenen Briefwechsel jener Jahre aus dem Nachlass seiner Eltern veröffentlicht. Krauses Vater war Pfarrer in mehreren Gemeinden im Kirchenbezirk Glauchau. Während der Vater zur Bekennenden Kirche zählte, war Krauses Mutter eine glühende Anhängerin Hitlers. Vom selben Autor erschien auch „Im Glauben an Gott und Hitler“,⁴ eine Geschichte der Glaubensbewegung „Deutsche Christen“ im teils ostthüringischen, teils westsächsischen Wieratal. In zwei von der sächsischen Landeszentrale für politische Bildung herausgegebenen Sammelbänden zu Aspekten der NS-Zeit in Sachsen, „Braune Karrieren“⁵ und „Führerschule, Thingplatz, Judenhäuser“⁶ gibt es einige Beiträge, die sogar Markkleeberg berühren. Gerhard Lindemann hat zwei Beiträge über Friedrich Coch veröffentlicht, den 1933 von den Nationalsozialisten eingesetzten sächsischen Landesbischof, der auch einen weiter unten erwähnten Auftritt in Markkleeberg hatte, geht aber auf letzteren nicht ein.⁷ Esther Ludwig⁸ hat zur Bestattung und dem Grab von Theodor Fritsch in Gautzsch (ehemaliger Ortsteil von Markkleeberg) gearbeitet und ist damit ganz nah an unserem Thema. Konstantin Hermann schildert exemplarisch den Kirchenkampf in der Gemeinde Frauenstein im Osterzgebirge⁹ – mit der Bemerkung, es „würden viele Beispiele für den lokalen Kirchenkampf eine Vorstellung verdienen.“¹⁰ Wichtig für das gesamte Thema ist Mandy Rabes Veröffentlichung „Zwischen den Fronten“.¹¹ Sie beschreibt darin detailliert die kirchlichen Kämpfe zwischen den Deutschen Christen, der Bekennenden Kirche und der sogenannten Mitte in Sachsen und geht dabei auch auf Leipziger Ereignisse ein. Das benachbarte Markkleeberg findet dort insofern Erwähnung, als

³ JOACHIM KRAUSE (Hg.), Fremde Eltern. Zeitgeschichte in Tagebüchern und Briefen 1933–1945, Beucha/Markkleeberg 2017.

⁴ DERS., Im Glauben an Gott und Hitler. Die „Deutschen Christen“ aus dem Wieratal und ihr Siegeszug ins Reich von 1928 bis 1945, Beucha/Markkleeberg 2018.

⁵ CHRISTINE PIEPER/MIKE SCHMEITZNER/GERHARD NASER (Hg.), Braune Karrieren. NS-Protagonisten in Sachsen am Beispiel Dresdens, Sonderausgabe für die Sächsische Landeszentrale für politische Bildung, Dresden 2012.

⁶ KONSTANTIN HERMANN (Hg.), Führerschule, Thingplatz, „Judenhäuser“. Topografien der NS-Herrschaft in Sachsen, Sonderausgabe für die Sächsische Landeszentrale für politische Bildung, Dresden 2014.

⁷ GERHARD LINDEMANN, Friedrich Coch. Ein aktiver Parteigenosse als sächsischer Landesbischof, in: Pieper/Schmeitzner/Naser, Braune Karrieren (wie Anm. 3), S. 202–207; GERHARD LINDEMANN, Friedrich Coch. Der Weg einer „braunen Karriere“ in der Landeskirche, in: Konstantin Hermann/Ders. (Hg.), Zwischen Christuskreuz und Hakenkreuz. Biografien von Theologen der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens im Nationalsozialismus, Göttingen 2017, S. 61–86.

⁸ ESTHER LUDWIG, Das Grab von Theodor Fritsch in Gautzsch, in: Hermann, Führerschule (wie Anm. 6), S. 69–71.

⁹ KONSTANTIN HERMANN, Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche im Kirchenkampf. Das Pfarramt Frauenstein, in: Hermann, Führerschule (wie Anm. 6), S. 228–231.

¹⁰ Ebd., S. 228.

¹¹ MANDY RABE, Zwischen den Fronten. Die „Mitte“ als kirchenpolitische Gruppierung in Sachsen während der Zeit des Nationalsozialismus (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 48), Leipzig 2017.

der Markkleeberger Pfarrer Hans Stamm in den Fußnoten mehrfach als Gesprächsteilnehmer an Versammlungen beziehungsweise als Mitunterzeichner von Stellungnahmen der „Mitte“ aufgeführt wird. Einem Vertreter der „Mitte“ in Leipzig, Pfarrer Johannes Herz, geht ein Beitrag von Nikola Schmutzler nach,¹² Markkleeberg berührt er aber nicht. Aus den Reihen derjenigen Leipziger Pfarrer, die zum Pfarrer-Notbund („Bekennende Kirche“) gehörten, hat Georg Walther, von 1927 bis 1947 Pfarrer an der Peterskirche, Erinnerungen an jene Jahre veröffentlicht.¹³ Sie sind ein bewegendes Zeugnis der Couragiertheit dieser Pfarrer und hellen das Bild einer „braunen“ evangelischen Landeskirche in Sachsen deutlich auf. Markkleeberg findet dort allerdings nur in einer Randbemerkung Erwähnung – Beleg dafür, dass die „Bekennende Kirche“ dort nicht aktiv war. Die Notbund-Pfarrer waren zum großen Teil Pfarrer der Ephorie Leipzig-Stadt, aus der Ephorie Leipzig-Land hatten sich nur wenige angeschlossen. Eine Ausnahme war Oberkirchenrat im Ruhestand Johann Karl Felix Arnold aus Markkleeberg, bis zu seiner Entlassung 1934 Superintendent in Borna, der aber in Markkleeberg nur seinen Ruhesitz hatte und keine offizielle Funktion mehr ausübte.¹⁴ Vom Verfasser dieses Beitrags erschien schließlich noch eine Untersuchung über das kirchennahe Gustav-Adolf-Werk in Westsachsen in der NS-Zeit.¹⁵

I. Das Staatsbegräbnis für Theodor Fritsch

Die Gautzscher oder spätere Martin-Luther-Kirche (ab 1934) hat nicht selten große Trauerfeiern gesehen. Die Epitaphien an ihren Wänden und erhaltene Leichenpredigten geben Zeugnis davon, vor allem aus der Zeit, als das Geschlecht derer von Dieskau hier ansässig war und das Patronatsrecht innehatte (1586–1713). Doch was am 12. September 1933 geschah, dürfte für den Ort und die Kirchengemeinde einmalig gewesen sein. An diesem Tag fand in der Kirche und danach auf dem Alten Friedhof in der Rathausstraße die Beerdigung des am 8. September verstorbenen Emil Theodor Fritsch¹⁶ statt.¹⁷ Es war eine der größten öffentlichen Veranstaltungen, die der Ort und die Kirche je gesehen haben, und ein Treffen von politischer und kirchlicher Prominenz aus ganz Sachsen. Es war ein Staatsbegräbnis unter Teilnahme zahlreicher nationalsozialistischer Persönlichkeiten: Reichsstatthalter Martin Mutschmann, Ministerpräsident Manfred von Killinger, Innenminister Dr. Wilhelm Frick, Landtagspräsident Walter Dönicke, Landesbischof Friedrich Coch, Leipzigs Oberbürgermeister Dr. Carl Goerdeler, Angehörige der Universität und der Handelshochschule

¹² NIKOLA SCHMUTZLER, Johannes Herz. Zwischen Anpassung und Widerstand. Gab es einen Weg der „Mitte“? in: Günther Heydemann/Jan Erik Schulte/Francesca Weil (Hg.), Sachsen und der Nationalsozialismus, Göttingen 2014, S. 283–299.

¹³ GEORG WALTHER, Erinnerungen an den kirchlichen Kampf mit dem Nationalsozialismus in Leipzig (1933–1945), hrsg. von der Ev.-Luth. Bekenntnisgemeinschaft Sachsens e. V., Leipzig 2005.

¹⁴ Ebd., S. 5.

¹⁵ ARNDT HAUBOLD, Der Leipziger Hauptverein des GAV 1933–1945, in: Die evangelische Diaspora. Jahrbuch des Gustav-Adolf-Werks 88 (2020/21), S. 53–62.

¹⁶ PETER FASEL, Theodor Fritsch, Ein Vordenker der Judenhasser, in: Die Zeit, 2013, Nr. 46, 7. November 2013.

¹⁷ Pfarrarchiv Markkleeberg-West, Bestattungsbuch der Kirchengemeinde Gautzsch 1933, S. 225, Nr. 59.

Leipzig und die Führer der sächsischen SA waren anwesend.¹⁸ Landesbischof Coch trat in der Kirche nicht im Talar auf, sondern in SA-Uniform, und würdigte in seiner Ansprache den Verstorbenen ausdrücklich als „Gegner des Judentums“.¹⁹ Auch ein Kranz des Reichskanzlers Adolf Hitler schmückte das Grab. Theodor Fritsch (geboren am 28. Oktober 1852 in Wiesenena bei Delitzsch) gehörte zunächst zu den Köpfen der Gartenstadt-Idee, wurde dann aber einer der führenden Theoretiker der völkischen Bewegung und damit einer der wirkmächtigsten Wegbereiter des Nationalsozialismus. In Leipzig führte er den Hammer-Verlag und hatte zahlreiche Bücher vor allem antisemitischen Inhalts veröffentlicht, darunter den „Antisemiten-Catechismus“ und das „Handbuch der Judenfrage“, auf das sich Hitler gern berief. Theologisch wollte er das Christentum „entjuden“ und stellte Jesus als Arier dar. Er war mit dieser Theologie, die sich von ihren Wurzeln trennen wollte, nicht der einzige. Es war eine Bewegung des Zeitgeistes. Seine radikalen Ansichten brachten ihn zwanzigmal vor Gericht. Er wohnte in einer Villa in Gautzsch (Koburger Straße 54), und nach seinem Tod wurde eine Straße in Markkleeberg, die heutige Kirschallee, nach ihm benannt. In Berlin-Zehlendorf am Mexiko-Platz wurde ihm 1935 sogar ein Denkmal errichtet (geschaffen von Arthur Wellmann), das als erstes antisemitisches Denkmal galt. Es zeigte einen Siegfried-ähnlichen Hammerschläger, der auf einem niedergezwungenen Juden reitet. Es wurde aber 1942 zu Rüstungszwecken eingeschmolzen. Fritschs gleichnamiger Sohn führte nach seinem Tod den Hammer-Verlag noch bis 1945 fort.

Fritschs Sarg stand vor dem Altar, bedeckt mit einer Hakenkreuzfahne, sieben Männer in SA-Uniform hielten die Totenwacht. Für den Ortspfarrer Hans Stamm dürfte es eine schwere Aufgabe gewesen sein, im Beisein höchster Prominenz die Trauerpredigt für einen so prominenten und umstrittenen Mann zu halten. Nach der Trauerfeier, für die es extra nummerierte Einlasskarten in die Kirche gab, wurde der Sarg zum Platz vor dem Kantorat getragen und auf eine von zwei Pferden gezogene Lafette gestellt. Der feierliche Trauerzug zum Friedhof wurde angeführt von einer uniformierten Hundertschaft des Frontkämpferbundes „Stahlhelm“ und einem Schalmeienzug der SA, Standarten wurden vorangetragen, und am Straßenrand standen die Menschen Spalier und grüßten größtenteils mit dem Hitlergruß, auch waren etliche Häuser beflaggt (siehe Fotos im Pfarrarchiv). Die Tatsache der Aufbahrung und Trauerfeier in der Kirche war offenbar nicht unumstritten, war sie doch normalerweise damals nur Geistlichen oder der Patronatsherrschaft vorbehalten. Fritsch war kein regelmäßiger Kirchgänger gewesen und hatte auch kein kirchliches Ehrenamt in der Gemeinde bekleidet. Offenbar ist politischer Druck ausgeübt worden unter Umgehung der demokratischen Spielregeln. Denn erst am 29. September 1933, also siebzehn Tage danach, erteilte der Kirchenvorstand nachträglich die Genehmigung zur Aufbahrung des verstorbenen Theodor Fritsch in der Kirche.²⁰ Dieser Beschluss hatte eigentlich keinen Sinn mehr, wenn nicht den einzigen einer nachträglichen Rechtfertigung des vorangegangenen Rechtsbruchs. Fritschs Grab existierte aus Vergesslichkeit noch weit über die Ablaufrist hinaus, wenn auch ungepflegt, wurde aber 2010 auf Beschluss des Kirchenvorstands eingeebnet, nachdem es wiederholt offenbar von Anhängern unberechtigt mit Blumen geschmückt und wieder gepflegt worden war.

¹⁸ ANDREAS HERZOG, Das schwärzeste Kapitel der Buchstadt vor 1933. Theodor Fritsch, der „Altmeister der Bewegung“, wirkte in Leipzig, in: Leipziger Blätter 30 (1997), S. 56-59, hier S. 59, siehe auch LUDWIG, Das Grab (wie Anm. 8), S. 69.

¹⁹ LINDEMANN, Friedrich Coch (wie Anm. 7), S. 68.

²⁰ Pfarrarchiv Markkleeberg-West, Sitzungsprotokolle des Kirchenvorstands 1933, Protokoll vom 29. September 1933.

II. Die Namensgebung der Gautzscher Kirche

Die nationalsozialistische Zeit in der Martin-Luther-Kirchgemeinde fand ihren zweiten Auftakt ausgerechnet in der Namensgebung ihres Gotteshauses. Seit dem 1. Januar 1934 trägt die ehemalige Gautzscher Kirche, jetzt Kirche zu Markkleeberg-West, den Namen „Martin-Luther-Kirche“. Wie kam es dazu? Bis dahin war das Gotteshaus einfach die „Gautzscher Kirche“, nach dem früheren Ort benannt. Ein Patrozinium aus alter Zeit ist unbekannt, vielleicht auch verlorengegangen. Im Zuge der Stadtgründung Markkleebergs im Jahre 1934 musste man diesem Mangel aufhelfen, denn der Ortsname Gautzsch verschwand offiziell, und das neue, vereinigte Markkleeberg hatte jetzt zwei Gotteshäuser – neben der Gautzscher die eigentliche Markkleeberger Kirche des gleichnamigen Ortsteils (heute Auenkirche Markkleeberg-Ost). Den Namen des großen deutschen Reformators zu wählen, war eine naheliegende Idee, da sich 1933 der Geburtstag Luthers zum 450. Mal gejährte hatte. Es gab jedoch in Gautzsch keinen lokalen Bezug zu Luther. Luther hatte nie in dieser Kirche gepredigt, war auch nie hier zu Besuch gewesen. Auf seinem Weg von Wittenberg zum Reichstag in Augsburg im Jahre 1530, der auf kürzestem Wege über die Koburger Straße in Gautzsch hätte führen können, musste er Leipzig und auch Gautzsch großräumig meiden, weil es sächsisch-albertinisches Territorium war. Herzog Georg der Bärtige in Dresden war ein leidenschaftlicher Gegner Luthers. Man wählte den Namen Martin Luthers also nicht aus lokalen Gründen, sondern weil er der deutschnationalen Gesinnung der Stadt- und Kirchenväter 1933/34 gut ins politische Bild passte! Denn Luther wurde damals vor allem als großer Deutscher und als Erneuerer seiner Zeit gesehen, die Parallelen wurden von Luther zu Hitler gezogen, und so passte dieser Name gut zur ersten Stadtgründung im neuen nationalsozialistischen Deutschland. Die Welle der Namensgebungen nach Luther war seit der Reichsgründung 1871 und Luthers 400. Geburtstag 1883 schon angeschwollen, aber jetzt erlebte sie einen neuen Höhenflug. Zur Vorbereitung hatten drei große Luther-Abende in der Kirche zu Gautzsch stattgefunden, die „Luthers Kirche in Hitlers Reich“ zum Thema hatten: „Luther als Bahnbrecher zum deutschen Volkstum“, „Luthers Kirche im dritten Reich“ und „Was hat Luthers Kirche bisher geleistet?“ Die Referenten waren allerdings auswärtige Pfarrer gewesen. Es war also nicht Luthers Theologie des Kreuzes oder der Rechtfertigung des Sünders, die Christus ins Zentrum stellte und die Gnade Gottes und die Rechtfertigung allein aus Glauben, sondern Luther als großer Deutscher stand bei der Namensgebung der Kirche Pate!

Bei dieser Namensverleihung ging es so wenig demokratisch zu wie bei der Namensgebung der neuen Stadt und wie es kennzeichnend für die nationalsozialistischen Verächter der Demokratie war. Auch hier schien das Führerprinzip der Entscheidung geholfen zu haben. Man diskutierte nicht lange, sondern ordnete mit Machtworten an. In den Sitzungsprotokollen des Kirchenvorstands findet sich keinerlei Hinweis, dass die Namenswahl für die Kirche überhaupt beraten worden wäre. Im Protokoll vom 27. Januar 1934 liest man nur: „Die Aussprache ergab, dass der Name Martin-Luther-Kirche [...] bestehen bleibt.“²¹ Das deutet immerhin auf kritische Rückfragen hin. Wer aber hatte zuvor überhaupt den Vorschlag unterbreitet? Wo hatte die Aussprache stattgefunden? Wie sah das Abstimmungsergebnis des Kirchenvorstands aus? Weithin fehlanzeigen. Der damalige Pfarrer Hans Stamm schreibt am 16. Februar 1934 an das Bezirkskirchenamt, die Kirchgemeindevertretung habe den Namen beschlossen. Sie war ein Gremium, das es heute in dieser Form nicht mehr gibt, und setzte sich aus 30 Vertretern der Gemeinde zusammen. Sie war in der Tat für derartige Rechtsakte zu-

²¹ Ebd., Sitzungsprotokolle des Kirchenvorstands 1934, Protokoll vom 27. Januar 1934.

ständig. Allerdings war sie nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten ein halbes Jahr zuvor aufgelöst und neu allein aus parteitreuen Mitgliedern zusammengesetzt worden – ohne ordentliche Wahl, nur über eine Einheitsliste. Am 12. März 1934 erteilte Oberkirchenrat Andreas Fröhlich, Superintendent der Ephorie Leipzig-Land, im Auftrag des von den Nationalsozialisten eingesetzten Landesbischofs Friedrich Coch seine Zustimmung zu dem neuen Namen. Eine kleine Lutherrose aus Sandstein über dem Hauptportal der Kirche ist wahrscheinlich damals angebracht worden. Selbstverständlich muss sich die Kirchengemeinde heute dieses Namens wegen der Umstände seiner Verleihung und anderer Kritik an Luther nicht schämen. Dazu findet ein breiter Diskurs statt, und die guten Gründe für eine Ehrung Luthers sind zahlreich.

III. Die Kreuzverbrennung in Zöbiger

Am 26. Juni 1935 „wird (vom Kirchenvorstand) einmütig beschlossen, den Vorfall bei der Sonnwendfeier der H. J. am 23.6. (Verbrennung des Christuskreuzes) dem Bezirkskirchenamt zu melden zwecks strafrechtlicher Verfolgung des für den Vorgang Verantwortlichen.“²² Was war hier Ungeheuerliches geschehen? „Es war so, dass der Holzstoss verbrannte, aber das Kreuz merkwürdigerweise nicht. Weil das Kreuz nicht verbrannte, nahm der gottvergessene Lump, der die ganze Sache angestiftet hatte, das Kreuz, hob es mit beiden Händen in die Höhe und warf es in die Glut. Der Herr Bürgermeister und der Herr Ortsgruppenleiter wollten die Sache so hinstellen, als handle es sich um ein altes Wegkreuz, so [sic!] konnten aber ihre Behauptung nicht lange aufrecht halten, denn der Anstifter soll sich damit gebrüstet haben, dass er Blasen an die Hände bekommen hat, als er das Kreuz angefertigt hat. – Es muss hervorgehoben werden, dass der Herr Ortsgruppenleiter und der Herr Bürgermeister rechtzeitig am Platze waren und wohl die Möglichkeit gehabt haben, diese frevelhafte Tat zu verhindern. Hinterher war die Sache den Herren natürlich äußerst peinlich, als sie merkten, dass die christliche Gemeinde keineswegs gewillt ist, ihr Christenkreuz in dieser Weise verhöhnern zu lassen [...]“²³

Der ungewöhnliche Vorfall erregte deutschlandweit Aufsehen und gelangte in die „Grünen Blätter“ (1935, Nr. 32), eine von Johannes Müller in Elmau zwischen 1897 und 1941 herausgegebene „Zeitschrift für persönliche und allgemeine Lebensfragen“, die in ganz Deutschland Leser hatte. Der Kandidat der Theologie Konrad Heckel in dem weit entfernten Ort Assauen/Ostpreußen nahm auf den Vorfall in Zöbiger in einer seiner Predigten Bezug „als ein warnendes Zeichen für den Entscheidungskampf [...], der heute um Jesus Christus geht“, ohne Namensnennung und ohne „den Vorfall mit einem P. O.-Mann“ zu erwähnen. Daraufhin habe er Anklage und polizeiliche Vernehmung erfahren. Dies teilt er hilfesuchend dem Schriftleiter der „Grünen Blätter“ mit und bittet um Bestätigung des Wahrheitsgehalts beziehungsweise um die Angabe von Zeugenaussagen.²⁴ Dieser reicht die Angelegenheit an den Landesbruderrat der Bekennenden Kirche in Sachsen weiter, der dem Kandidaten Heckel am 15. November 1935 antwortet: „An der Sonnwendfeier der HJ nahmen auch andere Einwohner teil, darunter befand sich Pfarrer Eidner – Markkleeberg. Dieser gehört der

²² Ebd., Sitzungsprotokolle des Kirchenvorstands 1935, Protokoll vom 26. Juni 1935, S. 72.

²³ Landeskirchliches Archiv Dresden, Bestand 36, Nr. 40, S. 48.

²⁴ Ebd., S. 45 f., Brief von cand. theol. Konrad Heckel aus Assauen/Ostpr., Post Wandlacken, Kr. Gerdauen vom 8. November 1935 an Herrn Dünsing, verantw. Schriftleiter der „Grünen Blätter“.

Bekennnisgemeinschaft nicht an. Er selbst ist es gewesen, der nach Schluss der Feier beim Bürgermeister von Markkleeberg Einspruch erhoben hat. [...] Wie wir aus weiterem Schriftwechsel ersehen haben ist tatsächlich Anzeige bei der Staatsanwaltschaft erstattet worden.“²⁵

Im „Jahresbericht“ der Kirchengemeinde an das Landeskirchenamt von 1935 wird der Vorfall nochmals erwähnt. Dort heißt es: „Auf Anzeige des Kirchenvorstands wurde er zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt, die auf 600 M Geldstrafe verwandelt wurden.“²⁶ Eidner fügt auch ein schriftliches Zeugnis der Bestätigung des Vorfalles von einem Markkleeberger Augenzeugen, Werner Zacharias, vom 25. Juni 1935 bei, der selbst HJ-Mitglied war, aber gegen diesen Akt protestierte: „Daher konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Urheber dieses unerhörten Aktes damit unsere vom Führer zugesicherte Glaubensfreiheit in gemeinster Weise vor aller Öffentlichkeit verletzte und verhöhnte.“²⁷ Der Vorfall korrespondiert übrigens zeitlich und sachlich mit einem ähnlichen Geschehnis in Sehlis bei Leipzig. In dem dortigen kirchlichen Grundstück, das bis heute für kirchliche Jugendtreffen dient, wurde am 22. Oktober 1935 von HJ-Mitgliedern ein großes Holzkreuz abgesägt. Dort wurde die Sache aber heruntergespielt und eine gütliche Einigung erzielt.²⁸

IV. Die Pfarrer und kirchlichen Mitarbeiter

Die Geistlichen der Kirchengemeinde sind in den meisten Fällen die wichtigsten Verantwortlichen für die kirchliche Entwicklung und politische Ausrichtung der Kirchengemeinde. Gehörten die Pfarrer der Martin-Luther-Kirchengemeinde zu den „Deutschen Christen“, zur „Bekennenden Kirche“ oder zur kirchlichen „Mitte“, die in Sachsen die Mehrheit stellte? Welche Position zum Nationalsozialismus nahmen sie ein? Stimmt es, dass die Pfarrer der Kirchengemeinde „braun“ gewesen seien und in SA-Uniform gepredigt hätten, wie es die Überlieferung besagt?

Der langjährige Gautzscher, auch übergemeindlich bekannte Pfarrer Johannes Wangemann (* 1856) war bereits seit 1926 im Ruhestand und schon 1931 verstorben, dürfte aber noch eine gewisse Prägekraft besessen haben. Er gehörte zu den Nationalkonservativen und Kaiserstreuen und war etliche Jahre kaiserlicher Marinepfarrer gewesen. Diese Tätigkeit, die ihn in viele Teile der Welt gebracht hatte und von der er in Vorträgen und Veröffentlichungen deutschlandweit berichtete, sorgte für eine gewisse Bekanntheit. Von einem frühen nationalsozialistischen Einfluss auf die Gemeindegemeinschaft ist mir jedoch nichts bekannt geworden.

Sein Nachfolger in der ersten Pfarrstelle war seit 1927 Hans Rudolf Stamm (1890–1953). Dieser, in Meerane als Kaufmannssohn geboren, war zuvor zwölf Jahre Pfarrer in Weißenberg, einer Kleinstadt in der Oberlausitz, gewesen. Er war ein begabter Geistlicher, denn er leitete seit 1926 nebenamtlich auch das „Neue Sächsische Kirchenblatt“ und war seit 1925 Mitglied der letzten frei gewählten Landessynode in Dresden, ehe diese 1933 aufgelöst und durch eine von der NSDAP gleichgeschaltete und nicht gewählte Synode abgelöst wurde. In der Kirchenvorstandssitzung vom 29. September 1933 wird protokolliert: „Herr Pfarrer Stamm als Führer der Gemeindegemeinschaft ‚DC‘ erstattet Bericht über [...] unleserlich] und Ziele der Bewegung, indem

²⁵ Ebd., S. 47.

²⁶ Pfarrarchiv Markkleeberg-West, Jahresbericht und kirchliche Statistik, Bd. 1: 1926–1935, Rep. V., Lit. H, Nr. 14c.

²⁷ Landeskirchliches Archiv Dresden, Bestand 26, Nr. 40, S. 49.

²⁸ WALTHER, Erinnerungen (wie Anm. 13), S. 29.

er besonders betont, daß es dabei um das alte Christentum geht, aber um seine starke Einddeutschung.“²⁹ In der Sitzung am 16. Januar 1935 heißt es aber: „Es wird mit aller Bestimmtheit abgelehnt, irgend einer kirchlichen Richtung Sondergottesdienste einzuräumen oder kirchliche Räume für solche oder ähnliche Zwecke zur Verfügung zu stellen.“³⁰ Das klingt ziemlich unklar.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten bildeten sich in Sachsen wie überall in Deutschland zwei Bewegungen in der evangelischen Kirche: die „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ (DC) und die „Bekennende Kirche“ (BK). Innerhalb der sächsischen Landeskirche kam es jedoch als Reaktion darauf zur Bildung der „Mitte“, die zunächst nur als Vermittlungsebene zwischen den beiden genannten Lagern fungieren sollte, aber bald zur eigenständigen Bewegung wurde, die in Sachsen die Mehrheit in der Pfarrerschaft und in den Kirchgemeinden stellte. Zu den Wortführern der „Mitte“ gehörte auch bald Hans Stamm, und bis zu seinem Weggang war er Vertrauensmann der „Mitte“ in der Ephorie Leipzig-Land.³¹ Seine Teilnahme an zahlreichen Sitzungen, auch auf landeskirchlicher Ebene, und seine Mitunterzeichnung mehrerer Dokumente, die die „Mitte“ konstituierten, wird von Mandy Rabe beschrieben.

Stamm war einer der zwölf Unterzeichner der „Leipziger Weihnachtserklärung“ vom 20. Dezember 1933, die die Gründung der „Mitte“ darstellt und die Spaltung und Zwietracht unter der Pfarrerschaft beenden sollte. Sie wurde am 8. Januar 1934 auch an alle anderen sächsischen Pfarrer verschickt.³² Am 5. Juni 1934 kam es in Dresden zu einer großen Aussprache als weiterem Vermittlungsversuch zwischen Notbund- und DC-Pfarrern, die ein nächster Schritt zur Konstituierung der „Mitte“ war. Dabei war Stamm ebenfalls einer der Teilnehmer.³³ Er wird mit der Bemerkung zitiert: „Der Notbund möge es unterlassen, den großdeutschen Kirchenkampf auf das sächsische Gebiet [zu] übertragen; die DC wiederum sollten von ihren ‚Als-ob-Versammlungen‘ ablassen und ebenfalls als Kirche erkennbar sein [...]“³⁴ Stamm sah die Gefahr, dass die Volkskirche zerbräche.³⁵ Am 9. November 1934 kam es von Leipzig aus zu einem Misstrauensvotum gegen Landesbischof Coch, dem sich Stamm und Eidner – wie 37 andere Leipziger Pfarrer – ebenfalls angeschlossen hatten.³⁶ Am 13. und 14. Mai 1935 fand in Krummenhennersdorf ein Gespräch zwischen der „Bekennenden Kirche“ und der „Mitte“ mit jeweils zwanzig Vertretern statt, unter denen Stamm wiederum die „Mitte“ vertrat, die sich von der „Dahlemer Haltung“ absetzte.³⁷

Nachdem zwanzig sächsische Notbund-Pfarrer verhaftet und im KZ Sachsenburg inhaftiert worden waren, setzten sich auch „Mitte“-Pfarrer mit einem Brief vom 23. September 1935 an Landesbischof Coch für deren Freilassung ein. Nicht nur Stamm, sondern auch Eidner hatte hier mitunterzeichnet.³⁸ In einer Erklärung der „Mitte“ vom 3. Juli 1936, von Stamm mitunterzeichnet, wird der Weg der Landeskirche seit 1933 als Irrweg bezeichnet, eine Wiedereinsetzung Cochs abgelehnt und

²⁹ Pfarrarchiv Markkleeberg-West, Sitzungsprotokolle des Kirchenvorstands 1933, Protokoll vom 29. September 1933.

³⁰ Ebd., Sitzungsprotokolle des Kirchenvorstands 1935, Protokoll vom 16. Januar 1935.

³¹ RABE, Zwischen den Fronten (wie Anm. 11), S. 343.

³² Ebd., S. 38 f.

³³ Ebd., S. 54.

³⁴ Ebd., S. 56.

³⁵ Ebd., S. 428.

³⁶ Ebd., S. 81 und S. 416.

³⁷ Ebd., S. 98.

³⁸ Ebd., S. 106.

der neue sächsische Landeskirchenausschuss (gegründet am 21. November 1935 als Verdienst der „Mitte“)³⁹ mit seinen Maßnahmen begrüßt und ihm Unterstützung zugesagt.⁴⁰

1936 muss es aber zu einem Konflikt gekommen sein, denn am 23. Juli wird aus der Kirchenvorstandssitzung protokolliert, dass für Pfarrer Stamm zu Beginn des neuen Schuljahres eine Vertretung erforderlich sei, „solange dieser an der Ausübung des Amtes verhindert ist.“⁴¹ Bereits einen Monat später ist ein Ruheständler, Pfarrer Rudolph Hofmann, zur Vertretung eingesetzt, und es wird erklärt, Pfarrer Stamm sei aus disziplinarischen Gründen beurlaubt.⁴² Gründe werden nicht angegeben, möglicherweise handelt es sich aber um einen Konflikt um das „Neue Sächsische Kirchenblatt“, aus dessen Redaktion er gedrängt wird. Am 19. Januar 1937 beschließt der Kirchenvorstand, ein Abschieds- und Dankschreiben an Pfarrer Stamm zu seiner Einführung in der neuen Gemeinde Hörnitz (Oberlausitz) zu senden und sich persönlich von ihm am 25. Januar zu verabschieden. Das klingt nicht so, als ob es ein Zerwürfnis mit der Gemeinde gegeben habe, sondern als ob die Gründe andernorts lägen. In der folgenden Kirchenvorstandssitzung am 22. Februar 1937 informiert Pfarrer Eidner über die Besprechungen in Dresden über die Angelegenheit und stellt dazu ein eigens vom Berliner Reichskirchenausschuss verfasstes „Wort an die Gemeinden“ vor. Diese öffentliche Stellungnahme aus dem Jahr 1936 – dem Olympiajahr – war von kritischem Geist gegenüber der nationalsozialistischen Ideologie geprägt und betonte etwa die christliche Sonntagsheiligung, die durch die NSDAP schwer behindert wurde. In der Kirchenvorstandssitzung am 26. August 1937 wird die Angelegenheit noch einmal thematisiert.

Stamm muss, wie alle Geistlichen der Landeskirche, nach dem Ende des Krieges eine schriftliche Erklärung über seine Stellung zum Nationalsozialismus abgeben, aufgrund derer eine Entnazifizierungskommission der Landeskirche über die Weiterbeschäftigung entscheidet. Darin erklärt Hans Stamm, dass er am 1. Mai 1933 in die NSDAP eingetreten, im Juli 1936 aber wegen persönlicher Konflikte wieder ausgeschlossen worden sei, Mitte März 1937 wäre er zwar rehabilitiert worden, habe seine Mitgliedschaft jedoch ruhen lassen. „Der Beweggrund zu meinem Eintritt in die Partei lag nicht auf politischem, sondern auf kirchlichem Gebiet.“⁴³ Der Vorsitzende des Vereins für Innere Mission, der als Herausgeber des Blattes fungierte, Pfarrer Adolf Müller, ein radikaler Parteigenosse, habe Stamm aufgefordert, die Schriftleitung niederzulegen, um sie einem Parteigenossen zu übertragen. „Dieses Ansinnen versetzte mich in Sorge um die Zukunft des mir am Herzen liegenden Kirchenblattes, das jetzt Männern anvertraut werden sollte, denen, wie ich schon damals erkannte, die NS-Politik über der Kirche stand. Sollte ich nicht alles tun, um zu verhindern, daß dieser Geist an die Leser des Kirchenblattes, d. h. an die sächsischen Pfarrer allwöchentlich herangebracht würde? Unter dem Zwange dieser Frage beschloß ich der Partei beizutreten. [...] Ich habe den Eintritt in die Partei unter schweren Bedenken vollzogen, da mir vieles im Programm der Partei gefährlich erschien, ja sogar meinem innersten Wesen widersprach; ich glaubte aber, diese Bedenken um des genannten kirchlichen Anliegens willen unterdrücken zu müssen. [...] Sehr bald habe ich erkennen müssen, daß mein Eintritt in die Partei mir zwar dazu verhalf, schlimme Verwüstung der kirchlichen Haltung des Blattes zu verhüten, daß ich aber vergeblich gehofft hatte, mäßigend auf

³⁹ Ebd., S. 126.

⁴⁰ Ebd., S. 435.

⁴¹ Pfarrarchiv Markkleeberg-West, Sitzungsprotokolle des Kirchenvorstands 1936, Protokoll vom 23. Juli 1936, S. 94.

⁴² Ebd., Protokoll vom 20. August 1936.

⁴³ Landeskirchliches Archiv Dresden, Bestand 2, Nr. 3409, S. 5.

Coch und seine Umgebung einwirken zu können. [...] Nachdem ich den Bruch mit dem System Coch vollzogen hatte und dessen hemmungslose faschistische Betätigung im Kirchenblatte ablehnte und bekämpfte, mußte ich die Folgen spüren. [...] Zweimal wurde ich vor die Kriminalpolizei zitiert. [...] Zweimal wurde mir die Bestätigung des Landeskirchenamts als Schriftleiter entzogen, beide Male gelang es mir, die Entziehung abzuweisen.“⁴⁴

Interessant ist die Tatsache, dass der Kirchenvorstand Markleeberg-West unter Leitung von Stamms Nachfolger Stemmler am 26. August 1937 die Abbestellung des Kirchenblattes beschließt, nachdem die Schriftleitung endgültig Stamm entzogen und in die Hände von dessen jahrelangem deutschchristlichem Gegenspieler, Oberkirchenrat Seck, gelegt worden war.⁴⁵ Stamm schreibt weiter von Schikanen gegen ihn und von der Vernichtung ihn entlastender Dokumente während der Besetzung des Pfarrhauses im Mai 1945 durch sowjetische Truppen. „Am liebsten wäre ich [scil. aus der Partei] ausgetreten, bekenne aber, dazu zu feige gewesen zu sein, da ich schlimme Folgen für meine Familie in diesem Falle fürchtete. So habe ich meine Zugehörigkeit zur Partei aufs Stärkste zurücktreten lassen, habe deren Versammlungen nur besucht, wenn es nicht zu umgehen war, was mir wiederholte Rüffel eintrug, das Partei-Abzeichen habe ich nur bei diesen Gelegenheiten getragen, sonst nicht. [...] Ich bin immer nur Pfarrer und nichts als Pfarrer geblieben [...]“⁴⁶ Im Übrigen hatte er in der Familie schweres Leid zu tragen: Zwei seiner sechs Söhne verlor er durch den Krieg, Christian fiel am 15. Juni 1943, Heinrich verstarb noch am 5. Mai 1945 im Kriegsgefangenenlager Bad Kreuznach unter den unmenschlichen Bedingungen der Haft.

Als zweiter Pfarrer stand Stamm seit 1928 Herbert Otto Eidner (1892–1945) zur Seite. Über ihn gibt es nur wenige Unterlagen. Er war 1892 in Dippoldiswalde geboren und seit 1923 Pfarrer in Neukirch am Hohwald (Neukirch/Lausitz) gewesen. Nach der Versetzung von Stamm bewirbt er sich 1937 auf die erste Pfarrstelle und wird in diese auch gewählt. Offenbar hatte er eine Leidenschaft für das Militär, denn schon seit 1936, heißt es später, habe er militärische Übungen bei der Wehrmacht mitgemacht, und bereits am 1. Oktober 1938, also vor Kriegsbeginn, konstatiert der Kirchenvorstand die Einberufung des Pfarramtsleiters zum Militär, die die Wahl eines neuen stellvertretenden Kirchenvorstandsvorsitzenden nötig mache. Am 18. November ist Eidner wieder im Kirchenvorstand anwesend, aber schon am 3. Juni 1940 ist im Kirchenvorstandsprotokoll wieder zu lesen: „Herr Pfarrer Eidner grüßt aus dem Felde bei bestem Wohlergehen.“⁴⁷ Offensichtlich war er während der Kriegsjahre überhaupt nicht mehr in Markleeberg tätig, denn seit 1939 ist dem pensionierten Pfarrer Ernst Rudolf Eger aus Leipzig vikarisch die Pfarrstelle übertragen worden – bis 1947 amtiert dieser hier. Die letzten Konfirmationen, die Eidner vollzog, waren die im Frühjahr 1939. Das „Wohlergehen im Felde“ war Eidner leider nicht auf Dauer beschieden. Denn in einem Schreiben des Superintendenten Oberkirchenrat Fröhlich an den Kirchenvorstand Markleeberg-West vom 1. März 1945 wird diesem mitgeteilt, dass Eidner „im Osten“ gefallen sei (kein Ort, kein Datum). Er sei Offizier, zuletzt im Rang eines Majors gewesen. „Auch als 1. Pfarrer von Markleeberg-West hat er sich grosse Verdienste erworben und war einer der Tüchtigsten im Kirchenkreis. Zu seinem Gedächtnis werde ich eine Gedenkefeier Sonntag, den 4. März in der Martin-Lutherkirche

⁴⁴ Ebd., S. 5–7.

⁴⁵ Pfarrarchiv Markleeberg-West, Sitzungsprotokolle des Kirchenvorstands 1937, Protokoll vom 26. August 1937.

⁴⁶ Landeskirchliches Archiv Dresden, Bestand 2, Nr. 3409, S. 7.

⁴⁷ Pfarrarchiv Markleeberg-West, Sitzungsprotokolle des Kirchenvorstands 1937, Protokoll vom 3. Juni 1940, S. 179.

zu Markkleeberg-West abhalten.“⁴⁸ Für „große Verdienste“ hatte es allerdings nur wenige Gelegenheiten gegeben.

Nachdem Pfarrer Stamm Anfang 1937 nach Hörnitz gegangen oder versetzt worden war und Pfarrer Eidner auf dessen erste Pfarrstelle gewechselt war, musste die zweite Pfarrstelle zur Wiederbesetzung ausgeschrieben werden. Auch das geschah unter Umständen, die heute schwer nachvollziehbar sind. In der Kirchenvorstandssitzung am 11. Juni 1937 werden vom Kirchenpatron, Walter Erich Kees, der zu dieser Zeit noch das entsprechende Patronatsrecht der Mitwirkung bei der Pfarrstellenbesetzung hatte, drei Bewerber vorgeschlagen und zu Gastpredigten eingeladen. Jedoch wird keiner dieser drei Bewerber gewählt. Doch schon in der nächsten Kirchenvorstandssitzung am 26. Juli 1937 wird mitgeteilt, dass Pfarrer Theodor Stemmler (1908–1994) bestätigt worden sei und am 1. August eingeführt würde, obgleich dieser Name nicht zu den drei in der letzten Sitzung vorgeschlagenen gehört hatte!

Stemmler (geboren am 13. Dezember 1908 in Aue/Erzgebirge) stammte aus einer methodistischen Pfarrfamilie. Er war nach dem Vikariatsdienst im Kirchenbezirk Freiberg 1935 Pfarrer der Christuskirche Freital-Deuben gewesen. Über sein Wirken in Markkleeberg ist wenig bekannt. Er tritt nur 1938 und 1939 als Konfirmator auf, danach übten jahrelang nur noch Ruheständler diese Aufgabe aus. Bereits vor Kriegsbeginn wurde er am 15. Mai 1939 zum Kriegsdienst eingezogen und zum Feldzug in Polen, Frankreich, Russland und Italien eingesetzt. Dort geriet er in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er aber bereits am 8. Juli 1945 entlassen wurde. Er kehrte jedoch nicht wieder nach Markkleeberg zurück, sondern ging nach Kassel, der Heimat seiner Frau. Dort bemühte er sich um eine Pfarrstelle, was aber nicht sofort gelang. Das Landeskirchenamt in Kassel schreibt, dass sie eine zu große Zahl eigener Pfarrer, die aus dem Krieg zurückkehrten, in Pfarrstellen unterbringen müssten. Auch das Landeskirchenamt in Dresden ist zunächst nicht bereit, ihn freizugeben, zumal er sich ohne vorherige Genehmigung um eine kurhessische Pfarrstelle beworben habe. Am 29. November 1946 teilte er dem Landeskirchenamt in Dresden mit, dass er zum 8. Dezember eine Pfarrstelle in Kassel annehme. Diese war ihm allerdings schon zum 1. Oktober 1946 schriftlich übertragen worden. Er hatte in Kassel einige prominente Fürsprecher in kirchlichen Kreisen, die offenbar ein wenig nachgeholfen hatten. Daraufhin erhielt er den schriftlichen Verweis aus Dresden, dass er dazu nicht ohne weiteres berechtigt sei, sondern zunächst formal notwendige Anträge zu stellen habe.

Erst am 17. März 1947 erhält Theodor Stemmler die Genehmigung des Landeskirchenamts in Dresden zur Entlassung aus dem sächsischen Pfarrdienst. Im Laufe des Briefwechsels hatte er geschrieben, dass er Markkleeberg nicht gern verlasse, weil ihm die Gemeinde lieb geworden wäre, benennt aber auch die Unsicherheit, ob und wann er nach Markkleeberg zurückkehren könne. Welche Unsicherheit sollte das sein? In einem Schreiben des Kasseler Superintendenten vom 19. September 1945 an das dortige Landeskirchenamt wird der Grund genannt: Stemmler war Offizier der Wehrmacht im Rang eines Oberleutnants gewesen und musste bei einer Rückkehr in die Sowjetische Besatzungszone mit seiner sofortigen Gefangennahme durch die Sowjetarmee rechnen! Deshalb erfolgten Entlassungen von Kriegsgefangenen in höheren Rängen grundsätzlich in die westlichen Besatzungszonen. Erst nach einem Ende der Besatzungsmacht hätte er also nach Sachsen gefahrlos zurückkehren können. Er bewarb sich aber in Kassel nicht nur vorübergehend, sondern auf Dauer um eine Stelle und begründete dies mit seinem dortigen familiären Mittelpunkt. Seine Frau mit ihrem siebenjährigen Sohn war bereits vor der Sowjetarmee aus Markkleeberg nach Kassel geflohen. Er habe sich schon 1937 vergeblich um eine Stelle in Kassel beworben. Seine

⁴⁸ Ebd., Personalakte Eidner.

Überprüfung durch das Landeskirchenamt in Kassel und die amerikanische Militärregierung Großhessen ergaben allerdings keine Belastung aus der NS-Zeit. Er selbst gab in dem entsprechenden Fragebogen an, kein Mitglied der NSDAP und ebenso nicht der Bewegung Deutsche Christen gewesen zu sein und bereits vor 1933 die Rassedoktrin des Nationalsozialismus abgelehnt zu haben. Er sei lediglich 1938 bis 1939 Mitglied der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt NSV gewesen und seit Ende 1943 Mitglied im Bund der Förderer des Nationalsozialistischen Fliegerkorps NSFK – beides durch schriftliche Aufforderung der Ortsgruppe Markkleeberg, die er im Feld erhalten habe. Stemmler starb am 9. Februar 1994 85-jährig in Kassel, er hatte nach dem Krieg offenbar keine Verbindungen mehr nach Markkleeberg.⁴⁹

Infolge der Einziehung der beiden Pfarrer zum Kriegsdienst mussten beide Pfarrstellen jahrelang von Vikaren oder Ruheständlern vertreten werden. Eine kontinuierliche, prägende und gestaltende Gemeindegemeinschaft war in diesen Jahren kaum möglich, auch wenn die betreffenden Personen sich nach bestem Vermögen eingesetzt haben dürften. Pfarrer im Ruhestand R u d o l p h H o f m a n n (bis 1934 Pfarrer der Andreaskirche Leipzig) war bis 1940 tätig, dann starb er, ein Vikar H a n s R a u c h wird erwähnt, der im Stadtteil Zöbiger Vertretungsdienste leistete, aber dann auch eingezogen wurde, denn er wurde am 17. September 1942 in der Martin-Luther-Kirche auf Fronturlaub ordiniert. Sein Nachfolger war Pfarrer im Ruhestand E r n s t R u d o l p h E g e r, der dann bis über das Kriegsende hinaus (1947) Vertretungsdienste übernahm. Am 23. August 1942 wurde der zwar 1938 bereits ordinierte, aber nur vikarisch tätige Pfarrer K u r t E n n o S t e i n h ä u s e r im Gottesdienst verabschiedet, weil er die Pfarrstelle Dohna übernahm. 1941 wurde ein Vikar G o t t f r i e d T r u ö l einberufen – ein ständiger Wechsel also der Geistlichen, der eine seelsorgerliche Bindung zur Gemeinde kaum gedeihen ließ. Die Kirche in Zöbiger war nach Kriegsbeginn überhaupt bis zu ihrer Zerstörung im Jahre 1942 die Predigtstätte des Leipziger Predigerseminars St. Pauli geworden. Ob die Universitätskirche schon zu dieser Zeit wegen Bombengefahr zu unsicher geworden war, oder ob das Predigerseminar aus politischen Gründen aus dem Stadtzentrum lieber aufs Dorf hinaus auswich, kann ich nicht beantworten.⁵⁰

Eine wichtige Rolle spielte auch der Gautzscher Kantor G u s t a v B r a n d (1883–1963), der von 1920 bis 1963 dieses Amt ausübte, anfangs verbunden mit dem Lehramt an der Schule. Er wurde nach Kriegsende am 25. September 1945 auf die sowjetische Kommandantur einbestellt und kehrte von dort zunächst nicht nach Hause zurück. Erst am 1. September 1946 wurde er nach elf Monaten Haft (im berüchtigten Lager Mühlberg) entlassen, sollte aber nicht wieder sein Amt antreten, doch die Kirche verwendete sich erfolgreich für ihn, sodass er weiter als Kantor, aber nicht mehr als Lehrer wirken konnte.⁵¹ Er war NSDAP-Mitglied gewesen, aber die Tatsache seiner Entlassung nach nur einem Jahr spricht deutlich dafür, dass ihm keine Untaten vorgeworfen worden sein konnten. Diese wurden nie so „milde“ bestraft. Einen interessanten Einblick in sein Denken gewährt uns das von ihm komponierte Weihnachtslied „König der Könige“. Es handelt sich um einen wunderbaren, romantischen Chorsatz, den nicht nur alljährlich die Kantorei der Martin-Luther-Kirche bis heute gern aufführt, sondern der sogar zum Repertoire des Leipziger Thomanerchors gehört. Schaut man sich aber aufmerksam den Text des Liedes an, fällt auf, dass hier nicht vom „König der Juden“ die Rede ist, sondern eben von einem „König der Könige“. Diese Bezeichnung nimmt zwar ein Zitat aus 1. Tim. 6,15 auf, aber die Vorliebe dafür korrespondiert doch auffällig mit der Gedankenwelt der Deutschen Christen, die alle jüdischen Spuren aus

⁴⁹ Landeskirchliches Archiv Kassel, Bestand C 3.5.03, Personalakten, Nr. 2036.

⁵⁰ Pfarrarchiv Markkleeberg-West, Jahresberichte, Jg. 1940.

⁵¹ Ebd., Personalakte Kantor Brand.

dem Evangelium zu tilgen versuchte. Wenn es dann in der dritten Strophe noch heißt: „Feinde noch triffst du genug, die das Herz uns beschweren, aber dein Blick scheucht sie allmächtig zurück“ – dann mag man sich ausmalen, an welche Feinde Gustav Brand wohl gedacht hat, wenn nicht an die Juden... Hier war Brand infiziert vom Ungeist jener Zeit – wie viele andere auch.

V. *Das Gemeindeleben*

Aus den Protokollen des Kirchenvorstands geht hervor, dass das Gemeindeleben in jenen Jahren zunehmende Einschränkungen erfuhr. Schon 1933 wird beklagt, dass der Gottesdienstbesuch wegen starker Inanspruchnahme durch politische Veranstaltungen zurückgehe.⁵² Zwischenzeitlich hat es offenbar durch die NSDAP den Versuch gegeben, die Konfirmation zu verdrängen, denn die Zahlen der Konfirmanden gehen zurück, bis es 1934/35 aber zu einer großen Zahl von 245 Nachkonfirmationen kommt.⁵³ Kurios, aber bezeichnend für den Kleinkrieg, der hier geführt wurde, ist ein Beschwerdebrief des NSDAP-Ortsgruppenwalters G. Böttcher an den Kirchenvorstand zu Zöbiger vom 5. Dezember 1934. „Da im Dritten Reich unsere Kirche unter staatlichem Schutz steht, verstehe ich nicht, wie es zu den Feiertagen während des Gottesdienstes möglich sein kann, dass gerade da Mist gefahren wird und auf dem Kirchturm Wäsche zum Trocknen aufgehängt wird.“ Der Kirchenvorstand antwortet ihm am 20. Dezember, dass er leider keine polizeiliche Gewalt besitze, um das Mistfahren im Dorf zu unterbinden, und dass er für den Wäsche-Vorfall keine Zeugenaussage habe finden können und darum bittet, sie namentlich nachzuliefern, um der Beschwerde Abhilfe zu schaffen.⁵⁴ Drei Jahre später haben die Ereignisse um Pfarrer Stamm Auswirkungen gezeitigt: „Die Kirchengemeindeversammlung musste leider infolge der trüben Ereignisse in der Gemeinde (Pfarrer Stamm) ausfallen“.⁵⁵ Und „der Kirchenbesuch [erfahre] infolge der Erschütterungen in unserer Kirchengemeinde im Sommer und Herbst Rückgang, dann wieder leise ansteigend“.⁵⁶

1937 wird berichtet, der Ortsgruppenleiter der NSDAP würde in Parteiversammlungen gegen die Kirche polemisieren, würde aber von christlichen Parteimitgliedern zurückgewiesen. Mehrere Mitglieder der Kirchengemeindevertretung sind zurückgetreten, sodass deren Beschlussfähigkeit nicht mehr gegeben war. Und schließlich heißt es: „Es muß die betrübliche Tatsache festgestellt werden, daß scheinbar, durch sich steigende äußere Einflüsse bedingt, insbesondere bei den Jungen einerseits immer mehr der innere Ernst und die Fähigkeit, geistliche Dinge aufzunehmen und zu verarbeiten verloren geht, andererseits eine mehr oder weniger bewußte innere Ablehnung hervortritt.“⁵⁷ Dies wird 1938 noch deutlicher, indem Parteigenossen offen zur Ablehnung der kirchlichen Trauung und der Taufe ihrer Kinder übergehen. Auch andere Gemeindeglieder folgen dieser Entwicklung teils aus Gleichgültigkeit, teils aus Angst vor den kirchenfeindlichen Kräften. Auch würde die Konfirmationsvorbereitung immer schwieriger, weil die HJ dagegen Stimmung mache und die Eltern nicht dahinter stünden.⁵⁸ 1941 wurde das gedruckte Gemeindeblatt kriegsbedingt eingestellt.

⁵² Ebd., Jahresberichte, Jg. 1933.

⁵³ Ebd., Konfirmandenregister 1935.

⁵⁴ Ebd., Pfarramt Zöbiger, Allgemeine Kirchenangelegenheiten, Rep. IV, Lit. F, Nr. 16.

⁵⁵ Ebd., Jahresbericht 1936, S. 6.

⁵⁶ Ebd., S. 9.

⁵⁷ Ebd., Jahresbericht 1937, S. 11.

⁵⁸ Ebd., Jahresbericht 1938.

Ende desselben Jahres werden die Glocken vom Staat zu Rüstungszwecken beschlagnahmt, und am 30. November 1941 kommt es zu einem Glockenabschied von zwei der drei Glocken an der Kirche.⁵⁹ Dafür gab es strenge Vorschriften. Sie durften nur mit einer Andacht verabschiedet werden, Rührseligkeit sollte vermieden werden, auch durften sie nicht als Opfergabe für das Vaterland bezeichnet werden, stattdessen sollte ihr Einsatz für den Endsieg der beherrschende Akzent sein.

Am 17. Mai 1942 erschütterte der Brand der Kirche in Zöbiger die Gemeinde. Das war zwar keine Folge des Krieges, sondern eines Schwelbrandes am Orgelmotor, aber bezeichnend ist, dass man in Zöbiger keine Ausweichlokalität für die Gottesdienste fand – weder in der Kirchscheule noch im Kees'schen Schloss in Zöbiger noch in einem Gasthof oder anderswo fand sich ein Raum oder ein williger Vermieter. Schließlich wurden 14-tägig Ersatzgottesdienste für die Gemeinde Zöbiger im Pfarrsaal in Gautzsch angeboten, die aber wegen der größeren Entfernung sehr schlecht besucht wurden. Offenbar hatte die nationalsozialistische Ideologie auch hier bereits schlechte Früchte getragen. Der jahrzehntelange Verfall der Brandruine (bis zum Beginn des Wiederaufbaus 2006) war insofern doch dem Krieg geschuldet, als es weder in der NS-Zeit noch danach politisch und wirtschaftlich opportun und möglich war, die Kirche wiederaufzubauen.

Ab 1943 kam es mehrfach zu Bombenangriffen auch auf Markkleeberg. Bereits 1940/41 hatte das Landeskirchenamt in einem Runderlass Luftschutzmaßnahmen für den Gottesdienst gefordert. Nach einem Angriff am 20. Oktober 1943 (vermutlich auf die Kregelstraße) wurde der Gemeindesaal in der Mittelstraße vorübergehend Ausgebombten zur Verfügung gestellt. Bei diesem Angriff wurde nach mündlicher Überlieferung⁶⁰ der bekannte Orientalist Franz Heinrich Weißbach im Keller seines Hauses verschüttet. Nach dem schwersten Bombenangriff auf Leipzig am 4. Dezember 1943 wurde die Martin-Luther-Kirche mit Möbeln von Ausgebombten aus Leipzig belegt, und der Gemeindesaal in der Mittelstraße wurde bis zum Kriegsende als Auslieferungsraum der deutschen Margarine-Union beschlagnahmt.⁶¹ Bei einem Bombenangriff am 20. Februar 1944 in unmittelbarer Nachbarschaft wurden Kirche, Gemeindesaal sowie Pfarrhaus (Kanzlei und Sitzungszimmer) erheblich beschädigt. Von der Wucht der Explosion gingen auch die Fensterscheiben in der Kirche zu Bruch. Es sollte mehrere Jahre dauern, bis diese erneuert worden waren, bis dahin blieben die Fenster mit Pappen vernagelt. Leider hatte der Kirchenvorstand am 27. Juni 1943 leichtfertig eine Versicherung für die Buntglasfenster abgelehnt mit der Begründung, sie seien von außen doch mit Gittern gesichert... In derselben Sitzung wurde über die bombensichere Auslagerung der Kirchenbücher beraten und dafür der Keller unter dem Kirchturm in Aussicht genommen. Am 20. und 27. Februar 1944 musste nun nach dem Bombenschaden der Gottesdienst ausfallen, der dann ab folgendem Sonntag bis zum 13. August 1944 in den Kantoratssaal verlegt wurde. Aus diesem Grund mussten ebenfalls die Konfirmationsgottesdienste am 2. April – es waren vier Gruppen in vier Gottesdiensten – „wegen Terrorschadens“, wie es im Kirchenbuch⁶² heißt, in die Hans-Schemm-Schule⁶³ (heute Grundschule Markkleeberg-West) verlegt werden. Ab

⁵⁹ Ebd., Jahresbericht 1941.

⁶⁰ Nach Information von Dr. Bernd Walbe, Markkleeberg.

⁶¹ Pfarrarchiv Markkleeberg-West, Jahresbericht 1943.

⁶² Ebd., Konfirmandenregister 1944.

⁶³ Hans Schemm (1891–1935) war Reichswalter des Nationalsozialistischen Lehrerbundes und Gründer des Nationalsozialistischen Evangelischen Pfarrerbundes, bayerischer Kultusminister und Gauleiter des Gaus Bayerische Ostmark. Er starb 1935 bei einem Flugzeugunglück und zahlreiche Schulen wurden anschließend nach ihm benannt.

23. August 1944 erst war die Kirche wieder benutzbar, aber wegen Heizungsmangels wurde der Gottesdienst ab erstem Advent (bis auf Weihnachten) dann nochmals für die Winterzeit dorthin verlegt.⁶⁴

In den Kirchenbüchern 1944 und 1945 finden sich zahlreiche Nachrichten über traurige Todesfälle. So wird 1943 der Selbstmord eines 15-jährigen Jungen durch einen Kopfschuss erwähnt, und am 14. April 1945 erschoss ein Kind in Leipzig-Connewitz beim Spielen mit der Waffe versehentlich seinen 44-jährigen Vater, der in Markkleeberg bestattet wurde. Es gab immer wieder „Wehrmachtsbeerdigungen“, wenn ein Wehrmatsangehöriger gefallen war, so am 5. Februar 1944 die Bestattung des Unteroffiziers und Flugzeugführers Johann Ernst Arnold aus Oetzsch, der am 28. Januar 1944 bei Aalen abgeschossen worden war, gehalten von dem Theologieprofessor Dr. Martin Doerne aus Leipzig. Bei derartigen und ähnlichen Ereignissen berichtet das Kirchenbuch auch drastisch von „Schädelzertrümmerung“ oder „völliger Körperzertrümmerung (Flugzeugabsturz)“.

Gehäuft kam es zu Selbstmorden in jener Zeit. Allein vom 1. Januar bis Ende Mai 1945 sind im Bestattungsbuch zehn Selbstmorde eingetragen, darunter einmal mit der Begründung „aus Angst vor amerikanischer Zukunft“,⁶⁵ ein andermal ein Ehepaar von 38/39 Jahren, das ausgebombt war, nach viermaliger Hausdurchsuchung.⁶⁶ Unter ihnen waren auch prominente Opfer, etwa noch am 14. Mai 1945 der Landrat Albert Johannes Heinrich Zimmermann mit seiner Ehefrau Marie. Im selben Zeitraum starben acht Flüchtlinge, darunter fünf Kinder. Auch drei Ausländer (zwei Franzosen, ein Holländer) wurden bestattet, die in einer Gemeinschaftsunterkunft am Wasserturm untergebracht waren oder in der Krankenbaracke der Junkers-Werke verstarben. Durch Luftangriffe (Bomben oder Explosionen – als „Terroropfer“ bezeichnet) kamen sieben Menschen ums Leben, teils Leipziger, die hier bestattet wurden. Beim Einzug der Amerikaner am 18. April 1945 und in den folgenden Tagen ließen sechs Menschen ihr Leben, vermutlich leisteten sie Widerstand.

Ein besonders dramatischer Vorfall ereignete sich im Pfarrhaus zu Gautzsch. Pfarrer Eidner war noch am 19. Januar 1945 gefallen. Zwei Söhne der Familie waren als Flieger abgeschossen worden, einer (Peter Eidner, vermisst am 16. November 1942) war offenbar tot, der andere überlebte und geriet in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Dort wurde er Mitglied des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ und hielt Ansprachen über Radio Moskau. Ein Markkleeberger hatte diesen verbotenen Sender gehört und die Person erkannt. Vertraulich berichtete er Frau Eidner davon – er wollte ihr ein Lebenszeichen ihres Sohnes geben. Sie, eine fanatische Anhängerin der Nationalsozialisten, zeigte ihn dafür jedoch bei der Gestapo an, und der Informant kam noch kurz vor Kriegsende in ein Konzentrationslager. Er überlebte, stellte aber nach seiner Heimkehr Frau Eidner zur Rede. Am 25. Mai 1945 übergab Frau Eidner einer Bekannten für den nächsten Tag einen Brief – es war ihr Abschiedsbrief. Am Abend erschoss sie im Obstkeller des Pfarrnebengebäudes zuerst ihre 20-jährige Tochter Friederike, die sie zuvor mit einem Schlafmittel betäubt hatte, danach sich selbst. Ihr Sohn kehrte nach Markkleeberg zurück, hielt hier einen Vortrag im Rathaussaal, heiratete eine Markkleebergerin und verzog in die westlichen Besatzungszonen.⁶⁷

Nach Bombenangriffen auf Berlin waren 1943 Teile des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) ins Gautzscher Herrenhaus neben der Kirche verlegt worden (Deck-

⁶⁴ Pfarrarchiv Markkleeberg-West, Jahresbericht 1944, Ergänzungen.

⁶⁵ Ebd., Bestattungsregister 19. April 1945.

⁶⁶ Ebd., Bestattungsregister 20. April 1945.

⁶⁷ Nach Informationen von Herrn Horst Süß, Markkleeberg, der damals im Pfarrhaus wohnte.

name „Oberon“).⁶⁸ Die Dienststelle hatte 30, wenn nicht gar 100 Mitarbeiter, und im benachbarten Kees'schen Park waren dafür Holzbaracken errichtet worden. Dort wurden 1945 auch Familienangehörige der Mitarbeiter als Flüchtlinge untergebracht. Ab Mitte Januar wurden hier umfangreiche Aktenbestände verbrannt.

VI. Widerstand in der Gemeinde

Wir wissen wenig über Menschen aus der Gemeinde, die Widerstand gegen das Hitlerregime geleistet haben. Eine Ausnahme stellt der Jurist Dr. Hermann Reinmuth⁶⁹ dar, dessen Grab auf dem Alten Friedhof Rathausstraße erhalten ist, auch eine Gedenktafel für ihn wurde 2018 dort angebracht. Die Kirchengemeinde ehrt heute sein Gedächtnis. Er war 1934 wegen gegnerischer Aktionen gegen das Regime verhaftet worden, unter anderem Verweigerung des Diensteids auf den Führer, und verstarb am 16. April 1942 an den Haftfolgen im KZ Sachsenhausen. Er hatte familiäre Beziehungen nach Markkleeberg, wohnte allerdings in jenen Jahren nicht hier, wohl aber seine Mutter und seine Schwester, die Medizinstudentin Clementine Reinmuth, spätere verheiratete Dr. Clementine Küstner, die an Flugblatt- und anderen Aktionen beteiligt war. Sie wurde mit ihm und anderen verhaftet, wurde aber 1935 wegen Mangels an Beweisen freigesprochen, wozu ihr Bruder durch geschickte, sie schützende Aussagen wesentlich beigetragen hatte.

Eine vorsichtige Form des Widerstands stellte auch das beschriebene Wirken des Pfarrers Hans Stamm dar. Eine alte Frau⁷⁰ erzählte mir weiterhin, ihre Mutter habe den gefangenen Frauen im Außenlager des KZ Buchenwald im Markkleeberger Wolfswinkel, in dem etwa 1 500 jüdische und ausländische Frauen vom 31. August 1944 bis 13. April 1945 zur Zwangsarbeit für die Junkers-Werke eingesperrt waren, ehe sie auf einen Todesmarsch geschickt wurden, heimlich und unter Gefahr Brot zugesteckt. Solcher Gesten mag es noch andere gegeben haben. Von derselben Zeitzeugin überliefert ist auch, dass auf einer Bank im Wolfswinkel eines Tages mit Kreide geschrieben war „Hitlers Ende Kriegs Ende“. Das wurde selbstverständlich schnell entfernt.

VII. Der Umbruch

Am 23. Mai 1945 fand nach zweijähriger Pause (!) zum ersten Mal wieder eine Kirchenvorstandssitzung statt. Dabei wurde der heimatvertriebene Superintendent von Oppeln, Max Holm,⁷¹ der in Markkleeberg-West zunächst vertretungsweise eingesetzt worden war, als neues Mitglied begrüßt. Pfarrer im Ruhestand Eger, weiterhin Generalvikar, gab der Hoffnung Ausdruck, dass Pfarrer Stemmler bald auf die zweite Pfarrstelle zurückkehren würde – was sich nicht bewahrheitete. Die Wiederbesetzung der ersten Pfarrstelle hingegen wolle man bewusst hinauszögern, bis sich die politischen und kirchlichen Verhältnisse klärten. Die Aufgabenverteilung unter den Geist-

⁶⁸ Vgl. MONIKA GIBAS (Hg.), „Arisierung“ in Leipzig (Geschichte – Kommunikation – Gesellschaft 4), Leipzig 2007.

⁶⁹ KURT NOWAK, Hermann Reinmuth (1902–1942), in: Karl-Joseph Hummel/Christoph Strohm (Hg.), Zeugen einer besseren Welt, Christliche Märtyrer des 20. Jahrhunderts, Leipzig 2000, S. 119–136.

⁷⁰ Informationen von Margarethe Werner, Markkleeberg.

⁷¹ Vgl. CHRISTIAN-ERDMANN SCHOTT, Max Holm (1887–1966). Der letzte Superintendent von Oppeln, in: Oberschlesisches Jahrbuch 23/24 (2007/08), S. 101–114.

lichen wurde abgestimmt: Superintendent Holm, der übrigens in Oppeln Mitglied der „Bekennenden Kirche“ gewesen war, habe monatlich einen Gottesdienst in Gautzsch und Zöbigker zu halten. Der Gemeinderaum in Markkleeberg-Mitte war als Margarinelager freigeräumt und stand für Gottesdienste wieder zur Verfügung – auch der katholischen Gemeinde, die hier ein erstes Domizil fand, nachdem viele Katholiken als Heimatvertriebene hier ansässig wurden. Die sowjetische Militärregierung hatte Gottesdienste wieder erlaubt, auch das Läuten der Glocken, sonstige kirchliche Veranstaltungen aber auf Mittwoch und Donnerstag beschränkt.

Am 27. Mai 1945 beging man das 25-jährige Kantoreijubiläum um 17 Uhr in der Kirche mit einer musikalischen Andacht. Dabei wurden zwei Kompositionen von Gustav Brand aufgeführt. Die Andacht setzte mit einem Orgelwerk mit dem bezeichnenden Titel „Tröstung“ ein, als sechster Titel erklang „Verleih uns Frieden gnädiglich“, ebenfalls von Brand. Am 1. Juni wurde ein Friedhofs- und Gartenausschuss gegründet, diese Themen müssen besonders vordringlich gewesen sein. Sodann wurde die Belegung des Pfarrhauses West festgeschrieben: Drei Zimmer im Erdgeschoss nutzte das Kreiskirchenamt, in einem Zimmer waren Sachen von Frau „Pfr.“ Wangemann abgestellt sowie von den Erben des verstorbenen Pfarrers Eidner. Im 1. Obergeschoss hatte Familie Holm zwei Zimmer, ein Amtszimmer und eine Mädchenkammer, inne. Ein Zimmer bewohnte eine Familie Frank. Frau „Dr.“ Süß (ihr Mann war Arzt) mit drei Kindern war im 1. und 2. Obergeschoss einquartiert – sie hatte auch das Telefonzimmer inne. Frau Wangemann bewohnte vier Zimmer im 2. Obergeschoss gemeinsam mit einem älteren Ehepaar zur Untermiete, welches die Pfarrwitwe betreute. Das Haus war also reichlich mit Personen belegt! Ähnlich war die Lage im Pfarrhaus Markkleeberg-Mitte: Auch hier war die Pfarrwohnung mit Bombengeschädigten zwangsweise fremd belegt und stand erst 1946 als Dienstwohnung für den Pfarrer wieder zur Verfügung.

Der Kirchenvorstand war zur Tagesordnung übergegangen und versuchte, die alte Normalität vor dem Krieg Stück für Stück wiederherzustellen – ein Nachdenken über den Umbruch und die tragischen Ereignisse in der Gemeinde ist nicht dokumentiert...⁷²

VIII. Resümee

Die Verluste und Beschädigungen für die Kirchgemeinde aus den vergangenen zwölf Jahren waren 1945 erheblich: 88 Männer waren im Krieg gefallen, zuletzt hatte es auch zivile Opfer gegeben. Die beiden Pfarrer waren der Gemeinde durch den Krieg verlorengegangen – erst waren sie jahrelang nicht mehr in der Gemeinde tätig gewesen, dann fiel der eine noch in den letzten Kriegstagen, der andere kehrte nicht in die Gemeinde zurück. Die Kirchenfenster waren zerstört, das Pfarrhaus Markkleeberg-West hatte Schaden genommen. Die Kirche im Ortsteil Zöbigker war eine Ruine, ihr Wiederaufbau in dieser Situation nicht absehbar. Zwei der drei Glocken der Martin-Luther-Kirche waren konfisziert worden. Der Kirchenvorstand ließ zwar nach den abgelieferten Glocken forschen, was aber leider nicht von Erfolg beschieden war. Ein großes kircheneigenes Grundstück im Wolfswinkel, das zum Gautzscher Pfarrlehn gehörte und eine finanzielle Basis für die Kirchgemeinde bildete, war in der NS-Zeit für den Rüstungsbetrieb Stöhr AG enteignet worden und erfuhr nach Kriegsende keine Rückgabe. Die Patronatsherrschaft der Familie Kees, die viel Segen für die Kirchgemeinde gebracht hatte – sie hatte mehrere Stiftungen für die Gemeinde einge-

⁷² Pfarrarchiv Markkleeberg-West, Sitzungsprotokolle des Kirchenvorstands 1945, Protokoll vom 23. Mai 1945.

richtet, unter anderem den kirchlichen Kindergarten – löste sich auf. Bereits 1925 war die Familie größtenteils enteignet worden, weil ihr Grund und Boden zum Braunkohleabbau in Anspruch genommen wurde. Seitdem wohnte sie in Stavenow und war nur noch selten in Markkleeberg, wurde aber nach dem Krieg noch endgültig enteignet. Der Schaden in den Seelen der Gemeindeglieder war ebenfalls groß. Das NS-Regime hatte begonnen, jahrhundertealte kirchliche Rituale und Festkulturen psychologisch zu sanktionieren, durch politische Ersatzrituale zu verdrängen oder zu verfremden. Das gilt auch für die Inhalte des christlichen Glaubens, die nur in einer von allen jüdischen Elementen beraubten und von germanischen Kultelementen angereicherten Weise weiter geduldet wurden. Dies alles war in Markkleeberg beispielhaft zu erfahren gewesen, aber ebenso Beispiele von Standhaftigkeit gegen diese Verfremdung.

Die Martin-Luther-Kirchgemeinde war wie auch das ganze Land vom Ungeist jener Zeit infiziert. Sie war aber kein herausragender brauner Hort, sondern eher ein Zentrum der „Mitte“, und ihre Pfarrer haben nicht in SA-Uniform gepredigt (das war lediglich der beschriebene Ausnahmefall des Landesbischofs), sondern sie haben versucht, Kompromisse zu finden zwischen der herrschenden Doktrin und dem christlichen Glauben. Die dargestellten Konflikte und die jahrelange pastorale Verwaisung der Gemeinde infolge des Krieges haben der geistlichen Entwicklung der Gemeinde wenig Raum gelassen. Die Gemeinde lebte unter Verfehlungen und Verirrungen, es gab in ihren Reihen Begeisterung für die NS-Ideologie, aber auch Zurückhaltung, ja einzeln Widerstand.

Das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden

Bericht für das Jahr 2021

von
ANDREAS RUTZ

Die Institutsarbeit des Jahres 2021 war, wie schon im vorangegangenen Jahr, von der Corona-Pandemie geprägt. Auch wenn sich bei der individuellen Anpassung an die vielfach widrigen Umstände, bei der Umsetzung der diversen Corona-Schutzverordnungen, bei der Nutzung digitaler Kommunikationstools oder der Planung entsprechender Veranstaltungsformate eine gewisse Routine eingestellt hat, waren die Arbeitsbedingungen alles andere als optimal – sowohl für den Institutsbetrieb im Ganzen und die einzelnen Projekte als auch für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Krankheitsfälle im familiären Umfeld, Quarantäne, Isolation, Schul- und Kindergartenschließungen sind nur einige Stichworte, um individuelle Notlagen zu markieren. Vor diesem Hintergrund ist die Gesamtbilanz des ISGV für das Jahr 2021, die der vorliegende Tätigkeitsbericht abbildet, mehr als beachtlich. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben mit überaus großem Engagement für ihre Projekte gekämpft, um die (selbst-)gesetzten Ziele zu erreichen, wofür ihnen großer Dank und Anerkennung gebührt. Dennoch sehnen wir uns alle nach einem Abflauen der Pandemie und nach einer Erholungspause von den Beschränkungen, damit wieder das möglich ist, was ein lebendiges Institut ausmacht, nämlich Begegnungen, Austausch, gemeinsame Arbeit jenseits des Bildschirms.

Ein eingeschränkter Institutsbetrieb mit Homeoffice, reduzierter Bürobelegung, Abstandsregeln und Hygienemaßnahmen prägte die Arbeit im ersten Halbjahr und darüber hinaus. Arbeits- und Gremiensitzungen wurden in dieser Zeit grundsätzlich digital oder nach Möglichkeit hybrid durchgeführt, gleiches gilt für die Tagungen und Veranstaltungen, bei denen aufgrund der zu erwartenden hohen Teilnehmerzahlen besondere Vorsicht geboten war. Zu nennen sind etwa die große Tagung zum 100-jährigen Jubiläum des Bistums Dresden-Meißen „Wege – Gestalten – Profile. Katholische Kirche in der sächsischen Diaspora“ im März, die vom ISGV ausgerichtete Tagung des Projektverbands „Multiple Transformationen“ im Juni und Juli oder der Workshop des DFG-Projekts „Bildsehen // Bildhandeln. Die Freiburger Fotofreunde als Community of Visual Practice“ im August. Seit dem Frühsommer normalisierte sich der Institutsbetrieb merklich und seit Anfang September konnte dann eine ganze Reihe von Tagungen und Veranstaltungen in Präsenz stattfinden, die zu großen Teilen schon für den Herbst 2020 geplant gewesen waren. Ausgerechnet der erste wieder in Präsenz organisierte Workshop zur Ausstellung „Bellum et Artes“, der gemeinsam mit den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden (SKD) und dem Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) veranstaltet wurde, musste kurzfristig auf ein hybrides Format umgestellt werden, da die auswärtigen Teilnehmerinnen und Teilnehmer aufgrund des Bahnstreiks nicht anreisen konnten. Anfang Oktober konnten Andreas Rutz und Joachim Schneider eine mehrtägige Reise nach Warschau und Vilnius unternehmen, um mit Kolleginnen und Kollegen in zahlreichen Partnerinstitutionen vor Ort die Entwicklung eines trinationalen Forschungsprojekts zur

sächsisch-polnischen Union zu diskutieren. Auch die so dringend notwendigen Archiv- und Feldforschungen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter waren wieder möglich. Besonders hingewiesen sei darüber hinaus auf den Start der Filmreihe „Mit Victor Klemperer im Kino“ (gemeinsam mit der SLUB) im Oktober und die endlich aufgeführte dokumentarische Performance „Kontaktzone // Zóna Kontaktu“ in Ústí nad Labem und Dresden. Ein weiteres Highlight im Oktober war das Festkolloquium zur Verabschiedung von Winfried Müller aus dem ISGV, das in Verbindung mit der Tagung des Wissenschaftlichen Beirats stattfand und zu dem Staatsminister Gemkow ein Grußwort beisteuerte. Die vierte Welle der Pandemie schränkte den Institutsbetrieb dann bereits ab Ende Oktober wieder ein, die Tagung „Edition und Kommentar“, die Anfang November hätte stattfinden sollen, wurde vorsichtshalber auf das kommende Jahr verschoben, auch die Filmreihe musste abgebrochen und die Fortsetzung für 2022 geplant werden, andere Veranstaltungen wurden – organisatorisch und technisch mittlerweile routiniert – auf digitale Formate umgestellt.

Die zunehmende Verlagerung von Veranstaltungen und Arbeitspraktiken in den digitalen Raum wirkte sich auch auf unser Angebot für studentische Praktika aus: Am Bereich Volkskunde / Kulturanthropologie wurde ein Konzept für ein ‚digitales Praktikum‘ entwickelt, das weitgehend ohne örtliche Bindung an das ISGV durchgeführt werden konnte. Die Resonanz auf das neue Format war ausgesprochen positiv und bot Studierenden unter Pandemiebedingungen die Möglichkeit, ihre Pflichtpraktika durchzuführen.

Nicht erst seit Corona, aber dadurch noch beschleunigt ist in den vergangenen Jahren die Bedeutung von Wissenstransfer und Wissenschaftskommunikation im ISGV, wie im Wissenschaftsbetrieb überhaupt, erheblich gewachsen. Insbesondere mit seinen als Langzeitvorhaben angelegten Online-Publikationen hat das Institut nicht nur wichtige Kompetenzen im Umgang mit der digitalen Präsentation von Forschungsergebnissen erworben, sondern ist darüber hinaus zu einem national und international gefragten Ansprechpartner geworden. Nicht zuletzt die digitale Sichtbarkeit des ISGV und die damit gesteigerte Kommunikation mit der Öffentlichkeit erfordern die weitere Professionalisierung von Öffentlichkeitsarbeit und Wissenschaftskommunikation am ISGV durch entsprechendes Personal.

Der vorliegende Tätigkeitsbericht führt insgesamt fünf gemeinsame Projekte sowie 15 Projekte des Bereichs Geschichte und 16 Projekte des Bereichs Volkskunde / Kulturanthropologie auf. Bei den gemeinsamen Projekten fällt auf, dass hier die Wissenschaftskommunikation eine besonders wichtige Rolle spielt. Hierzu zählen die AG „Social Media“ und die AG „25 Jahre ISGV“ ebenso wie das Projekt „Das Medium Film als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit“. Mit letzterem wollen wir über das Format Filmreihe eine größere Öffentlichkeit für die Arbeit des ISGV interessieren. Die AG „25 Jahre ISGV“ wurde 2021 aus dem Institut heraus gegründet, um in einem gemeinsamen Forum die Vorbereitungen für das Institutsjubiläum auf den Weg zu bringen. Erstes Ergebnis ist ein umfangreiches Vortragsangebot für 2022/23, aus dem interessierte Institutionen und Vereine im Freistaat Vorträge kostenfrei auswählen und in die eigenen Veranstaltungsaktivitäten vor Ort integrieren können.

In den Bereichen wurden die für das ISGV zentralen Langzeitvorhaben intensiv fortgeführt, wobei mehrere Projektdatenbanken und Internetpräsenzen grundlegend überarbeitet wurden und nunmehr in neuem Design und mit neuen Funktionalitäten nutzbar sind. Eine zentrale Rolle kam dabei der IT zu, die durch die weiter voranschreitende Digitalisierung unserer Forschungsarbeit und der Publikation und Präsentation der Ergebnisse zunehmend gefordert ist, zumal nicht nur neue Projekte unterstützt, sondern auch die abgeschlossenen und laufenden kontinuierlich gepflegt

werden müssen. Eine Aufstockung der personellen Ressourcen in diesem Bereich wäre dringend geboten.

Im Bereich Geschichte ist das Historische Ortsverzeichnis (HOV) besonders hervorzuheben, das seit 2021 wieder in die Reihe der laufenden Projekte aufgenommen wurde. Es hat nun einen Relaunch erhalten und gewinnt durch das für 2022 bis 2025 bewilligte Verbundprojekt „DIKUSA“ neue und spannende Entwicklungsperspektiven. Auch das trinationale Forschungsprojekt zur sächsisch-polnisch-litauischen Union konnte in 2021 durch die Abstimmung mit Partnerinstitutionen in Polen und Litauen wesentlich vorangebracht werden und erhält durch einen bewilligten Drittmittelantrag neue Perspektiven. Schließlich ist für den Bereich Geschichte auf ein neues, von der Stadt Dresden gefördertes Projekt zum Festspielhaus Hellerau in der NS-Zeit und während der Nutzung durch die sowjetischen Streitkräfte hinzuweisen. Im Bereich Volkskunde / Kulturanthropologie erhielt das Digitale Bildarchiv bereits im Frühjahr einen Relaunch und ist nun durch diverse kuratierte Zugänge auch für eine breitere Öffentlichkeit ein attraktives Portal, das zum Schauen und Stöbern – und natürlich zum Forschen einlädt. Intensiv vorbereitet wurde zudem der Relaunch des Lebensgeschichtlichen Archivs, der Anfang 2022 erfolgen konnte. Hinzuweisen ist ferner auf das neue Projekt „Bildwerk und Bildwissen. Visuelle Quellen und Praktiken in der frühen Volkskunde am Beispiel Adolf Spammers“, das nicht nur die Erforschung der eigenen Sammlungen fortsetzt, sondern auch den übergreifenden Forschungsschwerpunkt des Bereichs in der visuellen Anthropologie weiter stärkt. Schließlich sind auch die fortdauernden Bemühungen um die Einrichtung einer Beratungsstelle Immaterielles Kulturerbe hervorzuheben, geht es dabei doch um die Umsetzung einer UNESCO-Konvention, der die Bundesrepublik bereits 2013 beigetreten ist.

Obwohl das ISGV mit dem jeweiligen Doppelhaushalt so finanziert ist, dass es seinen satzungsgemäßen Aufgaben zur Erforschung der Landesgeschichte und der Volkskunde Sachsens nachkommen kann, spielt seit langem auch die Einwerbung von Drittmitteln eine wichtige Rolle. Im Berichtsjahr war das Institut in dieser Hinsicht einmal mehr erfolgreich. Die Drittmittel zeigen, dass die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des ISGV aktuelle Forschungsfragen und neue Themenfelder identifizieren und innovative Forschungskonzepte entwickeln, die auch externe Gutachterinnen und Gutachter überzeugen. Neu bewilligt wurden in 2021 Mittel zur „Digitalisierung der volkswissenschaftlichen Landesaufnahme des NS-Lehrerbundes“ (Deutsche Digitale Bibliothek), für „Recherchen zur Geschichte des Festspielhauses Hellerau“ (Amt für Kultur und Denkmalschutz der Stadt Dresden) und für das Kooperationsprojekt mit dem Zentrum für Integrationsstudien „Ostdeutsche Migrationsgesellschaft: Bürgerschaftliche Geschichtswerkstätten als Produktionsorte für Stadtgeschichten“ (BMBF). Beantragt und mittlerweile für 2022 bewilligt wurden das Verbundprojekt der geisteswissenschaftlichen Institute des Freistaats „DIKUSA – Vernetzung digitaler Kulturdaten in Sachsen“ (SMWK) sowie ein Projekt zum Aufbau des transnationalen Forschungsnetzwerks „PLUS18 – Polen, Litauen und Sachsen im 18. Jahrhundert“ (SMWK).

Auch die vielfältigen, im Berichtsjahr erschienenen Publikationen spiegeln die erfolgreiche und ertragreiche Arbeit des ISGV. Hierzu gehören die vielfältigen digitalen Angebote in Form von Webseiten und Online-Datenbanken, die wieder einen kontinuierlichen Zuwachs an Inhalten erfahren haben. Darüber hinaus sind zahlreiche Buchpublikationen erschienen – sowohl im Druck als auch online. In den „Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde“ wurden drei Bände publiziert, darunter die Dissertation von Henrik Schwanitz und die Festschrift für Enno Bünz zum 60. Geburtstag, die „Bausteine“ wurden ebenfalls um drei Bände vermehrt, darunter das aus dem polnischen übertragene Buch von Jacek Kordel, was die Rolle des ISGV in der transnationalen Forschung im Dreiländereck unterstreicht, und auch „ISGV digital“,

unsere Open-Access-Reihe, weist mit dem Landesstellen-Band eine weitere Publikation auf. Auch die beiden Zeitschriften des Instituts – *Volkskunde in Sachsen* und *Neues Archiv für sächsische Geschichte* – erschienen wieder mit umfangreichen Jahressbänden, wobei für das NASG nicht nur der ausstehende 2020er-Band, sondern wenige Monate später auch der Band für das laufende Jahr publiziert und Winfried Müller als Festgabe zu seinem Abschiedskolloquium überreicht wurde.

Die Gesamtbilanz des ISGV für das Jahr 2021 ist aus unserer Sicht, wie eingangs bereits erwähnt, mehr als beachtlich. Eine quantifizierbare Bilanz ist aber natürlich nicht alles. Gute Wissenschaft und die für jeden Einzelnen und jede Einzelne befriedigende, erfüllende Arbeit bildet sich in Zahlen nicht oder nur bedingt ab. Dazu gehört sehr viel mehr: interessante, herausfordernde, fordernde, aber auch achtsame Kolleginnen und Kollegen; ein guter Teamgeist, der sich bei der Arbeit, aber auch außerhalb zeigt und bewährt; gemeinsame Diskussionen, Veranstaltungen, fachliche Auseinandersetzungen, aber auch Ruhe, die Möglichkeit des Rückzugs, um zu Lesen, zu Denken, zu Schreiben; die Möglichkeit, sich individuell zu entfalten und die eigenen Wege zu gehen, die durchaus auch individuell unterschiedlich sein können und sein sollten; eine angemessene Beurteilung und Würdigung der Leistungen, nicht nur quantitativ, sondern vor allem qualitativ; und schließlich Zeit: Zeit, die eigenen Projekte zu Ende zu denken, Zeit, die eigenen Projekte zu Ende zu bringen, Zeit, das ein oder andere Projekt vielleicht auch langfristig weiterzuentwickeln. Diese für die Wissenschaft gedeihlichen Rahmenbedingungen zu schaffen und zu pflegen, ist – gerade im aktuellen Wissenschaftssystem – eine Herausforderung, der wir uns gerne stellen.

Forschungsprojekte 2021

Gemeinsame Projekte der Bereiche Geschichte und Volkskunde / Kulturanthropologie

Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde; Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde; Bausteine zur sächsischen Geschichte und Volkskunde; Spurensuche. Geschichte und Kultur Sachsens; ISGV digital. Studien zur Landesgeschichte und Kulturanthropologie. Projektleitung: Direktorium und Bereichsleitungen.

Digitales Medienarchiv des ISGV. Projektleitung: Bereichsleitungen. Projektbearbeitung: Claudia Pawlowitsch, Christian Schuffels. Technische Umsetzung: Michael Schmidt.

Das Medium Film als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Projektleitung: Andreas Rutz. Projektbearbeitung: Sönke Friedreich, Nadine Kulbe, Winfried Müller, Andreas Rutz, Henrik Schwanitz.

Arbeitsgruppe „Social Media“. Projektbearbeitung: Philipp Eller, Nadine Kulbe, Dörthe Schimke, Tim Schubert, Christian Schuster, Nick Wetschel.

Arbeitsgruppe „25 Jahre ISGV“. Projektbearbeitung: Nadine Kulbe, Frank Metasch, Marsina Noll, Dörthe Schimke, Katharina Schuchardt, Henrik Schwanitz; ergänzend für die virtuelle Ausstellung: Sönke Friedreich, Eric Iwanski, Jens Klingner, Nathalie Knöhr, Antje Reppe.

Projekte des Bereichs Geschichte

Sächsische Biografie. Projektleitung: Joachim Schneider. Projektbearbeitung: Frank Metasch, Joachim Schneider, Henrik Schwanitz. Projektmitarbeit: Leopold Bierstedt, Daniel Geißler, Hendrik Keller, Maximilian Kießling, Michael Schmidt, Tim Schubert, Christian Schuster.

Fürstinnenkorrespondenzen der Reformationszeit: Briefedition der Herzogin Elisabeth von Sachsen, Bd. 3. Projektbearbeitung: Jens Klingner.

Codex diplomaticus Saxoniae (CDS). Projektleitung: Enno Bünz.

- a) Die Papsturkunden für sächsische Empfänger. Projektbearbeitung: Christian Schuffels.
- b) Das Urkundenbuch der Stadt Dresden. Projektbearbeitung: Stefan Petersen/München, Philipp Wollmann/München, Veronika Lukas/München, Ulrike Siewert (bis 2017).
- c) Das Urkundenbuch der Stadt Zwickau. Projektbearbeitung: Jens Kunze/Wermsdorf, Henning Steinführer/Braunschweig.

Sächsisches Klosterbuch. Klöster, Stifte und Komtureien in Sachsen vor der Reformation. Projektleitung: Enno Bünz. Projektbearbeitung: Enno Bünz, Dirk Martin Mütze (Kohren-Sahlis), Christian Schuffels, Alexander Sembdner (Universität Leipzig), Sabine Zinsmeyer (SAW Leipzig).

Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen (HOV). Projektbearbeitung: Jens Klingner, Michael Schmidt, Henrik Schwanitz. Projektmitarbeit: Matthias Guckenbiehl, Eric Iwanski.

Geschichtsschreibung vor Ort: Chroniken aus Sachsen vom 15. bis zum 17. Jahrhundert. Projektbearbeitung: Joachim Schneider.

Die sächsischen Stadtschreiber in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Projektbearbeitung: Jens Klingner.

Landschaft nach Plan. Die Transformation des ländlichen Raumes in der SBZ und DDR (1945–1989/1990). Projektbearbeitung: Henrik Schwanitz.

Von der Natur gerahmt. Die Idee der „natürlichen Grenzen“ als Identitätsressource um 1800. Projektbearbeitung: Henrik Schwanitz.

Finanz- und Geldgeschichte Sachsens im 18. Jahrhundert. Projektbearbeitung: Frank Metasch.

Dienstboten in der Stadt im Königreich Sachsen (1835–1918). Projektbearbeitung: Dörthe Schimke.

Reiseberichte digital: Sachsen in Reiseberichten des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Projektbearbeitung: Frank Metasch, Joachim Schneider. Technische Umsetzung: Hendrik Keller, Martin Munke (SLUB), Michael Schmidt.

Die sächsisch-polnisch-litauische Union – Trinationales Forschungsprojekt. Projektbearbeitung: Andreas Rutz, Joachim Schneider.

Recherchen zur Geschichte des Festspielhauses Hellerau und des umgebenden Areals in der Zeit des Nationalsozialismus und während der Nutzung durch die Streitkräfte der Sowjetunion 1933 bis 1993. Projektleitung: Andreas Rutz. Projektbearbeiter: Robert Badura.

Neues Archiv für sächsische Geschichte. Projektleitung: Enno Bünz, Winfried Müller, Andreas Rutz, Joachim Schneider. Projektbearbeitung: Frank Metasch (Schriftleitung), Jens Klingner (Rezensionen). Projektmitarbeit: Leopold Bierstedt, Christian Schuster, Maximilian Kießling.

Projekte des Bereichs Volkskunde / Kulturanthropologie

Lebensgeschichtliches Archiv für Sachsen. Projektbearbeitung: Sönke Friedreich, Claudia Pawlowitsch, Ira Spieker.

Visuelle Quellen zur Volkskultur in Sachsen. Das Bildarchiv des ISGV. Projektleitung: Marsina Noll, Ira Spieker. Projektbearbeitung: Robert Badura, Philipp Eller, Bianca Brendel, Antje Giebertmann, Michael Schmidt.

Kontaktzonen. Kulturelle Praktiken im deutsch-tschechisch-polnischen Grenzraum. Projektbearbeitung: Ira Spieker, Katharina Schuchardt, Sarah Kleinmann, Arnika Pelsmann.

Umbruchserfahrungen. Gesellschaftlicher und biografischer Wandel nach 1989 in Ostdeutschland. Projektbearbeitung: Ira Spieker, Nick Wetschel, Kollegium des Bereichs Volkskunde / Kulturanthropologie.

Erinnern an die Arbeit im Kollektiv. Brigadeleben in der DDR und seine postsozialistischen Tradierungen. Projektbearbeitung: Merve Lühr.

Briefheimaten. Briefe von Auslandsdeutschen an den Volksbund für das Deutschtum im Ausland (VDA), 1934–1939. Projektbearbeitung: Sönke Friedreich.

Energie | Wende. Zur Verhandlung von Transformationsprozessen in der deutsch-polnischen Oberlausitz. Projektbearbeitung: Katharina Schuchardt.

Nationalist Visions of Democracy: Sovereignty, Speech, and Belonging in Germany / Zugehörigkeit. Strategien von Inklusion und Exklusion in Deutschland. Projektbearbeitung: April Reber.

Bildwerk und Bildwissen. Visuelle Quellen und Praktiken in der frühen Volkskunde am Beispiel Adolf Spammers. Projektbearbeitung: Nadine Kulbe.

Erschließung und Präsentation der Nachlässe und Sammlungen des ISGV. Projektbearbeitung: Ira Spieker, Katrin Mai, Antje Reppe, Dieter Herz (ehrenamtlich).

Bildsehen // Bildhandeln. Die Freiburger Fotofreunde als Community of Visual Practice. Projektleitung: Ira Spieker, Torsten Näser (Institut für Kulturanthropologie / Europäische Ethnologie, Universität Göttingen). Projektbearbeitung: Nathalie Knöhr (Teilprojekt Bildhandeln), Nadine Kulbe (Teilprojekt Bildsehen). Projektmitarbeit: Claudia Dietze, Luise Eberspächer. Kooperation: Oliver Becker (weTellmedia, Göttingen).

Transformationen (digitaler) Bildkontexte und Wissensproduktion. Projektbearbeitung: Marsina Noll.

Soziales Erbe. Postsozialistische Vereinigungen ehemaliger DDR-Betriebskollektive zwischen Traditionalisierung und neuer Vergemeinschaftung. Projektleitung: Ira Spieker. Projektbearbeitung: Oliver Wurzbacher, Claudia Dietze, Luise Eberspächer.

Figuren der lokalen Aushandlung von Migration in Sachsen seit 1989/90. Projektbearbeitung: Nick Wetschel.

Immaterielles Kulturerbe in Sachsen. Einrichtung einer Beratungs- und Forschungsstelle. Projektleitung: Ira Spieker.

Volkskunde in Sachsen. Jahrbuch für Kulturanthropologie. Projektleitung: Sönke Friedreich, Ira Spieker. Projektbearbeitung: Kollegium des Bereichs Volkskunde / Kulturanthropologie.

Tagungen und andere Veranstaltungen

Wege – Gestalten – Profile. Katholische Kirche in der sächsischen Diaspora. Verantwortlich: Joachim Schneider, Gerhard Poppe (Katholische Akademie des Bistums Dresden-Meißen). Ort: Dresden (digital). Termin: 18. bis 20. März 2021.

Mehr Schein als Sein?! Papierne Imitation und Illusion. Verantwortlich: Andrea Rudolph (Forum BildDruckPapier / Stadtmuseum Dresden), Ira Spieker. Ort: Dresden (digital). Termin: 17./18. Mai 2021.

Transformationen//Narrationen – Zur Analyse von Lebensgeschichten und strukturellen Wandlungsprozessen – Workshop des Projektverbunds „Multiple Transformationen“. Verantwortlich: Oliver Wurzbacher, Ira Spieker. Ort: Dresden (digital). Termin: 7/8. Juni und 1./2. Juli 2021.

Visualitätsforschung an der Schnittstelle von Bildanalyse und Bildhandeln. Verantwortlich: Nathalie Knöhr, Nadine Kulbe, Torsten Näser (Institut für Kulturanthropologie / Europäische Ethnologie, Universität Göttingen), Ira Spieker. Ort: Dresden (digital). Termin: 10./11. August 2021.

Kurfürst Johann Georg I. und der Dreißigjährige Krieg in Sachsen – Workshop zur Ausstellung „Bellum et Artes“. Verantwortlich: Andreas Rutz, Joachim Schneider, Claudia Brink (SKD), Dirk Syndram (SKD). Ort: Dresden, Residenzschloss (hybrid). Termin: 3./4. September 2021.

Mit Vergnügen. Höfische Kultur im mitteldeutschen Raum des 18. Jahrhunderts. Verantwortlich: Joachim Schneider, Raymond Plache (Staatsarchiv Chemnitz), Berenike Heiter, Mareike Greb (Dance & History e. V.). Ort: Sächsisches Staatsarchiv – Staatsarchiv Chemnitz (hybrid); Abendveranstaltung: Schloss Fordeglau. Termin: 17./18. September 2021.

Festkolloquium zur Verabschiedung von Winfried Müller aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde. Verantwortlich: Enno Bünz, Andreas Rutz. Ort: Dreikönigskirche – Haus der Kirche, Dresden. Termin: 14. Oktober 2021.

Zwischendurch die Promotion?! 15. dgv-Doktorand*innen-Tagung. Verantwortlich: Oliver Wurzbacher, in Kooperation mit Ruth Weiand (Universität Freiburg), Sarah Tanner, Nikolas Wollentarski (beide Universität Regensburg). Ort: Seminarhaus Wasserschloss Oberau. Termin: 15. bis 17. Oktober 2021.

Dokumentarische Performance Kontaktzone // Zóna Kontaktu. Verantwortlich: Katharina Schuchardt, Ira Spieker. Ort: Dresden, Ústí nad Labem. Termin: 29. September, 13. Oktober, 13. November 2021.

Filmreihe: Als die Bilder sprechen lernten. Dresdner Kinokultur zwischen Stumm- und Tonfilm // Filmreihe: Mit Victor Klemperer im Kino. Verantwortlich: Winfried Müller, Andreas Rutz, Christina Schneider (SLUB). Ort: Victor-Klemperer-Saal, SLUB, Dresden. Termine: 13. Oktober 2021, 3. November 2021.

Buchvorstellung: Friedrich Quaasdorf, Die kursächsische Reichstagsgesandtschaft im späten 18. Jahrhundert (Kooperationsveranstaltung mit dem Verein für sächsische Landesgeschichte). Verantwortlich: Joachim Schneider. Ort: digital. Termin: 7. Dezember 2021.

Publikationen

Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, hrsg. von Enno Bünz, Andreas Rutz, Joachim Schneider, Ira Spieker. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.

Band 65: HENRIK SCHWANITZ, Von der Natur gerahmt. Die Idee der ‚natürlichen Grenzen‘ als Identitätsressource um 1800, 2021.

Band 66: JUDITH MATZKE/FRANK METASCH (Hg.), Nach Amerika! Überseeische Migration aus Sachsen im 19. Jahrhundert, 2021.

Band 67: ALEXANDER SEMBDNER/CHRISTOPH VOLKMAR (Hg.), Nahaufnahmen. Landesgeschichtliche Miniaturen für Enno Bünz zum 60. Geburtstag, 2021.

Bausteine aus dem ISGV, hrsg. von Enno Bünz, Andreas Rutz, Joachim Schneider, Ira Spieker. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.

Band 41: STEFAN DORNHEIM (Hg.), Kultbild – Götze – Kunstdenkmal. Entsorgung, Umdeutung und Bewahrung vorreformatorischer Bildkultur im Luthertum, 2021.

Band 42: JACEK KORDEL, Sachsen, Preußen und der Kaiserhof im Streit um die Schönburgischen Herrschaften (1774–1779), 2021.

ISGV digital. Studien zur Landesgeschichte und Kulturanthropologie, hrsg. von Enno Bünz, Andreas Rutz, Joachim Schneider, Ira Spieker. Dresden: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde.

Band 3: SÖNKE FRIEDREICH/IRA SPIEKER (Hg.), Alltag | Kultur | Wissenschaft. Die volkscundlich-kulturanthropologischen Institute und Landesstellen, 2021, URL: <https://www.isgv.de/publikationen/details/alltagkultur-wissenschaft>; DOI: 10.25366/2021.50.

Neues Archiv für sächsische Geschichte, hrsg. von Enno Bünz, Winfried Müller, Andreas Rutz, Uwe Schirmer, Joachim Schneider. Schriftleitung: Frank Metasch, Rezensionen: Jens Klingner. Neustadt a. d. Aisch: Verlag Ph. C. W. Schmidt.

Band 91 (2020).

Band 92 (2021).

Volkskunde in Sachsen. Jahrbuch für Kulturanthropologie, hrsg. von Sönke Friedrich, Ira Spieker. Weimar: Jonas-Verlag.

Band 33 (2021).

Internetauftritte (Projektseiten, Datenbanken)

Blog „Bildsehen / Bildhandeln. Akteur*innen und Praktiken der (Amateur-)Fotografie“. Verantwortlich: Nathalie Knöhr, Nadine Kulbe. Technische Umsetzung: Nathalie Knöhr, Nadine Kulbe. URL: <https://fotografie.hypothes.es.org/>.

Bordernetwork.eu. Verantwortlich: Katharina Schuchardt, Ira Spieker, Philipp Eller. Technische Umsetzung: Michael Schmidt. URL: <http://www.bordernetwork.eu>.

Der Codex diplomaticus Saxoniae im Internet. Verantwortlich: Christian Schuffels. Technische Umsetzung: Michael Schmidt. URL: <http://codex.isgv.de/>.

Dresdner Kinokultur 1896–1949. Verantwortlich: Winfried Müller, Merve Lühr, Wolfgang Flügel. Technische Umsetzung: Hendrik Keller, Michael Schmidt. URL: <https://kino.isgv.de/>.

Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen (HOV). Verantwortlich: Jens Klingner, Henrik Schwanitz. Technische Umsetzung: Michael Schmidt. URL: <https://hov.isgv.de/>.

Lebensgeschichtliches Archiv für Sachsen. Verantwortlich: Sönke Friedrich, Ira Spieker. Technische Umsetzung: Michael Schmidt. URL: <http://lga.isgv.de/>.

Multiple Transformationen. Gesellschaftliche Erfahrungen und kultureller Wandel in Ostdeutschland und Ostmitteleuropa vor und nach 1989. Verantwortlich: Oliver Wurzbacher, in Kooperation mit Maren Hachmeister (HAIT), Beáta Hock (GWZO), Theresa Jacobs (Sorbisches Institut). Technische Umsetzung: Projektverbund (mit Unterstützung des KompetenzwerkD). URL: <https://multitrafo.hypothes.es.org/>.

Netzwerk Alltagskultur Ost. Verantwortlich: Sönke Friedrich. Technische Umsetzung: Michael Schmidt. URL: www.alltagskulturost.de.

Repertorium Saxonicum. Verantwortlich: Jens Klingner. Technische Umsetzung: Michael Schmidt. URL: <https://repsax.isgv.de/>.

Sächsische Biografie. Verantwortlich: Frank Metasch, Joachim Schneider, Henrik Schwanitz, Daniel Geißler, Maximilian Kießling, Antje Reppe, Tim Schubert. Technische Umsetzung: Hendrik Keller, Michael Schmidt. URL: <https://saebi.isgv.de/>.

Sächsische Gerichtsbücher. Verantwortlich: Joachim Schneider, Andrea Wettmann (Sächsisches Staatsarchiv). Technische Umsetzung: Michael Schmidt. URL: <http://saechsische-gerichtsbuecher.de/projekt/>.

Saxorum/Sachsen.digital. Verantwortlich: Martin Munke (SLUB), Michael Schmidt, Joachim Schneider, Ira Spieker. Technische Umsetzung: SLUB Dresden. URL: <https://www.saxorum.de/>.

Visuelle Quellen zur Volkskultur in Sachsen. Das Bildarchiv des ISGV. Verantwortlich: Marsina Noll. Technische Umsetzung: Michael Schmidt. URL: <http://bild.isgv.de/>.

NACHRUFE

Gerald Wiemers (1941–2021)

von
MANFRED RUDERSDORF

Am 13. November 2021, wenige Monate nach seinem 80. Geburtstag, ist der ehemalige Leiter des Leipziger Universitätsarchivs Professor Dr. Gerald Wiemers verstorben. Für alle diejenigen, die ihn im Laufe seines langen Berufslebens kennenlernen durften, kam die Nachricht von seinem Ableben plötzlich und überraschend. Der Verstorbene hinterlässt seine Ehefrau Dr. med. Ulrike Wiemers sowie seine beiden Töchter Franca und Carsta mit ihren Familien, die beide ebenfalls als Ärztinnen tätig sind.

Gerald Wiemers war zeit seines Lebens gleichermaßen Historiker und Archivar, der seine ganze Kraft in den Dienst der Wissenschaft, in die Sichtung, Ordnung und Auswertung der ihm anvertrauten Quellen gestellt hat – in die Pflege eines großen und wertvollen universitätsgeschichtlichen Korpus, das für die historiografische Arbeit und kulturwissenschaftliche Forschung bis heute eine unerlässliche Grundlage darstellt. Gerald Wiemers hat sein gesamtes Berufsleben in seiner Geburts- und Heimatstadt Leipzig, der er bis zu seinem Tod treu geblieben ist, in unterschiedlichen Funktionen und Ämtern wahrgenommen. Seine akademischen und beruflichen Qualifikationsabschlüsse hat er zu DDR-Zeiten indessen außerhalb Leipzigs erworben – in Halle an der Saale, in Dresden und in Potsdam.

Gerald Wiemers kam aus einem kulturell aufgeschlossenen, nichtakademischen Elternhaus. Der Vater war Schriftsetzer, die Mutter Sachbearbeiterin. Umso bemerkenswerter ist sein sozialer Aufstieg in seiner zweiten Lebenshälfte nach der politischen Wende von 1989 zu sehen. Nach dem Schulbesuch in Leipzig – mit zeitweiser Relegierung aus politischen Gründen – hat er von 1960 bis 1965 Geschichte und neuere Sprachen an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg studiert und dort das Staatsexamen als Diplom-Historiker erfolgreich abgeschlossen. Es folgte ein zweijähriges Studium der Archivwissenschaft und der Historischen Hilfswissenschaften am Institut für Archivwissenschaft Potsdam der Humboldt-Universität zu Berlin. Die Ausbildung als wissenschaftlicher Archivar schloss er 1967 mit dem berufsqualifizierenden Diplom ab.

Diese Ausbildung eröffnete ihm eine bemerkenswert lange und ereignisreiche Laufbahn im Archivwesen, kurzzeitig bei Renate Drucker am Universitätsarchiv der Karl-Marx-Universität Leipzig, seit 1968 dann für fast ein Vierteljahrhundert als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig für die Bereiche Archiv, Bibliothek und Publikationstätigkeit. 1992 wechselte er im Zeichen der Wende in gewisser Weise wieder zurück an die Universität Leipzig, die ihn in der kraftzehrenden Umbruchszeit zum Direktor des Universitätsarchivs und damit zum Hüter der Akten bestellt hat.

Knapp 15 Jahre lang bis zu seiner Pensionierung 2006 nahm er diese Funktion mit großem Engagement, ja mit innerer Leidenschaft und höchst vorzeigbaren organisatorischen und publizistischen Erfolgen wahr. Seine wahrhaftige berufliche Erfüllung fand er in diesen Jahren in diesem Leitungsamt, in dem er sein kommunikatives Talent als Archivar, als Ausbilder, Betreuer und Ratgeber verwirklichen konnte. 2002 wurde er auf Antrag des Historischen Seminars – ich durfte damals diesen Antrag in der Fakultät vertreten – zum außerplanmäßigen Professor für Archivwissenschaft und Neuere

Geschichte, speziell für die Gebiete Paläografie und Quellenkunde, an der Universität Leipzig ernannt.

In den sich anbahnenden Werdegang als wissenschaftlicher Archivar fügten sich 1984 seine Dissertation in Geschichte an der Technischen Universität Dresden, 2003 seine Habilitation – mit immerhin schon 62 Jahren – an der Philosophischen Fakultät der Technischen Universität Chemnitz ein. Die Promotion A, damals gemeinsam mit Elisabeth Lea, wurde von dem Dresdner Philosophie- und Wissenschaftshistoriker Siegfried Wollgast, von dem Leipziger Romanisten Werner Bahner sowie von dem Hallenser Rechtshistoriker Rolf Lieberwirth begutachtet – alle drei Genannten waren Mitglieder der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig.

Die Habilitation wurde von dem Chemnitzer Landeshistoriker Reiner Groß, dem Dresdner Landeshistoriker Karlheinz Blaschke sowie dem Regensburger Mediävisten und Münchner Monumenta (MGH)-Präsidenten Horst Fuhrmann begutachtet. Auch diese drei Genannten waren Akademiemitglieder, letzterer als Korrespondierendes Mitglied an der Leipziger Akademie. Thema der Habilitation war die „Außeruniversitäre Forschung in Sachsen von der Mitte des 19. bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“.

Programmatisch für die weitere Laufbahn sollte allerdings die Thematik der Dissertation werden, die den Titel trug „Die Planung und Entstehung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Zur Genesis einer gelehrten Gesellschaft“. Sie ist erst zwölf Jahre später, 1996, in den Abhandlungen der Göttinger Akademie der Wissenschaften auf Vorschlag der Philologisch-historischen Klasse erschienen.

Diese Studie bildete zweifellos die entscheidende geistige Grundlage für das Metier, das Gerald Wiemers' Interessen und Leidenschaft sehr nahe, vielleicht sogar am nächsten kam. In einem großen historischen Bogen befasste er sich seit den Anfängen von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) mit der schwierigen Institutionalisierung einer sächsischen Gelehrtenkommunität, indem er sowohl die gescheiterten wie die erfolgreichen Versuche in einen kausalen Zusammenhang stellte – angefangen bei den Aktivitäten des Naturforschers und Mathematikers Ehrenfried Walther von Tschirnhaus (1651–1708) über den Literatur- und Sprachwissenschaftler Johann Christoph Gottsched (1700–1766) bis hin zur heute noch aktiven „Jablonsowskischen Gesellschaft“ mit ihrem damaligen Sekretär, dem Mathematiker und Philosophen Moritz Wilhelm Drobisch (1802–1896).

Gerade zum 175-jährigen Jubiläum des Bestehens der Leipziger Akademie der Wissenschaften im Jahr 2021 verdanken wir den einschlägigen Artikeln von Gerald Wiemers wichtige Einsichten und Impulse. Sein akademisches Œuvre zeigt viele filigran erstellte klein- und großformatige biografische Studien und Porträts auf, die ihm spürbar wenig Mühe bereiteten und seiner Neigung am ehesten entsprachen, vor allem in personengeschichtlichen historischen Kontexten zu denken, zu schreiben und zu handeln.

Als Mitglied, zeitweise Vorstandsmitglied und stellvertretender Vorsitzender der Historischen Kommission der Sächsischen Akademie der Wissenschaften in den Jahren nach 1989 hat er mehrere Bände der „Sächsischen Lebensbilder“ zwischen 1999 und 2015, teilweise zusammen mit Reiner Groß, redaktionell betreut und herausgegeben, zuletzt die beiden Teilbände aus Anlass des Universitätsjubiläums 2009 und des Stadtjubiläums 2015 mit Porträts von Persönlichkeiten der Leipziger Stadt- und Universitätsgeschichte.

Mit den „Lebensbildern“ hatte Wiemers ein geeignetes Instrument zur Hand, um bedeutenden Persönlichkeiten, die in Sachsen über die Epochen hinweg nachhaltige Spuren hinterlassen haben, die gebührende historiografische Geltung zu verschaffen. Dazu gehörten Politiker und Unternehmer, Gelehrte und Medienvertreter, Wohltäter

und Mäzene und nicht zuletzt jene, die unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und danach unter der SED-Parteidiktatur gelitten hatten. Die Reihe der Namen repräsentiert nichts Geringeres, so Friedrich Karl Fromme in der FAZ vom 27. Dezember 2004, als eine gelungene „biographische Illustration der sächsischen und deutschen Geschichte“. In der Regel gilt für die porträtierten Köpfe in den „Sächsischen Lebensbildern“ das aphoristische, klassisch gewordene Wort des unvergessenen Erich Kästner aus dem Jahr 1950: „Ich bin ein Deutscher aus Dresden in Sachsen. Mich läßt die Heimat nicht fort“.

Als Archivar der Akademie war Gerald Wiemers auch für die regelmäßige Herausgabe der „SAW-Jahrbücher“ über einen langen Zeitraum hinweg zwischen 1968 und 1992 zuständig. Nützlich und sehr verdienstvoll war seine akribische, mit Daten und Porträts versehene Zusammenstellung des Mitgliederverzeichnisses der Akademie, das 2006 unter seinem und Eberhard Fischers Namen in zweiter Auflage alle Ordentlichen und Korrespondierenden Mitglieder von 1846 bis 2006, unterteilt in die drei Klassen, präsentierte. Der damalige Akademiepräsident und Klinikdirektor Professor Dr. Uwe-Frithjof Hausteil hat diese Arbeiten maßgeblich unterstützt und gefördert.

Diese ungewöhnliche Befähigung, die ganz seiner Neigung als Sammler, Ordner und Dokumentar entsprach, setzte er nach 1992 als Neubestallter Direktor des Universitätsarchivs Leipzig in anderem Format, mit anderem Raumbezug und neuen Themen fort, dabei genauso engagiert und kommunikativ wie zuvor. Sein großes Wissen, seine fachlichen Kenntnisse und seine immensen organisatorischen Fertigkeiten nahm er aus der Akademie mit an die Universität, sodass das sogenannte kulturelle Gedächtnis beider großer Wissenschaftsinstitutionen in Leipzig in seiner Person als Schatzheber und als Bewahrer für die weichenstellenden Jahre nach der Wende, in einer Zeit der umfassenden Neuordnung und Neuausrichtung, eine maßgebliche Verankerung fand – auch und gerade in klassisch konservatorischer Hinsicht, um nichts dem Verdrängen und dem flüchtigen Vergessen unreflektiert anheimzustellen.

Eines seiner Hauptarbeitsgebiete bis zum Ausscheiden aus dem Amt als Archivdirektor 2006 galt der Geschichte der naturwissenschaftlichen Disziplinen, insbesondere der Geschichte der Physik, und dabei wiederum dem Leben und Werk von Werner Heisenberg (1901–1976, in Leipzig wirkend von 1927 bis 1942), dem renommierten Nobelpreisträger, dem er als Herausgeber zusammen mit Christian Kleint und Helmut Rechenberg mehrere höchstinformative und lesenswerte dokumentarische Bände widmete.

Als Mitglied der Senatskommission zur Erforschung der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte war er an den langwährenden Vorbereitungen zum 600-jährigen Universitätsjubiläum 2009 beteiligt. Stets hilfsbereit und aufgeschlossen hat er sein Haus mit seinem immensen Quellenschatz den forschenden Autoren der Senatskommission geöffnet, die sich der großen Herausforderung gegenübergestellt sahen, die Geschichte der langen 600 Jahre der Alma mater Lipsiensis seit 1409 mit all ihren Fakultäten, Disziplinen und innovativen Leistungen erstmals als Gesamtgeschichte gut nachvollziehbar und lesbar zu Papier zu bringen. Die voluminösen fünf Bände, erschienen im hiesigen Universitätsverlag, bilden heute dokumentarisch wie Erinnerungsgeschichtlich ein wichtiges historiografisches Zeugnis der Leipziger Universität, an dessen ordnender Verwaltung und interpretierender Verwertung Gerald Wiemers einen beträchtlichen Anteil beanspruchen darf.

Die Mitarbeit als Epochen-Autor an der fünfbandigen Festschrift, an der Zeit des Deutschen Kaiserreichs nach 1870/71, zweifellos einer Glanzzeit der Leipziger Universität, hat er indessen seinem späteren Nachfolger im Archiv Jens Blecher überlassen. Wiemers wollte sich in Fortsetzung des großen Werks von Georg Erler mehr auf die Edition und Herausgabe der Leipziger Universitätsmatrikel konzentrieren. Diese ist in

sieben stattlichen Teilbänden für das Jahrhundert zwischen 1809 und 1909 ergänzt und fortgeführt worden. Erschienen sind die Bände unter leitender Verantwortung seines Nachfolgers Blecher in den Jahren 2006 bis 2012. Sie dienen heute als wertvolle serielle Quelle für die eigene Universitätsgeschichte sowie für die vergleichende Personenforschung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

Ein besonders langwährendes Anliegen von Gerald Wiemers war es, den studentischen Widerstand in der Zeit des Nationalsozialismus sowie – nach der friedlichen Revolution – in der SBZ/DDR gegen das SED-Regime zu untersuchen. Hierzu hat er eine Fülle von gut recherchierten, ressentimentfreien Sachbeiträgen mit dem Ziel verfasst, damit zur Rehabilitation verfolgter und geschädigter Universitätsangehöriger beizutragen. Die biografischen Porträts von so unterschiedlichen Persönlichkeiten wie Herbert Belter (1929–1951), Werner Ihmels (1926–1949), Günter Malkowski (1926–1952), Jakob Neubauer (1895–1945), Wolfgang Natonek (1919–1994) und Hans Leisegang (1890–1951) gehörten ebenso wie diejenigen von Victor Klemperer (1881–1960) und Theodor Litt (1880–1962) in den übergeordneten zeithistorischen Zusammenhang, den Wiemers unbedingt für die nachwachsenden Generationen in Erinnerung halten wollte – in den Zusammenhang von Demütigung und Verdrängung, von Amts- und Positionsverlust, von willkürlicher Verschleppung und Kasernierung bis hin zu den individuellen dramatischen Leidensgeschichten mit drohender Entrechtung und Todesfolge.

Die Mitgliedschaften in der Theodor-Litt-Gesellschaft (Leipzig) sowie in der Heisenberg-Gesellschaft (München) bedeuteten für ihn Aufgabe und Pflicht gleichermaßen, aber auch Freude, Ansporn und einen wichtigen Bestandteil der Leipziger akademischen Erinnerungskultur, die dem Tätigkeitsprofil des historisch versierten und agilen Archivleiters geradezu auf den Leib geschrieben waren.

Die 2007 von Beate Rebner im Universitätsarchiv bearbeitete Teil-Bibliografie, erschienen in der Festschrift für Gerald Wiemers zum 65. Geburtstag, weist die bis dahin erschienene Fülle der zumeist pointiert biografisch-wissenschaftsgeschichtlich verfassten Beiträge aus.

In ihrem veröffentlichten Kondolenzschreiben vom 15. November 2021 hat die ehemalige Rektorin der Universität Professorin Dr. Beate Schücking die originäre Arbeitsleistung des Universitätsarchivars Gerald Wiemers gewürdigt, indem sie auf seine großen Verdienste bei der Sicherung und Bewahrung der umfangreichen Aktenbestände nach der politischen Wende hingewiesen hat. Insbesondere ist es Wiemers gelungen, die Archive der abgewickelten Universitätseinrichtungen mit viel Geschick und Spürsinn zu sichern und die Aktenbestände aufgelöster Leipziger Hochschulen in seinem Haus zu integrieren, dessen Raumanforderungen schon bald die verfügbare Kapazität überstiegen. Die dadurch bedingte Verdoppelung des Archivbestandes, der erst seit wenigen Jahren in den neuen erweiterten Magazinräumen in der Prager Straße beheimatet ist, hat das Leipziger Universitätsarchiv als eines der ältesten und größten seiner Art in Europa für die nationale und internationale Forschungsgemeinschaft attraktiv und zugänglich gemacht. Von dieser Pionierleistung in den Jahren nach der friedlichen Revolution profitierten fraglos seine Nachfolger, zunächst Privatdozent Dr. Uwe Schirmer (jetzt Professor an der Friedrich-Schiller-Universität Jena) sowie der amtierende Direktor des Archivs Dr. Jens Blecher, der sein Handwerk in der Neuerichtungsphase unter der professionellen Leitung von Gerald Wiemers gelernt hat.

Komplementär zur herausfordernden Arbeit am Ort hat sich Gerald Wiemers nicht gescheut, rund zehn Jahre lang im Verband deutscher Archivare als Vorsitzender die Fachgruppe der deutschen Universitäts- und Wissenschaftsarchive zu leiten und auf diese Weise mit dem Instrumentarium umsichtiger vernetzter Verbandspolitik das

Zusammenwachsen der gesamtdeutschen Archivlandschaft nach 1990 mit Engagement und Herzblut zu fördern.

Mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande (2003), dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse (2014), schließlich 2021 mit der Verleihung der Sächsischen Verfassungsmedaille sind seine unbestreitbaren wissenschaftsorganisatorischen Verdienste öffentlichkeitswirksam gewürdigt und ausgezeichnet worden. Auf diese Ehrungen war Gerald Wiemers im Gespräch stets stolz – verbunden mit der ihm eigenen, unverwechselbaren rhetorischen Pose des understatements. Er hat wiederholt die „dienende Funktion“ seines Amtes und seiner Art, Wissenschaft zu betreiben und mit begrenzten Mitteln zu vermarkten, hervorgehoben.

An seinem 80. Geburtstag am 1. Mai 2021 konnte er im Kreis seiner großen Familie auf eine reife Lebensleistung als wissenschaftlicher Archivar und Historiker zunächst in der Akademie, danach an der Universität mit Genugtuung zurückblicken, auf ein Werk, das er noch nicht abgeschlossen sah, weil er immer noch Pläne und weitere Ziele verfolgte. Beim letzten Besuch in seinem schönen begrünten Domizil im Weißdornweg in Holzhausen in den frühen Augusttagen des letzten Jahres, kurz vor seiner Hüftoperation, war er vital, unterhaltsam und auskunftsfreudig wie immer, buchstäblich wie ein „wandelndes Lexikon“ voller vernetzter Daten, präsenter Ereignisse und personeller Bezüge. Umso überraschter und betroffener erreichte uns die Nachricht von seinem Tod in den damaligen trüben November- und Coronatagen. Seine Stimme ist für immer verstummt. Wir werden Gerald Wiemers als Kollegen und freundschaftlich zugewandten Menschen nicht vergessen und ihm Dank und Respekt für sein Wirken zollen. Das Andenken an ihn werden wir in Akademie und Universität stets in Ehren halten.

Thomas Topfstedt (1947–2021)

von
ENNO BÜNZ und UWE JOHN

Nach längerer, schwerer Krankheit ist der Leipziger Kunst- und Architekturhistoriker Thomas Topfstedt am 6. Dezember 2021 in Leipzig verstorben. 37 Jahre lang lehrte er an der Alma mater Lipsiensis. Seine Arbeitsfelder erstreckten sich vor allem auf die Gebiete der Architektur, Städtebau- und Denkmalpflegegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, wobei er sich vor allem als exzellenter Kenner der Baugeschichte der DDR einen Namen machte. Sein unbegrenztes Interesse an Kunstgeschichte und Architektur insbesondere Mitteldeutschlands war getragen und geprägt von einem übergreifenden landes- und stadtgeschichtlichen Zugriff und tieferen Verständnis für regionale Entwicklungen, landeskundliche Zusammenhänge, Prägungen und Identitäten. Die Ausrichtung seiner fachlichen Interessen wird in den Mitgliedschaften in der Historischen Kommission der Sächsischen Akademie der Wissenschaften (seit 1994), in der Sächsischen Akademie der Künste/Klasse Baukunst (seit 2000), im Denkmalarat für Sachsen (1998–2005) sowie der ebenfalls bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften angesiedelten Kommission zur Kunstgeschichte Mitteldeutschlands (seit 2006) ersichtlich.

Thomas Topfstedts Arbeits- und Lebensmittelpunkt war zwar ein halbes Jahrhundert lang Leipzig, geboren wurde er allerdings als Arbeitersohn am 18. Februar 1947 in Erfurt, dessen mittelalterliches Stadtbild auf ihn nach seinen eigenen Worten „eine geradezu suggestive Wirkung“ hatte, sodass seit der 8. Klasse sein Berufswunsch feststand, Kunsthistoriker zu werden. 1965 wurde er an der damaligen Karl-Marx-Universität Leipzig zugelassen, um Kunstgeschichte sowie Ur- und Frühgeschichte zu studieren. Seit 1967 Mitglied der SED, absolvierte er sein Studium in einer von politischen und ideologischen Umbrüchen und Veränderungen bestimmten Zeit, befand sich die Universität seit 1945 doch in dem größten und tiefgreifendsten Transformationsprozess ihrer 600-jährigen Geschichte. Symbolischer Ausdruck dieser politisch vorgegebenen Neuprofilierung und des staatlich gelenkten Umbaus zu einer zentralistisch organisierten ‚sozialistischen Universität‘ war die Sprengung der nach den schweren Bombardements 1943 bis 1945 nahezu unversehrt gebliebenen Pauliner-Universitätskirche 1968, um Platz zu schaffen für einen neuen Universitätskomplex, in dem sich die politische Macht der SED durch radikale Beseitigung des historischen Baubestandes sieghaft manifestieren sollte.

Für Thomas Topfstedt überschattete diese „völlig sinnlose und barbarische Sprengung“ die Erinnerungen an eine „glückliche Studienzeit [...]. Das war eine elementare Erfahrung, die uns lehrte, wie sich individuelle Ohnmacht gegenüber staatlicher Gewaltausübung anfühlt“ (Interview 2012). Bei der Musterung war er nicht bereit, länger zur Armee zu gehen als vorgeschrieben, und in der Studienzeit konnte er sich dem Ministerium für Staatssicherheit entziehen, das den mit Freunden auftretenden Gitarren- und Mundharmonikaspieler zur Unterwanderung der Leipziger Künstlerszene anzuwerben versuchte.

Nach dem Staatsexamen als Dipl.-Kunstwissenschaftler erhielt Topfstedt 1970 zunächst eine Stelle am Institut für Städtebau und Architektur der Bauakademie der DDR in Ostberlin, konnte aber 1975 an den Fachbereich Kunstwissenschaft der Universität Leipzig wechseln, der er als Assistent, Dozent und schließlich Professor für

Kunstgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts bis zu seinem Lebensende verbunden blieb.

Nach der deutschen Wiedervereinigung, die für Thomas Topfstedt etwa die Halbzeit in seinem beruflichen Leben markierte, änderten sich 1990 grundlegend die Rahmenbedingungen für die weitere Entwicklung des Faches Kunstgeschichte. So schnellten nach dem Wegfall der limitierten Zulassungen und mit der Einführung des Magisterstudiengangs Kunstgeschichte die Studentenzahlen schlagartig in die Höhe (zum Vergleich: in den 70er-Jahren 10 bis 15 Studenten, im Herbstsemester 1990 53, 1996 526). Diesem Ansturm war das Institut für Kunstgeschichte mit seiner aus DDR-Zeiten überkommenen dürftigen Ausstattung zunächst kaum gewachsen. Erschwerend kam hinzu, dass, um einen Neuanfang zu ermöglichen, die bisherigen Stellen aller Hochschullehrer und wissenschaftlichen Mitarbeiter abgewickelt oder neu ausgeschrieben wurden. Dieser ganze Prozess war menschlich für alle Beteiligten belastend und teilweise schmerzhaft. Topfstedt konnte nach erfolgreicher Evaluierung bleiben und war 1990 bis 1993 zunächst kommissarischer Leiter des Instituts für Kunstgeschichte, 1993 bis 1996 dessen geschäftsführender Direktor. Auf Fakultäts-ebene nahm er 1997 bis 1998 das Amt des Dekans und 1998 bis 1999 das des Prodekans wahr. 2012 wurde er pensioniert. Einer Vielzahl von Schülern und Forschern hatte er bis dahin die Richtung gewiesen und Anstoß gegeben für weiterreichende Qualifizierungsschriften und Untersuchungen. Anlässlich seiner Verabschiedung von der Universität Leipzig wurde er mit einer Festschrift geehrt, die den Titel „Kunst und Architektur in Mitteldeutschland“ trägt und auch eine Bibliografie seiner bis dahin erschienenen Schriften enthält.

Seine Qualifizierungsarbeiten (Diss. A und B) galten dem Städtebau der DDR von 1949 bis 1971 (erschieden 1987 im Leipziger Seemann-Verlag). Er war der erste Kunsthistoriker im Osten Deutschlands, der sich mit diesem Forschungsgegenstand ernsthaft auseinandersetzte. Diesem Thema blieb er auch nach der deutschen Wiedervereinigung treu. Für den 5. Band der „Geschichte des Wohnens“ (Stuttgart 1999) schrieb er einen grundlegenden Beitrag über Wohnen und Städtebau in der DDR. 1994 gab er den reich bebilderten Band „StadtDenkmale im Osten Deutschlands“ heraus, dem ein einfühlsamer kenntnisreicher Einleitungssessay vorangestellt ist. Darin beschreibt er die Entwicklung des innerstädtischen Bauens in der DDR mit allen Zäsuren und verdeutlicht die technischen und materiellen Defizite, die immerhin dazu geführt haben, dass Schlimmeres verhindert werden konnte. Herausgehoben wird dabei die Rolle kämpferischer Vertreter der Denkmalpflege. Während er hier mit kenntnisreichem Blick Architektur und Städtebau der gesamten DDR aus der Zeit heraus verständlich macht und eine vielschichtige, differenzierte Betrachtung anmahnt, ist in seinen Schriften über Leipzig zwischen den Zeilen stets auch ein besonderer Stolz auf die gewaltige Aufbauleistung seiner Stadt nach dem Krieg und späterhin zu spüren. Im 4. Band der „Geschichte der Stadt Leipzig“ (Leipzig 2019) stellte er in diesem Sinne Stadtplanung und Architektur in Leipzig in der Zeit der DDR kompakt und umfassend dar. Die moderne Architekturgeschichte Leipzigs hat ihn wiederholt beschäftigt. Hervorzuheben ist das zweibändige Sammelwerk über „Leipzigs Messen 1497–1997“, das er gemeinsam mit Hartmut Zwahr herausgab und in dem er die modernen Messebauten behandelte. Neben einem Buch über den Leipziger Augustusplatz (Leipzig 1994) ist vor allem seine umfassende Beschäftigung mit den Leipziger Universitätsbauten zu erwähnen. Im Rahmen der „Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009“ gab er zusammen mit Michaela Marek Band 5: „Geschichte der Leipziger Universitätsbauten im urbanen Kontext“ heraus (Leipzig 2009). Hier stellte er in drei Beiträgen die bauliche Entwicklung der Universität von 1918 bis in die 1990er-Jahre umfassend dar. Wie diese Beiträge zeigen, wirkte Thomas Topfstedt sowohl an der Vorbereitung der

großen Universitätsgeschichte wie auch der mehrbändigen Geschichte der Stadt Leipzig mit und war bei beiden Vorhaben als Mitglied der wissenschaftlichen Beiräte maßgeblich an der konzeptionellen Planung beteiligt.

Um diese größeren Werke, die die Hauptinteressen Topfstedts markieren, gruppieren sich viele Veröffentlichungen zu anderen Themen, beispielsweise über die Erneuerung des Würzener Doms durch Georg Wrba 1931/32, über Altenburg als Stadt- und Baugeschichte von Schneeberg, das Herzogliche Museum zu Gotha, das Bauernkriegspanorama in Bad Frankenhausen, die Kirche St. Nikolai in Görlitz, über die Heimatschutzbewegung in Deutschland oder – nun postum erscheinend – über die Kirche in Nietzsches Heimatort Röcken.

Seinen starken inneren Bezug zur Universität und zur Stadt Leipzig kann man Ende der 90er-Jahre an seinem Engagement für die Neugestaltung des zentralen innerstädtischen Campus am Augustusplatz festmachen, zu dem auch die heftige Diskussion um den Wiederaufbau der Universitätskirche gehörte. Als Leiter des vom Rektor eingesetzten Arbeitskreises „Hauptgebäude Augustusplatz“ arbeitete Thomas Topfstedt an den konzeptionellen universitären Leitvorstellungen über die zukünftige Nutzung und bauliche Gestaltung des Universitätsgebäudekomplexes am Augustusplatz federführend mit. Dabei ging es dem Arbeitskreis um die Wiedergewinnung der geistigen Mitte der Stadt, die durch den Neubau eines Aulagebäudes mit urbanen Qualitäten erreicht werden sollte. Ein Wiederaufbau der Universitätskirche im Sinne einer Replik des unwiederbringlich verlorengegangenen historischen Bauwerkes erschien ihm nicht geeignet, denkbarer war es hingegen, „auf dem Terrain der ehemaligen Universitätskirche ein Gebäude zu errichten, das sich in seiner baukünstlerischen Ausformung assoziativ auf die räumliche und architektonische Großform des ehemaligen Kirchenbaus bezieht und die Funktionen eines geistigen Zentrums der Universität in sich vereint.“ Die bundesweit beachtete Gesamtfertigstellung des Paulinums war eigentlich für das Uni-Jubiläum 2009 vorgesehen. Doch sollte es schließlich nach jahrelangen massiven Querelen und Kontroversen bis zum 3. Dezember 2017 dauern, als in einem feierlichen Akt das als Aula und Universitätskirche konzipierte Paulinum übergeben werden konnte.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Universitätsdienst 2012 arbeitete Thomas Topfstedt nicht nur an einer Vielzahl kleinerer Publikationsprojekte und am bereits genannten 4. Band der Leipziger Stadtgeschichte mit. Er war gefragter Experte auf Kolloquien und öffentlichen Diskussionsforen, die sich mit der Baugeschichte der DDR beschäftigten. Dabei bezog er regelmäßig Position zu aktuellen Entwicklungen, wies auf die zahlreichen Abbrüche von Zeugnissen der DDR-Moderne hin und mahnte einen behutsamen Umgang mit dem gefährdeten Bauerbe an, forderte dazu auf, dieses als Teil der deutschen Nachkriegsentwicklung nicht zu vernichten, sondern in die Städteplanung einzubeziehen. Herausragende Werke der DDR-Architektur müssten vor wirtschaftlichen Verwertungsinteressen geschützt und wegen ihrer historischen Zeugenschaft unter Schutz gestellt werden.

Die mahnende Stimme Thomas Topfstedts ist durch sein Ableben verstummt. Der große Respekt vor seiner Lebensleistung und die Beliebtheit, die Thomas Topfstedt als Wissenschaftler und Persönlichkeit genießt, wurde im September 2022 auf einem zweitägigen Gedenkkolloquium „Baukultur erforschen und vermitteln“ deutlich, wo sich Instituts- und Fachkollegen verschiedener Disziplinen, Weggefährten, Schüler und Freunde versammelten, um mit thematischen Beiträgen sein Forschungsspektrum nochmals auszubreiten und damit seines Wirkens zu gedenken. Mit einer Ausstellung seiner Zeichnungen und Skizzenbücher wurde erstmals auch seine wenig bekannte künstlerische Seite präsentiert. Als begabter Zeichner hatte er bei vielen Gelegenheiten, nicht zuletzt in langen Gremiensitzungen, sich die Zeit damit vertrieben, Phantasie-

gebäude und visionäre Idealstädte auf dem Papier detailreich zu skizzieren. In seinem letzten Lebensjahr schuf er bei krankheitsbedingten Klinikaufenthalten und teilweise unter pandemiebedingter Isolation Illustrationen zu Gedichten Christian Morgensterns, Joachim Ringelnatz' und Ödön von Horváths. Darin wird seine Vorliebe für alles Skurrile und Hintergründige offenbar, das er auch als kluger humorvoller Gesprächspartner schätzte. Begegnungen mit ihm waren deshalb stets intensiv und ein besonderes Erlebnis, weil er die Gabe hatte, den Gesprächspartner teilhaben zu lassen an seinen Projektideen, gedanklichen Reisen, literarischen und musikalischen Erlebnissen, an seinem Sinn für alles Kulturvolle. Ein gemeinsamer Abend mit ihm konnte schnell zu einem Parforceritt durch Kunst und Literatur werden, wobei man staunend registrierte, was er an schöner Literatur bergeweise verschlang. Neben dem Fachkenner der Leipziger, sächsischen, ostdeutschen Bau-, Kunst- und Architekturgeschichte lernte man auf diese Weise einen Menschen kennen und schätzen, der sich an einem swingenden Gitarrensolo ebenso begeistern konnte wie an den Kunstschatzen des Erfurter Doms. An diesen persönlichen Beziehungen lag ihm viel. Dabei war er bei den zumeist bilateralen Treffen den Gesprächspartnern immer offen zugewandt, nicht auf sich fixiert, sondern immer auch an dem interessiert, was andere machten und dachten. Bis zum Schluss verließen ihn trotz immer größer werdender Einschränkungen nicht seine Zuversicht, seine Arbeitsfreude, seine Neugier auf geistige Erlebnisse. Am 10. März 2022 wurde Thomas Topfstedt auf dem Leipziger Südfriedhof zur letzten Ruhe gebettet. Mit den Wissenschaftlern und Künstlern, die in seinem Umfeld begraben liegen, hätte er sicherlich manches anregende Gespräch führen können.

REZENSIONEN

Allgemeines (Überblickswerke, Editionen, Handbücher, Lexika)

SIGRID HIRBODIAN/CHRISTIAN JÖRG/TJARK WEGNER (Hg.), Zwischen Region, Nation und Europa. Landesgeschichte in europäischer Perspektive (Landesgeschichte, Bd. 4), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2022. – VI, 189 S., 6 s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-7995-1384-5, Preis: 30,00 €).

In den letzten Jahren gab es in der Landesgeschichte wiederholt Versuche, das Fach im europäischen Kontext zu verorten. Vor allem ANDREAS RUTZ hat die über Deutschland hinausweisenden Vernetzungen und Perspektiven in verschiedenen Veröffentlichungen thematisiert (exemplarisch: Zwischen Globalisierungsdiskursen und neuer Heimatrhetorik. Herausforderungen für die Landesgeschichte im 21. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 39 (2021), S. 17-36; Deutsche Landesgeschichte europäisch. Grenzen – Herausforderungen – Chancen, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 79 (2015), S. 1-19). Bereits 2011 wurden zudem in den Blättern für deutsche Landesgeschichte mehrere Schriftfassungen von Vorträgen veröffentlicht, die sich auf dem 37. Tag der Landesgeschichte in München entsprechenden Forschungen in Nachbarländern widmeten. In diesen skizzierten Entwicklungslinien ist der zu besprechende Band zu verorten, der aus einer Tübinger Tagung der AG Landesgeschichte im Verband der Historikerinnen und Historiker Deutschlands hervorging. Ziel der Publikation ist es laut der Herausgeberin und der Herausgeber, mit Blick auf verschiedene regionale Geschichtsforschungen außerhalb Deutschlands „exemplarisch die vielfältigen, in einigen Punkten sich jedoch frappierend ähnelnden historiographischen Traditionen vorzustellen, um vor allem auch Vergleichs- und Anschlussmomente herauszuarbeiten“ (S. 3). Dabei präsentiert der Band drei Beitragsformen: Übersichtsdarstellungen zu Akteurinnen, Akteuren und Institutionen regionaler Geschichtsschreibung in verschiedenen Ländern beziehungsweise Regionen Europas, Standortbestimmungen des Fachs sowie Perspektiven der Geschichtsdidaktik. In diesem Zusammenhang stehen die verschiedenen Autorinnen und Autoren vor der Herausforderung, dass der Begriff „Landesgeschichte“ nur schwierig auf regionale Forschungsfelder und -institutionen außerhalb Deutschlands übertragbar ist. Gelöst wird dies in den meisten Fällen durch den Rückgriff auf den Terminus „Regionalgeschichte“ beziehungsweise seine Entsprechungen in anderen Sprachen.

Eingangs bietet TJARK WEGNER einen umfassenden Überblick zu „Landesgeschichte – local history – histoire régionale. Konzepte regionaler Geschichtsschreibung in Europa“ (S. 5-29), in dem er einerseits die Geschichte des Fachs in Deutschland Revue passieren lässt und andererseits die Entwicklungen in anderen europäischen Ländern skizziert. In seinem Beitrag fasst er auch jene Vorträge der Tübinger Tagung zusammen, die leider für den Sammelband nicht verschriftlicht wurden, beispielsweise zu Italien, den Niederlanden und Frankreich. Die folgenden fünf Aufsätze widmen sich unterschiedlichen nationalen beziehungsweise regionalen Forschungskontexten. HANS HEISS skizziert in seinen Ausführungen zu Südtirol Entwicklungen der Forschungsansätze zwischen österreichischen und italienischen Akteurinnen und Akteuren (S. 31-55). Dabei attestiert er für die Zeit seit den 1980er-Jahren eine stärkere Professionalisierung der regionalen Geschichtsforschung, die mit dem sukzessiven Abauen der politischen Spannungen vor Ort „zunehmend die nationale Kampfzone verließ“ (S. 45) und auch Ansätze aus anderen Kontexten zu rezipieren begann.

Den Begriff Landesgeschichte setzt REGULA SCHMID im Titel ihres Beitrags zur Schweiz in Anführungszeichen (S. 57-69). Nicht zuletzt aufgrund des Einflusses der französischen Geschichtswissenschaft, aber auch wegen der wichtigen Rolle der roma-

nischen Landessprachen wird hier primär von Regionalgeschichte gesprochen. Entsprechend ausgerichtete Professuren gibt es an Schweizer Universitäten kaum, wobei diese wenigen allerdings neben den entsprechenden historischen Vereinen vieles an regionaler Geschichtsforschung leisten. Unter dem Titel „Regionalgeschichte als Nationalgeschichte“ beleuchtet MICHEL PAULY Stand und Perspektiven der Forschung in Luxemburg (S. 71-91), die zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch die Vorstellungen Karl Lamprechts ebenso beeinflusst wurde wie durch die Ansätze des landesgeschichtlichen Instituts in Bonn. Die moderne luxemburgische Geschichte verfolgt einen vergleichend und interdisziplinär ausgerichteten Ansatz, für den auch Pauly steht, dessen entsprechend ausgerichtete Professur aber bedauerlicherweise nach seiner Pensionierung 2017 nicht mehr neu besetzt wurde.

Zwei europäischen Ländern, die nicht über eine akademische Landesgeschichte *sui generis* verfügen, widmen sich HERBERT EIDEN mit England (S. 93-104) und CATRIONA M. M. MACDONALD mit Schottland (S. 105-116). Eiden fokussiert sich auf die Local History, die weitestgehend unbeeinflusst durch kontinentale Ansätze ihren Niederschlag vor allem in den Bänden der Victoria Country History fand, aber auch in den Aktivitäten einiger weniger entsprechender Professuren und Forschungszentren, insbesondere an im Laufe des 20. Jahrhunderts gegründeten Universitäten. Stärker arbeitet hingegen MacDonald die Wechselbeziehungen zwischen britischer und der im universitären Sektor sowie in historischen Vereinigungen gut verankerten Forschung zur Geschichte Schottlands im einzigen englischsprachigen Beitrag des Sammelbands heraus.

Nach den Ausführungen zu einzelnen Ländern und Regionen widmen sich die folgenden vier Beiträge Verortungen und Vergleichen: JÖRG PELTZER skizziert die Gemeinsamkeiten von Landes- und Globalgeschichte, die sich bei allen methodischen und inhaltlichen Unterschieden schlussendlich doch immer wieder bei der Frage überschneiden, wie Prozesse und Strukturen für Gruppen und Individuen in begrenzten Räumen erfahrbar werden (S. 117-131). Der Darstellung europäischer und außereuropäischer Geschichte in deutschen und österreichischen Schulbüchern widmet sich CHRISTOPH KÜHBERGER, wobei deutlich wird, dass der Blick auf den eigenen Kontinent in entsprechenden Lehrwerken nach wie vor überwiegt (S. 133-148). Ebenfalls Geschichtswerken für die Sekundarschule wendet sich SIMON KARSTENS zu. Sein Fokus liegt auf den Darstellungen des eigenen sowie des jeweils anderen Landes in deutschen und französischen Lehrbüchern (S. 149-168). Er arbeitet heraus, dass in Deutschland bei allen tradierten Fokussierungen auf den Nationalstaat doch eine stete Betonung regionaler Eigenheiten feststellbar ist, wohingegen die zentralistischen Entwicklungen in Frankreich als Kontrastfolie gewählt werden. Da in französischen Schulbüchern anders als in Deutschland nicht in größerem Umfang auf regionale Besonderheiten eingegangen wird, fallen entsprechende Bezüge dort erwartungsgemäß weit weniger ins Gewicht. Beschlossen wird der Band, dem leider ein Register fehlt, durch MICHAEL MATHEUS, der – das bekannte Diktum Ludwig Petrys aufgreifend – fragt: „Bleiben wir ‚In Grenzen unbegrenzt‘?“. Dahinter verbirgt sich, wie schon der Titel des Aufsatzes zeigt, „[e]ine (persönliche) Standortbestimmung zur vergleichenden Landesgeschichte in europäischer Perspektive“ (S. 169-186). Ausgehend von seinen akademischen Stationen Trier, Mainz und Rom untersucht er die Tragfähigkeit des gerne zitierten Satzes seines Vorgängers auf der landesgeschichtlichen Professur an der Johannes Gutenberg-Universität. Defizite konstatiert er in der Disziplin im Bereich der internationalen Kompetenzen und Sozialisation.

Insgesamt bietet der vierte Band in der im Jan Thorbecke Verlag erschienenen Reihe „Landesgeschichte“ eine gute Ergänzung zu den seit den 2010er-Jahren formulierten Überlegungen zur Rolle der deutschen Landesgeschichte im europäischen Kontext.

Dass einige der auf der Tübinger Tagung gehaltenen Vorträge nicht verschriftlicht wurden, ist bedauerlich, da diese der deutschsprachigen Forschung sicherlich wertvolle Einblicke in andere landes- beziehungsweise regionalgeschichtliche Kontexte ermöglichen hätten. Aber auch in der vorliegenden Form ist der Band mit seinen Beiträgen ein Gewinn für interessierte Leserinnen und Leser.

Heidelberg

Benjamin Müsegades

MARTIN KNOLL/KATHARINA SCHARF, Europäische Regionalgeschichte. Eine Einführung (utb, Bd. 5642), Böhlau Verlag, Wien/Köln 2021. – 236 S., 18 Abb., brosch. (ISBN: 978-3-8252-5642-5, Preis: 24,00 €).

Die deutschsprachige Landesgeschichte unternahm in den letzten Jahren verschiedene Schritte, um Stand und Perspektiven der Disziplin herauszuarbeiten. Wichtigste Ergebnisse sind neben dem 2018 erschienenen „Handbuch Landesgeschichte“ (W. FREITAG u. a., Handbuch Landesgeschichte, Berlin/Boston 2018) die seit 2015 in der Reihe „Landesgeschichte“ erschienenen Sammelbände (bisher vier Bände). Bisher fehlte es allerdings an einer konzisen Einführung in die Materie, die auch für die Lehre verwendbar ist. Diesbezüglich ist mit dem hier zu besprechenden Band nun Abhilfe geschaffen.

Martin Knoll, Professor für Europäische Regionalgeschichte an der Universität Salzburg, sowie die lange ebenda tätige Katharina Scharf (jetzt Universität Graz) haben in der utb-Reihe ein gut lesbares Studienbuch zur Thematik vorgelegt. Dass im Titel des Bands nicht etwa „Landesgeschichte“ sondern „Europäische Regionalgeschichte“ steht, verdeutlicht sowohl den Fokus des Bands als auch die Entwicklung des Fachs in den letzten Jahrzehnten. Es gelingt dem Verfasser und der Verfasserin insgesamt, ihren Anspruch einzulösen, „einen möglichst breiten, aber auch einen programmatisch und dogmatischen Zugang zu Perspektiven, Gegenständen und Methoden“ (S. 7) des Fachs vorzulegen. Immer wieder ausgehend von österreichischen Beispielen sowie von an der Universität Salzburg entstandenen Arbeiten und Forschungsprojekten skizzieren Knoll und Scharf die unterschiedlichen Themen und Ansätze der Landes- beziehungsweise Regionalgeschichte. Einleitend folgt eine kurze Diskussion der beiden Begriffe (S. 16-24), wobei sich Knoll und Scharf für die vorliegende Veröffentlichung pragmatisch für den Begriff der Regionalgeschichte entscheiden, ohne den Terminus Landesgeschichte abzuqualifizieren. Es folgt ein Abschnitt zu „Region als Konzept und historischer Gegenstand“ (S. 25-38), in dem unterschiedliche Ansätze vorgestellt werden.

Den größten Teil des Bandumfangs macht das Kapitel „Regionalgeschichte: Gegenstände, Perspektiven, Herausforderungen“ (S. 39-165) aus, das weitestgehend nach dem Muster „Regionalgeschichte als ...“ aufgebaut ist. Behandelt werden hier in unterschiedlichen Abschnitten neben klassischen Bereichen wie der Politik- (S. 39-47), Kultur- (S. 71-82) und Stadtgeschichte (S. 93-104) auch etwa Tourismusgeschichte (S. 111-121) und Aspekte der schulischen Vermittlung entsprechender Themen (S. 151-161). Beschlossen wird das Kapitel durch einen kurzen Abschnitt zu offenen Fragen der Regionalgeschichte, wie das Verhältnis zur Globalgeschichte (S. 161-165). Das letzte Kapitel des Bands, „Regionalgeschichte: Eine Bestandsaufnahme“ (S. 167-187), bietet einen Überblick zu Professuren, Forschungseinrichtungen und Zeitschriften des Fachs in Deutschland, Österreich und der Schweiz sowie zu einschlägigen Vereinen.

Insgesamt haben Martin Knoll und Katharina Scharf eine hilfreiche Einführung in die Thematik vorgelegt, die gekonnt die Balance von fachlicher Synthese und di-

daktischer Reduktion hält. Für die universitäre Lehre und den konzisen Einstieg in einzelne Teilbereiche bietet der Band vielfältiges Material. Die Literaturverweise in den jeweiligen Kapiteln sowie am Ende des Buchs ermöglichen die vertiefte Beschäftigung mit der Materie. Dass Verfasser und Verfasserin inhaltliche und regionale Schwerpunkte setzen, ist dabei legitim und nachvollziehbar. Ihr wissenschaftlicher Standort prägt den Band an einigen Stellen erkennbar, etwa bei den Ausführungen zur Tourismusgeschichte, dem Dissertationsthema von Scharf, und der Umweltgeschichte, zu der Knoll mehrere Publikationen vorgelegt hat. Für Leserinnen und Leser gut nachvollziehbar meistern Verfasser und Verfasserin über den Band hinweg jedoch die gesamte Breite der Regional- beziehungsweise Landesgeschichte und durchdringen diese auf angemessene und Art und Weise. Kurz: eine gelungene Einführung, der eine breite Leserschaft zu wünschen ist.

Heidelberg

Benjamin Müsegades

CHRISTIAN SPEER/KRZYSZTOF FOKT/MACIEJ MIKUŁA (Bearb.), Liber Vetustissimus Gorlicensis. Das älteste Görlitzer Stadtbuch. Najstarsza księga miejska zgorzelecka 1305–1416, Bd. 3 (1390–1416) (Fontes Iuris Polonici, Prawo Miejskie, Bd. 7), Verlag Gunter Oettel, Görlitz 2020. – 746 S., DVD mit 43 Abb., geb. (ISBN: 978-3-944560-79-3, Preis: 50,00 €).

Mit dem dritten Teilband ist die Edition des ältesten Stadtbuchs der Stadt Görlitz (1305–1416) abgeschlossen. Die ersten beiden Bände des deutsch-polnischen Gemeinschaftsprojekts zwischen der Arbeitsstelle für Quelleneditionen am Lehrstuhl für polnische Rechtsgeschichte der Jagiellonen-Universität Krakau und dem „Index Librorum Civitatum“ in Halle wurden 2018 und 2020 in Deutschland beim Verlag Gunter Oettel sowie zeitgleich in Polen bei Towarzystwo Naukowe „Societas Vistulana“ veröffentlicht (siehe dazu die Besprechung in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 91 (2020), S. 330–335). Im Vergleich zu den Vorgängerbänden ist bei der Nennung der Bearbeiter die Reihenfolge modifiziert worden, sicherlich als Resultat der Verschiebung des Arbeitsaufwandes in den einzelnen Teilbereichen. Die (konstant) aufwändige Ersttranskription erfolgte durch Krzysztof Fokt und Maciej Mikuła, die umfangreichere inhaltliche Kommentierung sowie die Erarbeitung des Registers besorgte Christian Speer. Ein Grund für den gestiegenen Arbeitsaufwand ist die Einarbeitung einer für die Jahre 1406 bis 1414 überlieferten Kladde, die vermutlich nach den Gerichtssitzungen als erste Reinschrift angefertigt wurde und insgesamt 58 Papierblätter umfasst. Viele der Einträge dieser Kladde – die zumeist gestrichen sind – fanden Eingang in das hier edierte älteste Stadtbuch, weitere 16 in den Liber obligationum (1384–1435) (siehe die Edition mit einer teils umfassenden Kommentierung dieser Einträge: C. SPEER, Ergänzende Quellen zur Edition des Liber vetustissimus Gorlicensis 1305–1416. Zugleich ein Beitrag über das komplexe Verhältnis parallel überlieferter Stadtbucheinträge, in: Schlesische Geschichtsblätter. Zeitschrift für Regionalgeschichte Schlesiens 48 (2021), S. 5–35), und wieder andere ließen sich bisher in keiner weiteren Überlieferung nachweisen. Letztere sind wie die im Stadtbuch verzeichneten Eintragungen in die Edition aufgenommen und entsprechend gekennzeichnet worden. Die in der Kladde enthaltenen, aber im Stadtbuch ausgesparten Textpassagen – wie beispielsweise Namen, Gerichtsort und Datum – wurden in der Edition vervollständigt. Schwierigkeiten beim Abgleich bereiteten die beiden verschiedenen Datierungsstile (im Stadtbuch sind in der Regel nur die Jahresanfänge ausgewiesen, in der Kladde sind die Einträge mit einer datierten Überschrift versehen) sowie die daraus resultierenden Unterschiede in der

chronologischen Reihenfolge der Edition. Eine Konkordanz ermöglicht den Überblick der Nummer in der Edition sowie die Folioangaben in der Kladde und im Stadtbuch (S. 495-501). Ergänzend sei an dieser Stelle angemerkt, dass das Verhältnis von Kladde zu den Stadtbüchern nicht als Konzept und Reinschrift beschrieben werden kann. Die Zusammenhänge sind deutlich komplexer, wie Speer in dem oben erwähnten Aufsatz ausführt (ebd., S. 5-8). Für die Forschung allgemein und insbesondere zu Fragen der Buchführung und der städtischen Kanzlei- und Archivpraxis im Spätmittelalter hat die Edition des ältesten Görlitzer Stadtbuchs somit ein außergewöhnliches Quellenmaterial erschlossen, welches unter Einbeziehung der anderen Archivbestände der Stadt zügig ausgewertet werden sollte.

Der vorliegende Band beginnt mit einer Liste der Gerichtspersonen (Nr. 6285) aus dem Jahr 1390 (in der Nummer verschrieben 1391) und endet mit zwei Nachträgen (Nr. 8887 f.): einem Entscheid aus dem Jahr 1436 zwischen dem Rat und dem ehemaligen Görlitzer Stadtschreiber Laurentius Erenberg († 1439/40) wegen der Erstattung von Reisekosten sowie einer chronikalischen Notiz um 1467/68, welche vormals auf einem nach 1891 herausgetrennten Blatt stand. Die auf dem ursprünglichen Cover der Editionsreihe als Zusatz angegebene Jahreszahl 1423 ist auf dem des vorliegenden dritten Bandes verschwunden, denn sie erwies sich als Irrtum, der auf einer fälschlich vorgenommenen Datumsangabe in Spalte 310a basierte und nun zu 1416 korrigiert wurde (Nr. 8847). Inhaltlich finden sich in diesem Teil der Edition in großer Zahl Eigentumsübertragungen städtischer Immobilien sowie Verfügungen von Todes wegen, die vor dem Görlitzer Rat beziehungsweise Schöffengericht verhandelt worden sind. Die originalgetreue Wiedergabe des Textes orientiert sich an den Editionsrichtlinien der Reihe. Der Anhang setzt sich aus der bereits genannten Konkordanz, einer weiteren Konkordanz der deutschen, tschechischen und polnischen Ortsnamen (S. 503-510), einem Verzeichnis der Abkürzungen und Siglen (S. 511 f.), dem Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 513-525), einem gebündelten Orts-, Personen- und Sachregister (S. 527-743) sowie Corrigenda zu den ersten beiden Bänden (S. 745 f.) zusammen. Im Register wurden alle 8 888 Einträge der Reihe berücksichtigt, sodass ein Gesamtverzeichnis entstanden ist. Dieses ist dank der abgespeicherten Registerdatei auf der beigelegten DVD leicht durchsuchbar. Ebenfalls können auf dem Datenträger die Originalseiten des Stadtbuchs eingesehen werden. Die im Vorwort angekündigte digitale Kopie der Kladde fehlt hingegen aufgrund eines Fehlers bei der Produktion der DVD. Auf Nachfrage kann ein Digitalisat bei Christian Speer (christian.speer@geschichte.uni-halle.de) oder beim Görlitzer Verlag erbeten werden.

Mit der Edition des sogenannten Roten Buchs ist eines der ältesten und umfangreichsten Stadtbücher Deutschlands vollständig erschlossen. Das Forschungspotenzial ist riesig, nicht nur für die Stadt- und Landesgeschichte, die Stadtbuch-, Kanzlei- und -sprachenforschung, sondern für nahezu alle historischen Teildisziplinen und sich daran anschließenden wissenschaftlichen Fächer wie beispielsweise die Onomastik. Der gesamten Publikation, die auf der entbehrungsreichen Tätigkeit der Editoren beruht, ist eine intensive Rezeption und Auswertung zu wünschen. Das Projekt kann zudem als ein erfolgreiches Beispiel für die produktive Zusammenarbeit zwischen deutschen und polnischen Institutionen angesehen werden, an dem sich in Zukunft andere Vorhaben orientieren können, um weitere der unzähligen, bis jetzt noch nicht beachteten und schon gar nicht erschlossenen spätmittelalterlichen Quellenbestände in beiden Ländern gemeinsam aufzuarbeiten und damit in den Fokus der Forschung zu rücken.

JUTTA VON SIMSON/MONIKA VON WILMOWSKY (Hg.), Christian Daniel Rauch und Ernst Rietschel. Der Briefwechsel 1829–1857. Ein Quellenwerk zur preußischen und sächsischen Kunst- und Kulturgeschichte. Kommentierte Neuausgabe (Quellen zur deutschen Kunstgeschichte vom Klassizismus bis zur Gegenwart, Bd. 9), 2 Bde., Böhlau Verlag, Köln 2020. – VI, 1 237 S., 26 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-412-51685-7, Preis: 120,00 €).

Wo „Rauch“ ist, ist auch „Rietschel“. Zu keinem seiner ehemaligen Meisterschüler unterhielt der Berliner Bildhauer Christian Daniel Rauch (1777–1857) eine so enge Beziehung wie zum jungen Kollegen Ernst Rietschel (1804–1861) in Dresden. Dieser lernte von 1826 bis 1830 in Rauchs Atelier, um im Anschluss seine Ausbildung in Italien zu vollenden und – zurück im heimischen Sachsen – als Bildhauer zu wachsender Anerkennung zu gelangen. Das Wiedererblühen der Dresdner Kunstakademie um die Mitte des 19. Jahrhunderts geht maßgeblich auf Rietschels Tätigkeit als Professor zurück. Mit seinem väterlichen Freund Rauch hielt der junge Bildhauer auch über das Ende seiner Ausbildung hinaus regelmäßigen Kontakt. Ihre gegenseitigen Zuschriften geben in umfangreicher Weise Aufschluss über die privaten und professionellen Sorgen der beiden Männer, das Netzwerk der Dresdner und Berliner Bildhauerschule sowie die gehobene Gesellschaft der beiden Residenzstädte, in denen Rauch und Rietschel namhafte Auftraggeber fanden. Unternommene Reisen und rezipierte Kunstwerke wurden dabei ebenso besprochen wie Selbstzweifel und der Drang zum künstlerischen und technischen Perfektionismus, familiäres Glück und zu verwindende Rück- und Schicksalsschläge. Mit der überarbeiteten Neuausgabe des erstmals 1890/91 von Karl Eggers publizierten Briefwechsels zwischen beiden Männern, der nur noch in wenigen Bibliotheken und Buchmuseen erhalten ist, wird daher nicht allein „eine der wichtigsten deutschsprachigen Künstlerkorrespondenzen“ (S. II) ins 21. Jahrhundert gerettet. Die beiden Herausgeberinnen legen vielmehr eine wahre Fundgrube zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts frei und vor, die nicht der Kunstgeschichte vorbehalten bleiben sollte.

Das Erscheinen der Printausgabe in zwei Bänden wurde in Anlehnung an die Eggers'sche Fassung beibehalten. Davon abgesehen gehen Simson und Wilmowsky eigene Wege und heben die Edition des Briefwechsels zwischen Rauch und Rietschel auf eine qualitativ neue Ebene. In einem ausführlichen Kommentarteil, der jedem der insgesamt 373 Briefe angefügt ist, wird jeweils zunächst die Provenienz des Originalbriefs und die Zählung in der Eggers-Ausgabe genannt, bevor biografische Kurzinformationen zu jenen historischen Personen an die Hand gegeben werden, die Rauch und Rietschel in ihren Briefen mal mehr, mal weniger explizit erwähnen. Oft werden Querverweise auf vorherige oder nachfolgende Briefe eingebracht, sodass ein dichtes, intertextuelles Netz entsteht beziehungsweise für die Lesenden sichtbar wird. Damit erschließen sich die Briefe auch einem Publikum, das in der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts weniger zu Hause ist. Insbesondere dann, wenn die beiden Bildhauer nur lapidar vom aktuellen „Entwurf“, vom „Guss“ oder „Werk“ sprechen, dem sie ihre professionelle Aufmerksamkeit widmen, liefert der Kommentarteil den nötigen Kontext, um sich schnell zurechtzufinden. Es lässt sich nur erahnen, wieviel Arbeit gerade in diesen Teil der Edition gesessen sein muss, der die Kommentierung von Eggers im Umfang deutlich übertrifft. Auch verzichtet die Neuausgabe auf Kürzungen am diplomatisch getreu übertragenen Textkörper und Rücksichten, die Eggers gegenüber dem sächsischen Kronprinzen beziehungsweise König Albert (1828–1902), Rietschels Bildhauerkollegen Ernst Hähnel (1811–1891) und anderen Zeitgenossen noch glaubte nehmen zu müssen (S. 37). Nicht zuletzt ist es Simson und Wilmowsky gelungen, an

verschiedenen Standorten drei weitere Briefe ausfindig und der Leserschaft zugänglich zu machen. Auch wenn der bereits von Eggers konstatierte Verlust von etwa 40 Briefen innerhalb der Gesamtkorrespondenz – auch aufgrund neu entdeckter Lücken – durch die jüngsten Funde nicht geheilt werden kann, nähert sich doch das Briefverzeichnis (S. 1169-1188) dank der Arbeit der Herausgeberinnen einem vollständigen Überblickscharakter an. Dieses bleibt die fälligen Hinweise auf bestehende Leerstellen nicht schuldig. Dem Werk sind ferner ein umfangreiches Personen- und ein Sachregister angefügt (S. 1190-1237). Ersteres ermöglicht unter anderem die Suche nach Denkmalaufträgen, im letztgenannten finden sich auch Gießereien wie das Grä ich Einsiedelsche Eisenwerk in Lauchhammer.

Für die sächsische Landesgeschichte ist die jahrelange Arbeit der Herausgeberinnen an der Rauch-Rietschel-Korrespondenz ein Glücksfall, denn eine zeitgemäße Aufarbeitung der Rolle Rietschels für das Dresdner Kunstschaffen und Kulturleben im 19. Jahrhundert, die durch die Persistenz seiner Werke im öffentlichen Raum (nicht nur!) sächsischer Kommunen bis in die Gegenwart ausstrahlt, steht noch aus. Es ist wünschenswert, dass diese Lücke durch biografische Forschungen bald geschlossen werden möge. Die vom Deutschen Verein für Kunstwissenschaft herausgegebene Reihe „Quellen zur deutschen Kunstgeschichte vom Klassizismus bis zur Gegenwart“, die 1991 mit einem Korrespondenzband zu Rietschel und dem Braunschweiger Kunsthistoriker Carl Schiller ins Leben gerufen wurde, hat dazu einmal mehr beachtliche Grundlagenarbeit geleistet.

Dresden

Lennart Kranz

Allgemeine Geschichte, Politische Geschichte, Verwaltungsgeschichte

MATTHIAS KOPIETZ, Ordnung, Land und Leute. Politische Versammlungen im wettinischen Herrschaftsbereich 1438–1547 (Studien und Schriften zur Geschichte der sächsischen Landtage, Bd. 6), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2019. – 472 S., 3 Tab., geb. (ISBN: 978-3-7995-8464-7, Preis: 60,00 €).

Das Buch gehört zu einer Reihe von Arbeiten, die im Rahmen eines vom Sächsischen Landtag geförderten Graduiertenkollegs zur Erforschung der „Geschichte der Sächsischen Landtage“ entstanden sind und wurde 2018 an der Philosophischen Fakultät der TU Dresden als Dissertation angenommen. Kopietz behandelt hier einen Zeitraum, in dem sich die typischen Konturen der formalisierten Landtage der Frühen Neuzeit zwar allmählich abzeichnen, aber doch noch vergleichsweise verschwommen bleiben. Zu Recht hebt der Autor die Vielfalt und Variabilität von Formalismen, Beteiligten und Themen der von ihm untersuchten Versammlungen hervor. Angesichts dieser Unfestigkeit des Phänomens erscheint der von Kopietz verwendete Begriff der „politischen Versammlungen“ passend gewählt. Gemeint sind damit Versammlungen, „die politisch waren, in ihrer personellen Zusammensetzung möglichst zahlreiche Akteure verschiedener Sozialformationen zusammenbrachten und deren Handeln verhältnismäßig breite Auswirkungen und Konsequenzen für eine über sie hinausgehende abstrakte Allgemeinheit hatte“ (S. 14). Auch der gewählte Untersuchungszeitraum ist plausibel, da sich 1438 und nochmals 1445 bei politischen Versammlungen Ritter und Städtevertreter erstmals formell zusammenschlossen und damit gemeinsam handelnd auftraten. Auch wenn dies Einzelfälle blieben, deuten diese Ereignisse ein neues Potenzial der ständischen Entwicklung in Sachsen an. Der Übergang der Kurwürde 1547 an die Albertiner, der Endpunkt der Untersuchung, hat zwar eigentlich nichts mit der

Geschichte der Landstände zu tun, doch sollte es mit den danach einsetzenden regelmäßigen Tagungen in Torgau zu einem deutlichen Institutionalisierungsschub der Stände kommen (vgl. die chronologisch folgende Darstellung der Reihe von J. BERGMANN-AHLWEDE, *Landtag in der Stadt, Ostfildern 2021*).

Die zentralen Fragen des Buches von Matthias Kopietz sind die nach den Anlässen, den Formen und den Funktionen der Versammlungen. Es geht dabei um eine als offen verstandene Entwicklungsgeschichte des Phänomens und der sichtbar gewordenen Leitideen im Rahmen mehr oder weniger institutionalisierter Ordnungen. An die Stelle der von der älteren Forschung vertretenen Auffassung von einer zielgerichteten und dualistisch geprägten Bewegung hin zu einer immer vollkommeneren Staatlichkeit und zum vormodernen Ständestaat der Frühen Neuzeit treten für Kopietz Vorstellungen der Variabilität, der Uneindeutigkeit und von Ordnungskonfigurationen, die offen blieben „für Konkurrenzsituationen und den Streit um Deutungshoheiten“ (S. 28), aber vor allem auch auf Konsens ausgerichtet waren. Dies ist sicher alles richtig. Noch schärfer könnte der Autor die Forschungsproblematik fassen, wenn er den wegweisenden Aufsatz von PETER MORAW (*Zu Stand und Perspektiven der Ständeforschung im spätmittelalterlichen Reich*, in: H. Boockmann (Hg.), *Die Anfänge der ständischen Vertretungen in Preußen und seinen Nachbarländern*, München 1992) aufgegriffen hätte, der bereits mit der unklaren Begrifflichkeit der älteren Forschung, was landständische Verfassung sei und ab wann davon gesprochen werden sollte, aufgeräumt und zugleich den Blick für den Nutzen regional vergleichender Forschungen geöffnet hatte.

Inwiefern die von Kopietz einleitend angeführten vielfältigen konzeptionellen Anleihen bei aktuellen und klassischen Forschungsdiskursen im Weiteren für seine Untersuchungen ergiebig sind, wird hingegen nicht recht deutlich, eine gewisse Profilierung im Hinblick auf die Thematik hätte hier gutgetan. So wird etwa in der Synthese des Buches in Abschnitt 5 auch kaum mehr auf diese einführenden Abschnitte zurückgegriffen. Und ist der Vorstellungshorizont der zeitgenössisch und oft auch in der Forschung unscharf gebrauchten Paarformel „Land und Leute“ für politisches Handeln (siehe die knappen Erläuterungen S. 34 f.) in den Quellen und in der Untersuchung dann wirklich so präsent und dem Inhalt angemessen, dass er im Titel aufgegriffen werden muss? Das Buch erhält durch diese Anleihe bei der älteren Verfassungsgeschichte einen doch etwas „altertümlichen“ Anstrich. Die Frage nach dem Mehrwert stellt sich noch stärker bei den Ausführungen im Abschnitt über „Vorstellungswelten und Handlungsweisen politischen Agierens“ (S. 39-65). Einige Abschweifungen und unnötige Stilblüten der auch sonst nicht immer ganz sicheren Diktion wären bei einer stärkeren Orientierung an der Funktionalität dieses Abschnitts für das Buch im Ganzen sicher vermeidbar gewesen, so zum Beispiel Seite 41 beim Exkurs zu Thomas von Aquin, Seite 43 bei den Ausführungen über Ordnungsvorstellungen oder Seite 48 (ohne Beleg) bei der Feststellung: „Gleichwohl galt der Papst bis in die 1480er Jahre als ein Glied der inneren Reichsverfassung, ehe sich der Dualismus weltlicher Herrschaftsgewalt zunehmend etablierte“.

Bedauerlich ist andererseits, dass Kopietz im weiteren Verlauf des Buches keinen Gebrauch mehr macht vom Deutungsangebot, das die Betrachtung der Reichsebene mit der dort zu beobachtenden Verdichtung und Formalisierung der Reichstage in den letzten Jahrzehnten des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts für eine Analyse der Verhältnisse und Entwicklungen in der Ebene darunter, in den Fürstentümern, bereithält (vgl. die knappen Ausführungen S. 62 f.). Denn die Steuerforderungen der Reichsspitze seit 1495 führten, wie Kopietz selbst zeigt (S. 179-206 in Verbindung mit S. 96-109), auch in Sachsen zur häufigen Einberufung politischer Versammlungen, auf denen es immer wieder um die Umsetzung der Beschlüsse von Reichsversammlun-

gen ging und was auch hier offensichtlich die ständische Entwicklung vorangetrieben hat.

Nach diesen kritischen Bemerkungen sei im Folgenden auf den Gewinn eingegangen, den die Studie von Matthias Kopietz zweifellos für die sächsische Geschichte zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit bereithält. Die eigentliche Untersuchung des umfangreichen Buches gliedert sich in drei Teile (Kapitel 3-5). Kapitel 3 untersucht auf mehr als 140 Seiten die wichtigsten Themen, die bei den politischen Versammlungen zur Sprache kamen: fürstliche Geldersuche, Herrschaftswertung (anhand von Bruderkrieg und Leipziger Teilung), Kontrolle und Verwaltung des Herrschaftsbereichs (Landesordnungen), Münzwesen, das Verhältnis zu König und Reich sowie Religion und Kirche (S. 79-224). So vielfältig hier die Einblicke sind, so ist es doch, wie auch der Verfasser mehrfach resümierend einräumt, nicht zu übersehen, dass eine wirkliche Mitsprache der größeren oder kleineren Versammlungen, der dort anwesenden Räte beziehungsweise ständischen Vertreter oftmals nur undeutlich erkennbar wird. Am ehesten ist dies noch anlässlich der zahlreichen landesherrlichen Steuerprojekte der Fall, was wieder einmal das Diktum „Landtage sind Geldtage“ (S. 84) bestätigt. Es wird aber auch deutlich, wie erfolgreich die Wettiner im Vergleich mit anderen Regionen des Reiches bei der Veranlagung ihres Adels waren – nur in ihren fränkischen Gebieten stießen sie, nicht zufällig, auf Widerstand. Die systematische Heranziehung zentraler jüngerer Monografien zum Steuer- und Finanzwesen (U. SCHIRMER, Kur-sächsische Staatsfinanzen, Stuttgart 2006) sowie zum vorreformatorischen Kirchenwesen (C. VOLKMAR, Reform statt Reformation, Tübingen 2008) hätte den Blick auf diese Themen der politischen Versammlungen schärfen können.

Der vierte Abschnitt behandelt ebenfalls auf gut 140 Seiten Aspekte der Funktionalität der Versammlungen im Zusammenhang der Organisation (Ort, Zeit und Planung), der beteiligten Akteure (Abgrenzung, Teilnehmer und Ausschüsse), der Verfahrensweisen und der Entscheidungsprozesse (von der Einberufung über den Ablauf bis zur Entscheidung und Ergebnissicherung) sowie der Gestaltung der Kommunikation auf den Versammlungen als einem Forum der Informationsvermittlung, der Streitaustragung und -beilegung sowie für das Vorbringen von Beschwerden (S. 225-369). Dieser überaus materialreiche Abschnitt ist der ergiebigste des Buches, weil hier die Versammlungen im Zentrum der Untersuchung stehen und eine Vielzahl von Quellen ausgewertet wird. Die Versammlungen der Zeit werden, dem Vorhaben des Buches entsprechend, als ein Instrument erkennbar, um in äußerst variabler Weise die vielfältigen Probleme in den beiden sächsischen Fürstentümern zu behandeln, und zwar sowohl jeweils getrennt wie auch, was besonders bemerkenswert erscheint, immer wieder in gemeinsamen Versammlungen der albertinischen und ernestinischen Fürstentümer. Auch bei diesem Kapitel sei zu einem wichtigen Gesichtspunkt, der normativen Abgrenzung der Landstände, auf einen grundlegenden regionalgeschichtlichen Forschungsbeitrag, in diesem Fall des Autors dieser Rezension, verwiesen, in dem bereits herausgearbeitet wurde, dass sich – bei allen Abweichungen von Fall zu Fall – die Mitgliedschaft des schriftsässigen Adels bei den sächsischen Landtagen aus dem spätmittelalterlichen Defensionswesen heraus entwickelt hat, was sich anhand der Listenführung der landesherrlichen Kanzlei seit Mitte des 15. Jahrhunderts gut nachvollziehen lässt (J. SCHNEIDER, Spätmittelalterlicher Niederadel, Stuttgart 2003).

Rundum gelungen ist aufgrund einer passenden weiterführenden Disposition und einer überlegten Zusammenführung der zuvor gewonnenen Beobachtungen und Ergebnisse das ausführliche synthetisierende Kapitel 5 des Buches (S. 371-408). Die Kriterien der Institutionalität der Versammlungen „als politisches Handlungsprinzip“ in dieser Phase landständischer Entwicklung werden anhand zentraler Stichworte ziel-sicher herausgearbeitet. Beilagen unter anderem mit Nachweisen der identifizierten

politischen Versammlungen im Zeitraum und Hinweisen auf Teilnehmerkreise in der Überlieferung runden den Band ab; ein Namens- und Ortsregister fehlt allerdings.

Abschließend sei hervorgehoben, dass hier ein Buch zur landständischen Entwicklung vorliegt, das aus profunden Quellenstudien der zentralen Archive in Weimar wie in Dresden schöpft, aber, was sich als sehr ergiebig für den Nachweis politischer Versammlungen erweist, auch die städtische Überlieferung etwa aus Dresden oder Leipzig heranzieht und so ein dichtes Bild der in vieler Hinsicht noch offenen, uktuierenden landständischen Entwicklung der Zeit beschreibt, wie es dies für den sächsisch-thüringischen Raum bisher noch nicht gegeben hat.

Dresden

Joachim Schneider

KLAUS MILITZER, *Verwaltete Herrschaft*. Die kurkölnischen Residenzen im Spätmittelalter (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein. Neue Folge, Bd. 4), Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar 2019. – 348 S., 11 s/w Abb., 1 Kt., geb. (ISBN: 978-3-412-51569-0, Preis: 30,00 €).

Der OPAC der Regesta Imperii verzeichnet für den lange Jahre am Historischen Archiv der Stadt Köln tätigen Klaus Militzer mehr als 200 Veröffentlichungen. Neben dem Deutschen Orden widmete er sich als Autor, Herausgeber und Editor bevorzugt der Geschichte von Stadt, Dom- und Erzstift Köln im Mittelalter. Auch der zu besprechende Band zu den kurkölnischen Residenzen im Spätmittelalter ist aus diesem Forschungsschwerpunkt erwachsen. Die Studie zeichnet sich durch die für Militzer typische quellennahe Herangehensweise aus. Kaum eine Urkunde, kaum eine Rechnung oder Akte, insbesondere in den Landesarchiven in Duisburg und Münster und natürlich im Historischen Archiv der Stadt Köln, scheint dem Autor entgangen zu sein.

Gegliedert ist die Arbeit im Hauptteil in sieben Kapitel. Nach einer kurzen Einleitung (S. 9-13) und der Vorstellung der Quellengrundlage (S. 15-19) folgt ein vor allem aus der Literatur erarbeiteter Überblick zu den geografischen Gegebenheiten und den territorialen Entwicklungen im rheinischen und westfälischen Teil Kurkölns (S. 21-40). Einen wertvollen Überblick zum Hof des Erzbischofs bietet das nachfolgende Kapitel (S. 41-109), in dem die verschiedenen Amtsträger aufgeführt werden. Gerade dieser Abschnitt bietet für zukünftige prosopografische Studien, ob nun zu Kurköln oder aus vergleichender Perspektive, eine wichtige Grundlage. Weniger umfangreich gehalten sind die Ausführungen zur erzbischöflichen Kurie (S. 111-116), zur Verwaltung im rheinischen Teil des Erzstifts (S. 117-130) sowie in Westfalen (S. 131-144). Es folgt anschließend ein letzter umfangreicher Themenblock zur Residenzbildung, wobei hier der Schwerpunkt deutlich auf den rheinischen Besitzungen liegt (S. 145-263) und die Ausführungen zu Westfalen weit kürzer ausfallen (S. 265-289). Mittels des Orts- und Personenregisters (S. 335-348) kann der Band gut erschlossen werden.

Das Buch ist zweifelsohne ein wichtiger Beitrag zur landesgeschichtlichen Grundlagenarbeit. Wer sich zukünftig zum Personal des erzbischöflichen Hofes vom Schenken über den Erbtürwärter bis hin zu Falknern und Ärzten belesen oder mehr über die Residenzbildung in Bonn, Poppelsdorf oder Arnsberg erfahren will, wird um die Lektüre dieses erfreulich preiswerten Bands nicht herumkommen. Diese fällt allerdings nicht immer leicht. So wertvoll viele der meist aus der archivalischen Überlieferung destillierten Details auch sind, so schwergängig ist an manchen Stellen die Art der gewählten Darstellung. Die immer wieder langen Aufzählungen (zum Beispiel S. 86-90 zu den Kanzlern) hätten an der einen oder anderen Stelle durch Tabellen übersicht-

licher gestaltet werden können. Bei einigen dargebotenen Informationen, beispielsweise zu geografischen Gegebenheiten, ist zudem nicht immer klar, welchen Mehrwert sie für die Ausführungen haben. Die einschlägige, über das Beispiel Kurköln hinausgehende Forschung wurde zudem verschiedentlich nicht berücksichtigt. In der Einleitung werden zwar einige Titel zur Residenzbildung genannt, jedoch fehlt eine tiefergehende Auseinandersetzung mit wichtigen Studien wie etwa jenen Ernst Schuberts zu den Begriffen Landesherrschaft und Territorium (vor allem E. SCHUBERT, *Fürstliche Herrschaft und Territorium im späten Mittelalter*, 2. Auflage, München 2006) oder Christian Hesses zu fürstlichen Amtsträgern (C. HESSE, *Amtsträger der Fürsten im spätmittelalterlichen Reich*, Göttingen 2005). Auch im Detail hätte ein breiterer Blick auf Vergleichsbeispiele und Verwertungen den Erkenntnishorizont sicher geweitet, beispielsweise auf die Untersuchung Ellen Widders zu Kanzleien im deutschen Südwesten, nicht zuletzt der Kanzlei Kurfürst Friedrichs I. von der Pfalz (E. WIDDERS, *Kanzler und Kanzleien im Spätmittelalter*, Stuttgart 2016), des Bruders Erzbischof Ruprechts (1427–1480). Dadurch, dass vielfach auf ein Einbeziehen dieser und anderer Studien verzichtet wird, bleibt unklar, inwiefern sich die Ergebnisse von Militzers Arbeit in bereits vorliegende Forschungen zu Entwicklungen im römisch-deutschen Reich des Spätmittelalters einfügen.

Aus den vielen wichtigen Einzelbefunden ein Gesamtbild zu fügen, ist auch für den Verfasser nach eigenem Eingeständnis nicht einfach: „Die vorangegangenen Kapitel zusammenzufassen, fällt schwer, zumal auch einiges wegfallen kann, was eigentlich geschrieben werden müsste. Dem Leser wird also eindringlich empfohlen die vorangegangenen Kapitel nachzuschlagen und zu lesen“ (S. 291). Tatsächlich beschreibt Militzer den Charakter seines Buchs an dieser Stelle selbst am besten. Es handelt sich bei allen dargebotenen Details und Entwicklungen über weite Strecken weniger um eine Synthese zur Residenzbildung in Kurköln als um eine durchaus wertvolle Zusammenstellung wichtiger Informationen im Stil eines Nachschlagewerks oder Katalogs. Der Band wird sicherlich diesbezüglich ein hilfreiches Referenzwerk für die Forschung sein.

Heidelberg

Benjamin Müsegades

SYLVIA WEIGELT, *Mein Glück geht auf Stelzen*. Der gescheiterte Kurfürst Johann Friedrich I., quartus-Verlag, Bucha bei Jena 2017. – 256 S., 70 Abb., geb. (ISBN: 978-3-943768-78-7, Preis: 24,90 €).

LYDIA KLÖPPEL (Hg.), *Standfest, bibelfest, trinkfest*. Johann Friedrich der Großmütige. Der letzte Ernestiner Kurfürst, Schnell & Steiner, Regensburg 2018. – 280 S., 23 s/w u. 147 farb. Abb., 3 Tab., brosch. (ISBN: 978-3-7954-3378-9, Preis: 24,00 €).

Kurfürst Johann Friedrich (der Großmütige) (1503–1554) zählt zu den wichtigsten Fürsten der Reformationszeit. Gemeinsam mit dem praktisch gleichaltrigen Landgrafen Philipp von Hessen (1504–1567) bestimmte er ab den 1530er-Jahren wesentlich das politische Handeln der protestantischen Seite, über seine Rolle als Bundeshauptmann des Schmalkaldischen Bundes hinaus. Die Forschungsarbeiten, die sich während der Lutherdekade in großer Zahl mit den verschiedenen Themenschwerpunkten der Reformation beschäftigten, sind vor allem bei der Betrachtung der politischen und kirchenpolitischen Entwicklungen nicht am Kurfürsten vorbeigekommen. Obwohl er in unzähligen Aufsätzen erwähnt wurde, blieben – ein wenig überraschend – biografische

Studien über ihn dennoch Mangelware (C. STROHM, Johann Friedrich von Sachsen (1503–1554), in: A. Kohnle/S. Richter (Hg.), Herrschaft und Glaubenswechsel, Heidelberg 2016, S. 64–73). Stattdessen zehrt die Forschung immer noch von der dreibändigen Biografie über den Kurfürsten, die GEORG MENTZ Anfang des 20. Jahrhunderts vorlegte (Johann Friedrich der Grossmütige 1503–1554, Jena 1903/08). Dieses grundlegende Werk des Jenaer Historikers stützt sich auf umfassendes Aktenmaterial und behandelt vor allem die kurfürstliche Politik.

Zwei 2017 und 2018 eröffnete Ausstellungen richteten den Fokus stärker auf Johann Friedrichs Person, sein Leben, seine Familie, aber auch auf seine Rolle als Bauherr und Universitätsgründer. Die erste anzuzeigende Publikation von Sylvia Weigelt erschien als Begleitbuch zur Ausstellung „Johann Friedrich I. von Sachsen – Als Glaubenskämpfer in der Gefangenschaft“ im Jenaer Stadtmuseum 2017/18. Der Titel „Mein Glück geht auf Stelzen“ bezieht sich auf das Motto auf der Pferdedecke des Kurfürsten und wird von der Autorin als Leitmotiv seines gesamten Lebens verstanden (S. 10). Weigelts biografisches Lesebuch umfasst 17 Kapitel und beginnt mit dem kurzen Einstieg „Der Erbe des ernestinischen Sachsen“, welcher die frühe Kindheit Johann Friedrichs skizziert (S. 21–23). Bereits hier werden ungeprüft persönliche Konnotationen und vermeintliche Eigenschaften aus der Erinnerungskultur und älteren Literatur weitertradiert, wie sein „Interesse an religiösen Dingen“ oder seine „mitfühlende Seele“. Von der Ausbildung und Erziehung des jungen Herzogs (S. 25–28) schlägt die Autorin den Bogen zur Ehe mit Sibylle von Kleve (1512–1554), zunächst mit Blick auf die Eheanbahnung, im Anschluss mit einer Charakterisierung als Ehemann und danach als Vater (S. 29–60). Der chronologische Erzählstrang wird damit von thematisch ausgerichteten Kapiteln durchbrochen. In den Abschnitten „Kurfürst von Sachsen“ (S. 61–68), „Regent und Landesherr“ (S. 69–84), „Fürstliches Vergnügen“ (S. 85–103), „Johann Friedrich als Bauherr (S. 105–114) und „Johann Friedrich als Begründer der Universität Jena“ (S. 115–123) beschreibt die Autorin Aspekte seiner Regentschaft, sein Interesse an der Jagd, den Ausbau von Schloss Hartenfels in Torgau oder den Weg zur Errichtung der neuen Universität in Jena. Danach steht in einem Kapitel die Beziehung Johann Friedrichs zu Martin Luther (S. 127–137) im Mittelpunkt, an das sich seine politische Rolle im Schmalkaldischen Bund anschließt (S. 139–147). Der Rest des Bandes widmet sich dem Ende seiner Herrschaft, ausgehend vom Ausbruch über die Niederlage des Kurfürsten im Schmalkaldischen Krieg 1546/47, als Gefangener Kaiser Karls V. (1500–1558) bis hin zu seinen letzten Jahren (S. 149–217). Mit dieser Darstellung gewichtet der Band – dem Thema der Ausstellung und dem Titel der Publikation folgend – auf den häufig behandelten Lebensabschnitt. Die selten beachtete Phase der 30er- und 40er-Jahre bleibt lückenhaft. Unter anderem springt die Beschreibung der Ehe zwischen Sibylle und Johann Friedrich von der Hochzeit 1527 ohne inhaltlichen Übergang zur Zeit nach dem Schmalkaldischen Krieg, für welche die schon im 19. Jahrhundert edierten Briefe als Grundlage dienen (S. 39). Auch an anderer Stelle werden die bekannten Quellen zur Hand genommen und wiedergegeben. Daneben greift Weigelt auf Archivalien, die neuere Forschungsliteratur und punktuell auf neue Quellenausgaben zurück (beispielsweise S. 35 f.). Zusammenfassend handelt es sich bei dem Begleitbuch um eine lesefreundliche Ausgabe, die keinen rein wissenschaftlichen Anspruch verfolgt. Die als Endnoten eingebrachten 73 Anmerkungen, die übersichtliche Auswahl sowohl an Literatur (S. 224 f.) als auch an Quellen (S. 226 f.) verstärken diesen Eindruck. Der Anhang besteht aus zwei sprachlich modernisierten Abdrucken eines Augenzeugenberichts über die Gefangennahme des Kurfürsten (S. 228–239) und eines Entwurfs des Todesurteils von 1547 (S. 240–243) sowie aus einer Zeittafel (S. 244–247), einer Stammtafel (S. 248 f.) und einem Personenregister (S. 250–254).

Bei der zweiten vorzustellenden Publikation handelt es sich ebenfalls um den Begleitband einer Ausstellung. Für die seit September 2017 auf Schloss Hartenfels in Torgau gezeigte Dauerausstellung „Standfest. Bibelfest. Trinkfest. Johann Friedrich der Großmütige – Der letzte Ernestiner Kurfürst“ hat der Landkreis Nordsachsen ein ansprechendes Buch herausgebracht, welches die Ergebnisse der Recherchen in Vorbereitung zur Ausstellung zusammenführt. Insgesamt umfasst es elf Beiträge mit historischen, kunst- und baugeschichtlichen Schwerpunkten. Einleitend beschreibt ANDRÉ THIEME den Aufstieg Torgaus zur wettinischen Residenz, der mit der Niederlage Johann Friedrichs in der Schlacht bei Mühlberg an der Elbe 1547 jäh endete (S. 9-33). Thiemes lesenswerte Darstellung setzt mit allgemeinen Ausführungen zur Herrschaft und den wettinischen Herrschaftsteilungen ein, die ihren Höhepunkt in der Leipziger Teilung 1485 erlebte und die beiden wichtigen wettinischen Linien (Ernestiner und Albertiner) begründete. Von einer mehr oder weniger stark frequentierten Nebenresidenz im 15. Jahrhundert entwickelte sich Schloss Hartenfels schließlich nach 1532 zur Hauptresidenz Johann Friedrichs, der bereits seine Kindheit hier verbracht hatte. Damit wurde Torgau politisches und geistiges Zentrum der Reformation. Der Autor zeichnet die politischen und kirchenpolitischen Entwicklungen bis hin zum Schmalkaldischen Krieg nach und verdeutlicht die Rolle und Handlungsspielräume des sächsischen Kurfürsten in dieser wechselhaften und dynamischen Phase.

Das Leben am kurfürstlichen Hof skizziert FRANK SCHMIDT (S. 35-59). Leserinnen und Leser erhalten einen Einblick in die umfassend sanierten und restaurierten Räumlichkeiten von Schloss Hartenfels und deren Nutzung im fürstlichen Alltag. Hinzu kommen Angaben zu Hofpersonal, Kleidung, Speisen sowie über das Frauenzimmer als zentralen Raum der Kurfürstin und Ort der Geselligkeit. Überraschend ist der Befund, dass der Kurfürst in einer Drehstube drechselte; leider sind alle von ihm selbst gearbeiteten Produkte verloren gegangen.

Im Anschluss rücken bau- und kunstgeschichtliche Aspekte in den Vordergrund des Bandes. NADJA KÜHNE und MECHTHILD NOLL-MINOR widmen sich der Bauplastik und Farbfassung der kurfürstlichen Gemächer (S. 61-84). Zentral wird auf die Umbauphase unter Johann Friedrich von 1534 bis 1545 eingegangen. Beschrieben werden die Raumstrukturen und Wandmalereien der Räumlichkeiten des Kurfürsten auf der einen und der Kurfürstin auf der anderen Seite sowie darüber hinaus die Flaschenstube als kurfürstliches Trink- und Tafelgemach. In einem kleinen Exkurs legen die Autorinnen auch die Arbeitsweise des raumdekorierenden Malers dar. „Die illusionistische Portalarchitektur in der Spiegelstube“ erläutern DANIELA ARNOLD und MARIE HEYER (S. 85-92). Informationen zur Ausführungstechnik ergänzen die mit Detailabbildungen präsentierten Ergebnisse der bis 2018 restaurierten Malereien aus der Werkstatt Lucas Cranachs des Älteren, die den Raum schmückten. LYDIA KLÖPPEL erörtert den repräsentativen Charakter des Schlosses beispielsweise anhand des Wappenprogramms auf dem Altan unter dem Treppenturm und anhand der Um- und Anbauten einzelner Flügel (S. 93-126). Die Verluste im Inneren des Schlosses lassen nur hypothetische Rekonstruktionen zu. Als einziges, zumindest fragmentarisch erhaltenes Ausstattungsstück aus der Bauzeit Johann Friedrichs hat sich ein Doppelportal aus Sandstein in der Flaschenstube erhalten. Die Autorin bietet drei mögliche Interpretationsansätze zu dessen künstlerischer und symbolischer Bedeutung. Erwähnenswert ist zudem die Zusammenstellung des Quellenmaterials zur Beteiligung der Werkstätten Lucas Cranachs und Heinrichs von der Hohenmüehl an der Ausstattung der kurfürstlichen Appartements (S. 120-125). Fortgesetzt wird dieser Themenblock des Bandes durch die von DIRK SCHUMANN vorgestellten bauhistorischen Untersuchungen des Nordügels (S. 127-156), die mit Plänen und zahlreichen Abbildungen der Funde visuell unterlegt werden.

Nach dem Ende als Residenz 1547 verlor das Schloss schnell an Bedeutung. Mit dem Eintritt Sachsens in den Rheinbund 1806 entstand die Idee einer Landesfestung in Torgau, die jedoch erst nach der preußischen Übernahme realisiert wurde. UWE NIEDERSEN beschäftigt sich mit der militärischen Nutzung des Schlosses im 19. Jahrhundert und seiner Einbindung in den Festungskomplex Torgau (S. 157-180). Die bauliche Substanz des Schlosses erfuhr in dieser Phase massive Eingriffe, in der auch die frühneuzeitliche Baustruktur weitgehend verloren ging. In diesem Beitrag werden die neu errichteten Defensionseinrichtungen, deren Bewaffnung bis hin zur Munition sowie die Kasernenbelegung und die Ausbildung der Soldaten näher vorgestellt.

Ein weiterer Themenbereich des Begleitbandes widmet sich der Dauerausstellung, ihrer Konzeption und ihrer Gestaltung. DANIEL SOMMER beschreibt die Vermittlungsstrategie sowie die Entwicklung einer „Story“ für die Schau (S. 181-188). Eine der Herausforderungen war die Visualisierung der verlorenen Innenräume des Schlosses, auf die auch TOBIAS KNOBELSDORF in seinem Beitrag zur virtuellen Rekonstruktion der Stube des Kurfürsten und ihrer Ausstattung eingeht (S. 189-215). Das Aussehen des Appartements wurde durch Arte4D für 1546 auf der Basis von Inventaren und Analogien veranschaulicht. Die Planungsgrundlagen und Arbeitsschritte bei der Wiederherstellung des verschwundenen Gewölbes der Flaschenstube erörtert MARIA ARANDA ALONSO (S. 217-243). Das Gewölbe, welches als hypothetische Rekonstruktion – basierend auf Formen und Techniken der Planung des 16. Jahrhunderts, der Dokumentation und der neuen Verwendung – in die Stube eingebaut wurde, war ursprünglich mit einer prachtvollen Figuration ausgestattet. Die Flaschenstube wird dem Publikum in zwei unterschiedlichen Zeitschichten vor Augen geführt: einerseits in ihrem Aussehen während der Renaissance und andererseits als Räumlichkeit der preußischen Festung. Die drei Aufsätze dieses Blocks zeigen die notwendigen Arbeitsschritte zur detaillierten Aufarbeitung des ursprünglichen Zustands des Schlosses im Vorfeld der Ausstellung.

Im letzten Beitrag des Bandes richtet LYDIA KLÖPPEL den Fokus auf die Torgauer Schlosskapelle (S. 245-264). Deren Bedeutung wird allein daran sichtbar, dass Luther sie als ersten und einzigen evangelischen Kirchnerneubau selbst einweihte. In der Folgezeit hatte die nach den neuen liturgischen Anforderungen gestaltete Kapelle maßgeblichen Einfluss auf den Bau anderer Kirchenräume, wie beispielsweise in Dresden, Stettin, Schwerin, Schmalkalden oder Frederiksborg. Die Autorin hebt die bewusste architektonische Umsetzung des neuen protestantischen Kirchenbaus in Torgau hervor und beschreibt die Kapelle als deren Prototyp.

Beide Begleitbücher stellen unterschiedliche Formate für die Vermittlung wissenschaftlicher Forschungen an ein interessiertes Publikum im Kontext von Ausstellungen dar. Sylvia Weigelt präsentiert in ihrem Taschenbuch eine gut lesbare Biografie zum Kurfürsten, während der zweite Band mit einzelnen Beiträgen interdisziplinär erarbeitete Forschungsergebnisse zusammenführt und dabei unter anderem auf die verdienstvollen Arbeiten des aktiven Torgauer Geschichtsvereins zurückgreift. Zusammen mit den Ausstellungen an zwei wichtigen Wirkungsorten verschaffen beide Publikationen dem Leben und der historischen Gestalt des Kurfürsten eine breitere öffentliche Aufmerksamkeit. Allerdings bedienen sie sich auch der typischen, insbesondere durch Mentz' Arbeit festgeschriebenen Aphorismen (nicht nur im Titel), die Johann Friedrich auf den gescheiterten, standhaften, gläubigen und trinkfesten Kurfürsten reduzieren. Solche Zuschreibungen wollen möglicherweise das Interesse eines breiten Publikums wecken, lenken aber den Blick zu sehr auf die bereits im 16. Jahrhundert forcierte, negativ konnotierte Beurteilung Johann Friedrichs (in Gegenüberstellung zur positiven Bewertung des hessischen Landgrafen Philipp als „Lichtgestalt“ des Protestantismus). Gabriele Haug-Moritz betonte bereits vor knapp zwei Jahrzehnten die Schieflage der

Forschung zugunsten Philipps (G. HAUG-MORITZ, Philipp und der Schmalkaldische Bund 1530/31–1547, in: U. Braasch-Schwersmann u. a. (Hg.), Landgraf Philipp der Großmütige 1504–1567, Marburg 2004, S. 59–66, hier S. 59; DIES., Johann Friedrich I. und der Schmalkaldische Bund, in: V. Leppin u. a. (Hg.), Johann Friedrich I. – der lutherische Kurfürst, Gütersloh 2006, S. 85–100). Die Notwendigkeit einer Revision der tradierten Werturteile besteht weiterhin. Einen wichtigen Beitrag zur Korrektur des beschriebenen Bildes über Johann Friedrich können die laufenden und abgeschlossenen Editionsprojekte zu den Protagonistinnen und Protagonisten der Reformationszeit leisten, etwa zu den Kurfürsten Friedrich (der Weise) (1464–1525), Johann (der Beständige) (1468–1532), Moritz (1521–1553) sowie zu Herzog Georg (der Bärtige) (1471–1539) und Herzogin Elisabeth von Sachsen (1502–1557). Für eine modernen Ansprüchen und im Urteil abwägende Biografie wird man früher oder später aber nicht daran vorbeikommen, die unzähligen Dokumente und Briefe Johann Friedrichs zu erschließen und auszuwerten, die in Marburg, Weimar und darüber hinaus verwahrt werden. Diese Mammutaufgabe gilt es aber erst noch in Angriff zu nehmen.

Dresden

Jens Klingner

KLAUS DEINET, Christian I. von Anhalt-Bernburg (1568–1630). Eine Biographie des Scheiterns (Geschichte in Wissenschaft und Forschung), Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2020. – 319 S., 11 s/w Abb., 2 Ktn., kart. (ISBN: 978-3-17-038316-6, Preis: 39,00 €).

Biografien historischer Personen werden aus unterschiedlichen Gründen veröffentlicht. Diese können im persönlichen Interesse des Autors bestehen oder in einem bestehenden Desiderat. Auch eine veränderte Forschungsperspektive auf die Person und ihre Zeit lassen biografische Werke begründet erscheinen. Alle diese Motive treffen auf Klaus Deinets Biografie des Fürsten Christian I. von Anhalt-Bernburg (1568–1630) zu. Wie er bereits in seinen einleitenden Bemerkungen bekennt, erweckte der Bernburger Fürst bereits seit den 1990er-Jahren sein Interesse. Obwohl die Person Christians durchaus zentral ist, gibt es insbesondere aus der jüngst zurückliegenden Vergangenheit keine umfangreichen Beiträge, von biografischen Monografien ganz zu schweigen. Im Kontext der anhaltischen Regionalgeschichte sowie der Forschung zur unmittelbaren Vorgeschichte des Dreißigjährigen Krieges finden sich in der Regel auf Tagungsvorträgen fußende Aufsätze (H. ROSS, Für ein anderes Europa, Oranienbaum 2003; DERS., Christian I. und Christian II. – zwei Fürsten von Anhalt-Bernburg zwischen Territorialstaat und Europa, in: U. Hecht/H. Ross/N. Michels (Hg.), *Ex libris Christian I. und Christian II. von Anhalt-Bernburg*, Bernburg 1993, S. 5–8; E.-J. WESTERBURG, Fürst Christian I. von Anhalt-Bernburg und der politische Calvinismus, Thalhofen 2003). Insbesondere in prominenten Werken des 18. bis 20. Jahrhunderts, wie bei Leopold von Ranke, Golo Mann und Friedrich Schiller, erschien Christian der Ältere von Anhalt-Bernburg in einem schlechten Licht. Gerade dies ist für Klaus Deinet Inspiration, das Wirken des Bernburger Fürsten in einer umfangreichen Arbeit zum 400. Jahrestag der Schlacht am Weißen Berg, die die politische Karriere des Bernburgers jäh beendete, zu würdigen. Die Intention, das negative Ansehen beziehungsweise den schlechten Ruf Christians, wenn nicht zu widerlegen, so doch auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen, prägt das Buch. Dementsprechend gliedert der Autor den Aufbau dieser stark am politischen Werk orientierten Biografie an maßgebliche Entwicklungspunkte der protestantischen Union an.

Innerhalb der einzelnen Kapitel geht Deinet dabei stets auf die gleiche Art und Weise vor: Er schafft zunächst einen konzisen Überblick der Situation, mit der

Christian I. im jeweiligen Zeitabschnitt konfrontiert war, um sodann die Motive und das Handeln des Fürsten zu erhellen. Hier schlagen sich die Rechtfertigungsbemühungen insofern nieder, als der Verfasser einen Schwerpunkt nicht nur auf die Bestrebungen des Bernburgers legt, sondern sich insbesondere der Frage zuwendet, ob und in welchem Maße Christian als in einen Verbund eingebundene Einzelperson beziehungsweise im Auftrag bestimmter Akteure überhaupt die Möglichkeit signifikanter Kursgestaltung hatte. Diese Möglichkeiten schätzt Deinet als begrenzt ein, wofür insbesondere Uneinigkeit und Finanzierungsprobleme ursächlich waren, so exemplarisch in den Kapiteln 2.3 (S. 32-39) und 5.4 (S. 156-164). Deinet's Ausführungen erwecken den Eindruck, Christian hätte weitaus größere und auch umsetzbare Ambitionen/Pläne gehabt, die jedoch allesamt an Geiz und Uneinigkeit der Unionsmitglieder scheiterten. Gerade die Darstellung des Handlungsspielraums bringt es mit sich, dass die Untersuchung stetig zwischen mehreren Perspektiven wechselt. Dabei handelt es sich zunächst um die Übersichtsebene im europäischen beziehungsweise Reichskontext, gefolgt vom Rahmen Christians politischer Person. Auf der letztgenannten Ebene, die einen Großteil der Untersuchung ausmacht, veranschaulicht Deinet nicht nur die diplomatischen Bemühungen und Verrichtungen des Bernburger Fürsten. Vielmehr gelingt es ihm, die Bedeutung persönlicher Bekanntschaften und Antagonismen zu illustrieren. Generell schreibt Deinet von Akteuren. Besonders hervorgehoben wird das unter anderem bei Moritz von Hessen-Kassel (1572–1632) und Georg Erasmus von Tschernembl (1567–1626) sowie dem Grafen Johann Casimir von Lynar (1569–1619), dem Obersten Rat in Kulmbacher Diensten (S. 178) und dem persönlichen Vertrauensverhältnis zu Kaiser und protestantischen böhmischen Ständen (S. 105). Der Autor verdeutlicht damit indirekt die Geltung von Einzelpersonen, während Parteien dabei nur in zweiter Linie bedeutsam sind. Ferner liegt die Stärke der Trennung von Übersicht und persönlicher Ebene in der Unterstreichung der Divergenzen zwischen persönlicher Präferenz und tatsächlichem Resultat, die auf diese Art und Weise gut herausgearbeitet werden können. Dies kommt der Idee des Autors, den schlechten Ruf des Bernburger Fürsten zu relativieren, entgegen. Bei der Gegenüberstellung von Gesamtlage und persönlichen Beweggründen Christians sieht sich Deinet jedoch mit einem Problem der Quellenlage konfrontiert. Quellen liegen zwar hinsichtlich einer Gesamtschau der Ereignisse in kolossalem Umfang vor (hier stützt sich der Autor in hohem Maße auf die von Moritz Ritter angestoßene Edition „Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einusses der Wittelsbacher“), insbesondere Selbstzeugnisse jedoch finden sich nur in vergleichsweise geringem Maße. Ein ausführliches Tagebuch, wie es etwa sein Sohn Christian der Jüngere (1599–1656) führte, existiert nicht.

Während der Autor die Pläne und das Handeln Christians weitgehend unkommentiert lässt, nimmt er es an anderer Stelle ausdrücklich in Schutz. Vor allem die Uneinigkeit innerhalb der Union und die oft unsichere Bereitstellung von Geldmitteln führt Deinet neben der geringen eigenen Machtbasis Christians auf (etwa in den Kapiteln 3.3 (S. 74-85) und 6.4 (S. 185-195), ferner S. 150-156). Kritik ist rar, der Autor wirft Christian I. wiederholt vor, Schwächen der Planung infolge von teilweise ausgeprägtem Wunsdenken zu übersehen (S. 60 und 90).

Die weniger ergiebige Quellenlage hinsichtlich der fürstlichen Selbstzeugnisse zwingt Deinet zu schwierigen Entscheidungen. Da er die private Ebene – maßgeblich das Verhältnis Christians zu seiner Frau – nicht gänzlich außen vor lassen kann oder will, wird diese als ausschlaggebend für bestimmte Entscheidungen Christians eingestuft. Diesen Abschnitten fehlt mitunter die Rückbindung zum restlichen Werk beziehungsweise ihr Gewicht für die fürstliche Entscheidung wird nicht offensichtlich. So wird etwa die Abkühlung des Verhältnisses zu Christians Frau zwar in wenigen Sätzen angesprochen, jedoch in keinen weiteren Kontext gesetzt (S. 84 f.). An anderer

Stelle wird zunächst die Sehnsucht nach der Frau für das nicht Nutzen einer günstigen Position im Jülichischen Kon ikt dargestellt. Unmittelbar darauf überwiegt in der Darstellung dennoch das Machtstreben im Sinne der Union (S. 168 f.). Daraus entsteht der Eindruck, dass die Familie Christians mitunter als Erklärung herhalten muss (S. 62 f.).

Der Untertitel „Eine Biographie des Scheiterns“ erweist sich als programmatisch. Deinet blickt häufig aus der Perspektive womöglich vertaner Chancen auf die Geschehnisse, ex post fällt es jedoch leicht, vertane Chancen als solche zu bezeichnen. Dennoch gelingt es ihm, die Vita Christians I. insbesondere vor dem Hintergrund der schwerwiegenden Umwälzungen der Zeit einzuordnen und dabei dezidiert auf die Handlungs- und Gestaltungsspielräume und deren zum Teil enge Grenzen eines minderächtigen Reichsfürsten einzugehen.

Potsdam

Martin Berthold

PETER COLLMER, *Verwaltete Vielfalt*. Die königlichen Tafelgüter in Polen-Litauen, 1697–1763 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, Bd. 90), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2022. – 378 S., 8 s/w u. 2 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-515-13123-0, Preis: 72,00 €).

In deutlicher Diskrepanz zur Präsenz der Augusteischen Epoche auf dem weiten Feld der Public History ist nach wie vor ein klares Defizit an historischer Grundlagenforschung zu konstatieren: Seit den biografischen Überblicken von Karl Czok zu August dem Starken (1670–1733) und Jacek Staszewski zu Friedrich August II./August III. (1696–1763) wurde die Ära der beiden Kurfürsten/Könige zwar aus kultur- und kunstwissenschaftlicher Perspektive ausgeleuchtet, Forschungen zur Stände- und Militärgeschichte kamen hinzu. Was aber speziell die sächsisch-polnische Union betrifft, so fehlte es zwar nicht an meinungsstarken (Ab-)Wertungen dieser 1697 mit dem Konfessionswechsel und der Wahl Augusts des Starken zum König von Polen und Großfürsten von Litauen eingeleiteten Personalunion. Deren befriedigender Erforschung standen allerdings immer wieder die disparate Quellenlage und die allzu oft die Verständigung erschwerende Sprachbarriere zwischen deutsch- und polnischsprachiger Forschung im Wege. So gesehen ist es ein Glücksfall, dass sich mit Peter Collmer ein Osteuropahistoriker bereitfand, im Rahmen einer Habilitationsschrift eine wichtige Schneise in das sächsisch-polnische Beziehungsge echt zu schlagen und dabei die reiche archivalische Überlieferung sowohl in Dresden als auch in Warschau heranzuziehen sowie die polnische und deutsche Forschungslandschaft zu erschließen; dass dabei die sächsische Landesgeschichte auf die Verdikte Karlheinz Blaschkes reduziert wird (S. 36) und die differenziert gewichtende Annäherung jüngerer Historiker an die Union übergangen wird (R. HANKE, Zur Beurteilung der sächsisch-polnischen Union (1697–1763). Grundlagen, Entwicklungsmöglichkeiten und Vorteile, in: NASG 74/75 (2003/04), S. 227–275; J. NUHN, Aktuelle polnisch(sprachig)e Perspektiven auf die polnisch-sächsische Union. Eine Annäherung, in: NASG 86 (2015), S. 209–224), ist freilich zu bedauern. – Jenseits aller Wertungsfragen liegt der Fokus von Collmers quellenbasierter Studie auf der in der Forschung bislang kaum wahrgenommenen mensa regia, einem ausgangs des 16. Jahrhunderts circa 22 000 Quadratkilometer umfassenden und über die polnisch-litauische Adelsrepublik verstreuten Archipel von Landgütern („Ökonomien“) und anderen Einnahmequellen wie den lukrativen Salzbergwerken von Bochnia und Wieliczka. Diese seitens der Adelsrepublik dem jeweiligen Monarchen zur Finanzierung seines Hofes überlassenen königlichen Tafelgüter erbrachten durch Eigenbewirtschaftung beziehungsweise nach 1717 zunehmend durch Verpachtung Erträge, die

zwar gewiss nicht die mit der Personalunion verbundenen Transaktionskosten und die im Großen Nordischen Krieg angefallenen Militärausgaben aufwogen, die aber keineswegs vernachlässigt werden dürfen. Vor allem aber war die „Sonderzone“ (S. 14) der Tafelgüter ein bislang kaum erforschter Gestaltungs- und – durch sächsisch-polnische Herrschaftszeichen ausgegatter – Repräsentations- und Kommunikationsraum. Zentrale Instanz war dabei eine erstmals 1700 erwähnte eigene Verwaltungsbehörde für die mensa regia, die königliche Kammer (Kamera królewska), deren Aufgabe es war, die Einnahmen zu ermitteln, auf Dauer zu stellen und nach Möglichkeit zu mehren, die aber auch Beschwerdeinstanz für die bäuerliche Bevölkerung war, wenn sich diese beispielsweise gegen ausbeuterische Zwischeninstanzen wie die Pächter zu wehren hatte. In den Anfangsjahren von sächsischen Amtsträgern wie Oberhofmarschall August Ferdinand von Pflugk oder Kabinettsminister Jakob Heinrich von Flemming dominiert, sieht Collmer in der Kammer nachgerade einen „Brückenkopf sächsischen Ordnungsdenkens“ (S. 15), von dem aus bürokratische Herrschaft im Namen des Königs, nicht durch diesen selbst, durchgesetzt wurde – oder werden sollte. Denn der Bürokratisierungsprozess auf dieser „Insel moderner Staatsbildung“ (S. 322) blieb unfertig, wurde er doch – Collmer spricht von „pragmatischer Inkonsequenz“ (S. 324) – immer wieder durch das persönliche Eingreifen des Herrschers aufgrund tagespolitischer Opportunitäten beziehungsweise durch eine vormoderne Günstlingswirtschaft konterkariert. Das war nun wiederum – dies nur als ergänzende Randbemerkung – kein Spezifikum der königlichen Kammer in Polen-Litauen, sondern diese retardierenden Momente auf dem Weg zu bürokratischer Regelmäßigkeit und Stetigkeit lassen sich auch in Kursachsen selbst beobachten: Die dort 1697 eingesetzte Kontrollinstanz der Revisionskommission ließ sich der Kurfürst von den Ständen gegen eine üppige Geldzahlung abhandeln, und auch einzelne Personen konnten sich mit Ablösezahlungen, den sogenannten Abolitionen, Nachsicht erkaufen. Jenseits der finanzpolitischen und bürokratiegeschichtlichen Aspekte rückt Collmer bei seiner Analyse der königlichen Kammer einen Aspekt in den Vordergrund, der für den Gesamtkomplex der Tafelgüter von zentraler Bedeutung war: Diese waren „eine kulturelle Kontaktzone par excellence“ (S. 115), in der unterschiedliche Herrschafts- und Verwaltungskulturen aufeinandertrafen und kommunizierten. In dieser Hinsicht zeigt das sehr anschauliche Kapitel „Verwaltung von Vielfalt: Menschen und Praktiken“ die Möglichkeiten einer modernen Verwaltungsgeschichte auf, die Informationssysteme, Sprach- und Übersetzungspraxis ebenso in den Blick nimmt wie formalisierte Schriftlichkeit und Streitkultur. Nicht zuletzt werden dabei handelnde Personen wie der ‚Musterbeamte‘ und „transkulturelle Bürokrat“ (S. 294) Jan Benjamin Steinhäuser ausführlich gewürdigt. Diese personenbezogen-lebensweltliche Herangehensweise ist nicht nur spannend zu lesen, sondern macht insofern Sinn, weil über die königliche Kammer neue personelle Verordnungen und Klientelsysteme angebahnt wurden; ein prominentes Beispiel hierfür ist die Eheschließung des Hofschatzmeisters Jan Kanty (Anton) Moszyński († 1737) mit Friederike Alexandrine von Cosel (1709–1784), einer Tochter König Augusts II. Dieser sächsisch-polnischen Kommunikations- und Verordnungs-geschichte aus prosopografischer Perspektive weiter nachzugehen, dürfte ein lohnendes Unterfangen sein; Collmer selbst verweist auf die Migration von Notabeln, Beamten, Künstlern und Handwerkern als wichtigen Aspekt dieser polnisch-sächsischen „shared history“, in die man auch noch das Militär einbeziehen sollte. Collmer steckt damit nicht nur weitere Forschungsfelder ab, vor allem legt er mit seiner auch als E-Book im Open Access verfügbaren Habilitationsschrift, die auf ebenso versierte wie gelungene Weise den institutionengeschichtlichen mit dem kulturwissenschaftlichen Zugriff verbindet, einen wichtigen Beitrag zur sächsisch-polnischen Personalunion vor, an dem sich die künftige Forschung zu diesem Thema zu orientieren hat.

PAUL BECKUS, Hof und Verwaltung des Fürsten Franz von Anhalt-Dessau (1758–1817). Struktur, Personal, Funktionalität (Quellen und Forschungen zur Geschichte Sachsen-Anhalts, Bd. 9), Mitteldeutscher Verlag, Halle/Saale 2015. – 522 S., 8 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-95462-615-1, Preis: 54,00 €).

Die Geschichte der Höfe und deren Strukturen, Aufbau und Zusammensetzungen rückten in den letzten Jahren immer mehr in den Fokus der Forschung. Besonders der Wiener Hof erfuhr eine umfassende personengeschichtliche Aufarbeitung. Für das späte 18. Jahrhundert liegen für den mitteldeutschen Raum hingegen erst wenige ausführliche Arbeiten vor. An dieser Stelle reiht sich nun die Studie von Paul Beckus ein. Die als Masterarbeit konzipierte Studie beeindruckt nicht nur in ihrem Umfang und ihrem ausgewerteten Quellenreichtum, die für eine Abschlussarbeit keinesfalls als selbstverständlich angesehen werden kann. Die 522 Seiten starke Studie (315 Textseiten, 181 Seiten Personenkatalog) besitzt von der Qualität her bereits Dissertationsniveau.

Beckus untersucht den Hof des Fürsten Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1758–1817), der gemeinhin als aufgeklärter Regent und Begründer des Gartenreichs Wörlitz gilt und in der Forschung eine breite Beschäftigung hervorgerufen hat. Der Fokus der Arbeit liegt aber auf einem weitestgehend unerforschten Feld, nämlich auf dem Hof und der Verwaltung des Fürstenhauses. Den Autor interessieren insbesondere die Struktur, das Personal und die Funktionalität beider Einrichtungen. Dabei versucht er neben der klassischen Frage nach dem Umfang des Hofes und der Verwaltung (sowohl in qualitativer als auch in quantitativer Hinsicht), die Außen- und Innenwahrnehmung der einzelnen Institutionen in den Blick zu nehmen. Auch ist es sein Ziel, der These nachzugehen, ob es sich bei dem Dessauer Hof um einen „verbürgerlichten Hof“ (S. 11) handelt.

Die Analyse des Umfangs des Hofstaates erwies sich für Dessau als schwierig, da fehlende Staats- und Adresshandbücher, die erst 1845 überliefert sind, und die fehlende klare Trennung zwischen Hof-, Zivil- und Militäretat die Heranziehung weitläufigerer Quellen nötig machte, wie beispielsweise die Kostgeldlisten (Besoldungslisten). Beckus schätzt die Größe des Hofes dem Rang des Dessauer Fürstentums entsprechend als bescheiden aber angemessen ein (S. 42), da dieser über alle wichtigen Oberhofämter und Hofchargen verfügte. Alle Ämter waren fast ausschließlich mit Adligen und nur selten mit wenigen professionellen Nichtadligen besetzt. Dieser Umstand sei im Vergleich zu anderen Höfen nicht unüblich und entsprach dem repräsentativen Amtscharakter. Allerdings fällt eine Besonderheit beim Dessauer Hof ins Auge: Die Hofchargen waren nicht ehrwürdigen, alteingesessenen Adelsfamilien vorbehalten, sondern überwiegend Nobilitierten oder Familien mit gewissen Makeln im Familienstammbaum hatten diese inne. Dieser Umstand soll nach Beckus aber nicht als „Verbürgerlichungstendenz des Hofstaates“ (S. 128) verstanden, sondern vor dem Hintergrund gesehen werden, dass der Dessauer Hof durch die räumliche Nähe zum sächsischen Hof eine hohe Konkurrenz bezüglich des Hofpersonals besaß – war doch Sachsen ein Hof (zumindest zeitweilig) europäischen Ranges. So bestand zu Recht die Frage, ob der Dessauer Hof überhaupt attraktiv für adlige Familien war, da aufgrund der Hofgröße auch nur wenige lukrative Ämter vergeben werden konnten. Beckus stellte in seiner Analyse fest, dass Dessau insgesamt „ein Sprungbrett an größere Höfe oder in die gehobene Verwaltung anderer Länder darstellte“ und mit der Vergabe der Ämter an Nobilitierte und eingessene Familien – Makel hin oder her – zumindest eine standesgemäße Besetzung erfolgen konnte (S. 129).

In einem kurzen Seitenblick widmet sich Beckus dem Amt der Hofdame (S. 139–160) und der dazugehörigen Besetzungspraktik; zeigen sich doch hier die Verbindun-

gen zwischen den Eliten Dessaus und dem Hof. Zwar waren die Berufungen weniger formell und ohne Qualifikationsvoraussetzungen, doch mussten die Ernannten in der Funktion als Gesellschafterin zur Repräsentativität der Fürstin beitragen. Die Hofdamen selbst standen vermehrt im engen Kontakt mit den einheimischen Adelsnetzwerken oder mit der Herkunftsregion der Fürstinnen. Im Falle der Hofdamen bestand also kein Unterschied zu anderen Höfen und deren Praktiken.

Insgesamt kann Beckus aufzeigen, dass die Annahme, Fürst Franz hätte keinen Hofstaat besessen, weil er sich als aufgeklärter Herrscher verstand, ein Mythos ist. Er orientierte sich bei seinem Hof an den typischen Konventionen des Reiches und den Vorgaben eines standesgemäßen adligen Lebens.

Im zweiten Teil der Studie widmet sich Beckus der Beschreibung der wichtigsten landesherrlichen Verwaltungsgremien (Geheimer Rat und Geheimes Kabinett, Landesregierung und Konsistorium, Rentkammer mit Forstamt, Jägerei und Rechenkammer) und deren Aufgaben sowie deren personeller Besetzung. In einem Exkurs wird auf die vorübergehend existierenden immediatisierten Kommissionen eingegangen, die für aktuelle und akute Problemlagen zuständig waren. Dabei verweist der Autor auf das bisherige Forschungsmanko, der Bedeutung von Verwaltungseliten kaum Beachtung zu schenken (S. 259). Dessau besaß während der Regierungszeit von Fürst Franz eine stabile Personengruppe im Verwaltungsapparat und es wurden nur wenige Reformen und Änderungen in der Organisation der Behörden vorgenommen. Aufgrund des kleinen Herrschaftsterritoriums waren die Hofstrukturen weniger ausdifferenziert. Auffällig war aber, dass die Inhaber der Hofchargen zugleich die Verwaltungselite darstellten. Damit waren in Dessau Hof und Verwaltung nicht voneinander getrennt und der Hof musste damit als „politisches wie administratives Zentrum“ (S. 264) gewertet werden. Hinzu fällt der Umstand auf, dass „persönliche Beziehungen zum Regenten das entscheidende Kriterium für die politische Bedeutung einzelner Akteure am Hof“ (S. 265) waren.

Beckus gelingt es durch die Analyse beider Strukturen – Hof und Verwaltung – aufzuzeigen, dass diese nicht nur eng miteinander verbunden waren und in starker Abhängigkeit und gegenseitiger Ein- und Auswirkung zueinanderstanden, sondern auch innerhalb der Eliten eine sehr enge familiäre Verflechtung bestand. Es dominierten einzelne Familien und deren Verwandtschaftskreise bei der Besetzung der Ämter. Dabei ist die Beobachtung interessant, dass am Dessauer Hof nur wenige landsässige Adelige vorhanden waren und die Mehrheit aus auswärtigen Adligen bestand, die aus Kursachsen oder Preußen stammten. Dieser geringe Anteil kann nach Beckus mit dem Umstand erklärt werden, dass es überhaupt aufgrund der Auskaufpolitik Leopolds I. nur wenige ansässige Familien in Anhalt gab und mit Hilfe der auswärtigen Familien der Versuch unternommen wurde, das Ansehen des Hofes zu steigern.

Mit der Arbeit legt Beckus eine beachtenswerte Studie zum breiten Panorama des Dessauer Hofes vor, die dazu einlädt, in die darin aufgezeigten Forschungsfelder tiefer einzutauchen und beispielsweise weitere Einzelpersonen, wie es anhand von Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff (1736–1800) geschehen ist, zu beleuchten. Auch wenn der anhaltinische Hofstaat in Dessau wesentlich kleiner war und dadurch die Auswertung der relevanten Quellen um einiges überschaubarer, so wäre für die sächsische Geschichte ein ähnliches Werk für den Hof in Dresden im 18. Jahrhundert mehr als wünschenswert. Beckus' Arbeit kann hierfür als Vorbild dienen.

MANFRED WILDE/HANS SEEHASE (Hg.), Unter neuer Herrschaft. Konsequenzen des Wiener Kongresses 1815 (Studien zur Deutschen Landeskirchengeschichte, Bd. 10), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2016. – 306 S. mit zahlr. Abb., geb. (ISBN: 978-3-96023-007-6, Preis: 44,00 €).

Historische Jubiläen ziehen gerne eine Beschäftigung in der Forschung nach sich. Der Wiener Kongress 1814/15 stellte für die europäische Geschichte eine wichtige Zäsur dar, rief er doch mit der Setzung neuer Landmarken nicht nur veränderte Machtverhältnisse in Europa hervor, sondern schuf neue Territorien. Damit entstanden abermalig Konikte nach dem Ende der Napoleonischen Zeit, die der Wiener Kongress eigentlich beheben wollte und verhindern sollte. Die Delitzscher Tagung von 2015 verfolgte das Ziel, die Auswirkungen des Wiener Kongresses auf Landes- und regionaler Ebene für ausgewählte Territorien des Deutschen Bundes zu untersuchen und richtet ihren Blick damit weg von der europäischen Großperspektive.

Der Band versammelt zwölf Aufsätze unterschiedlichster Couleur. HEINER LÜCK (S. 11-30) betrachtet die verfassungsrechtlichen Rahmenbedingungen, innerhalb welcher der Wiener Kongress entstand, und beispielhaft die Verordnung Preußens aus dem Jahr 1815, welche die Abtretung von Teilen Sachsens an Preußen behandelt. Er zeigt in seinem Überblick auf, dass die Verfassungsideen des späten 18. Jahrhunderts, die Verfassungsdiskussion, welche durch die napoleonische Herrschaft ausgelöst wurde, aber auch die Wiener Verhandlungen selbst sich langfristig auf die (deutsche) Verfassungsgeschichte auswirkten. Das Werden des Badischen Staates steht im Mittelpunkt von JOHANNES EHMANNs Beitrag (S. 31-40), der die Entwicklung seit Ende des 18. Jahrhunderts nachzeichnet und den Verfassungsprozess nach 1815 ausführlich beschreibt. MANFRED WILDE (S. 41-62) wiederum steuert einen Überblick zu den Veränderungen in der Ämteraufteilung Nordsachsens und in der Stadt Delitzsch nach der Abtretung an Preußen bei. Er schildert die Veränderungen durch die Gründung der Provinz Sachsen und die damit verbundenen neuen Rahmenbedingungen für das politische und alltägliche Handeln. Allerdings bewegt sich sein Beitrag auf einer allzu allgemeinen Ebene und ist sehr weitgefasst. Aus der Perspektive der sächsischen Landesgeschichte wäre neben der Nennung der Ereignisse die Anschaulichkeit mittels konkreter Quellenbeispiele wünschenswert gewesen. Daneben werden wichtige Aspekte des mentalitätsgeschichtlichen Blicks ausgelassen. So fehlen Ausführungen über die Anpassungsschwierigkeiten oder die Identitätsfragen der „Neupreußen“ gänzlich.

WOLFGANG KROGEL (S. 63-87) nähert sich dem Thema über die Integration der Niederlausitz in die Preußische Kirchenprovinz nach 1815 und zeichnet die Entwicklung der kirchlichen Behörden bis 1850 nach, insbesondere der neu geschaffenen oberen Aufsichtsbehörde, das Konsistorium für die Provinz Brandenburg in Potsdam, später in Berlin. Ein kurzer Exkurs zu den Sorben als Sondersituation der Niederlausitz und zur allgemeinen Entwicklung der konfessionellen und kirchlichen Entwicklung in der Niederlausitz runden den Aufsatz ab. Mit der Rolle der Standesherrschaften nach 1815 am Beispiel der Stolberger Grafen Linien Stolberg-Stolberg, Stolberg-Roßla und Stolberg-Wernigerode wiederum beschäftigt sich der Beitrag von HANS SEEHASE (S. 89-118). Er zeigt in einem Entwicklungsabriss wie vor allem in der Kirchenorganisation Reste von vormodernen Herrschaftsvorrechten bei den Standesherrschaften trotz Integration in den preußischen Staat verblieben.

Auch das unter französischer Verwaltung stehende Rheinland musste mit den Beschlüssen des Wiener Kongresses leben lernen. ANDREAS MÜHLING (S. 119-130) zeigt allerdings auf, dass, anders als in anderen Territorien, das Rheinland bereits Ende des 18. Jahrhunderts die Erfahrung einer vollkommenen territorialen Umstrukturierung

erleben und hinnehmen musste, die keine Rücksicht „auf gewachsene territoriale Grenzziehungen und Befindlichkeiten der Bevölkerung“ (S. 120) nahm. Anders war dann auch der Verlauf nach 1815: Statt einer Rückkehr zu einer vorrevolutionären Situation verleihte sich Preußen große Teile des Rheinlands mittels einer umfänglichen Verwaltungsreform ein. JOACHIM KUNDLER (S. 131-157) betrachtet ebenfalls anhand der Konsistorientwicklung die Auswirkungen der Erwerbung Schwedisch-Pommerns durch Preußen 1815 und die damit verbundene Einbindung des Territoriums in den Zentralstaat. In Pommern lag damit eine ähnliche Situation wie in Kursachsen nach dem Wiener Kongress vor. Ein Vergleich zwischen diesen beiden Landschaften würde sich für weitere Studien anbieten.

Etwas losgelöst vom Tagungsthema erscheint der Aufsatz von AXEL NOACK (S. 159-195), welcher die Entwicklung hin zum Preußischen Unionsaufruf 1817 beschreibt. Er zeigt die Parallelität vieler neuer Denkströmungen Anfang des 19. Jahrhunderts auf, die allerdings keine direkte Wirkung des Wiener Kongresses darstellen, sondern das Ergebnis eines Zusammenspiels bereits begonnener Denkweisen und neuer politischer Gegebenheiten sind. CHRISTOPH PICKER (S. 197-218) untersucht die Auswirkung des Wiener Kongresses auf die Kirchen in der linksrheinischen Pfalz und zeigt den Streit um die Pfälzer Gebiete zwischen Preußen, Habsburg und Bayern auf. Anhand der Auswertung der normativen Quellen der amtlichen Verkündungsblätter, insbesondere anhand der Preußischen Gesetzsammlung und des Amtsblatts der Bezirksregierung Merseburg, rekonstruiert MARTIN RICHTER (S. 219-228) die kirchenrechtlichen Veränderungen in den ehemals sächsischen Gebieten durch die Eingliederung in die Kirchenprovinz Sachsen. Auch JAN BRADEMANN (S. 229-263) wählt einen kirchengeschichtlichen Zugang zum Tagungsthema, indem er den Strukturwandel und die Traditionsbildung in den anhaltischen Kirchen nach dem Wiener Kongress und der 1848er-Revolution analysiert. Den Reigen der Aufsätze beschließt FRANK STÜCKEMANN (S. 265-304) mit einem Beitrag zur Biografie von Georg Christoph Friedrich Gieseler (1760–1839). Stückmann beschreibt dabei die Rolle und die Wirkung der Volksaufklärung in Minden-Ravensberg und erläutert die Bedingungen der presbyterial-synodalen Verfassung der preußischen Kirchenprovinz Westfalens von 1818.

Der Tagungsband und seine sehr informativen Beiträge stellen zusammenfassend ein unstrukturiertes, buntes Potpourri dar. Eine inhaltliche Klammer zum Tagungsthema, ja einen roten Faden der Tagung sucht man vergeblich. Der Tagungstitel suggeriert in seinem gewählten Haupttitel „Unter neuer Herrschaft“ eigentlich die Auseinandersetzung mit Beispielen wie den sächsischen Abtretungen an Preußen und den Umgang mit dieser Situation. Stattdessen berücksichtigen die meisten Beiträge in ihren Ausführungen mehr oder minder nur den Untertitel der Tagung, nämlich die Konsequenzen des Wiener Kongresses für das jeweilige untersuchte Territorium. Mancher Beitrag erfüllt nicht einmal diesen Umstand, sondern greift die politischen Prozesse, Denkströmungen und Ideen der bewegten ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf, die nicht alle im Zusammenhang mit dem Wiener Kongress gesehen werden können. Wünschenswert wäre deshalb gewesen, ein Resümee anzubieten, das zu allen Beiträgen eine Synthese herstellt oder zumindest eine Abschlusseinschätzung, um die leicht irreführenden Titel besser einordnen zu können.

GERHARD LINDEMANN/MIKE SCHMEITZNER (Hg.), ... *da schlagen wir zu*. Politische Gewalt in Sachsen 1930–1935 (Berichte und Studien, Bd. 78), V&R unipress, Göttingen 2020. – 301 S., brosch. (ISBN: 978-3-8471-0934-1, Preis: 40,00 €).

Der von Gerhard Lindemann und Mike Schmeitzner eingeleitete und herausgegebene Band setzt sich – in regionaler Perspektive – mit der politisch-ideologisch motivierten Gewalt vor und nach der historischen Zäsur 1933 auseinander. Dabei wird an den Begriff der „politischen Gewalt“ angeknüpft, den Dirk Schumann entwickelt hat. Die Publikation schließt eine Lücke in der Forschung, indem sie den Versuch unternimmt, Bandbreite und Intensität politischer Gewalt „in einem die Zäsuren übergreifenden Zugriff“ auszuleuchten. Die neun Beiträge erfahrener Historiker und Nachwuchswissenschaftler zeigen, dass es Räume und Situationen waren, in denen Gewalt entstand beziehungsweise ausgeübt wurde, und dass diese Gewalt durchaus ideologisch motiviert war – bei Nationalsozialisten ebenso wie bei Kommunisten. Bei der Verwendung von Darstellungen der zeitgenössischen linken Presse durch Buschak/Steinberg, Nitsche und Gallus mangelt es zuweilen an der nötigen Quellenkritik. Weitere Untersuchungen, die auf die sächsische Provinz ausgeweitet werden, wären wünschenswert, um die Repräsentanz bisheriger Ergebnisse zu bestätigen.

JOSEPHINE TEMPLER, Die Rezeption von politischer Gewalt und ihrer Funktion in der sächsischen Presse zwischen 1930 und 1933. „Der Freiheitskampf“ und die „Arbeiterstimme“ im Vergleich (S. 21-49): Der analytische Aufsatz über die sächsischen Parteizeitungen von NSDAP und KPD beleuchtet die Wechselwirkung von verbaler und physischer Gewalt, von ideologischer Vorgabe und ihrer Umsetzung auf der Straße. Templer zeigt: beide Zeitungen erwiesen sich als Triebfedern der zunehmenden Eskalation von Gewalt im latenten Bürgerkrieg. Politisch überzeugte „Redakteure mit gutem Gewissen“ motivierten, rechtfertigten, verteidigten Gewalt, die von „Tätern mit gutem Gewissen“ begangen wurde. Durch Vermittlung eines – unterschiedlich orientierten – Heldenmythos trugen beide Zeitungen zur Entstehung und Steigerung von Opferbereitschaft bei. In diesem System von Gut und Böse musste erfahrene Gewalt zwangsläufig zu neuer Gewalt führen, alte Opfer forderten – der Bewegung der Spirale folgend – neue Opfer.

WILLY BUSCHAK/SWEN STEINBERG, „... sofort mit Dolchen und Revolvern in die Tat umgesetzt.“ Gewalt gegen sächsische Gewerkschaftshäuser und Gewerkschaften 1930 bis 1933 (S. 53-75): Die Autoren liefern eine exzellente Überblicksdarstellung der gegen Gewerkschaftshäuser und Gewerkschaften gerichteten Gewalt. Sie verweisen auf das besondere Potenzial des vorgestellten Materials für die – notwendige – langfristige Untersuchung der sächsischen Gewerkschaftshäuser und für die bislang kaum untersuchten Gewaltgeschichten. Die mit dem Titel implizierte Bereitschaft der Nationalsozialisten zur latenten Ad-hoc-Anwendung extremer Gewalt gegenüber politischen Gegnern wurde von der historischen Realität widerlegt.

JÜRGEN NITSCHKE, Mörderische Gewalt gegen Juden: Die Fälle Berdaß (1927), Sindel (1931) und Weiner (1933) (S. 77-103): Der Autor zeichnet ein dichtes Bild der Verhältnisse in den Kreishauptmannschaften Chemnitz und Zwickau, in denen aus spezifischen Gründen Gewalt, Verfolgung und Zerstörung bereits lange vor dem 30. Januar 1933 zu verzeichnen waren. Er dokumentiert anhand von Fallbeispielen, dass „Not und Feindschaft“ in Gewalt gegenüber jüdischen Mitbürgern umschlugen und die Gewalt gegen Juden – als „Machtergreifungsterror“ – im Jahre 1933 eine neue Qualität annahm.

MATTHIAS LIENERT, Rausch und Terror. Die Technische Hochschule Dresden und die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 (S. 105-133): Vor dem Hintergrund der Wandlungen, denen die Hochschule zwischen 1918/19 und 1933 unterworfen war,

benennt der Autor wesentliche Ursachen für die politische Radikalisierung zahlreicher Studierender und Hochschullehrer, für ihre Distanzierung von der Weimarer Republik und die zunehmende Affinität zum Nationalsozialismus. Die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 deutet Lienert als symbolträchtiges Beispiel für das Bündnis der Hochschule, insbesondere eines beträchtlichen Teils der Studentenschaft, mit dem NS-Regime und als „weit sichtbares Fanal für den Sturz in die Diktatur, das die Ausgrenzung und Vertreibung jüdischer, liberaler und sozialdemokratischer Hochschullehrer und Ministerialbeamter, wenig später auch Studierender, symbolisch sekundierte“ (S. 132).

JOHANNES GALLUS, „Der Anblick, der sich mir dabei bot, ist ewig in meinem Gedächtnis eingegraben.“ Das frühe Konzentrationslager Hohnstein in Sachsen (S. 137-162): Der Autor skizziert die Rahmenbedingungen des frühen KZ Hohnstein, diskutiert und präzisiert die Belegungs- und Tötungszahlen und stellt heraus, wie sehr außernormative Gewalt in ihrer direktesten Form den Alltag der Gefangenen dominierte. Nicht repräsentativ ist die Aussage, Haupttäter hätten sich durch Verlassen der sowjetischen Besatzungszone ihrer Strafe entziehen können. In der Sowjetischen Besatzungszone erlassene Haftbefehle wurden nach erfolgreicher Fahndung auch in den Westzonen vollzogen.

GERHARD LINDEMANN, Evangelische Pfarrer im Konzentrationslager Sachsenburg (S. 163-192): Der Autor bewertet die Inhaftierung von Pfarrern in Konzentrationslagern als vorläufigen Höhepunkt des politisch sanktionierten Gewaltregimes der Deutschen Christen. Für die Freilassung der Pfarrer macht er außenpolitische Rücksichtnahme und damit verbundenen Druck aus Berlin auf Gauleiter Mutschmann verantwortlich. Auch im kirchlichen Bereich zeigte sich laut Lindemann, dass verbale Gewalt zunächst in strukturelle und dann in physische Gewalt übergehen konnte.

CHRISTOPH HANZIG/MICHAEL THOSS, „Rotmord“ vor Gericht – politisch motivierte Tötungsdelikte in Sachsen im Spiegel der NS-Tageszeitung „Der Freiheitskampf“ von 1931 bis 1936 (S. 193-227): Der Beitrag analysiert die von ideologischem Framing geprägte Berichterstattung des „Freiheitskampfes“ über Prozesse gegen Kommunisten, die sich in der ersten Hälfte der 1930er-Jahre für Tötungsdelikte an Nationalsozialisten in Sachsen verantworten mussten. Zum Vergleich wird die Berichterstattung des NS-Blatts über zwei Prozesse gegen Nationalsozialisten wegen der Tötung von Kommunisten dargestellt, um bei umgekehrter Ausgangslage vor Gericht die veränderte publizistische Begleitung durch die sächsische NS-Zeitung zu verdeutlichen.

MIKE SCHMEITZNER, Zur Einsicht gefoltet? Der SPD-Politiker Erwin Hartsch und die „Lehren der Geschichte“ (S. 231-267): In der ausgezeichneten, von Grautönen bestimmten biografischen Studie zeichnet der Autor auf breiter Quellengrundlage das an Wechselfällen und scheinbaren Widersprüchen reiche Leben des Lehrers und SPD/SED-Politikers Erwin Hartsch (1890–1948) nach. Er zeigt eindrucksvoll, dass eigene Gewalt- und Hafterfahrungen weder im Umgang mit Anhängern des Nationalsozialismus nach 1945 noch in der Frage nach der Notwendigkeit der Einheitspartei Hartsch als Richtschnur für sein Handeln gedient haben.

STEFAN DONTH, Ungleiche Freunde im bewaffneten Kampf gegen den Nationalsozialismus und bei der Errichtung einer kommunistischen Gesellschaft – Gerhard Grabs und Erich Glaser (S. 269-285): Der Autor beschreibt das Leben zweier befreundeter Kommunisten, die Gewalt als legitimes Mittel der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus betrachteten und diese praktizierten. Aus ihren Gewalterfahrungen vor und während der NS-Herrschaft zogen sie nach 1945 unterschiedliche Schlussfolgerungen. Grabs' Vorstellungen von der Gestaltung der Nachkriegsordnung stand im Gegensatz zur Strategie der von der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland unterstützten moskautreuen KPD-Kader. Glaser hingegen bestärkten

eigene Gewalterfahrungen darin, weiter auf Gewalt als legitimes Mittel zur Durchsetzung der nun kommunistischen Diktatur zu setzen.

Der Anhang (S. 287-301) enthält ein Abkürzungsverzeichnis, ein Personenverzeichnis sowie ein Verzeichnis der Autorinnen und Autoren.

Plauen

Gerd Naumann

JÖRG BABEROWSKI/ROBERT KINDLER/STEFAN DONT (Hg.), Disziplinieren und Strafen. Dimensionen politischer Repression in der DDR, Campus Verlag, Frankfurt/Main 2021. – 348 S. mit zahlr. s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-593-51327-0, Preis: 39,95 €).

Der vorliegende Band widmet sich Formen und Ausprägungen politischer Repression in der DDR aus verschiedenen Perspektiven. Insgesamt 14 Beiträge von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen untersuchen in vier Kapiteln Ursachen, Dimensionen und Folgen politischer Repressionen in der DDR sowie weiteren postkommunistischen Staaten. Das Buch bündelt auch erste Ergebnisse des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten interdisziplinären Forschungsverbands „Landschaften der Verfolgung“.

Im ersten Kapitel „Drohen und Strafen“ geht TOBIAS WUNSCHIK (S. 25-43) zunächst der Frage nach, ob der sogenannte Erziehungsstrafvollzug – von Gefangenen auch spöttisch als „Rotlichtbestrahlung“ bezeichnet – die politische Einstellung von Häftlingen im DDR-Strafvollzug tatsächlich zugunsten einer Systemkonformität wandeln konnte. Dafür skizziert er zunächst das Konzept des Erziehungsstrafvollzugs und betrachtet dann konkrete Formen der politischen Indoktrinationsversuche (beispielsweise durch die Auswahl spezieller Literatur, Presseerzeugnisse oder Filme) in der Strafvollzugspraxis näher. SEBASTIAN STUDE untersucht anschließend (S. 45-67) den im DDR-Strafrecht aufgeführten Straftatbestand des „Rowdytums“ exemplarisch am regionalen Fallbeispiel Potsdam im Zeitraum 1968 bis 1989. Dabei erläutert er die Relevanz des „Rowdytums“ als Arbeitsgegenstand für das Ministerium für Staatssicherheit der DDR und widmet sich dessen regionalen Ausprägungen an den Beispielen von Gewalt gegenüber Vertretern der Staatsgewalt sowie dem Phänomen der Skinheads als neuem Typus der „Rowdys“. Das erste Kapitel schließt mit dem Beitrag von MARKUS MIRSCHEL (S. 69-89), der sich mit der Praxis gefühlter Repressionen als Macht- und Herrschaftsinstrument in der DDR auseinandersetzt. Er setzt voraus, „dass negative Emotionen wie Furcht und Angst vor staatlicher Repression die Verhaltensweisen der Menschen in erheblichem Maße konditionieren“ (S. 71) und zeichnet dies anhand verschiedener „Konjunkturen“ in der 40-jährigen Geschichte der DDR nach.

Die drei Beiträge des zweiten Kapitels „Disziplinieren und Erziehen“ widmen sich insbesondere der Heim- und Krippenerziehung in der DDR. CHRISTIAN SACHSE untersucht in seinem Aufsatz (S. 93-112) Methoden und Maßnahmen, die der Disziplinärerziehung dienen und damit die Machtstrukturen der sozialistischen Gesellschaft stabilisieren sollten. Er widmet sich neben ideologischen Grundlagen, ökonomischen Faktoren und zentralen Institutionen der Gehorsamsproduktion im Besonderen der Heimerziehung als einem Spezialfall gesellschaftlicher Disziplinierung. FLORIAN VON ROSENBERG und CAROLIN WIETHOFF betrachten in ihrem Beitrag (S. 113-134) die Entstehung und Etablierung des DDR-Krippensystems in den 1950er- und 1960er-Jahren, das zunächst als „feministisches Projekt“ (S. 114) gebrandmarkt wurde und in seiner Umsetzung für die physische und psychische Gesundheit von Kleinkindern

schädigend war. Letzteres weisen von Rosenberg und Wiethoff anhand von Daten zu kranken, unterentwickelten, hospitalisierten und verstorbenen Kindern nach. Sie vergleichen auch Krippenausbau und -forschung der DDR mit der ČSR, später ČSSR. In ihrem Beitrag „Disziplinieren durch strukturelle Gewalt in Kinderheimen in der DDR?“ (S. 135-151) beschäftigten sich FELICITAS SÖHNER, ANNE OOMMENHALBACH, KARSTEN LAUDIEN und HEINER FANGERAU mit dem Forschungspotenzial von Zeitzeugenberichten und der Frage, inwieweit man von der Existenz struktureller Gewalt in der Disziplinierungspraxis im DDR-Kinderheimsystem sprechen kann. Sie skizzieren einen sehr weit gefassten Gewaltbegriff und setzen sich mit konkreten „disziplinierenden Maßnahmen“ in Anspruch und Praxis des Kombinars der Sonderheime der DDR auseinander.

Im dritten Kapitel „Bewältigen“ steht die Auf- und Verarbeitung erlittenen Unrechts im Mittelpunkt. JOHANNES WEBERLING (S. 155-169) untersucht Aspekte der juristischen Aufarbeitung des SED-Regimes sowie die Rehabilitierung der Opfer seit 1990. Zunächst beleuchtet er die in der Bundesrepublik zur Bereinigung des SED-Unrechts und Opferrehabilitierung verabschiedeten Gesetze zwischen 1992 und 2019. Im zweiten Teil seines Beitrags thematisiert er die Defizite bei der Umsetzung der Gesetze, die „in weiten Teilen ebenfalls den mit der Aufarbeitung des NS-Unrechts gemachten Erfahrungen“ entsprechen (S. 164). Er konstatiert zu den voraussehbaren Defiziten zudem eine „mangelhafte, regional signifikant unterschiedliche Umsetzung der Rehabilitierungsgesetze“ (ebd.). KONSTANTIN NEUMANN (S. 171-192) vertieft die Frage der Rehabilitierungsdebatte in Bezug auf Fälle fahnen üchtiger Soldaten der Nationalen Volksarmee. Die Tatsache, dass der Straftatbestand Fahnen ücht 1992 im Gegensatz zur Wehrdienstverweigerung explizit nicht ins Strafrechtliche Rehabilitierungsgesetz aufgenommen wurde, arbeitet Neumann als „politischen Kompromiss“ der im Bundestag 1991/92 geführten Debatten um den Regelkatalog für strafrechtliche Rehabilitierungen heraus und problematisiert die unterschiedliche Beurteilung der beiden Straftatbestände Wehrdienstverweigerung und Fahnen ücht. In ihrem Aufsatz „Gab es in der DDR politisch motivierte Adoptionen?“ stellen AGNÈS ARP und RONALD GEBAUER (S. 193-212) Ergebnisse einer 2017/18 erstellten Vorstudie zur politischen Einussnahme auf Adoptionsverfahren in der DDR vor. Neben rechtlichen Grundlagen und Quellenüberlieferungen zu DDR-Adoptionsverfahren skizzieren sie Probleme bei der Aufarbeitung sogenannter Zwangsadoptionen, für die sich ihren Recherchen zufolge bislang keine systematisierte und großangelegte Strategie des SED-Regimes nachweisen lässt. Anstelle des Begriffs „Zwangsadoption“ führen Arp und Gebauer deswegen die Begrifflichkeit der „politisch-motivierten Adoption“ ein, für die sich aus den Quellen zumindest gewisse Muster herausarbeiten lassen. In einer Hauptstudie gilt es, diese Muster weiter zu untersuchen.

Aus der konkreten Aufarbeitungspraxis berichtet anschließend die Beauftragte des Landes Sachsen-Anhalt zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, BIRGIT NEUMANN-BECKER (S. 213-222). Trotz Schwierigkeiten der Nachweisführung bei Rehabilitierungsverfahren sieht sie die strafrechtliche Rehabilitierung als weitgehend gelungen, aber noch längst nicht als abgeschlossen an. Dabei plädiert sie insbesondere auch für die Anerkennung gesundheitlicher Folgeschäden und weitere wissenschaftliche Aufarbeitung der SED-Diktatur sowie für die Errichtung des bereits beschlossenen nationalen Mahnmals für die Opfer der kommunistischen Diktatur als „überfällige und angemessene Würdigung“ (S. 222). Zum Abschluss des dritten Kapitels untersuchen JULIAN OBENAUER und BARBARA ZEHNPFENNIG stärker theorieorientiert „Konzepte des Gewissens und ihre Anwendbarkeit auf das Leben in der Diktatur“ (S. 223-247). Da in totalitären Systemen das Recht als vermittelnde Instanz zwischen den staatlichen und den eigenen moralischen Ansprüchen ausfalle (S. 226), stehe das Gewis-

sen in derartigen Systemen vor besonderen Herausforderungen. In diesem Zusammenhang stellen Autorin und Autor die Gewissenskonzepte von Thomas von Aquin, Immanuel Kant, Friedrich Nietzsche und Niklas Luhmann gegenüber, um aufzuzeigen, welchen breit gefächerten Maßstäben man den persönlichen Gewissensentscheid in der Diktatur zugrunde legen kann.

Das vierte und letzte Kapitel „Vergleichen“ untersucht die Disziplinierungs- und Strafpraxis sowie die Aufarbeitung der Diktaturvergangenheit vergleichend mit anderen osteuropäischen postkommunistischen Systemen. SAMUEL KUNZE beschäftigt sich mit der Disziplinierung der christlichen Kirchen im Spätstalinismus am Beispiel der Sowjetrepublik Litauen und der Sowjetischen Besatzungszone/DDR (S. 251-269). Er geht der Frage nach, wie die christlichen Kirchen jeweils kontrolliert und instrumentalisiert werden sollten und welche Rolle dem Einsatz von Repressionen zukam. Kunze erarbeitet einerseits Parallelen wie beispielsweise in der Periodisierung, andererseits aber auch Unterschiede hinsichtlich des Einsatzes von Gewalttätigkeit in der Kirchenpolitik. In ihrem Aufsatz „Die Einen vernichten, die Anderen einschüchtern“ (S. 271-291) untersucht UTA GERLANT den Einsatz gewaltsamer Methoden der politischen Maßregelung Andersdenkender in der späten Sowjetunion anhand von Psychiatriemissbrauch und Mord. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass der sowjetische Machtapparat bis in die 1980er-Jahre hinein mit willkürlichen, nicht rechtsstaatlichen Strafen gegen Dissidenten und ihre Sympathisanten vorging. Diese dienten nicht nur als Strafinstrument, sondern auch als disziplinierendes Mittel der Abschreckung gegenüber anderen. Auch in der DDR seien Psychiatriemissbrauch, Vergiftungen und sogar Morde durch den Staatssicherheitsdienst angewandt worden, jedoch im Vergleich zur Sowjetunion nicht systematisch und zahlenmäßig in viel geringerem Umfang. Abschließend befasst sich JONILA GODOLE mit der (mangelhaften) Aufarbeitung der kommunistischen Diktatur in Albanien (S. 293-311). Sie konstatiert große Defizite in der Aufarbeitungspraxis: Vom ausbleibenden Elitenaustausch, verschleppter Aktenöffnung, der Rehabilitierung ehemaliger hochrangiger Politiker und Funktionsträger, der Zerstörung von Erinnerungsorten bis hin zu Angriffen auf diejenigen, die sich bis heute für eine Aufarbeitung einsetzen. Gründe dafür liegen Godole zufolge in einem Mangel an Zivilgesellschaft und Demokratie- und Moralverständnis. So plädiere nur ein kleiner Teil der Bevölkerung – vorrangig Betroffene und ihre Angehörigen – für das Wachhalten der Erinnerung an die Diktatur in Albanien.

Die Herausgeber kündigen in ihrem Vorwort einen Einblick in den „Maschinenraum der Diktatur“ (S. 15) an. Als solcher können die Beiträge in diesem Sammelband gelesen werden, die einen breiten Überblick über verschiedene Formen von Disziplinierung und Strafpraxis in der DDR geben. Die Untersuchung von Repressionsmechanismen endet dadurch nicht an der Landesgrenze der DDR, sondern wird durch den Blick auf andere postkommunistische Staaten in Osteuropa geweitet. Gleichzeitig wird das Danach – die Aufarbeitung der Diktatur – einer kritischen Bestandsaufnahme unterzogen. Damit werden zugleich Aufgaben für weitere wissenschaftliche, aber auch zivilgesellschaftliche Untersuchungs- und Aufarbeitungsprozesse angestoßen.

Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte

ENNO BÜNZ (Hg.), Landwirtschaft und Dorfgesellschaft im ausgehenden Mittelalter (Vorträge und Forschungen, Bd. 89), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2020. – 470 S., 10 Abb., 3 Tab., Ln. (ISBN: 978-3-7995-6889-0, Preis: 65,00 €).

Die Geschichte der ländlichen Gesellschaft im Mittelalter findet in der aktuellen deutschen Forschung nur wenig Aufmerksamkeit. Dies ist bedauerlich, wird dadurch doch der weit überwiegende Teil der Bevölkerung ignoriert, der auch um 1500 noch vor allem in Dörfern und nicht in den weit besser erforschten Städten lebte. Insofern ist es erfreulich, dass mit dem zu besprechenden Band aus der renommierten Reihe der „Vorträge und Forschungen“ des Konstanzer Arbeitskreises, hervorgegangen aus einer Tagung von 2014, nach längerer Zeit wieder einmal eine umfangreiche neue Veröffentlichung zur Thematik vorliegt.

In seiner Einleitung (S. 9-30) zeichnet der Herausgeber ENNO BÜNZ die Entwicklung der Forschung zu Landwirtschaft und Dorfgesellschaft im späten Mittelalter nach. Er betont dabei das weitestgehende Fehlen neuerer Arbeiten, was in auffälligem Gegensatz zu den Entwicklungen in der Frühneuzeit- und Neuzeitforschung, teils auch zu Untersuchungen zum Früh- und Hochmittelalter, sowie zu den vielfach intensiven Aktivitäten in anderen europäischen Ländern steht. Als Weg aus dieser Entwicklung bieten sich nach Bünz in erster Linie Regionalstudien zu agrargeschichtlichen Themen an. Für die Tagung selbst wurde der Schwerpunkt auf den quellenreichen Zeitraum vom 15. bis zum frühen 16. Jahrhundert gelegt.

Am Beispiel italienischer und westeuropäischer Bildquellen untersucht HEINRICH DORMEIER die Darstellung von Bauern und Landleben in der Kunst des späten Mittelalters (S. 31-74). Das hochaktuelle Thema Umwelt und Klima behandelt PETER RÜCKERT anhand von südwestdeutschen Beispielen aus den Jahrzehnten um 1500, wobei er deutlich den Zusammenhang von Landnutzung, Siedlungs- und Klimaentwicklung herausarbeiten kann (S. 75-100). Formen der Landwirtschaft stehen sowohl im Mittelpunkt von BJØRN POULSENS Untersuchungen zu Ackerbau und Viehzucht in Dänemark und Schleswig (S. 101-126) als auch im Beitrag von MICHAEL MATHEUS zu Winzerdörfern in Rheinhessen, im Rheingau sowie in Italien (S. 127-166). Bäuerlichen Markbeziehungen widmet sich PHILIPP ROBINSON RÖSSNER (S. 167-211).

Vier weitere Aufsätze gehen den von Enno Bünz in seiner Einleitung skizzierten Weg der Regionalstudien. Dabei betrachtet STEFAN SONDEREGGER in der Tradition der äußerst rührigen Schweizer Agrargeschichtsforschung für das Gebiet um den Bodensee die Beziehungen zwischen Herren und Bauern und die daraus erwachsenden wirtschaftlichen Implikationen (S. 213-250). Quellennah gelingt es ihm in diesem Kontext, die unterschiedlichen Modi der Aushandlung zwischen den Parteien herauszuarbeiten. Dies gilt auch für die umfassende Untersuchung von UWE SCHIRMER zu Agrarverfassung, Agrarwirtschaft und ländlicher Gesellschaft im spätmittelalterlichen Thüringen und Sachsen, in der er deutlich die vorteilhafte Rechtsstellung der dortigen bäuerlichen Gemeinden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts herausstellt (S. 251-328). Eine ebenfalls äußerst lesenswerte Studie bietet CHRISTINE REINLE mit ihrer Untersuchung des heute im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt aufbewahrten Gerichtsbuchs der Grafschaft Katzenelnbogen aus dem 15. Jahrhundert, in der sie die vielfältigen Mittel und Wege der Konfliktführung und -austragung beleuchtet (S. 329-379). KURT ANDERMANN legt eine Mikrostudie über Demografie, persönliche Abhängigkeit und soziale Schichtung zum Dorf Zeutern im Kraichgau vor (S. 381-402). Umfassende Ausblicke auf weitere mögliche Ansätze zur Thematik bietet WERNER RÖSENER mit seinem Beitrag zu Forschungsaufgaben der Agrargeschichte zwischen Mittelalter und Neuzeit (S. 403-436).

SIGRID HIRBODIAN schlägt in ihrer Zusammenfassung (S. 437-452) vor, stärker die in der Frühneuezeitforschung entworfenen Ansätze für Forschungen zum späten Mittelalter nutzbar zu machen, zum Beispiel Stefan Brakensieks Modelle der „Triangulierung“ und „akzeptanzorientierten Herrschaft“ sowie André Holensteins „Empowering Interactions“. Auch die Interaktionen zwischen Dorf und Stadt und das Funktionieren von Face-to-Face-Gemeinschaften sollten ihres Erachtens stärker Beachtung finden. Hierfür sieht sie vor allem drei potenziell erfolgsversprechende Herangehensweisen: Mikrostudien zu einzelnen Dörfern, Querschnitte durch mittelgroße Regionen und überregionale Vergleiche zu einzelnen Phänomenen.

Es handelt sich bei der Tagung und den aus ihr hervorgegangenen Beiträgen zweifelsohne um „eine faszinierende Leistungsschau“ (S. 452) der mediävistischen Agrargeschichtsforschung. Die gewichtigen Studien werden aufgrund ihrer quellennahen Herangehensweise zweifelsohne lange Bestand haben. Es ist nur zu wünschen, dass diese Anregungen dauerhaft auf fruchtbaren Boden fallen. Die Lektüre des Sammelbands verdeutlicht eindrucklich das Potenzial der Thematik. Quellen sind in großer Zahl vorhanden. So wurde in den letzten Jahrzehnten eine Vielzahl von ländlichen Quellen, etwa Weistümer, Dorfordnungen, Gerichtsbücher oder Urbare, in landesgeschichtlichen Kontexten als Editionen zugänglich gemacht. In den Archiven warten weitere Schätze. Auch wenn die schriftlichen Quellen zur Thematik meist aus der Feder von Vertretern der Herrschaft stammen, sind diese doch äußerst vielschichtig und bieten Anknüpfungspunkte zu vielen Fragestellungen, die die kulturgeschichtlich geprägte Forschung umtreiben. Aufgrund der politisch und medial intensiv diskutierten heutigen Bedeutung des Wohn- und Lebensraums außerhalb der Städte weist die ländliche Gesellschaft des späten Mittelalters zudem einen starken Gegenwartsbezug auf. Die Bühne für weitere Arbeiten ist also bereitet. Sie muss nur betreten werden.

Heidelberg

Benjamin Müsegades

ALEXANDER DENZLER (Hg.), Die Nutzung und Wahrnehmung von Straßen und Wegen (1100–1800) (Jahrbuch für Regionalgeschichte, Bd. 36), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018. – 284 S., geb. (ISBN: 978-3-515-12135-4, Preis: 58,00 €).

Wer sich mit der Altstraßenforschung respektive mit den europäischen Landverkehrsverbindungen vor dem 19. Jahrhundert beschäftigt, dem fällt die Diskrepanz in der (scheinbar) überschaubaren Quellenbasis und deren Erforschung zum einen und in der offensichtlichen Bedeutung dieser „Lebensadern“ sowohl für die wirtschaftliche Entwicklung als auch für die kulturell-künstlerische Wahrnehmung und der Herausbildung rechtlicher Grundlagen und Regeln der jeweiligen Zeit zum anderen auf. Das einführende Zitat von Rainer Christoph Schwinges aus dem Jahr 2007, dass „die Straßen- und Verkehrsgeschichte [...] nicht gerade im Mainstream der Geschichtswissenschaft“ liegt (S. 15), hat trotz der verstärkten Hinwendung zur Verkehrsgeschichte im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts und der Erschließung neuer Quellengattungen nichts an Aktualität eingebüßt. Daran ändert auch die vorliegende Publikation nichts, wenngleich sie mit zum Teil neuen Fragestellungen an bekannte Quellen deren Wert für die Forschung unterstreicht, tradierte Ansichten berechtigt kritisch hinterfragt und zu neuen Einschätzungen gelangt. Der Band ist Ergebnis eines 2015 an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt veranstalteten interdisziplinären Workshops mit Vertreterinnen und Vertretern aus Geschichte, Kunstgeschichte, Archäologie und Germanistischer Mediävistik. Die Sinnhaftigkeit und Notwendigkeit einer interdisziplinären Herangehensweise und Zusammenschau an diese Forschungsthematik

unterstreichen die Beiträge nachhaltig. Es ist zudem auch den Herausgeberinnen und Herausgebern des Jahrbuches für Regionalgeschichte zu danken, wieder einen Band einem thematischen Schwerpunkt zu widmen.

ALEXANDER DENZLER und MARIA WEBER („Materialität, Instandhaltungsmaßnahmen und Kosten Nürnberger Straßen und Brücken am Beispiel des Straßenmanuals von 1547“, S. 25-51) legen überzeugend die Bedeutung von Stadtrechnungen für die Straßenforschung dar. Die Erkenntnis der Relevanz von Rechnungen für die mittelalterlich-neuzeitliche Handels- und Verkehrsgeschichte ist nicht neu. MANFRED STRAUBE (Geleitswesen und Warenverkehr im thüringisch-sächsischen Raum zu Beginn der Frühen Neuzeit, Köln/Weimar/Wien 2014) hat dies für die Geleitsrechnungen nachdrücklich dargelegt. Die Komplexität der untersuchten Aufzeichnungen des Nürnberger Weg- und Stegamtes (dessen Existenz bereits seit dem 14. Jahrhundert fassbar ist) aus dem Jahr 1547 ist jedoch beachtlich. Über gut elf Monate werden Ausgaben und Instandhaltungsmaßnahmen in 154 Eintragungen akribisch erfasst. Die unterhaltenen Straßen und Brücken lagen außerhalb des ummauerten Stadtbereichs, aber innerhalb des Nürnberger Landgebietes. Das Manual zeichnet „ein Bild, das die Straßen und Brücken, deren Bau oder Instandhaltung als Teile der Verwaltung des urbanen und nichturbanen Raumes kennzeichnet“ (S. 36). Zugleich wird die gesellschaftliche Wertschätzung insbesondere auch für Dotationen für den Unterhalt von Verkehrsbauten deutlich. Ein Sachverhalt, der aus anderen Regionen, zum Beispiel der Oberlausitz, auch bekannt ist. Denzler und Weber kommen zu der Erkenntnis, dass die Analyse und Auswertung der Nürnberger Bauamtsakten „die bisherige Einschätzung, wonach man sich vor 1650 in einer ‚dunklen Straßenepoche‘ befunden habe, in einem anderen Lichte erscheint“ (S. 50). Dieser Sicht schließt sich der Rezensent an.

„Je nach Stiftungs- und Unterhaltungszusammenhang können Straßen als öffentliches Gut beschrieben werden, das grundlegend für die Gemeinschaftsbildung konstitutiv ist“ (S. 113). Die „Straße als Soziefakt“ in ihrer materiellen wie soziokulturellen Bedeutung arbeitet JÖRG WIDMAIER in seinem Beitrag „Pilgern auf dem Holzweg? Überlegung zur gotländischen Verkehrsinfrastruktur“ heraus (S. 95-114). Einen interdisziplinären Ansatz bietet der Beitrag von TOMÁŠ KLIMEK und PAVEL BOLINA („Cosmas' Road across Hill Osek as an Example of how Narrative Sources Can Help us Interpret Medieval Roads“, S. 115-129). In der Zusammenschau von archäologischen, geografisch-morphologischen und narrativen Quellen gelingt es, eine wohl schon im ausgehenden Mittelalter verschwundene Straße zu rekonstruieren. Leider lässt die Qualität der beigefügten Abbildungen zu wünschen übrig.

„Monumente am Wegesrand. Piranesis ‚Via Appia‘ und die antiquarische Forschung im 17. und 18. Jahrhundert“ überschreibt BIRGITTA COERS ihren Beitrag (S. 73-94). Sie arbeitet die sukzessive Neubewertung des antiken Straßenkörpers in seiner kulturellen, materiellen und technischen Beschaffenheit im Ergebnis der grafischen Visualisierungsstrategien von Giovanni Battista Piranesi (1720–1778) heraus. Mit literaturwissenschaftlichem Ansatz widmen sich drei Beiträge dem Thema. Reisebeschreibungen analysiert DOROTHÉE GOETZE („Sprechen über Straßen. Zur Funktion von Straßen in Aubry de la Motrayes (1647–1743) *Travels through Europe, Asia and into part of Africa*“, S. 53-71). In zwei weiteren Aufsätzen stehen Werke von Wolfram von Eschenbach und die metaphorische Verwendung von Straße (*strāze*), Weg (*wec*), Steig (*stîc*) und Spur (*slâ*) im Fokus der Betrachtung: CHRISTINA PATZ, „Flucht von Alischanz. Zur Wahrnehmung und Nutzung von Straßen und Wegen während des Rückzugs Willehalms nach Orange“ (S. 131-150) und SIMON FALCH, „Straßen und Wege in der Artusepik. Wolframs von Eschenbach Beitrag zu einer topographischen Beschreibungstechnik im *Parzival*“ (S. 151-178).

JOHANNES BRACHT/ULRICH PFISTER, Landpacht, Marktgesellschaft und agrarische Entwicklung. Fünf Adelsgüter zwischen Rhein und Weser, 16. bis 19. Jahrhundert (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte, Bd. 247), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020. – 364 S., 57 s/w Abb., 38 Tab., geb. (ISBN: 978-3-515-12444-7, Preis: 59,00 €).

Agrargeschichte gehört in der aktuellen Geschichtswissenschaft nicht unbedingt zu den Modethemen des Faches. Umso erfreulicher ist es, dass sich Johannes Bracht und Ulrich Pfister in ihrem Werk „Landpacht, Marktgesellschaft und agrarische Entwicklung“ diesem stiefmütterlichen Themenbereich widmen. Die Studie verfolgt in neun Kapiteln das Ziel, „auf der Grundlage des Verwaltungsschriftguts von fünf Adelsgütern, die Entwicklung von Pachtverhältnissen zwischen dem späten 16. und dem 19. Jahrhundert“ (S. 11) in Westfalen mit dem Schwerpunkt im Rheinland zu untersuchen. Dabei wollen sie „Einsichten zu drei Vorgängen, nämlich zum Übergang zur Marktgesellschaft, zur Agrarentwicklung sowie zur Bedeutung des Einkommens aus Land für die soziale Elite und den entstehenden Staat“ (ebd.) gewinnen. Als Landpacht verstehen sie die „zeitlich befristete Geldpacht“ (ebd.), welche zwar bereits im Mittelalter entstand, aber nur „in einem relativ kleinen Teil Deutschlands kontinuierlich verbreitet war“ (S. 12). Die Quellengrundlage bietet das Wirtschaftsschriftgut der Güter Anholt, Assen, Benkhausen, Nordkirchen und Wewer.

Nach einem historischen Überblick über die Verbreitung der Landpacht (S. 25-39) widmen sich die Autoren im dritten (S. 40-92) und vierten Kapitel (S. 93-131) den fünf Adelsgütern und betrachten dort zunächst die Rentei „als Institutionen, mit welcher der Adel seine Besitzansprüche im ländlichen Raum verwaltete“ (S. 41). Dabei können die beiden Autoren anhand der Auswertung der Rechnungsbücher aufzeigen, dass Land nicht nur eine der wichtigsten Einkommensquellen des Adels war, sondern auch, dass es zu einer enormen Ausdifferenzierung der Verwaltungstätigkeit und zu einer Systematisierung der Verwaltung und einer gesteigerten Rechenhaftigkeit der Betriebsführung kam (S. 45). In diesem Zusammenhang erfuhren die Pachtbeziehungen ebenfalls eine systematische Formalisierung und Verrechtlichung mit einer „Tendenz zur Rationalisierung“ (S. 48).

Im Ergebnis des fünften (S. 132-185), sechsten (S. 186-198) und siebenten Kapitels (S. 199-228) können Bracht und Pfister aufzeigen, dass sich Pachtzinsen – anders als der Bodenmarkt selbst – langsam an die Preise der Agrarprodukte und an die Nachfrage an Pachtland anpassten. Die Agrarentwicklung und die -preise wurden anhand von Rechnungsbüchern, unter anderem mittels der Angaben von Zinsansprüchen, Löhnen und Preisen von Agrarprodukten (insbesondere mit Hilfe des Preisindex für Getreide, Blattfrüchte und Fleisch) rekonstruiert. In diesem Zuge können sie zum einen den Wandel von der Preisträgheit, die typisch für vorindustrielle Wirtschaft war, hin zu einer Preisdynamik belegen und zum anderen die Änderung von einer intensiven landwirtschaftlichen Nutzung der Agrar ächen mit einer damit verbundenen Steigerung der Erträge hin zu einer Zunahme der Produktivität durch agrartechnische Fortschritte. Allerdings wird der Leser in diesen Kapiteln durch die ausführliche Beschreibung der Berechnungsmethoden sehr gestört. So wäre die Platzierung der Methodendiskussion am Anfang des Werkes sinnvoll gewesen, um die Ablenkung von den inhaltlichen Erkenntnissen an dieser Stelle zu vermeiden.

Die Autoren interessieren sich schließlich im Kapitel 8 (S. 229-285) für die Bedeutung des Einkommens auf dem Land für die soziale Elite und den entstehenden Staat. An dieser Stelle wird noch einmal betont, wie wichtig Landeigentum als Einkommensquelle der adligen Elite war, sich aber im Laufe des 19. Jahrhunderts schleichend ein

Bedeutungsverlust durch die Agrarmodernisierung und Änderung der Bedeutung von (Industrie-)Arbeit vollzog. In einem zusammenfassenden Schlusskapitel (S. 286-301) werden alle Ergebnisse noch einmal präsentiert. Es wird konstatiert, dass „die zeitlich befristete Geldpacht [...] einen wichtigen Faktormarkt dar[stellte], nämlich den Markt für die Miete von Land für die Produktion von Agrargütern. [...] In der vorstatistischen Ära kann der Pachtzins in Kombination mit Informationen über andere Preise, insbesondere dem Lohn als Preis für die Miete von Arbeit, Hinweise auf Knappheitsrelationen und damit zentrale wirtschaftliche Tatbestände vermitteln“ (S. 286). Das Buch wird durch sieben Anhänge (S. 303-364) abgerundet, unter anderem mit Übersichten zu den Tagelöhnen von Landarbeitern in Nordkirchen und Westfalen von den späten 1720er-Jahren bis 1892.

In ihrem Werk arbeiten die Autoren eindrucksvoll die Zeit um 1800 als für die Landwirtschaft und die ländliche Bevölkerung wichtige Epochenwende heraus und leisten einen essenziellen Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Allerdings fehlt der Studie eine umfassende Einbettung in die bestehende Forschungslandschaft. Insbesondere wäre es wünschenswert gewesen, den Stellenwert der Landwirtschaft und des Wirtschaftens aus der Perspektive der Adelforschung stärker zu berücksichtigen. Die Frage, welche Erkenntnisse zum Agieren des Adels als Landwirte bisher überhaupt gemacht worden sind, hätte eine Einordnung der Ergebnisse der Autoren wesentlich erleichtert. Auch klärt die Studie leider nicht, was sie unter dem Begriff „Marktwirtschaft“ versteht. Schließlich fällt auf, dass einige sehr interessante soziale Fragen, die ebenfalls mit dem Wandel der Landpacht und der agrarischen Entwicklung verbunden sind, offenbleiben. So werden bei den Pachtverträgen beispielsweise nur deren Inhalte betrachtet. Ob sich allerdings die darin vorgefundene Verrechtlichung auch auf das Verhältnis zwischen Pächter und adligem Verpächter im Übergang zum 19. Jahrhundert ausgewirkt hat – und damit auch auf das soziale Miteinander auf dem Land, wird nicht beantwortet.

Trotz dieser einzelnen Kritikpunkte bietet die Studie zahlreiche neue interessante Ansatzpunkte und Fragestellungen, bei denen es sich lohnt, diese auch für andere Regionen zu überprüfen. Gerade die dichte Überlieferung von Wirtschaftsquellen zu sächsischen Adelsgütern würde sich für einen Vergleich anbieten.

Wernigerode

Vicky Rothe

JUTTA DICK, Berend Lehmann. Hofjude Augusts des Starken (Jüdische Miniaturen, Bd. 249), Hentrich & Hentrich, Berlin/Leipzig 2020. – 70 S., 17 s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95565-366-8, Preis: 8,90 €).

In den letzten drei Jahrzehnten sind mit gewisser Regelmäßigkeit neue Arbeiten zu einem der einflussreichsten jüdischen Hoffaktoren, zu Berend Lehmann (Isaachar ben Jehuda Halevi, 1661–1730), erschienen (unter anderem B. STROBACH, *Der Hofjude Berend Lehmann (1661–1730)*, Berlin/Boston 2018). Nun ist ihm mit dem vorliegenden schmalen Bändchen in der Reihe „Jüdische Miniaturen“ eine weitere, auf die wichtigsten Punkte seiner Biografie konzentrierte Publikation gewidmet worden, die zwar nicht wirklich etwas Neues, wohl aber eine leserfreundliche Aufbereitung der Forschungsergebnisse der letzten Jahre für ein breites Publikum bietet. Verfasst hat sie die Historikerin Jutta Dick, die seit 1995 die Stiftung Moses Mendelssohn Akademie und damit auch das Berend Lehmann Museum für jüdische Geschichte und Kultur in Halberstadt leitet und als profunde Kennerin des Stoffes gelten kann.

Lehmann, der 1661 in Essen geboren wurde und sich in den 1680er-Jahren in Halberstadt niederließ, baute sich dort ein weitreichendes Netzwerk an Kontakten auf. Obwohl er, so Dick, „Hofjude ohne Hof“ (S. 19) gewesen sei, gelang ihm damit der Aufstieg zu einem der erfolgreichsten „Hofjuden“ seiner Zeit. Seine Rolle als Mitfinanzier der polnischen Krone für den sächsischen Kurfürsten Friedrich August I., als Mittelbeschaffer für den Ankauf von Objekten etwa für die Sammlung im Grünen Gewölbe oder bei der Kriegsfinanzierung fehlen in der Biografie ebenso wenig wie seine Ernennung zum polnischen Residenten im niedersächsischen Kreis. Weil Lehmann ein Generalprivileg für den Aufenthalt im Kurfürstentum Sachsen versagt blieb, konzentrierte er sein Wirken als Förderer jüdischen Lebens fortan auf Halberstadt. Dort gründete er unter anderem die Klaus- und eine Gemeindegemeinschaft mit der Absicht, die Stadt zu einem Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit zu entwickeln. Auch ein Sefer Evronot (1716) und einen Talmuddruck (1696–1699) finanzierte Lehmann. Gern hätte man noch etwas mehr über Lehmanns jüdisches Selbstverständnis erfahren. Den Schluss des Bandes bilden knappe Ausführungen zur Familiengeschichte Berend Lehmanns, der 1730 durch Verwicklungen seines Schwiegersohns Isaak Behrens unter bedrängten finanziellen Umständen verstarb.

Jutta Dick gelingt es, Lehmanns Rolle als Vermittler zwischen jüdischer wie nicht-jüdischer Umwelt (S. 11) überzeugend nachzuzeichnen. Schade ist, dass der Bezug in die Gegenwart – das Museum in Halberstadt trägt immerhin seinen Namen – letztlich ausgeblendet bleibt. Auch eine kurze begriffliche Einordnung des Terminus „Hofjude“ wäre für ein breiteres Publikum wünschenswert gewesen. Ansonsten aber bietet das Bändchen für alle, die sich ausführlicher mit Lehmann befassen wollen, eine umfangreiche Auswahlbibliografie (S. 63–69) – und vielleicht regt das Bändchen auch dazu an, sich intensiver mit weiteren jüdischen Hoffaktoren zu beschäftigen, die im 17. und 18. Jahrhundert in die Dienste des sächsischen Hofes traten.

Radebeul

Daniel Ristau

ANTJE BORRMANN/DOREEN MÖLDERS/SABINE WOLFRAM (Hg.), Konsum und Gestalt. Leben und Werk von Salman Schocken und Erich Mendelsohn vor 1933 und im Exil, Hentrich & Hentrich, Berlin 2016. – 390 S., 134 s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95565-145-9, Preis: 29,00 €).

JÜRGEN NITSCHKE/THOMAS MORGENSTERN, Moderne ohne Bauhaus. Wie jüdische Unternehmer und ihre Industriearchitektur das Chemnitzer Stadtbild der Moderne prägten, Hentrich & Hentrich, Berlin/Leipzig 2020. – 241 S., 161 farb. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95565-402-3, Preis: 27,00 €).

Der ehemalige Warenhauskonzern und die Familie Schocken sind in den letzten Jahren wiederholt Gegenstand der Forschung gewesen, ein Ende des regen Interesses ist momentan noch nicht absehbar. Neben biografischen Arbeiten insbesondere zu Mitgliedern der Familie Schocken (zuletzt unter anderem C. KLEMMANN/M. ULMER, Simon Schocken, Stuttgart 2021) standen dabei auch sächsische Schockenkaufhäuser im Fokus, die in Aue, Auerbach, Crimmitschau, Frankenberg, Freiberg (M. DÜSING, Das Freiburger Kaufhaus Schocken – eine Spurensuche, Freiberg 2013), Lugau, Meißner, Planitz und am Unternehmerritz in Zwickau entstanden (Der Bauhausstil – Markenzeichen des Warenhauskonzerns Schocken, hrsg. vom Deutscher Werkbund Sachsen e. V., Leipzig [2020]).

Die mit Abstand bekannteste Niederlassung wurde 1930 in Chemnitz eröffnet und ist seit 2014 Sitz des Staatlichen Museums für Archäologie Chemnitz (smac) (M. ZWARG (Hg.), Erich Mendelsohns Schocken in Chemnitz, Chemnitz 2014). Des- sen Dauerausstellung (S. WOLFRAM, Archäologie eines Kaufhauses, Chemnitz 2016) thematisiert auch die Geschichte des Warenhauskonzerns, der Familie Schocken sowie des Gebäudes und seines Architekten Erich Mendelsohn. Im Vorfeld der Eröffnung fand im Oktober 2013 die Tagung „Salman Schocken – Archäologie und Kontext eines deutsch-jüdischen Lebens“ in Chemnitz statt. 24 Tagungsbeiträge und zwei zusätzlich gewonnene Artikel liegen im Sammelband „Konsum und Gestalt“ in deutscher oder englischer Sprache vor. Im Mittelpunkt des Bandes stehen die Biografien und das Wirken des Unternehmers Salman Schocken und des Architekten Erich Mendelsohn. Zu deren Würdigung, so die Herausgeberinnen des Bandes in ihrer Einleitung, wür- den „Architektur und Geschichte des Hauses verp ichten“, zumal beide „exempla- risch für deutsch-jüdische Lebensläufe der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stehen können, wenngleich sie glücklicherweise nicht persönlich von der Shoa betroffen waren“ (S. 10 f.). Dies überrascht angesichts des voluminösen Bandes, der zeigt, dass die Biografien der beiden Männer alles waren, nur nicht „gewöhnlich“. Gerade ihre exzeptionelle Stellung erleichterte ihnen angesichts der nationalsozialistischen Verfolgung die Emigration, die mehrere Beiträge des Bandes thematisierten (unter anderem STEFANIE MAHRER, S. 103-122; ITA HEINZE-GREENBERG, S. 345-359).

Der Sammelband gliedert sich in vier Teile, wobei die Beiträge in Inhalt und Form durchaus disparat ausfallen: Die ersten Aufsätze widmen sich den zeithisto- rischen Kontexten des Lebens und Wirkens Salman Schockens, der wie viele andere jüdische Kaufhauspioniere aus der preußischen Provinz Posen stammte, wie ANNA MAGDZIŃSKA (S. 16-26) nachzeichnet. Einen Einblick in jüdisches Leben und Anti- semitismus in Sachsen bietet CLEMENS VOLLNHALS (S. 37-57), geht dabei jedoch nicht über frühere Aufsätze zum gleichen Thema hinaus. Auch die Ausführungen zur Be- deutung der deutsch-jüdischen Wirtschaftseliten vor 1933 von JULIUS H. SCHOEPS und OLAF GLÖCKNER (S. 27-36) reproduzieren eher bekannte Narrative. Instruktiv sind im ersten Teil dagegen die Darstellungen über Forschungsstand und -paradigmen zu Schocken (STEPHEN M. POPPEL, S. 58-68) und zu dessen 1929 tödlich verunglücktem Bruder Simon, der unter anderem eine zentrale Rolle beim Bau der Firmengebäude einnahm (JÜRGEN NITSCHKE, S. 69-88).

Der zweite Teil des Bandes ist der Geschichte der Warenhauskonzerne im Allge- meinen – eingeführt von DETLEF BRIESEN (S. 126-139) – und des Schockenkonzerns im Besonderen gewidmet. JOHN F. MUELLER (S. 140-166) geht so auf die geografische Verteilung der großen Warenhausunternehmen ein, die den deutschen Markt unterein- ander aufgeteilt hätten (Karte S. 143), wobei Schocken insbesondere mit den gewählten architektonisch-gestalterischen Formen innovativ und erfolgreich gewesen sei. Letz- teres hebt auch PAUL LERNER (S. 152-166) hervor, der in der Verbindung von mo- derner kaufmännischer Praxis, zionistischer Überzeugung und der Zusammenarbeit mit Erich Mendelsohn einen entscheidenden Erfolgsfaktor für den Schockenkonzern sieht. NORBERT HAASE (S. 188-199) wiederum zeichnet die erinnerungskulturelle Be- deutung des Chemnitzer Schockenbaus bis in die Gegenwart nach.

Die Rolle Salman Schockens als Sammler, Bibliophiler und Verleger steht im Fokus des dritten Abschnitts des Bandes, in dem persönliche Einblicke in die Geschichte von Schocken Publishing Houses durch dessen Enkelin RACHELI EDELMANN (S. 202-208) und die Verlagsleiterin von Schocken Books, ALTIE KARPER (S. 271-281), präsentiert sind. ANATOL SCHENKER (S. 222-234) widmet sich Geschichte und Programm des 1931 in Berlin gegründeten Schocken Verlags, dessen Buchreihe „Schocken Büche- rei“ – eine Zusammenstellung der 92 Bände findet sich auf den Seiten 297 bis 299 – in

den Beiträgen von BERNHARD GREINER (S. 249-258) und RENATE EVERS (S. 282-302) exemplarisch behandelt wird.

Der im Vergleich zu den vorhergehenden Abschnitten kürzeste ist der zu Erich Mendelsohn als „Gestalter der Moderne“ (siehe auch C. KROHN/M. STAVAGNA, Erich Mendelsohn, Basel 2022). Während BETTINA KAUN (S. 306-325) die unterschiedlichen Schaffensperioden Mendelsohns analysiert, der unter anderem ein nicht realisiertes Mahnmal für die sechs Millionen ermordeten Juden Europas entwarf, und ihn als visionären „Vordenker der Stahlbetonbauweise und als Vertreter des organischen Bauens im Kontext der Globalisierung“ (S. 323 f.) verortet, betont REGINA STEPHAN (S. 326-334) dessen Rolle für die Schaffung eines korporativen Designs für den Schockenkonzern ab 1925/26, das dann auch von anderen Architekten – so etwa für das Crimmitschauer Warenhaus von Bernhart Sturztkopf – übernommen worden sei. Wie Schocken sah sich auch Mendelsohn zur Emigration gezwungen. Mit der Bedeutung seines Büros in San Francisco und seinem architektonischen Schaffen in den USA befasst sich BETTINA EICHLER (S. 360-368).

Alles in allem eröffnet der Band, der in der Form leider stark den Charakter der Tagungsdokumentation trägt, gänzlich unterschiedliche Zugänge zum Leben und Wirken von Salman Schocken und Erich Mendelsohn – allgemeine Einordnungen ebenso wie Spezialstudien (unter anderem SIGRID VON MOISY, S. 235-248), fachwissenschaftliche Analyse ebenso wie persönlichen Reminiszenz. Sächsische Bezüge sind hierbei vor allem in den Beiträgen zur Familien- und Warenhausgeschichte präsent.

Auch der im gleichen Verlag erschienene Band „Moderne ohne Bauhaus“ thematisiert in einem Abschnitt die Geschichte des Chemnitzer Schockenwarenhauses und des Unternehmens (S. 197-238). Verfasst haben das Buch mit Jürgen Nitsche und Thomas Morgenstern zwei versierte Forscher zur Chemnitzer jüdischen Geschichte (siehe J. NITSCHER/R. RÖCHER, Juden in Chemnitz, Dresden 2002) einerseits und zur modernen Architektur der Stadt andererseits. Neben dem Schockenbau nimmt der Band neun weitere Unternehmensstandorte in den Blick, deren Bauten von jüdischen Unternehmerfamilien an namhafte Architekten und Designspezialisten in Auftrag gegeben wurden. Diese prägen bis heute das Stadtbild, darunter die Gebrüder Goeritz AG (Beckerstraße 11-13); die Gebrüder Sussmann AG (Altchemnitzer Straße 40) und das sicherlich noch bekanntere Warenhaus H. & C. Tietz (Moritzstraße 20). Ein Vorwort oder eine systematisierende Einleitung sucht man indes vergebens, was insofern schade ist, als dass damit noch gezielt der Tenor des Buchtitels hätte aufgegriffen werden können. Stattdessen führt Morgenstern zunächst in die Stadtentwicklung von Chemnitz speziell zwischen 1918 und 1933 ein, die gerade auch durch moderne Industriearchitektur in den Formen der Neuen Sachlichkeit geprägt war. Über 50 derartige öffentliche Gebäude und Firmenbauten seien heute noch im Stadtbild sichtbar und in die Denkmalliste des Freistaats Sachsen aufgenommen (S. 14 f.). Dem schließt sich eine umfänglichere Einführung Nitsches in die „fast vergessene Welt jüdischer Unternehmer“ in Chemnitz an, die insbesondere in der Textilindustrie und im Handel Fuß fassten. Dabei spannt er den Bogen von den ersten Ansiedlungen in der aufstrebenden Industriestadt um 1870 bis in die Zeit der nationalsozialistischen Judenverfolgung, als mit der Verordnung zur „Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“ nach dem Novemberpogrom von 1938 die letzten Geschäfte, Fabriken und Unternehmen von als Juden verfolgten Inhabern zum Verkauf oder zur Liquidierung gezwungen wurden.

Die Beiträge zu den einzelnen Bauten und Unternehmen bieten jeweils zunächst ein Datenblatt mit Grundinformationen zu Baujahr, Architekten, Bauausführung und der Sanierung nach 1990. Auch die Adressen sind genannt; jedoch ist keine Überblickskarte beigegeben, die die Verortung erleichtert hätte. Diesen Angaben folgen zunächst

jeweils Ausführungen zu Architektur, Bau und Geschichte der Gebäude sowie ihren Architekten durch Thomas Morgenstern. Lediglich mit der Handschuhfabrik der Gebrüder Becker im Stadtteil Alchemnitz hat sich Jürgen Nitsche befasst, der zu jedem Ort die Geschichten der Unternehmen, ihrer jüdischen Inhaber und deren Nachfahren in der Regel bis weit über das Kriegsende 1945 hinaus darstellt, zudem auch Bezüge zur lokalen Erinnerungskultur – etwa zu verlegten Stolpersteinen – thematisiert. Dies geschieht zwar knapp auf wenigen Seiten, gleichzeitig dennoch so umfassend, dass zukünftig vermutlich kaum eine Forschende oder ein Forschender zur Chemnitzer jüdischen Geschichte um diesen Band herumkommen wird. Zu einzelnen Abschnitten sind zusätzlich zeitgenössische Quellen ediert worden – etwa zur Sigmund Goeritz AG der Bericht seiner Schwiegertochter SENTA GOERITZ zur Firmengeschichte und ein Textbeitrag seines Bruders KARL GOERITZ (S. 106-112), zur Handschuhfabrik der Gebrüder Becker ein Artikel aus der Berliner Textil-Zeitung (S. 157-162) oder zum Kaufhaus Schocken die Ansprachen von Salman Schocken, Georg Manasse und Erich Mendelsohn anlässlich der Eröffnung des Hauses 1930 (S. 224-238). Wie für den Band „Konsum und Gestalt“ bietet Nitsche auch hier einen kleinen Beitrag zu Simon Schocken (S. 215-223).

Tatsächlich überzeugt die Kombination von Architektur- und (jüdischer) Unternehmensgeschichte trotz kleiner inhaltlicher Überschneidungen. Zudem ist der Band im Gegensatz zu dem eher für Spezialistinnen und Spezialisten gedachten Sammelband „Konsum und Gestalt“ einem breiten, interessierten Publikum ohne weiteres zugänglich, wozu auch die reiche, farbige Bebilderung beiträgt. Mit Blick auf die Chemnitzer Stadtgeschichte und -topografie wäre sogar vorstellbar, die einzelnen Orte perspektivisch mit den hier gebotenen Informationen im virtuellen Raum zugänglich und für individuelle Stadtrundgänge adaptierbar zu machen – vielleicht auch als Bestandteil des Programms zur europäischen Kulturhauptstadt, das Chemnitz für 2025 entwickelt.

Radebeul

Daniel Ristau

LARS POLTEN, Zwangssterilisation und „Euthanasie“ im Erinnern und Erzählen. Biografische Interviews mit Betroffenen und Angehörigen (Studien zur Volkskunde in Thüringen, Bd. 10), Waxmann Verlag, Münster 2020. – 379 S., brosch. (ISBN: 978-3-8309-4277-1, Preis: 39,90 €).

Lange Zeit wurden die Sichtweisen der Betroffenen der NS-Zwangssterilisation und „Euthanasie“ nicht im wissenschaftlichen Diskurs wahrgenommen, es wurde sich bis auf wenige Ausnahmen (beispielsweise D. WIERLING, Scham und Lebenswille. Zwangssterilisation und „Euthanasie“ in autobiografischen Erzählungen, in: M. Hamm (Hg.), *Ausgegrenzt!*, Berlin 2017, S. 55-138; S. WESTERMANN, *Verschwiegenes Leid*, Köln/Weimar/Wien 2010) auf die Analyse von Krankenakten sowie die Analyse der Täter- und Täterinnenperspektive beschränkt. Aufgrund der stigmatisierenden Wirkung der Zuschreibungen in Krankenakten sind diese Quellen problematisch: sie wurden von Tätern und Täterinnen geführt und dienten vorrangig der Abwertung der Betroffenen. Mit seiner Arbeit hat Lars Polten den Blick auf das individuelle Erleben der Opfer und deren Angehörigen sowie ihre Interpretation der Vergangenheit gelenkt. Ausgehend von zwölf Interviews mit Betroffenen der NS-„Euthanasie“ und Zwangssterilisation rekonstruiert der Autor die „Welten der Betroffenen“. In seinem Interviewleitfaden geht er auf die folgenden vier zentralen Aspekte ein: 1. persönliches Leben, 2. Sozialkontakte, 3. gesellschaftlicher Kontext, 4. Bewusstseinsebene (S. 32).

In den Kapiteln „Einleitung“ und „das Erzählen der Zeitzeugen“ beleuchtet er das Zustandekommen der Interviews und die Stellung der „Euthanasie“-Opfer und Zwangssterilisierten. Sie sind bis heute nicht als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt und nicht im vollen Umfang mit anderen Verfolgten gleichgestellt worden, wofür neben personellen Kontinuitäten auch die Haltung gegenüber Menschen mit Behinderungen (zum Beispiel fortdauernde Stigmatisierung im Nachkriegsdeutschland, Diskussion neuer Sterilisationsgesetze) ursächlich war. Besonders hervorzuheben ist hierbei die Tatsache, dass die Maßstäbe der Erbgesundheitsgerichtsbarkeit auch im Nachkriegsdeutschland bei den Wiederaufnahmeverfahren der Urteile des GzVeN (Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses) angewendet und erst 1998 pauschal außer Kraft gesetzt wurden. Der Kontakt zwischen Autor und Betroffenen wurde über den „Bund der ‚Euthanasie‘-Geschädigten und Zwangssterilisierten (BEZ)“ hergestellt, der die Befragten schon länger anwaltschaftlich und persönlich betreute. Bei der Darlegung des historischen Hintergrunds bleibt Polten kursorisch. Er begründet dies mit dem bisherigen umfassenden Forschungsstand zur Entstehung sowie dem Ablauf der Zwangssterilisation und „Euthanasie“ (siehe vor allem die Arbeiten von Schmuhl, Klee, Aly, Bock, Nowak, Richter). Dies ist einerseits plausibel, andererseits hätte eine genauere Herausarbeitung der Mechanismen und Kontinuitäten der Ausgrenzung seine Argumente gestärkt.

Im Abschnitt B geht Polten auf die „Welten der Betroffenen“ ein (S. 53-302), indem er die beiden Ebenen der Familie und der Gesellschaft beleuchtet. Insbesondere bei der Charakterisierung des Lebens in der Familie beschreibt er die Auswirkungen auf die Folgegenerationen. Der Verlust eines Elternteils wirkte sich auf die Entwicklung der Kinder aus, sie konnten sich aufgrund der Traumata nicht voll entfalten und mussten außerhalb der Familie betreut werden. Mit der Unterbringung bei Pflegeeltern und in Heimen gingen traumatisierende Erlebnisse einher. Es wurde auf das Bedürfnis nach Legitimation eingegangen, auch in der Folgegeneration gab es Angst vor Stigmatisierung und Ausgrenzung. Anschließend wird das Leben in der NS-Zeit sowie in der DDR rekonstruiert (S. 144-178). Die NS-Zeit wurde von den Befragten differenziert dargestellt; neben Ablehnung wurden auch Bemühungen dargelegt, sich in das NS-Regime zu integrieren, wofür Teile der Ideologie mitgetragen wurden. Bei der Beschreibung des Erlebten in der DDR gehen die Befragten auf Anekdoten ein, die sie mit dem DDR-Regime verbinden (Wanze im Telefon; Bonzen, die Wurst bekamen). Bei einigen Fakten wäre eine stärkere Einordnung in die bisherigen Erkenntnisse wünschenswert gewesen, insbesondere die Stellungnahmen zur Aufarbeitung hätten stärker kontextualisiert werden können. Die Betroffenen, insbesondere die Zwangssterilisierten, lebten in Isolation, weil sie nicht über ihr Schicksal sprechen konnten und mit der ständigen Angst vor erneuter Stigmatisierung leben mussten.

Im darauffolgenden Abschnitt werden drei Fallbeispiele vorgestellt (S. 185-302). Eine Frau berichtet von der Zwangssterilisation ihrer Mutter und der Unterbringung dieser in die „Tötungsanstalt“ Pirna-Sonnenstein. Die Mutter konnte überleben, weil ihr Ehemann sie befreite. Hier gibt Polten zu bedenken, dass sie Glück hatte, weil der Widerstand des Vaters mit dem „Euthanasie“-Stopp zusammenfiel und die Anstalt Pirna-Sonnenstein geschlossen wurde. Es folgt ein zweites Gespräch mit einer Frau, die von ihrer Zwangssterilisation berichtet. Sie lebte in einem Altenheim und war vermutlich dement. In dem Interview traten Widersprüche auf, die nicht geklärt werden konnten (DDR-Medaille mit Hakenkreuz), was zu Problemen bei der Interpretation führte. In einem dritten Beispiel geht der Autor auf das Schicksal einer Tochter ein, deren Mutter ermordet wurde. Sie musste nach dem Verbrechen in einer Pflegefamilie leben, ihr Pflegevater vergewaltigte sie. Dieser Missbrauch wird von ihr beschrieben und mit starken Emotionen verbunden. Außerdem schildert sie einen sehr hohen

Legitimationsdruck, der sie veranlasste, Ahnenforschung zu betreiben, um die angebliche Minderwertigkeit zu widerlegen.

Nach den drei Fallbeispielen nimmt der Autor im dritten Kapitel unterschiedliche Diskriminierungsformen in den Blick (S. 303-354). Er beleuchtet die Ausgrenzung aufgrund von Krankheiten, die gesellschaftliche, die politische und die familiäre Ausgrenzung (S. 303-315). Leider ist dieser Teil sehr kurzgehalten. Es folgt ein etwas längerer Abschnitt über das Patriachat (S. 315-326). Die einzelnen Diskriminierungen verschärften oder bedingten sich unter Umständen gegenseitig. Ein Eingehen auf die Wechselwirkungen zwischen den unterschiedlichen Diskriminierungen wäre spannend gewesen und hätte neue Diskussionen bezüglich der Dynamik der Ausgrenzung liefern können.

Im letzten Abschnitt erläutert Polten ausführlich die Interviewsituationen während der zwölf Gespräche (S. 327-354) und ermöglicht damit Einblicke in die Lebensrealität der Befragten und die Folgen der Verbrechen auf das private Lebensumfeld im Nachkriegsdeutschland. Hier verliert sich die Arbeit im Detail, weil der Autor auf die äußerlichen Umstände sehr genau eingeht.

Insgesamt bietet die Arbeit einen umfassenden und authentischen Einblick in die Lebenswelten der Betroffenen der NS-„Euthanasie“ und Zwangssterilisation. Dies gelingt dem Autor durch seine Interviewführung, in der durch das Darlegen von Schicksalen anderer Betroffener ein Gesprächsklima geschaffen wird, das ausgehend von einer empathischen Gesprächsführung das Wiedergeben traumatisierender Erlebnisse ermöglicht. Ferner wird durch die starke Fokussierung auf die Opferperspektive anhand ausführlicher Zitate ein unmittelbarer Einblick in die Lebenswelten der Betroffenen möglich. Bei seiner Analyse werden die Lebensgeschichten der Befragten in ihrer Gesamtheit betrachtet, was einer Verkürzung der Schicksale auf die Verbrechen entgegenwirkt und eine Beschreibung der Folgen der nationalsozialistischen Verfolgung auf das Leben im Nachkriegsdeutschland ermöglicht. Hierdurch leistet Polten einen zentralen Beitrag zur Aufarbeitung der nationalsozialistischen „Euthanasie“ und Zwangssterilisation, bei der die Sichtweisen der Betroffenen nach wie vor unterrepräsentiert sind.

Ladenburg

Christoph Huber

CONNIE MARETH/RAY SCHNEIDER, Haare auf Krawall. Jugendsubkultur in Leipzig 1980 bis 1991, 4. stark erweiterte und neu bearbeitete Auflage, Backroad Diaries Verlag, Fuchshain 2020. – 352 S., 150 Abb., geb. (ISBN: 978-3-9816023-9-5, Preis: 29,90 €).

Unter dem Motto „Heldenstadt anders“ wird von einigen Leipziger Initiativen immer wieder betont, dass die Wurzeln der Proteste und Widerstandsbewegungen, die schließlich in den Wendeherbst mündeten, nicht ausschließlich im bürgerlich-christlichen Milieu sowie in der Altersgruppe der 30- bis 50-jährigen gesucht werden dürfen. Auch wenn Studien deren quantitatives Übergewicht auf den Montagsdemonstrationen belegen, bedeutet dies nicht, dass junge Menschen überhaupt keinen Anteil an den Vorgängen von 1989 genommen hätten, wie jüngst auch von BERND LINDNER betont worden ist (Jugend in Zeiten politischen Umbruchs, in: Deutschland Archiv, 5. März 2018, online unter: <http://www.bpb.de/265632>). Dem Thema Jugendopposition und subkulturelles Milieu in der Vorwendezeit wohnt also einiges Potenzial inne, wodurch es allmählich auch aus dem Schlagschatten der Bürgerbewegungsforschung tritt und an Eigenständigkeit gewinnt. So widmete sich 2005 die vielbeachtete Ausstellungsreihe

„toomuchfuture“ der Punkbewegung in der DDR und brachte einen entsprechenden Katalog hervor. Da die Bedeutung des Themas über den Feuilleton hinaus mittlerweile auch von geschichts- beziehungsweise sozialwissenschaftlicher Seite aus erkannt worden ist, kann für die Beschäftigung mit dem Thema Subkultur in der DDR im Allgemeinen und Punk im Besonderen mittlerweile auf mannigfaltige, mitunter auch regionalspezifische Literatur zurückgegriffen werden, von denen hier nur einige Beispiele genannt werden sollen: MARK M. WESTHUSEN, *Zonenpunkprovinz*, Halle 2005; RONALD GALENZA/HEINZ HAVEMEISTER, *Wir wollen immer artig sein*, Berlin 1999 (erweitert und überarbeitet 2013); ANNE HAHN, *Pogo im Bratwurstland*, Erfurt 2009; AXEL STRASSER, *Zwerge und Punks*, Berlin 2015. Die bisherige Forschung fand ihren Kulminationspunkt in der materialreichen Dissertation von FLORIAN LIPP (*Punk und New Wave im letzten Jahrzehnt der DDR*, Münster 2021), die jüngst in der Schriftenreihe „Musik und Diktatur“ des Waxmann-Verlages erschienen ist.

Das hier besprochene Buch „Haare auf Krawall“ reiht sich ebenfalls in den relevanten Literaturkanon ein, auch wenn die federführenden Autoren Connie Mareth (bei den älteren Ausgaben noch unter dem Decknamen Remath) und Ray Schneider einen etwas anderen, auf Leipzig zugeschnittenen Zugriff wählen, in dem sie in erster Linie Personen, die der Bewegung unmittelbar angehörten, als Zeitzeugen zu Wort kommen lassen. Die Publikation erschien erstmals 1999 und ist mittlerweile selbst zur zeitgeschichtlichen Quelle geworden. Allein deswegen rechtfertigt sich die mittlerweile vierte Neuauflage, durch die das Buch schon rein äußerlich eine immense Aufwertung erfährt: Nicht mehr im Softcover, sondern zwischen zwei festen Buchdeckeln und sogar mit Lesebändchen erscheint das Werk nun in einer sehr viel hochwertigeren Aufmachung, die dem erweiterten Umfang gerecht wird, sodass man dieses Buch nun mit einiger Berechtigung als Schmöker ansprechen kann. Inhaltlich wurde das Buch um drei bislang unveröffentlichte Kapitel erweitert, ansonsten in seinem Aufbau nicht verändert. Es folgt einer stringenten Chronologie, die mit den Beatprotesten der 60er- und 70er-Jahre als „Prequel“ beginnt, sich anschließend Jahr für Jahr durch die bewegten 80er-Jahre in Leipzig hangelt und mit dem „Gewaltherbst“ von 1990 endet. Die einzelnen Kapitel werden jeweils von einem allgemeinhistorisch gehaltenen Überblick eingeleitet, die dabei nie ganz frei von Polemik bleiben und mal mehr, mal weniger gelungen erscheinen. Den eigentlichen Kern des Buches bilden die Essays, in denen insgesamt 26 verschiedene Autorinnen und Autoren, allesamt Protagonistinnen und Protagonisten des subkulturellen Milieus in Leipzig, in Erscheinung treten und ihre ganz persönliche Sicht auf die Dinge schildern. Dabei beschränkt sich die Auswahl nicht nur auf Vertreter der Punkszene. Wie groß die subkulturelle Vielfalt in der DDR war, wird beispielsweise durch die Beiträge zur Beatbewegung, zum Breakdance, zur Skinheadbewegung, zur Skateboarderszene oder zur New Wave/Gruft-Szene illustriert. Die überwiegende Mehrheit der Autorinnen und Autoren entstammt aber unmittelbar dem Punkmilieu, welches in Leipzig spätestens ab 1980 zu formieren begann und sich um Bands wie „Wutanfall“ und „L’Attentat“ gruppierte. Die Lektüre der entsprechenden Passagen vermittelt einen guten Eindruck des Netzwerks, in dem sich die entscheidenden Protagonistinnen und Protagonisten untereinander kannten und an den immergleichen Orten begegneten. Diese Schauplätze werden durch zwei Stadtpläne im Vorsatz des Buches anschaulich lokalisiert. Zu nennen wären hier exemplarisch die besetzten Häuser im Bereich Sternwartenstraße/Brüderstraße oder die Szenetreffpunkte „Kino Capitol“ und „Diskothek Eden“ in der Petersstraße. Auf diese Weise wird deutlich, dass die Ursprünge des „subkulturellen Leipzigs“ sich besonders im Stadtzentrum sowie im Norden und Osten („Anker“, „Mockauer Keller“) verorten lassen – nicht primär in Connewitz, wie zeitgenössische Rezipient/innen vielleicht vermuten mögen. Auch Orte wie die „Kleinmesse“ oder der Georg-Schwarz-Sportpark werden

in die Betrachtung mit einbezogen und als Treffpunkte jugendlich-oppositioneller Aktivitäten und politischer Subversion porträtiert. Hilfreich ist auch das angefügte Glossar, welches sich in Bands (S. 312-318), Personen (S. 319-326) und Sachbegriffe (S. 326-350) auffächert. Bei den Bands hätte man sich allerdings auf jene Vertreter beschränken können, die für die lokale oder zumindest regionale Szene von Bedeutung waren und auf Erläuterungen zu AC/DC oder Depeche Mode verzichten können. Gleiches gilt für das Personenregister, in dem Erläuterungen zu Erich Honecker oder Saddam Hussein redundant wirken. Lediglich das Sachregister weiß mit seinen Erläuterungen zu speziellen Orten und Begebenheiten zu überzeugen.

„Haare auf Krawall“ liefert ein anschauliches, subkulturelles Panoptikum, wodurch ein Image Leipzigs als alternative Hochburg entsteht, welches für Teile der Stadtgesellschaft bis heute prägend ist. Dies mag mancher dem Buch auch zum Vorwurf machen: Zum einen birgt diese Art der Konstruktion bestimmter Narrative, Mythen und Projektionen die Gefahr einer verzerrten, durch Erwartungen und Emotionen der Gegenwart geprägten Perspektive auf die Vergangenheit. Zum anderen verstellt die starke Fokussierung auf Leipzig den Blick darauf, dass sich Subkultur in der DDR in nicht geringem Umfang auch in anderen Städten (Berlin, Halle, Erfurt etc.), insbesondere aber, und zwar in einem sehr viel größeren Maß als heute, in der Provinz abspielte. Zudem bleibt fraglich, ob die enorme Politisierung und Oppositionshaltung, so wie es die Konzeption des Buches bisweilen suggeriert, bei allen Jugendgruppen und zu allen Zeiten gleichermaßen bestanden hat. Als wissenschaftliche Arbeitsgrundlage ist das Buch ohnehin nur sehr eingeschränkt nutzbar, am ehesten noch als Fundus für oral-history-basierte Studien; daran ändern auch die in der Neuauflage sporadisch ergänzten Fußnoten nichts. Dennoch ist und bleibt „Haare auf Krawall“ eine einzigartige Dokumentationsleistung und ein aussagekräftiges Werk, an dem niemand vorbeikommt, der sich mit Punk und Jugendopposition in der DDR beschäftigen will.

Leipzig

Friedemann Meißner

HARTMUT ELLRICH, Der deutsche Adel im 20. und 21. Jahrhundert, Michael Imhof Verlag, Petersberg 2017. – 204 S., 22 s/w u. 259 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-7319-0275-1, Preis: 19,95 €).

Der reich bebilderte Band von Hartmut Ellrich beleuchtet den deutschen Adel und seine Facetten im 20. und 21. Jahrhundert für ein breites Publikum. Das Buch ist in drei größere Abschnitte eingeteilt. Nach einer knappen Einleitung (S. 11 f.) werden im zweiten Abschnitt die wichtigsten „Wendepunkte“ der Adelsgeschichte im 20. Jahrhundert vorgestellt (S. 13-45). Dieser umfasst unter anderem die Themenblöcke „Abschaffung von Vorrechten 1919“, „Adel im Nationalsozialismus“ und „Adel in der Nachkriegszeit“, es werden aber auch adlige Lebensweisen wie die Schulausbildung oder der Heiratmarkt dargestellt. Abschließend werden im dritten Abschnitt (S. 48-202) in einzelnen Beispielen 25 hoch- und niederadlige Familien behandelt, die eine prägende Wirkung auf Land und Region hatten oder zum Teil noch bis heute haben. Neben der Präsidentin der Europäischen Kommission Ursula von der Leyen ist auch die in Talkshows präsente Gloria von Thurn und Taxis zu nennen.

So interessant diese Zusammenstellung auf den ersten Blick klingen mag, so enttäuschend sind die Ausführungen. Der Band verfolgt keine wissenschaftliche Aufarbeitung anhand der Themengegenstände, er besitzt noch nicht einmal eine kritische Stimme. Die vielen bewusst eingesetzten Fotografien, welche ein positives Image des Adels unterstreichen sollen, stechen genauso ins Auge wie die Ausdrucksweise.

Besonders kritisch ist diese Herangehensweise im Abschnitt zum Verhältnis zum Nationalsozialismus. Es werden zwar namenhafte Historiker wie Hans-Ulrich Wehler herangezogen und zitiert (allerdings ohne vernünftigen Fußnotenapparat, gearbeitet wird mit Sternchen), die Aussagen sind jedoch unreferenziert und gehen nicht in die Tiefe. Zwar seien Adlige den Nationalsozialisten und insbesondere Organisationen wie der Schutzstaffel (SS) sehr zugewandt gewesen, allerdings seien sie wie wichtige Protagonisten, beispielsweise wie Claus Graf Schenk zu Stauffenberg, auch ein wesentlicher Teil des Widerstandskampfes gewesen. Zusätzlich musste der Adel eine Vielzahl von gefallenen Soldaten und zum Tode Verurteilte verkraften. Diese Aussagen zeigen zwar richtig auf, dass der Adel als gesellschaftliche Gruppe differenziert betrachtet werden muss, treffen in ihrer Pauschalität aber auf die gesamte deutsche Bevölkerung zu. Die genaue Rolle des Adels während der NS-Zeit wird an dieser Stelle nicht herausgearbeitet. Diese unspezifische und unkritische Betrachtung zieht sich durch das gesamte Werk. Der Band besitzt damit lediglich einen informativen Charakter für eine interessierte Leserschaft, bietet aber keine Grundlage für eine vertiefende wissenschaftliche Auseinandersetzung. Es hat eher den Anschein, dass der Blick auf die Adligen und deren schillernde Vergangenheit geworfen wird. Ellrich nimmt dabei viele Narrative der bis heute adligen Lebensweise auf, ohne sie zu hinterfragen. Es wird eher der typische Habitus übernommen, der daraus besteht, eine Brücke zwischen der Verklärung alter Zeiten und der Rolle sowie Anpassung an heutige Gesellschaftsvorbilder zu schlagen, anstatt diesen kritisch aufzuarbeiten. Viele Beschreibungen erinnern an den idealisierten Blick, der auch in den bunten Illustrierten zu finden ist. So verwundert nicht, dass das Vorwort vom Chefredakteur der Zeitschrift „Neue Post“ beige-steuert wird, die sich eindeutig im Bereich der Regenbogenpresse positioniert.

Mit dem vorliegenden Band kann man lediglich Anregungen über mögliche interessante Themen zum Adel erhalten, denen es allerdings mit anderer Lektüre und Forschung nachzugehen gilt.

Wernigerode

Vicky Rothe

Bildungs- und Universitätsgeschichte

ELISABETH HEIGL, Zwischen Selbstverwaltung und *furor cameralisticus*. Die Finanzverwaltung der Universität Greifswald 1566–1806 (Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald, Bd. 13), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021. – 520 S., 15 s/w Abb., 26 Tab., 41 Diagramme, geb. (ISBN: 978-3-515-12860-5, Preis: 88,00 €).

Arbeiten zur Finanz- und Wirtschaftsgeschichte von Universitäten sind rar gesät. Obgleich der Kenntnisstand über die ökonomischen Verhältnisse einzelner Hochschulen für die auch sonst gut erforschten Gründungsphasen als einigermaßen gesichert gelten kann, stehen systematische, diachron und komparativ ausgerichtete Studien weiterhin aus. Dabei ist ein Großteil der in den Universitätsarchiven überlieferten Quellen – und damit sind nicht nur Rechnungen gemeint – von ökonomischen Aspekten durchdrungen. Umso erfreulicher ist es, dass sich Elisabeth Heigl in ihrer Greifswalder Dissertation der Bearbeitung gleich mehrerer Desiderate der universitätsgeschichtlichen Forschung widmet. Ziel der Arbeit ist es, die selbstständige Finanzverwaltung der Universität Greifswald in der Frühen Neuzeit anhand der ab 1566 vorliegenden seriellen Überlieferung von Rechnungsbüchern bis zur Enteignung der Universität durch Napoleon 1806 zu analysieren. Dabei möchte sie den Funktionen dieser Quel-

len, der Genese der Verwaltung, der Ämterstruktur und der Biografie der zuständigen Amlaute nachgehen (S. 11-13). Die für den Untersuchungszeitraum fast lückenlos überlieferten Procuraturregister und Hauptrechnungsbücher finden sich nach einem Projekt, an dem auch die Verfasserin beteiligt war, vollständig digitalisiert im Internet. Die digitale Verfügbarkeit des Quellenmaterials war elementare Voraussetzung dafür, dass die Dissertation in dieser Form entstehen konnte. Zusätzlich wird die Quellenbasis durch im Druck vorliegende Statuten sowie durch weitere ungedruckte Archivalien des Universitätsarchivs (Akten der Wirtschaftsverwaltung, Konzilsprotokolle) und des Stockholmer Reichsarchivs erweitert.

Die Arbeit gliedert sich in die zentralen ‚Geschäftsbereiche‘ der frühneuzeitlichen Universität: Personal, Gebäude, Stipendien und Geldhandel (Kapitalmarkt). Jedem Hauptkapitel liegt wiederum die gleiche Struktur zugrunde: Einem normativ-deskriptiven Teil folgt eine Quellenanalyse mit statistischer Auswertung und einer daraus resultierenden Einschätzung der Verwaltungspraxis. Diesem Hauptteil ist ein umfassendes einleitendes Kapitel vorgeschaltet, das über die Wirtschaftsgrundlagen frühneuzeitlicher Universitäten, die Geschichte der ökonomischen Selbstverwaltung der Universität Greifswald, den Aufbau der Wirtschaftsquellen und die Praxis der Finanzverwaltung (S. 18-133) sowie in Form von Biogrammen verdienstvoll über die bislang weitgehend unbekanntesten Amlaute (Procuratoren) der universitären Wirtschaftsadministration informiert (S. 134-170). Hier wäre es vielleicht überlegenswert gewesen, einige Passagen kürzer zu halten, kommt doch vieles an späterer Stelle der Arbeit wieder zur Sprache.

In der Forschung ist die Auffassung weit verbreitet, dass die Besoldungskosten der Professoren den mit Abstand größten Ausgabeposten der frühneuzeitlichen Universitäten ausmachten. Die Lohnverhältnisse des übrigen akademischen Personals kommen dabei erst gar nicht zur Sprache. In diesem Wissen stellt Heigl bewusst auch das Verwaltungs- und Dienstpersonal sowie die Universitätsverwandten der Universität Greifswald sowohl in ihren Aufgabenbereichen als auch Besoldungsverhältnissen vor (S. 185-205, 241-256). Eine Greifswalder Besonderheit kann Heigl in einer fakultätsunabhängigen, gleichmäßigen Gehaltsverteilung bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ausmachen: Dem ersten Theologen wurde aus der Universitätskasse nur ein Viertel dessen zuteil, was der erste Jurist und der erste Mediziner erhielten, und nur ein Drittel des Gehalts des ersten Artisten. Durch verschiedene Nebenerwerbstätigkeiten glich sich das Gehalt aller (!) ersten Lehrstuhlinhaber an (S. 211 f.). Vergleichende Seitenblicke auf Kiel, Heidelberg und Freiburg machen nicht nur auf die Unterschiede im Durchschnittsgehalt an verschiedenen deutschen Universitäten aufmerksam, sondern auch darauf, dass an besagten Hochschulen ein nach Fakultät und Rang differenziertes Entlohnungssystem Anwendung fand, in Greifswald jedoch seit 1646/1693 homogene Besoldungsverhältnisse bestanden (S. 230). Heigl kann nachweisen, dass die Professorenalimentierung im Durchschnitt deutlich weniger als 50 Prozent der Gesamtausgaben ausmachten (S. 220-227, 256, 259), und revidiert damit ein geläufiges Narrativ der Universitätsgeschichtsforschung.

Im folgenden Kapitel werden akademische Bauvorhaben und die Entwicklung der Verwaltung des Immobilienbesitzes konzipiert nachgezeichnet (S. 262-291). Die in den 1560er-Jahren durch verschiedene Beiträge von pommerschen Städten und Adligen finanzierte Studienförderungseinrichtung macht auf das landesherrliche Interesse an bestimmten Bauprojekten der „Landesuniversität“ aufmerksam (S. 266 f., 333-336). Durch die Verortung der Baukosten in der Wirtschaftsverwaltung kommt die Verfasserin zu dem Schluss, dass Mieteinnahmen im Vergleich zum Aufwand nur geringen Mehrwert boten (S. 281, 294 f.), einige Bauprojekte hingegen die Universitätskasse exorbitant belasteten. So ist der Neubau des Kollegiums um 1750 Ursache einer enor-

men Verschuldung, die Auswirkungen auf alle Bereiche der universitären Finanzverwaltung hatte (S. 300-310). Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts lassen sich sodann deutliche Optimierungsmaßnahmen im Sinne der Baukostenreduzierung (S. 313-318) ausmachen.

Die Kapitel zu den Studienstiftungen (S. 323-383) und Kapitalgeschäften (S. 384-461) widmen sich vornehmlich der bislang kaum beachteten Rolle der Universität für den regionalen Geld- und Kreditmarkt. Dabei wurden private Stipendienstiftungen, wie die Autorin später selbst feststellt, keineswegs stets erst nach dem Tod des Stifters wirksam. In der Region angelegte Stipendiengelder gingen nur unregelmäßig ein und wurden entsprechend lückenhaft an die Stipendiaten ausgezahlt – ein durchaus ökonomisches Risiko für diejenigen, die „tatsächlich arm“ waren. Vorschüsse gab es nur in Einzelfällen. Im 18. Jahrhundert wurde das Stiftungskapital als „Notfallkapital“ angesehen und von der Universität einbehalten. Die Zinszahlung nahm sie in der Folge selbst vor. Nachdem es der Universität um 1700 gelungen war, aufgestaute Lohnschulden abzubauen, konnte der Verleih von Eigenkapital um das Fünfzehnfache gesteigert werden (S. 408-410). Der bereits benannte kostspielige Kollegienbau zwang die Korporation schließlich zur Aufnahme von Kapitalschulden. Dabei wurden die Zinsen zuverlässig und fristgerecht ausgezahlt, womit die Universität als „sichere Anlagemöglichkeit in der Region“ erscheint (S. 424 f., 458). Die Funktionen als ‚Sparkassen‘ und ökonomische Stabilitätsfaktoren benennt Heigl zu Recht als Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen.

Zwischenfazits und Schlusswort bieten nach jedem Hauptkapitel inhaltliche Zusammenfassungen, über die sich der Leser die Befunde schnell erschließen kann. Die Arbeit ist insgesamt gut lesbar, obgleich man durch einen zusätzlichen Korrekturdurchlauf einige sprachliche Fehler und inhaltliche Widersprüche hätte vermeiden können. Erfreulich ist, dass die schriftliche Analyse durch eine Visualisierung der statistischen Befunde anhand zahlreicher Abbildungen, Tabellen und Diagramme unterstützt wird. Gleichwohl wünschte man sich insbesondere bei den Torten- und Liniendiagrammen, die mehr als zwei Datenreihen abbilden, eine farbige Differenzierung, da die Nuancen der Graustufen nur schwer unterscheidbar sind. Einen gewissen Ersatz bietet die Möglichkeit, die der Arbeit zugrunde liegenden Excel-Tabellen von der Seite des Greifswalder Universitätsarchivs herunterzuladen (<https://www.uni-greifswald.de/universitaet/einrichtungen/archiv/bestaende/digitales-archiv/rechnungsbuecher/daten-fakten/>, Zugriff 21. Juli 2022). Diese Präsentation der Arbeitsergebnisse ist besonders wertvoll.

Insgesamt hat Heigl ihr Ziel erreicht, „auf umfassender Quellengrundlage die ökonomische Selbstverwaltung einer frühneuzeitlichen Universität am Beispiel Greifswalds neu zu beleuchten und [...] umfänglich administrative Praktiken und ökonomische Realitäten herauszuarbeiten“ (S. 470). Mit ihrer beispielhaften Untersuchung ist es der Autorin eindrucksvoll gelungen, das Narrativ der seit dem Mittelalter finanzverlegenen Universitäten erheblich zu modifizieren. Es ist zu wünschen, dass ihre Studie weitere Arbeiten zur Finanz- und Wirtschaftsgeschichte von Universitäten anregt und so auch die Grundlage für komparative Arbeiten geschaffen wird.

ROGER CHICKERING, Karl Lamprecht. Das Leben eines deutschen Historikers (1856–1915), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2021. – 689 S., 33 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-515-09407-8, Preis: 89,00 €).

Karl Lamprecht war einer der bedeutendsten und zugleich umstrittensten Historiker des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Noch heute wird ihm insbesondere an jenen Institutionen gedacht, an denen er vorzugsweise wirkte. Erst im vergangenen Jahr konnte sein Grabmal auf dem alten Friedhof der Landesschule Pforta mit Spenden des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, der Stiftung Schulpforta und des Pfortner Bundes restauriert werden.

Die akademische Erfolgsgeschichte, die Lamprecht als Historiker letztlich durchlief, war keineswegs vorgeprägt. Der als Pfarrersohn in der Kleinstadt Jessen in der preußischen Provinz Sachsen geborene, besuchte nach dem ersten Unterricht durch den Vater das Gymnasium in Wittenberg. 1869 wechselte er an die Königliche Landesschule Pforta, dem Gymnasium, das „in jeder Hinsicht wohl das berühmteste in Deutschland“ (S. 55) war. Die Weichenstellung, weg vom vorgesehenen Theologiestudium hin zum Studium der Geschichte, war maßgeblich durch den Rektor der Landesschule Pforta, Geschichtsmethodiker und Thukydidesforscher Wilhelm Herbst, beeinflusst worden. Entsprechend studierte er ab 1874 mittelalterliche Geschichte und die Methoden der Geschichtswissenschaft in Göttingen, arbeitete 1877/78 an der Universität Leipzig am im Aufbau befindlichen Historischen Seminar mit und wandte sich dann unter dem Einfluss des Nationalökonomens Wilhelm Roscher der Wirtschaftsgeschichte zu. Die noch in Göttingen angeregte Dissertation „Beiträge zur Geschichte des französischen Wirtschaftslebens im 11. Jahrhundert“ veröffentlichte er 1878 und legte im Frühjahr 1879 in Leipzig das Staatsexamen für das höhere Lehramt ab. Sein Mentor Wilhelm Herbst vermittelte ihm dann eine Hauslehrerstelle beim Bankier Deichmann in Köln. Der rheinische Industrielle Gustav Mevissen, der im Hause Deichmann verkehrte, hatte sich von der „Kompetenz und Zuverlässigkeit“ (S. 123) Lamprechts überzeugt und erkannte in ihm den richtigen Historiker, der das bereits seit längerem geplante Projekt einer Geschichte der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Rheinlande bearbeiten sollte. Zugleich sorgte er dafür, dass sich Lamprecht 1880 an der Universität Bonn habilitieren konnte. Durch sein Engagement für die historische Forschung über die Rheinprovinz wurde Lamprecht zum Initiator einer modernen Landesgeschichtsschreibung. Mevissen war es auch, der die Karriere des Historikers weiter förderte. 1885 wurde Lamprecht zum unbesoldeten und 1889 besoldeten Extraordinarius an der Universität Bonn berufen und trat 1890 die Professur für Mittelalterliche und Neuere Geschichte in Marburg an. Nachdem er einen Ruf an die Universität Gießen abgelehnt hatte, folgte er 1891 dem Ruf an die Universität Leipzig, wo er bis zu seinem Tod 1915 wirkte.

Der Verfasser der Biografie, Roger Chickering, war bis zu seiner Emeritierung 2010 Professor für Geschichte an der Georgetown University in Washington D. C. und ist ein ausgewiesener Kenner der Geschichte des Ersten Weltkrieges und dessen kulturellem Umfeld sowie der Kulturgeschichte der Wilhelminischen Ära. Fast dreißig Jahre nach der Veröffentlichung seiner englischsprachigen Lamprecht-Biografie (Karl Lamprecht: A German Academic Life, New Jersey 1993), findet das langjährige Projekt einer deutschen Übersetzung nun seinen Abschluss. Die Gründe für die langjährige Arbeit an der deutschen Fassung werden durch einen Vergleich beider Ausgaben schnell deutlich. Chickering hat die in den letzten dreißig Jahren erschienene Literatur zum Forschungsansatz Lamprechts, zu den Kontroversen um seine „Deutsche Geschichte“, zu seinem hochschulpädagogischen Engagement, zum Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte sowie zur Universitätsreform breit rezipiert

und eingearbeitet, ohne offenbar dabei auf Vollständigkeit zu setzen. Insofern ist die Übersetzung durchaus ein neues Buch und der Verfasser versucht „eine bescheidene Nachahmung seines großen Projekts einer *histoire totale*“ (S. 22).

Der besondere Wert der neuen Biografie über Karl Lamprecht ist in drei Bereichen zu sehen. Zum einen leistet sie einen Beitrag zur sächsischen Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Der Hauptteil des Werkes ist der Entwicklung des Historischen Seminars der Universität Leipzig, strategischen Überlegungen über Professurbesetzungen und der zunehmenden Isolierung Lamprechts innerhalb des Seminars gewidmet. Dabei werden gleichermaßen die wissenschaftstheoretischen Überlegungen Lamprechts für eine Neuausrichtung des Historischen Seminars als auch die wissenschaftlichen Schwerpunktsetzungen anderer Professoren (Erich Marcks, Georg Seeliger) deutlich, sodass Chickering die Leipziger Forschungsaktivitäten in den Kontext der deutschen und österreichischen Geschichtsforschung um 1900 einbetten kann. Mit Lamprechts Initiative zur Errichtung der Sächsischen Kommission für Geschichte werden nicht nur sein Beitrag zur Entwicklung der sächsischen Landesgeschichtsschreibung, sondern die widerstreitenden Forschungsinteressen (Paul Hassel) innerhalb des Königreichs Sachsen erkennbar. Herausragend ist auch die mit Lamprecht verbundene Bedeutung Leipzigs für die „Universalgeschichte“ oder „Weltgeschichte“. Der Wissenschafts- und Handelsstandort Leipzig bot offenbar eine hervorragende Basis für den mühelosen Wechsel Lamprechts von der Deutschen Geschichte zur Weltgeschichte. In diesem Kontext stehen die Überlegungen Lamprechts zur Universitätsreform. In diesem Bereich konnte er seine Forschungsinteressen und sein enormes Organisationstalent kombinieren. In seinem Rektoratsjahr 1910/11 standen ihm für kurze Zeit die universitätspolitischen Machtmittel zur Verfügung, um seine Ideen voranzutreiben. Wenn auch sein Plan zur Verlegung der Universität an den Stadtrand von Leipzig (Probsteida) scheiterte, war die aus diesen Verhandlungen hervorgehende „König-Friedrich-August-Stiftung für wissenschaftliche Forschung zu Leipzig“ als sächsisches Gegenstück zur Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft geradezu von nationaler wissenschaftspolitischer Bedeutung.

Breiten Raum nehmen naturgemäß die Entwicklungen und die Kontroversen über Lamprechts „Deutsche Geschichte“ und der mit seinem Namen verbundene Methodenstreit ein. Der gesamte zweite Teil des Buches – unter dem Titel „Der Ruin des Historikers“ (S. 171–406) – ist dieser Thematik gewidmet. Chickering gelingt es, die aus heutiger Perspektive nur schwer nachvollziehbare Verbissenheit, mit der die Beteiligten die Auseinandersetzung führten, auf mehreren Ebenen zu verdeutlichen. Zum einen war es eine wissenschaftspolitische Frage über den Primat von Politik- oder Kulturgeschichte und die Rolle des Staates in der geschichtlichen Entwicklung. Zum anderen zeichnet Chickering gerade die persönlichen Befindlichkeiten nach, die die Heftigkeit der Kontroverse nachvollziehbar erscheinen lassen. Der Wert dieser ausführlichen Darstellung ist nicht nur in der historischen und persönlichen Kontextualisierung der Entwicklung des Methodenstreits, sondern auch in einer geschichts- und didaktischen Perspektive zu sehen. Chickering beschreibt ausführlich die Inhalte und Strukturen der ersten fünf Bände der „Deutschen Geschichte“ Lamprechts, wechselt zu den persönlichen Dimensionen und kommt dann auf die von Lamprecht nachgereichten methodischen Überlegungen zu sprechen. Diese vielschichtigen durch den Autor dargebotenen Erklärungs- und Interpretationsdimensionen bieten in Kombination mit den originalen Texten Lamprechts eine ausgezeichnete Grundlage für die geschichts- und didaktische Schulung junger Historiker.

Chickering legt mit seinem Buch mehr als eine Biografie über den Historiker Karl Lamprecht vor. Vielmehr gelingt es dem Autor, ein vielschichtiges Bild der Entwicklung der Geisteswissenschaften und der Gelehrtenwelt um 1900 im Deutschen Reich

zu zeichnen. Dabei präsentiert er gleichermaßen ein umfassendes Charakterbild sowohl des Protagonisten als auch jener Gelehrten, mit denen Lamprecht vertrauensvoll zusammenarbeitete und mit denen er im Kontakt lag. Aus der Perspektive der Landes- und Wissenschaftsgeschichte ist das Buch besonders lesenswert, da es überaus aufschlussreiche Einblicke in die strukturellen und personellen Entwicklungen der Universität Leipzig gewährt.

Leipzig

Jonas Flöter

SEBASTIAN SCHMIDELER (Hg.), Wissensvermittlung in der Kinder- und Jugendliteratur der DDR. Themen, Formen, Strukturen, Illustrationen, V&R unipress, Göttingen 2017. – 454 S., 120 Abb., geb. (ISBN: 978-3-8470-0678-7, Preis: 60,00 €).

Über 3 000 Kinder- und Jugendsachbücher sind zwischen 1949 und 1989 in der DDR erschienen, davon schwerpunktmäßig in den 1970er- und 1980er-Jahren, wie der Leipziger Literaturwissenschaftler Sebastian Schmideler einleitend feststellt. Diese Menge war offenkundig nicht der alleinige Anlass für den Band, der auf eine Tagung an der TU Chemnitz zurückgeht, vielmehr zieht sich die kritische Auseinandersetzung mit dem 2006 im Stuttgarter Verlag J. B. Metzler erschienenen „Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur“ in der SBZ/DDR, das „die Ideologierelevanz mancher Texte einseitig überbewertet“ habe (S. 42), wie ein roter Faden durch die Mehrzahl der Beiträge. Der vorliegende Band zielt dagegen auf eine primär literarisch-ästhetische Betrachtungsweise, teils als Wiederentdeckung, teils auch als Rehabilitation der Kinder- und Jugendsachbücher in der DDR. Der Grat ist mitunter schmal. So postuliert Schmideler in seiner Einführung (S. 9-24), die Beiträge des Bandes sollten „den spezifisch sozialistischen Blick der DDR auf die Inhalte der Wissensvermittlung erkennen lassen, allerdings auch zahlreiche Abweichungen vom ideologisch Erwartbaren zeigen können“ (S. 11). Zu diesem spezifischen Blick gehörte der feste Glaube an die Bedeutung von Wissenschaft, ein rationalistischer Fortschrittsoptimismus und die enge Verzahnung „zwischen schulischem Verwertungskontext und Freizeitlektüre“ (S. 35). Erinnerungskulturell noch entschiedener positioniert sich REINER NEUBERT (S. 41-59) in seinem Grundlagenbeitrag. Er spricht nicht nur wehmütig von der DDR als einem „verblichenen“ oder „versunkenen“ Land (S. 42, 57), sondern spart nicht an weiteren nostalgischen Momenten, wenn er etwa das landeskundliche Sachbuch „Roter Platz und ringsherum“ von UWE KANT (Berlin 1977) als „eines der Lieblingsbücher meines Sohnes, der in einer Russischklasse lernte“ (S. 53), bezeichnet.

Weist die DDR in ihrer Wissens- und Sachbuchproduktion einige Besonderheiten auf, ist ansonsten aber als ein Land wie jedes andere zu betrachten? Ist Anerkennung für literarische und künstlerische Qualitäten losgelöst vom politisch-zeithistorischen Kontext möglich? Diesen Eindruck vermittelt eine Reihe von Beiträgen des Bandes. Allerdings gibt es auch Beiträge, die sich des Spannungsfeldes von Wissen, Ideologie und Politik produktiv und sachlich-methodisch abwägend annehmen. Im eingeschränkten Rahmen einer Rezension seien diese Beiträge hervorgehoben, weil sie wertvolle Anregungen für die Geschichtswissenschaft geben können.

GINA WEINKAUFF bezeichnet die Autorinnen und Autoren von Reiseliteratur in der DDR zugespitzt als „Einäugige im Lande der Blinden“ (S. 63). In ihrem Überblick (S. 63-83) vermittelt sie eine Reihe interessanter Einsichten, etwa dass bei einigen Autorinnen und Autoren die Auslandserfahrung älter war als die DDR, zur Wiederentdeckung von Karl Mays Werken in der DDR oder zum seit den 1980er-Jahren zunehmend geläufigen Topos, dass sich Reisende im Ausland selbstbewusst

als „DDR-Deutsche“ zu erkennen gegeben hätten. Selbstbewusst und eigensinnig gegenüber den ideologischen Vorgaben der DDR zeigt sich in HEIDI NENOFFS Beitrag (S. 85-114) der Schriftsteller Reimar Gilsenbach, der als überzeugter „Urkommunist“ subtile Kritik an der DDR übte, etwa in seiner Beschreibung fantastischer Reisen und Utopien mit dem Titel „Der ewige Sindbad“. GERALDE SCHMIDT-DUMONT (S. 115-139) bespricht wiederum ausführlich REIMAR GILSENBACHS 1982 erschienenes Werk „Rund um die Natur“, und attestiert diesem, ein subversives Buch zu sein, indem es die Umweltzerstörungen in der DDR thematisiert: „Mit diesem Buch wurde inhaltlich der Anschluss an den westlichen Diskurs über den Umweltschutz gefunden“ (S. 135). Das Thema Umweltschutz berührte bereits, wenn auch in größerer Widersprüchlichkeit, das 1976 erschienene Werk „Der verwandelte Wald“ von RAINER SACHER. Die Literaturwissenschaftlerin MARIA BECKER stellt bei dieser Gelegenheit die Buchproduktion des Altberliner Verlags Lucie Groszer vor, der sich dem Monopolanspruch des Kinderbuchverlags der DDR erfolgreich entgegenstellte; auch kann sie mit Berücksichtigung der Doppelrolle Sachers als Autor und Illustrator Text- und Bildanalyse überzeugend miteinander verzahnen (S. 239-265). Mehrere Analyseebenen betrachtet ebenfalls SEBASTIAN SCHMIDELERS Beitrag zum beliebten Kinderlexikon „Von Anton bis Zylinder“, das auch das Cover des Bandes ziert (S. 381-404). Nach literaturtheoretischen Überlegungen zur Gattung Lexikon stehen Analysen der Texteinträge und Illustrationen in einem Augenvergleich, die den Wandel des Alltagslebens der DDR über einen längeren Zeitraum hinweg beleuchten. Direkter als die bisher genannten Beiträge gehen BETTINA KÜMMERLING-MEIBAUER und JÖRG MEIBAUER auf das Spannungsverhältnis von Information und Propaganda ein (S. 267-291), das sie in erster Linie an Kinder- und Jugendsachbüchern der 1950er- und 1960er-Jahre aufzeigen; dabei stellen sie theoretisch-methodisch am stärksten von allen Beiträgen des Bandes den Anschluss an die internationale literaturwissenschaftliche Fachdiskussion her.

Angesichts der engen Anlehnung vieler Kinder- und Jugendsachbücher an schulische Erfordernisse ist ein Beitrag aus didaktischer Perspektive wichtig. THOMAS ARNOLD widmet sich anhand von Herbert Mühlstädt's Reihe „Der Geschichtslehrer erzählt“ dem methodischen Instrument der Geschichtserzählungen und bettet diese in einen Vergleich geschichtsdidaktischer Debatten in der Bundesrepublik und der DDR in den 1960er- und 1970er-Jahren ein (S. 355-380). Dabei kommt er zu einer ambivalenten Bewertung von Mühlstädt's Reihe zwischen Anschaulichkeit einerseits und Emotionalisierung und Parteinahme andererseits. Wichtig sind Arnolds Überlegungen, welches Potenzial Geschichtserzählungen auch künftig haben können, um bei Kindern und Jugendlichen Interesse für Geschichte zu wecken, ohne auf suggestive Weise Überzeugungen in eine bestimmte Richtung zu lenken.

Sächsische Bezüge finden sich im vorliegenden Band nur in beiläufigen Momenten, etwa in der Person Reimar Gilsenbachs, der sich in seinem Wirken für den Naturschutz auch für den Nationalpark Sächsische Schweiz einsetzte. In der fehlenden Aufmerksamkeit für Regionales reproduziert der Band den Zentralismus und die Berlin-Fokussierung des kinder- und jugendliterarischen Betriebs in der DDR.

Die mit über 400 Seiten recht umfangreiche Publikation, die mit zahlreichen Abbildungen versehen ist, dürfte für Leserinnen und Leser in Ostdeutschland einen hohen Wiedererkennungswert an Werke ihrer Kindheit und Jugend bieten. Da der Band aber nicht vorwiegend nostalgische, sondern vor allem wissenschaftliche Funktionen erfüllen soll, seien einige Monita angesprochen: Die Ausarbeitung des bereits angesprochenen Spannungsverhältnisses von Wissen, Politik und Ideologie wird nicht nur durch erinnerungskulturelle Dispositive erschwert, sondern auch dadurch, dass der Wissensbegriff selbst nicht weiter theoretisiert wird. Recht wenig Informationen bieten die Beiträge zu den biografischen Hintergründen der Autorinnen und Auto-

ren. Positiv hervorzuheben sind dagegen die durchweg überzeugenden literaturtheoretischen Überlegungen zum Genre Kinder- und Jugendsachbuch, die umfängliche Analyse der Illustrationen sowie die bemerkenswerten Einblicke, wie sehr das Thema Umweltzerstörung einen Platz in der Kinder- und Jugendbuchproduktion der späten DDR fand. Angedeutet werden Beziehungen zur westdeutschen Kinder- und Jugendliteratur durch Lizenzausgaben oder Übernahme von Illustrationsaufträgen. Diese Ver-
 echtungsaspekte für den Sachbuchbereich näher zu untersuchen, wäre eine spannende Aufgabe. Ebenso gilt dies für den Wissenstransfer mit dem sozialistischen Ausland sowie generell für die Rezeptionsgeschichte inner- und außerhalb der DDR. Hier wäre die Verbindung mit historisch-kulturwissenschaftlichen Ansätzen von großem Nutzen.

Dresden

Stephanie Zloch

**JAN BRADEMANN/GERRIT DEUTSCHLÄNDER/MATTHIAS MEINHARDT (Hg.),
 Sammeln und Zerstreuen.** Bedingungen historischer Überlieferung in Sachsen-Anhalt (Quellen und Forschungen zur Geschichte Sachsen-Anhalts, Bd. 21), Mitteldeutscher Verlag, Halle/Saale 2020. – 384 S., 84 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-96311-372-7, Preis: 45,00 €).

Seit den 2000er-Jahren hat die Erforschung der Wissensgeschichte in den verschiedenen Zeitepochen deutlich an Fahrt aufgenommen. Ein beliebter Ansatz ist dabei, einzelne Institutionen und ihre Bestände in den Blick zu nehmen. Der zu besprechende Sammelband, hervorgegangen aus den Vorträgen in Wittenberg beim 9. Tag der Landesgeschichte in Sachsen-Anhalt 2019, ordnet sich in die Reihe entsprechend ausgerichteter Neuerscheinungen der letzten Jahre ein.

Die drei Herausgeber Jan Brademann, Gerrit Deutschländer und Matthias Meinhardt formulieren in ihrer Einleitung (S. 9-30) die zentralen Themen für die Beiträge des Bands: Zuschreibungen von Dauerhaftigkeit an Gesammeltes, die hierbei zugrunde liegenden Wertvorstellungen, die Bedeutung von Ressourcen in diesem Kontext und der Umgang von Gruppen und Individuen mit Verlusten und Zerstörungen von Sammlungen. Mit HELMUT ZEDELMAIER steuert ein ausgewiesener Kenner der frühneuzeitlichen Wissensgeschichte einen konzisen Beitrag zu „Sammlungen in Bewegung in Geschichte und Gegenwart“ bei (S. 31-45).

Die nächsten vier Texte befassen sich mit dem ausgehenden Mittelalter und der Frühen Neuzeit. JÜRGEN VON AHN behandelt mitteldeutsche Heiltumssammlungen an der Wende vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit, wobei er besonders das „Halle-sche Heiltum“ Erzbischof Albrechts von Mainz und Magdeburg in den Fokus rückt (S. 47-82). Dabei wird deutlich, dass der Kardinal einerseits aufgrund des starken Anwachsens seiner Reliquiensammlung zwischenzeitlich profane Gerätschaften wie Truhen und Kannen zu Reliquiaren umfunktionierte, andererseits aber Teile des Heiltums aufgrund finanzieller Engpässe verpfänden oder sogar verkaufen musste.

Einen weiten zeitlichen Bogen von den Anfängen der Luthermemoria kurz nach seinem Tod bis ins 21. Jahrhundert schlägt MIRKO GUTJAHR in seinem Beitrag zu den Sammlungspraktiken der Luthergedenkstätte in Wittenberg (S. 83-106). Verlust und Überlieferung von Inschriften in derselben Stadt behandelt FRANZ JÄGER (S. 107-134). Nach diesen beiden Studien zu nach wie vor bestehenden beziehungsweise zumindest weitestgehend rekonstruierbaren Wissenskorpora widmet sich CHRISTOPH VOLKMAR in seinem Aufsatz „Die Resilienz des Archivs. Magdeburgs Umgang mit dem totalen Überlieferungsverlust von 1631“ (S. 135-158) der Frage, wie versucht wurde, schon

unmittelbar nach der Zerstörung der Stadt durch den Rückgriff auf Schriftstücke privater und kirchlicher Provenienz die klaffende Lücke zumindest ansatzweise wieder zu füllen. Dies gelang punktuell, ein beträchtlicher Teil der neu ins Archiv gelangten Bestände wurde jedoch am Ende des Zweiten Weltkriegs zerstört.

Eine der im 19. Jahrhundert entstehenden umfangreichen Privatsammlungen behandelt NICOLAS RÜGGE in seinen Ausführungen zu den vom Juristen Ernst Georg Julius Hecht (1775–1840) zusammengetragenen Archivalien geistlicher Institutionen aus Halberstadt und Umgebung, die teilweise nach 1945 ins Hauptstaatsarchiv Hannover gelangten (S. 159–170). Ausführlich widmet sich im anschließenden Beitrag HOLGER ZAUNSTÖCK der lange Zeit vergessenen, aber wohl vor allem dadurch für die Nachwelt erhaltenen Kunst- und Naturalienkammer der Franckeschen Stiftungen zu Halle (S. 171–206).

Die Perspektiven von zwei eng mit der Geschichtswissenschaft verbundenen Disziplinen auf Überlieferungsbildung und -vernichtung bieten die beiden nachfolgenden Ausführungen von RALF LUSIARDI zur archivischen Bewertung (S. 207–224) und von SVEN PABSTMANN zur Provenienzforschung in Sachsen-Anhalt (S. 225–282). Ebenfalls dem Kontext der Überlieferung im Archiv ist der Beitrag von JÖRG BRÜCKNER zu den in den letzten Jahren schon häufiger in Veröffentlichungen behandelten Adelsarchiven in Sachsen-Anhalt gewidmet (S. 283–300). Thematisch beschlossen wird der Band durch einen umfangreichen Überblick WOLFGANG THÖNERS zur Bauhaussammlung des Archivs der Stiftung Bauhaus Dessau (S. 301–352) und eine kritische Untersuchung zur Musealisierung der DDR-Alltagsgeschichte von DANIEL BOHSE (S. 353–379).

Der Durchgang durch die Beiträge zeigt deren große zeitliche und inhaltliche Breite. Leider wurde für den Band auf ein Orts- und Personenregister verzichtet. Aber ohnehin stehen die jeweiligen Aufsätze, wie es bei Sammelbänden häufig vorkommt, eher für sich. Die Einzelleistungen schmälert dies aber keinesfalls, dürfte doch für viele Interessierte etwas Gewinnbringendes unter den Aufsätzen zu finden sein. So fügt sich der Band in die in den letzten Jahren erfreulicherweise zu konstatierende langsam wieder ansteigende Zahl von Veröffentlichungen zur Geschichte Sachsens ein.

Heidelberg

Benjamin Müsegades

Kirchengeschichte

CLAUDIA KUNDE/ANDRÉ THIEME (Hg.), Ein Schatz nicht von Gold. Benno von Meißen. Sachsens erster Heiliger, Katalog zur Sonderausstellung der Albrechtsburg Meißen vom 12. Mai bis 5. November 2017, Michael Imhof Verlag, Petersberg 2017. – 656 S., 575 farb. u. 45 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-7319-0451-9, Preis: 49,95 €).

Anlässlich des Reformationsjubiläums wurden zahlreiche Tagungen und Ausstellungen umgesetzt. Eine davon beschäftigte sich mit Bischof Benno, der 1066 bis um 1106 das Meißner Bischofsamt innehatte und schließlich 1523 inmitten der reformatorischen Umbrüche heiliggesprochen wurde. Benno versuchte während seiner Amtszeit den Frieden in seinem Bistum zu wahren, was angesichts des Investiturstreits und der Sachsenkriege reichlich schwierig war. Über sein Leben ist kaum etwas bekannt, so liegen beispielsweise ab 1090 keine Quellen zu ihm vor. Der überwiegende Teil der Überlieferung entstand erst mit dem Aufschwung seiner Verehrung im 13. Jahrhundert und schließlich vor allem im Zuge des Kanonisationsverfahrens. Diese „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (Christoph Volkmar, S. 180) war keineswegs beabsichtigt,

vielmehr zog sich das Kanonisationsverfahren über die Jahre hin, während sich die Reformation ihre Bahn brach.

Die Ausstellung wurde in ökumenischer Weise sowohl von evangelischer als auch katholischer Kirche gleichermaßen gefördert. Der Ausstellungsort in der Albrechtsburg Meißen war zugleich der Ort, an dem nach erfolgreichem Abschluss des Kanonisationsverfahrens ein Fest ausgerichtet wurde (CLAUDIA KUNDE, S. 228-247). Zudem ist es den Ausstellungsmachern gelungen, zahlreiche herausragende Objekte zusammenzutragen, so auch das Gemälde aus der Benno-Kapelle in der Kirche Santa Maria dell'Anima in Rom.

Der Katalog gliedert sich in sechs Kapitel. Das erste befasst sich zunächst allgemein mit der Heiligenverehrung des ausgehenden Mittelalters, insbesondere im Hinblick auf die Reformation. Zudem wird der im Titel benannte Schatz der Kirche thematisiert, und zwar sowohl aus katholischer (die Gläubigen sowie der Prunk als Vorgeschmack auf den himmlischen Glanz) als auch aus evangelischer (einzig das Wort Gottes) Sicht (JOSEF PILVOUSEK, S. 28-33 sowie FRANK RICHTER, S. 34-37). Im zweiten Kapitel werden die wenigen Quellen zum Leben des Meißner Bischofs beleuchtet. Da sich kaum zeitgenössische Überlieferung erhalten hat, werden der Bischof im Kontext seiner Zeit und die reichspolitischen Ereignisse betrachtet, die seine Aufmerksamkeit erregt haben sollten (WOLFGANG HUSCHNER, S. 62-71). Diese ersten beiden Kapitel geben einen Einblick in die beiden Hauptthemen und bilden somit die Grundlage für die weitere Beschäftigung mit der Heiligsprechung. Das dritte Kapitel setzt sich mit den Wunderwirkungen auseinander, die Benno ab dem 13. Jahrhundert zugeschrieben wurden. Den Auslöser bildete die Umbettung seiner Gebeine und die Errichtung eines Hochgrabes für ihn im Meißner Dom 1270. Allerdings macht THOMAS WETZSTEIN (S. 120-131) deutlich, dass die Umbettung eher im Rahmen von Umbaumaßnahmen am Meißner Dom stattfand und die stark ansteigende Verehrung des Bischofs 15 Jahre später kein explizites Ziel war, sondern vielmehr das Ansteigen des Pilgerstromes und die dadurch erhöhten Einnahmen in der Zeit des Dombaus sehr willkommen waren. In Bezug auf die Frage, ob der vor dem Hochgrab befindliche Altar bereits vor der Kanonisation Benno geweiht war oder nicht, ist sich die Forschung nicht einig (CLAUDIA KUNDE, S. 110-119).

Den Hauptteil sowohl thematisch als auch vom Umfang her bildet das vierte Kapitel, in welchem es um die Heiligsprechung selbst geht. Das Kanonisationsverfahren wird dabei von allen Seiten betrachtet: Im Zusammenhang mit den Landesherren, insbesondere der Kirchenpolitik Herzog Georgs (des Bärtigen) (1471-1539) (CHRISTOPH VOLKMAR, S. 180-193), sowie im weiteren Kontext der Wettiner im ausgehenden Mittelalter (ENNO BÜNZ, S. 264-271). Zudem wird nach dem Hildesheimer Anteil am Kanonisationsverfahren gefragt, immerhin wurde dort die Vita für den Meißner Bischof verfasst (MARTINA GIESE, S. 194-201). Hinzu kommt der bereits angesprochene Aspekt der Reformation, wobei sich auch Martin Luther 1524 gegen den Kanonisationsprozess äußerte. Etwas außerhalb der übrigen Beiträge steht das Essay zum Grabmalprojekt von Erzbischof Ernst von Sachsen (HEIKO BRANDL/ANKE NEUGEBAUER, S. 210-219). Auch wenn die Auseinandersetzung damit zweifelsohne interessant ist, so ist dennoch der Bezug zur Heiligsprechung des Meißner Bischofs schwer zu erkennen. Schließlich behandelt dieser Abschnitt noch die Reliquienverehrung im Spätmittelalter sowie im Speziellen die Translation der Benno-Reliquien nach Bayern 1576 (ANDRÉ THIEME, S. 280-289).

In chronologischer Reihenfolge wird im anschließenden Kapitel 5 die Verehrung des heiligen Benno außerhalb Sachsens betrachtet, wobei der Fokus auf Bayern beziehungsweise München liegt, wo die Reliquien des Meißner Bischofs aufbewahrt werden. Der Blick bleibt dabei nicht etwa dem 16. Jahrhundert verhaftet, sondern er-

streckt sich über die Jahrhunderte bis in die aktuelle Zeit (beispielsweise das Plakat zum Bennofest von 2016, S. 481). Davon zeugen schließlich auch jene Ausstellungsobjekte, die während des Ausstellungszeitraumes nach München zurückgegeben werden mussten, da sie für eine Prozession zum Bennofest benötigt wurden (PETER BERNHARD STEINER, *Silberreliquiar des heiligen Benno*, S. 453–456). Im letzten Kapitel wird schließlich die Verehrung Bennos von Meißen in Sachsen thematisiert. Diese ist durch die Einführung der Reformation nach dem Tod Herzog Georgs (des Bärtigen) 1539 und die Zerstörung des Hochgrabes Bennos von einer langen Unterbrechung geprägt. Daher steht die Dresdner Hofkirche mit der Benno-Kapelle im Zentrum der Beiträge, zeugt sie doch am meisten von der zunehmenden Verehrung (BARBARA BORNGÄSSER, S. 498–505; SUSANNE MÜLLER-BECHTEL, S. 514–519; KLEMENS ULLMANN, S. 560–563). Grundlegend für den Aufschwung der Benno-Verehrung in Sachsen dürfte jedoch die wachsende Zahl an Katholiken in der Folge des Zweiten Weltkrieges sein (THOMAS ARNOLD, S. 520–529).

Die 168 Objekte schließen sich den Essays in den jeweiligen Kapiteln an. Ihnen wurde stets ein Einführungstext vorangestellt. Zusätzlich finden sich zwischen den Objekten kurze Texte, durch die die sinnhafte Einteilung nochmals eingeordnet wird. Dadurch ist die Anordnung der Objekte für jeden Leser nachvollziehbar.

Der Ausstellungskatalog stellt ein umfangreiches Werk zu dem Meißner Bischof dar und versammelt zu allen Aspekten (von den wenigen biografischen Belegen bis hin zur Verehrung in der aktuellen Zeit) die wesentliche Literatur. Die Darstellung des Kanonisationsverfahrens, besonders mit der anschaulichen Grafik (S. 190 f.), bietet einen leichten Zugang zu dieser Thematik. Somit bildet der Ausstellungskatalog künftig einen ersten Anlaufpunkt zur weiteren Beschäftigung mit dem heiligen Benno.

Leipzig

Lisa Merkel

WOLFGANG PETKE, Aufsätze zur Pfarreigehichte in Mittelalter und Früher Neuzeit (Studien zur Kirchengeschichte Niedersachsens, Bd. 52), V&R unipress, Göttingen 2020. – 503 S., 2 Abb., geb. (ISBN: 978-3-8471-1224-2, Preis: 65,00 €).

Die Erforschung der Pfarrei gehört zu den klassischen Themen der Landesgeschichte. Dabei ist in diesem Forschungsfeld eine Vielzahl von Arbeiten mit dem Namen des Göttinger Mediävisten Wolfgang Petke verbunden, der sowohl als Autor entsprechender Beiträge als auch als Betreuer einschlägiger Dissertationen hervorgetreten ist. Mit dem zu besprechenden Band liegen nun seine in verschiedenen Zeitschriften und Sammelbänden veröffentlichten Aufsätze in einem Werk vor. Zusammen mit den gesammelten Veröffentlichungen von ENNO BÜNZ zur Pfarrei (Die mittelalterliche Pfarrei, Tübingen 2017) dürfte dieses Buch zukünftig den Ausgangspunkt einer jeden Beschäftigung mit dem vormodernen Niederkirchenwesen bilden. Wie auch der Leipziger Landeshistoriker einige Jahre zuvor hat sich nämlich Petke nicht damit begnügt, seine älteren Beiträge zwischen zwei neue Buchdeckel zu zwängen und kleinere Fehler zu korrigieren, sondern hat sich auch um inhaltliche Nachträge in seinen Aufsätzen bemüht. Zukünftig sollten entsprechend die überarbeiteten Beiträge statt der Originalveröffentlichungen herangezogen werden.

Die nun vorliegenden gesammelten Aufsätze Wolfgang Petkes ermöglichen es, die wichtigen Beiträge des lange an der Universität Göttingen wirkenden Hochschullehrers zur Pfarreiforschung Revue passieren zu lassen. Die ersten sechs Aufsätze stehen unter dem Titel „Die Pfarrei: ein Institut von langer Dauer“, angelehnt an seine grundlegende Studie, die in keiner Arbeit zum Niederkirchenwesen fehlen darf: „Die Pfarrei:

ein Institut von langer Dauer als Forschungsaufgabe“ (S. 11-42). In dieser identifiziert Petke die vier Bereiche Benefizien, Benefiziaten, Frömmigkeit und Kommunikation als zentrale Themenfelder der Forschung zur vormodernen Pfarrei. Der Aufsatz bietet einen hervorragenden Einstieg in die Thematik, auch für die universitäre Lehre. Wichtig für die Frühgeschichte des Themas sind zudem „Die Pfarrei in Mitteleuropa im Wandel vom Früh- zum Hochmittelalter“ (S. 43-83) sowie ein kritischer Beitrag zu den häufig undifferenziert gebrauchten Begriffen „Urpfarrei“ und „Pfarreinetz“ (S. 85-101). Einem bisher außerhalb von Regional- und Lokalstudien wenig beachteten Aspekt widmet sich Wolfgang Petke in seiner Untersuchung zu Stifts- und Klosterkirchen als Pfarrkirchen (S. 167-188). Der auch in anderen seiner Beiträge durchscheinende Fokus auf Norddeutschland wird in seinen Arbeiten zu mittelalterlichen Niederkirchenstiftungen im Gebiet des heutigen Niedersachsens und Harburgs (S. 103-138) und zur Ausbildung des Pfarreiwesens im Schaumburger Land (S. 139-166) deutlich.

Die bisher bekannteste Studie im zweiten Abschnitt „Pfarreinkünfte“ ist sicherlich die erstmals 1994 veröffentlichte und seitdem viel zitierte grundlegende Ausarbeitung zu „Oblationen, Stolgebühren und Pfarreinkünfte[n] vom Mittelalter bis ins Zeitalter der Reformation“ (S. 249-283), eine Untersuchung, die viele Fragen nach den ganz alltäglichen finanziellen Sorgen und Streitigkeiten von Pfarrklerus und -gemeinde beantwortet. Die wichtige Regionalstudie „Von der klösterlichen Eigenkirche zur Inkorporation in Lothringen und Nordfrankreich im 11. und 12. Jahrhundert“ (S. 191-248) beruht auf einem Vortrag bei der Tagung des Konstanzer Arbeitskreises zum Niederkirchenwesen 1987, erschien aber aufgrund der ausbleibenden Publikation des entsprechenden Bands der „Vorträge und Forschungen“ im Jahr 1992 in der Revue d’Histoire Ecclésiastique. Die Veröffentlichung in dieser renommierten internationalen Zeitschrift unterstreicht, dass Wolfgang Petke für seine vielfach landesgeschichtlich ausgerichteten Publikationen nicht nur umfassend die französisch- und englischsprachige Forschung rezipierte, sondern seine Studien zur Pfarrei auch über den deutschen Sprachraum hinaus Bedeutung haben. Beschlossen wird der thematische Abschnitt durch eine ausführliche Untersuchung von inkorporierter Pfarrei und Benefizialrecht am Beispiel des Augustinerchorfrauenstifts Hilwartshausen und des bei Göttingen gelegenen Dorfs Sieboldshausen vom 14. bis ins 16. Jahrhundert (S. 285-319).

Nur ein Beitrag ist dem Kapitel „Pfarrzwang“ zugewiesen: eine Studie zu von Pfarrern ausgestellten Pilgerbriefen (S. 323-357). Gegenüber der Erstveröffentlichung von 2006 konnte der Verfasser mehrere weitere relevante Quellen aufspüren, die im Anhang durch Regesten zugänglich gemacht werden. Wie ergiebig eine weitere zeitliche Ausweitung der trotz einiger vielversprechender neuerer Studien noch weitestgehend auf Mittelalter und Reformationszeit fokussierten Arbeiten zur Pfarrei sein kann, offenbaren Petkes drei Untersuchungen zur Frühen Neuzeit im letzten thematischen Abschnitt des Bands. Auch für vergleichende Untersuchungen bietet der Beitrag zu den Kirchenpatronaten des Göttinger Rats (S. 361-399) Material. Welches Potenzial Mikrostudien zu einzelnen Pfarreien und Pfarrern haben, wird an der Untersuchung des in Herberhausen und Roringen (heute beides Stadtteile von Göttingen) tätigen Andreas Variscus deutlich, der Anfang des 17. Jahrhunderts in verschiedene Streitigkeiten involviert war (S. 401-441). Der Altersversorgung von Pfarrern und ihren Witwen in Mecklenburg ist der letzte Beitrag des Bands gewidmet (S. 443-485). Erschlossen werden können die Aufsätze über ein hilfreiches Orts- und Personenregister (S. 487-500) sowie ein Sachregister (S. 501-503).

Insgesamt bietet die Zusammenstellung von Wolfgang Petkes Schriften sowohl für Einsteiger in die Thematik als auch für Kenner der Pfarrei in der Vormoderne viel Einschlägiges. Es bleibt zu hoffen, dass seine gesammelten Werke es vermögen, den aktuell leider nur noch an wenigen universitären Standorten in größerer Breite betriebenen

Forschungen zum Niederkirchenwesen neuen Auftrieb zu geben. Anknüpfungspunkte an alte und neue Themen gäbe es genug.

Heidelberg

Benjamin Müsegades

JUHAN KREEM (Hg.), Das Leben im Ordenshaus. Vorträge der Tagung der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens in Tallinn 2014 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 81; Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, Bd. 17), VDG Weimar, Ilmtal-Weinstraße 2019. – XII, 196 S., 32 Farbtafeln, geb. (ISBN: 978-3-89739-919-8, Preis: 38,00 €).

Der Deutsche Orden hat als politischer und militärischer Akteur, als hervorragend organisierte Ordensgemeinschaft und als Wirtschaftsunternehmen viel Aufmerksamkeit gefunden, aber über das alltägliche Leben in den Kommenden und Burgen des Ordens ist bislang wenig bekannt. Zu erwarten ist ein facettenreiches Bild, das zeitlich und geografisch recht unterschiedlich ausfallen wird, denn die Verhältnisse waren im Heiligen Land während des 13. Jahrhunderts oder im Preußenland des 14./15. Jahrhunderts natürlich anders als in den zahlreichen Ordenshäusern im Reich und in anderen Teilen Europas, die vor allem dem Zweck dienten, den umfangreichen Besitz des Deutschen Ordens zu verwalten. Während in den großen Ordensburgen wie der Marienburg in Westpreußen das Ideal von Rittertum und Mönchsein gelebt werden konnte, beschränkte sich andernorts der Alltag auf den Hospitaldienst der Priesterbrüder und die Verwaltung der Kommende. Immer wieder überraschend ist die geringe Personalzahl, die dabei festzustellen ist.

Wie der Herausgeber im Vorwort betont, hat man den Titel der Tagung (und des Sammelbandes) bewusst offengehalten, und dem Leser bleibt von einigen Literaturhinweisen abgesehen auch eine neuerliche Diskussion des Begriffs „Alltagsgeschichte“ erspart. Auch der Heidenkampf kann Alltag sein, aber hier ist der Fokus doch auf die Ordenshäuser gerichtet. In ihnen standen Gottesdienst und Stundengebet im Mittelpunkt, und der übergreifende Beitrag von ANETTE LÖFFLER, Die Rolle der Liturgie im Ordenskonvent. Norm und Wirklichkeit (S. 1-20), wertet normative Quellen wie Liturgica und Statuten aus, fragt anhand von Visitationsberichten und anderen Quellen aber auch nach der alltäglichen Wirklichkeit, aber auch nach dem Ort der Liturgie (Deutschordenskirchen und -kapellen) und den Hauptakteuren, den Priesterbrüdern. Die weiteren Beiträge des Bandes betrachten dann einzelne Deutschordenshäuser oder mehrere einer Region.

Die Erkenntnismöglichkeiten der Archäologie sind doch eher beschränkt. Wichtigste Burg im Heiligen Land war Montfort, die aber schon 1271 wieder aufgegeben wurde. ADRIAN J. BOAS stellt ausgewählte Ausgrabungsfunde vor, die dort 1926 und 2011 bis 2014 gemacht wurden (S. 21-27). ARVI HAAK, EVE RANNAMÄE und LEMBI LÖUGAS fragen nach dem Lebensstil in der Ordensburg Fellin aufgrund archäologischer Quellen (S. 80-98), die es vor allem erlauben, etwas über Tafelgeschirr und Ernährungsgewohnheiten auszusagen. Ebenso schwierig ist es, mit archäologischen und naturwissenschaftlichen Methoden die ökologischen Rahmenbedingungen des Lebens auf den Ordensburgen zu rekonstruieren, wie es ein Autorenteam unter Leitung von ALEKSANDER PLUSKOWSKI versucht (S. 55-79). Auch die Bauforschung vermittelt nur begrenzte Einblicke: IEVA OSE fragt nach der Funktion der Räume der Ordensburgen in Lettland (S. 40-54), kann dazu aber aufgrund des Erhaltungszustands der Burgen und mangels Schriftquellen nur wenig aussagen. VILLU KADAKAS und JUHAN KREEM

stellen die frühe Ordensburg Peude auf Ösel vor, die 1343 durch einen Aufstand der Esten zerstört wurde, und fragen nach der weiteren Nutzung (S. 99-116), die sich aber wohl nur durch Ausgrabungen klären lassen wird.

Man muss mit Blick auf die übrigen Beiträge aber doch nüchtern festhalten, dass das Leben in den Ordenshäusern erst dann anschaulicher und vor allem facettenreicher wird, wenn Schriftquellen zur Verfügung stehen. Nicht zufällig werten die interessantesten Beiträge dieses Bandes die reichen ordensgeschichtlichen Quellen des Spätmittelalters aus, wobei insbesondere die Visitationsberichte des Ordens sowie Inventare und Rechnungen der Kommenden als besonders ergiebig hervorzuheben sind. Dies demonstriert KRISTJAN TOOMASPOEG für die Ordenshäuser Siziliens – Palermo, Risalaimi, Margana – am Ende des 15. Jahrhunderts (S. 117-143). Der Verfasser hebt zwar den guten Erhaltungszustand der spätmittelalterlichen Burg Margana hervor, doch werden dazu keine Abbildungen geboten. Aus der Fülle des Geschäftsschriftguts des 15. Jahrhunderts schöpft URSULA BRAASCH-SCHWERSMANN, die den Alltag im Deutschordenshaus Marburg im 15. Jahrhundert schildert, wobei neben der Kommende als Wirtschaftsbetrieb auch das Hospital in den Blick gerät, dessen Anfänge auf die heilige Elisabeth von Thüringen zurückgingen und deren Gebeine in der benachbarten Elisabethkirche verehrt wurden (S. 144-163). Etwas andere Akzente setzt JOHANNES A. MOL, der die Ballei Utrecht und vor allem den Konvent in Utrecht selbst in den Blick nimmt, wobei er neben Einsichten in die Wirtschaftspraxis auch Zahlen über die Ritter- und Priesterbrüder in den einzelnen Häusern bieten kann (S. 164-177). Nur der Aufsatz von MICHEL VAN DER EYCKEN blickt mit den Kommenden der Ballei Biesen im 18. Jahrhundert auch in die Frühe Neuzeit (S. 178-190) und eröffnet damit gewiss eine vielversprechende Perspektive, da im Gegensatz zu anderen Orden die Häuser des Deutschen Ordens vielfach die Reformation überstanden haben. Eine Sonderstellung nimmt als Hauptresidenz des Deutschen Ordens selbstverständlich die Marienburg an der Nogat ein, die in den letzten Jahrzehnten mehrfach Gegenstand größerer Darstellungen war. S. AWOMIR JÓZWIĄK und JANUSZ TRUPINDA schildern das Leben auf der Marienburg anhand schriftlicher Quellen des Spätmittelalters (S. 28-39). Dass der Beitrag überraschend kurz ist, erklärt sich dadurch, dass die Verfasser sehr konzentriert die Ergebnisse größerer Untersuchungen zusammenfassen, die sie in polnischer Sprache veröffentlicht haben, darunter eine Monografie von 590 Druckseiten über die Organisation des Lebens auf der Marienburg zur Zeit der Hochmeister (*Organizacja życia na zamku krzyżackim w Malborku w czasach Wielkich Mistrzów* (1309–1457), 2. Auflage, Malbork 2011).

Der Band wird durch ein Orts- und Personenregister erschlossen. Für die Erforschung der Deutschordenshäuser in Sachsen (Adorf, Dommitzsch, Plauen, Reichenbach, Zschillen), die kaum erst begonnen hat, liefert dieses Buch manche Anregungen.

Leipzig

Enno Bünz

HANS SCHNEIDER (Hg.), Das Augustinerkloster Alsfeld. Beiträge zu seiner Geschichte (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, Bd. 89), Historische Kommission für Hessen, Marburg 2019. – X, 422 S. mit zahlr. Abb., Ln. (ISBN: 978-3-942225-47-2, Preis: 28,00 €).

Das Reformationsjubiläum von 2017 ist lange vorüber und im Nachhinein wird deutlich, dass der wissenschaftliche Ertrag regional und thematisch sehr unterschiedlich ausgefallen ist. Ob der vorliegende Sammelband über das Augustinerkloster Alsfeld, das in der Reformationszeit in der Landgrafschaft Hessen lag, dem Impuls des Refor-

mationsjubiläums zu verdanken ist, kann man nur vermuten, findet aber keinen Beleg im Vorwort. Dort betont der bekannte evangelische Kirchenhistoriker und Bandherausgeber Hans Schneider vielmehr, „der vorliegende Sammelband hätte ohne die Edition der Alsfelder Urkunden und Regesten nicht geschrieben werden können“ (S. VII). Damit nimmt Schneider Bezug auf die Bearbeitung der Regesten und Urkunden der oberhessischen Klöster im Auftrag der Hessischen Kommission für Landesgeschichte; den Band mit den Regesten der Augustiner zu Alsfeld hat Albrecht Eckhardt bereits 1988 vorgelegt. Lob der Grundlagenforschung also, die zumeist – wie im vorliegenden Fall – erst nach längerer Zeit Zinsen spendet. Nun liegt ein umfassender Sammelband vor, der übrigens nicht auf eine Tagung zurückgeht, sondern vom Herausgeber offenbar mit ruhiger Hand und sicherem Blick für die relevanten Themen vorbereitet wurde.

Die Konzeption des Buchs ist jedenfalls schlüssig und bietet viele Anregungen für vergleichbare Veröffentlichungen über andere Klöster. Wie die meisten Mendikantenkonvente (nicht nur in Hessen) entfaltete das Alsfelder Kloster keine überregionale Bedeutung, doch birgt gerade das Studium dieser Durchschnittlichkeit einen Reiz, wie der Herausgeber betont. Dies gilt im Übrigen für die allermeisten Klöster und Stifte des Mittelalters und verdeutlicht, dass geistliche Gemeinschaften ebenso wie Städte, Dörfer oder auch viele adlige Herrschaftssitze im Fokus regionaler Lebenswelten standen, was selbstverständlich nicht ausschließt, dass es auch überregionale Verortungen gab. Gerade die international aufgestellten Bettelorden mit ihren regional eingebundenen Konventen und Termineien verdeutlichen diese Ambivalenz vormodernen Lebens in besonderer Weise.

Das landgräblich-hessische Alsfeld gehörte zu den zahlreichen Kleinstädten, wie es sie zu tausenden im Reich gab. Die Präsenz eines Bettelordenskonvents seit etwa 1280/90, erstmals erwähnt 1309, hebt die Stadt schon aus der Vielzahl kleinerer und weniger bedeutender Kommunen heraus. Der Band wird eröffnet von einem Beitrag der jüngst verstorbenen Landeshistorikerin URSULA BRAASCH-SCHWERSMANN, die die mittelalterliche Stadt Alsfeld vorstellt und das Lebensumfeld der Augustiner skizziert (S. 1-38). Die Stadt hatte zwar nur 2 000 Einwohner, besaß aber als landesherrlicher Verwaltungssitz eine zentralörtliche Funktion und fungierte aufgrund der Verkehrslage auch als Handelsplatz. Zudem lag Alsfeld in dem weitgehend klosterleeren nordhessischen Raum, sodass die Niederlassung eines Bettelordenskonvents wohl tragfähig war. Stellenweise geht Braasch-Schwersmann auch schon auf das religiöse Leben in der Stadt ein, über das im Anschluss CHRISTOPH GALLE (Das kirchliche Leben im spätmittelalterlichen Alsfeld, S. 39-54) ausführlicher handelt. Neben Pfarrkirche und Kloster werden auch die relativ zahlreichen Klosterhöfe und Termineien auswärtiger Klöster erwähnt. Interessant ist der Hinweis auf das spätmittelalterliche Passionsspiel, durch das Alsfeld schon seit längerem überregional bekannt ist. Der Kirchenhistoriker WILIGIS ECKERMANN, selbst Angehöriger der Augustiner, bietet einen Abriss der mittelalterlichen Ordensgeschichte bis zu Martin Luther (S. 55-76). Aufgrund der päpstlichen Littera „Licet ecclesiae catholicae“ von 1256 wurde aus eremitischen Gemeinschaften ein Bettelorden geschaffen, der sich dann als dritter nach Franziskanern und Dominikanern schnell in Mitteleuropa ausbreitete. Als Kenner der Bettelordensgeschichte skizziert THOMAS BERGER „Die Ausbreitung der Augustinereremiten in der Erzdiözese Mainz und die Gründung des Klosters Alsfeld“ (S. 77-96), wobei die Perspektive aufgrund der räumlichen Dimensionen des Erzbistums bis nach Thüringen reicht. Die Existenz meines Buchs über die Augustinereremiten in Neustadt/Orla (E. BÜNZ, Martin Luthers Orden in Neustadt an der Orla, Jena 2007) ist dem Verfasser leider unbekannt geblieben. Im Unterschied zu den Bauten der Dominikaner und Franziskaner sind die Kirchen der Augustinereremiten bislang von der Forschung nur wenig

beachtet worden, weshalb ANNETTE SCHMELZ und MATTHIAS UNTERMANN (Die Alsfelder Klosterkirche im Kontext der Baukunst der Augustinereremitenklöster im mittelalterlichen deutschen Reich, S. 97-140) weiter ausholen, zahlreiche Vergleichsbauten aus dem deutschsprachigen Raum vorstellen, um dann die recht gut erhaltene Kirche in Alsfeld zu beschreiben (S. 120-140). Das monastische Leben, das diese Klöster ausfüllte, insbesondere Gottesdienst und Chorgebet, lassen sich mangels lokaler Quellen zumeist nur allgemein darstellen, wie auch der Beitrag von CHRISTIAN RENTSCH (Zur Liturgie in einem spätmittelalterlichen Augustinerkloster, S. 141-163) zeigt. Vor Ort erhalten blieb das Alsfelder Missale, das 1501 geschrieben und illuminiert wurde und das höchstwahrscheinlich aus dem Kloster stammt. Das sehr qualitätvolle Kanonbild wird von ESTHER MEIER (Bild und Zelebrant: Das Kanonbild im Alsfelder Missale, S. 164-180) beschrieben und eingeordnet. Dass die Mendikanten im späten Mittelalter nicht von bloßer Betteltätigkeit lebten, ist allgemein bekannt. ULRICH RITZERFELD bietet einen sehr instruktiven und fundierten Beitrag über die wirtschaftlichen Grundlagen des Alsfelder Augustinereremitenklosters und die Handlungsspielräume seiner Mönche (S. 181-210). Einnahmen wurden generiert durch Seelgerüstiftungen, Besitz sowie Erbleihen und Rentenkäufe. Der Betteltätigkeit in Stadt und Land dienten Termineien; der Alsfelder Konvent war in Marburg, Frankenberg, Fritzlar, Homberg/Ohm, Hersfeld, Hachborn und Wetter präsent (siehe dazu die Karte S. 294), doch lässt sich über die meisten Termineien zumeist nur wenig sagen. Anhand zweier Inventare von 1524 und 1527 kann der Verfasser abschließend auch die Ausgangssituation des Klosters etwas genauer darstellen.

Wie begrenzt die Überlieferungssituation ist, zeigen die folgenden beiden Beiträge. Der Archivar ALBRECHT ECKHARDT, dem das erwähnte Regestenwerk über Alsfeld zu verdanken ist, stellt das Archiv des Alsfelder Augustinerklosters und seine Geschichte vor (S. 211-236) und präsentiert auch einen neuen Urkundenfund aus dem Stadtarchiv Marburg. Dem Bibliothekar und Historiker BERTHOLD JÄGER (Die Bibliothek des Alsfelder Augustinerklosters. Eine Spurensuche in den Universitätsbibliotheken Marburg und Gießen, S. 237-284) gelingt es, anhand frühneuzeitlicher Inventare einige gedruckte Bände aus der ehemaligen Klosterbibliothek nachzuweisen. Dass auch die Bettelordenskonvente im Laufe des späten Mittelalters in den Fokus landesherrlicher Kirchenpolitik gerieten, zeigt vergleichend OTFRIED KRAFFT (Die Augustinerklöster in Alsfeld, Eschwege und Schmalkalden und die Landgrafen von Hessen, S. 285-312). 1526 wurden dann alle drei Klöster im Zuge der Einführung der Reformation in der Landgrafschaft Hessen aufgehoben. Der bereits 2000 publizierte, hier aber erweiterte Beitrag von HANS SCHNEIDER (Der Alsfelder Augustinereremit Tilemann Schnabel, S. 313-360) führt dann direkt in die Reformationszeit. Schnabel stammte wohl aus Alsfeld, trat zu einem unbekanntem Zeitpunkt in den dortigen Konvent ein, studierte in Wittenberg, war promovierter Theologe, war zeitweilig Prior in Alsfeld, seit 1521 aber vor allem Provinzialprior der sächsisch-thüringischen Ordensprovinz, blieb dies aber nur bis 1523, wandte sich dann der Reformation zu und wurde evangelischer Pfarrer in Leisnig an der Mulde. Auch für diesen Beitrag hat Schneider mit Gewinn das römische Generalarchiv des Ordens herangezogen. Das Ende der Klöster in der Landgrafschaft Hessen ist gut erforscht. MATTHIAS WESTERWEG (Gewesene Mönche. Klosterauflösung und Abfindung der Konventsmitglieder des Alsfelder Augustinerklosters, S. 361-384) schildert noch einmal die landesherrlichen Schritte und geht dann auf die Aufhebung des Alsfelder Konvents ein, dessen ehemals 13 Angehörige 1527 abgefunden wurden (Aufstellung S. 383). Abschließend skizziert NORBERT HANSEN die Geschichte von Kirche und Klostergebäuden der Augustinereremiten in Alsfeld nach der Reformation (S. 385-417).

Insgesamt handelt es sich um einen sehr gewichtigen Band, bei dessen Lektüre man immer wieder überrascht ist, welche Ergebnisse sich auch für ein Kloster mit schlechter Überlieferungslage gewinnen lassen. Gerade die spätmittelalterlichen Bettelordenskonvente in Klein- und Mittelstädten lohnen vielfach nicht monografischer Darstellung, aber der vorliegende Band zeigt doch, dass es genügend thematische Ansatzpunkte für weiterführende Forschungen geben kann. Bedauerlich ist der Verzicht auf ein Orts- und Personenregister, das schon aufgrund der Verbindungen zwischen den Augustinerkonventen von Nutzen gewesen wäre. Hervorzuheben ist aber die vorzügliche, überwiegend farbige Bebilderung des Bandes.

Die Erforschung der Augustinereremiten, also von Martin Luthers Orden, hat in den letzten beiden Jahrzehnten wichtige Impulse erhalten, sei es durch die Beschäftigung mit Martin Luther selbst und anderen Protagonisten aus seinem Umfeld (vor allem an Johannes von Staupitz ist hier zu denken), sei es durch wegweisende Studien über den Reformzweig des Ordens in Deutschland (W. GÜNTER, *Reform und Reformation*, Münster 2018, siehe dazu meine Besprechung in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 77 (2021), S. 860 f.). Darüber hinaus hat sich die Forschung aber auch den einzelnen Konventen zugewandt, wozu einerseits die Bearbeitung von landschaftlichen Klosterbüchern wichtige Beiträge geliefert hat, andererseits aber namentlich Hans Schneider vor allem mit biografischen Studien beitragen konnte. Seit seiner aufsehenerregenden Neubewertung der Romreise Luthers hat Schneider zahlreiche Einzeluntersuchungen über Augustinerbrüder der Reformationszeit in Alsfeld, Erfurt, Eschwege, Nordhausen, Nürnberg, Osnabrück und Schmalkalden vorgelegt, die nun übrigens druckfrisch in einer Aufsatzsammlung greifbar sind (H. SCHNEIDER, *Martin Luther und sein Orden*, Leipzig 2022). Mit dem vorliegenden Sammelband hat er zudem ein Modell vorgelegt, wie sich kleinere Bettelordenskonvente sinnvoll erforschen lassen. Das Buch sollte deshalb weit über Hessen hinaus beachtet werden. Im heutigen Freistaat Sachsen haben Augustinereremitenkonvente in Grimma, Dresden (Altendresden) und Waldheim bestanden, die auch nach Erscheinen des Sächsischen Klosterbuchs noch nicht erschöpfend erforscht sein werden.

Leipzig

Enno Bünz

BENJAMIN MÜSEGADES, Heilige in der mittelalterlichen Bischofsstadt. Speyer und Lincoln im Vergleich (11. bis frühes 16. Jahrhundert) (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 93), Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar 2021. – 449 S., 20 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3412-52011-3, Preis: 65,00 €).

Mit seiner überarbeiteten Habilitation legt Benjamin Müsegades eine umfassende, vergleichend angelegte Arbeit zu einem Schnittpunkt zweier zentraler Phänomene des europäischen Mittelalters vor, den er in seiner Einleitung zu Recht als Manko der Mediävistik identifiziert: Heiligenverehrung und städtischer Raum. Anders als bisherige zeit- und ortsspezifische Studien soll ein für Unterschiede empfänglicher Vergleich von Speyer und Lincoln sowohl die für beide Fallbeispiele bereits verfügbaren Erkenntnisse schärfen, also auch Übereinstimmungen erfassen, die Aussagen über die Bedeutung von Heiligenkulten für mittelalterliche Bischofsstädte regionsübergreifend verallgemeinerbar machen. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, „inwiefern Gruppen, Korporationen und einzelne Personen ihre Identität durch die Aneignung von Heiligen konstituierten, ausdrückten oder bestärkten“, wobei „Aneignung“ verstanden wird als „die Auswahl eines Heiligen als Patron einer Kirche, einer Kapelle, eines Altars oder einer Korporation und/oder seine bildliche, schriftliche oder rituelle

Inkorporation, Abbildung oder Darstellung sowie jeder physische wie imaginierte Kontakt mit demselben durch Individuen, Gruppen oder Korporationen“ (S. 22).

Zunächst bietet Müsegades einen Überblick der „Stadtgeschichte und Sakraltopographie“ (S. 39-69) seiner beiden Fallbeispiele, der die ähnlichen Ausgangslagen und Entwicklungsverläufe beider Städte betont und die komplexe Landschaft von Kathedralen, Pfarrkirchen, Kapellen, Stiften, Klöstern, Hospitälern et cetera vorstellt. Es folgen die „Voraussetzungen“ (S. 70-87) der Studie, zunächst ein Abriss der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Heiligenkulten, dann die frühmittelalterliche Ausgangssituation in beiden Städten vor dem eigentlichen Untersuchungszeitraum. So erkennt Müsegades, trotz Überschneidungen etwa in der Verehrung des heiligen Martin, in Speyer eine „konservative Patrozinienwahl“ (S. 80) im frühen Mittelalter, während es in Lincoln schon vor dem 11. Jahrhundert ein „Nebeneinander universaler wie regionaler Kulte“ gegeben habe (S. 86).

Das Herzstück der Arbeit bildet das vierte Kapitel, welches „Akteure und Orte“ (S. 88-285) der Heiligenaneignung im Spiegel der textlichen Überlieferung in Archiven und Editionen sowie der materiellen Quellen (zum Beispiel Siegel, Bilder, Gebäude), auch mit Blick auf ihre Aussagekraft für performative Dimensionen, beispielsweise in Liturgie und Prozessionen, betrachtet, wobei Müsegades wichtigerweise wiederholt auf die Problematik disparater Quellenbestände aufmerksam macht, „mit denen eine komparatistische Studie stets leben muss“ (S. 343). Der Gefahr, sich beim Lesen in der Vielzahl angelegener Heiliger zu verlieren, beugt eine Unterscheidung zwischen universalen biblisch-apokryphen, antiken und mittelalterlichen Heiligen sowie regionalen und lokalen Kulturen vor; durch ein Register (S. 429-449) ist das Buch auch für hagiologische Partikularinteressen erschlossen. Obwohl die Gottesmutter in beiden Städten von besonderer Bedeutung war, lag Domkapiteln und Kollegiatstiften in Lincoln auch daran, ehemalige „Oberhirten“ der Diözese als Heilige erfahrbar zu machen. Kapellen und Altäre setzten ergänzende Akzente, sodass in Speyer auf dieser Ebene Heilige mit regionalem Bezug, etwa Bernhard von Clairvaux, einbezogen wurden, während in Lincoln frühe universale Heilige wie Petrus und Paulus ebenfalls zur Geltung kamen. Auch einzelne Bischöfe in Speyer und Lincoln könnten „Orte, Praktiken und Medien“ (S. 161) wie etwa das Sammeln von Reliquien genutzt haben, um mögliche persönliche Präferenzen hervorzuheben, auch wenn „in der Regel der genaue Grund für eine Inbezugsetzung zu Heiligen nicht vollständig erschließbar ist“ (S. 175). Während in Speyer Klöster und Orden Heilige mit Bezug zum Gesamtorden bevorzugten, war in Lincoln, neben dem Marienkult als erneuter Schnittmenge, dagegen „eine auch durchaus regional oder landestypisch akzentuierte Heiligenlandschaft erfahrbar“ (S. 185). Ähnlich differenzierte Schwerpunktsetzungen beobachtet Müsegades für Pfarrkirchen, Hospitäler und Kapellen in den beiden Städten. Bürgermeister und Rat zeigten in Speyer ein relativ geringes Interesse an lokalen Kulturen und konzentrierten ihre Energie, nicht nur in jährlichen Prozessionen, auf Maria als Patronin der Bischofskirchen, deren simultanes Auftreten in den Siegeln der Bürgermeister von Lincoln sowie der Staple-Gesellschaft ganz ähnlich auf die „Überschneidung von städtischer Funktionselite und [...] im örtlichen Staple organisierten Händlern“ (S. 207) hinweise. Ganz ähnlich habe es sich mit Domklerusbruderschaften verhalten, während Laienbruderschaften, zumal Handwerkergerilden in Speyer, die Patrone lokaler Kirchen und berufsständische Heilige präferierten, in Lincoln aber universale und dem englischen Trend entsprechend lokale Heilige auswählten. Punktuell kann Müsegades außerdem zeigen, dass auch wohlhabende Bürger in beiden Städten dazu in der Lage waren, durch die Anbindung ihrer Stiftungen an lokale Pfarrkirchen ihre Zuneigung zu speziellen Heiligen zum Ausdruck zu bringen. Den Abschluss des Kapitels bilden zunächst die Aneignungsprozesse von Königen und Kaisern, die in beiden Städten etwa als Schenker von Reliquien und in Speyer als Förderer des Marienkultes in Erscheinung traten,

ansonsten aber eine „weitestgehend zu vernachlässigende Rolle für die Ausbildung und Festigung der lokalen Heiligenkulte spielte[n]“ (S. 282). Ähnliches gelte für den regionalen Adel, dessen Aneignung, so sie existierte, zumindest in der Überlieferung blass bleibe. In einem Zwischenspiel widmet Müsegades sich zwei performativen Dimensionen der Heiligenaneignung, dem „Erlaufen“ von Heiligen in Wallfahrten und Prozessionen (S. 286-303). Da diese Modi im vierten Kapitel stellenweise bereits angesprochen wurden, wären im Anschluss an oder als Teil dieses fünften Kapitels weitere Synthesen zu anderen zentralen Ausdrucksformen aufschlussreich gewesen, etwa der Liturgie oder des Siegelwesens.

Nach einem kurzem Zwischenfazit (S. 304-306), das die Vielzahl der aneignenden Akteure und neben den Gemeinsamkeiten etwa im Marienkult auch die Unterschiede im „Heiligenhimmel“ der beiden Städte noch einmal Revue passieren lässt, widmet Müsegades das vorletzte Kapitel (S. 307-340) einer Systematisierung der Verbreitung und Entwicklung von Heiligenkulten in dem von ihm gewählten Untersuchungsbereich. Seine eingangs erwähnte Typologie aufgreifend, betont Müsegades die Vorreiterstellung biblischer und apokrypher Heiliger (zum Beispiel Maria, Anna, Apostel, weniger Dreikönigs- und Evangelisten-Kulte) im frühen Mittelalter und ihr Fortbestehen neben Heiligen späterer Zeit. Ihre Arrangements re-ektierten „überregionale Trends“, schlossen „ortsspezifische Besonderheiten“ aber nicht aus (S. 316). Antike Heilige waren beispielsweise im Martinskult in beiden Städten präsent, ganz ähnlich dem Kult des heiligen Nikolas, anhand dessen Müsegades die „potentielle Vielgestaltigkeit der Heiligenaneignung“ (S. 327) in Reliquien, Liturgie und Wallfahrten neben Patrozinien noch einmal deutlich macht. Für mittelalterliche Heilige werde trotz individueller Unterschiede in der Besetzung des Heiligenhimmels ein Hang zu jenen Heiligen sichtbar, „die in der jeweiligen Region verankert waren“ (S. 337), wobei lokale Heilige in Lincoln wesentlich bedeutsamer gewesen seien als in Speyer.

Der Schluss (S. 341-358) betont erneut die nunmehr unter Beweis gestellten Potenziale des historischen Vergleichs, der sowohl die Eingebundenheit der englischen und deutschsprachigen Städtelandschaft in übergreifende Heiligenkulte des mittelalterlichen Christentums gezeigt als auch das Einwirken regionaler Einflüsse verdeutlicht hat. Jedoch bleibt an dieser Stelle ein Rückbezug auf die in der Einleitung angesprochenen, oft zitierten Unterschiede zwischen England und dem Herrschaftsgebiet der deutsch-römischen Kaiser aus. Mag nicht der wiederholt für Lincoln konstatierte stärkere Bezug auf lokale und regionale englische Heilige auf eine vermehrte Selbstreferentialität – um nicht zu sagen Insularität – Englands hinweisen? Eine weitere Vertiefung seiner Ergebnisse für den britisch-deutschen Vergleich ist in der Tat wünschenswert, zumal in englischer Sprache. Ohne Zweifel wäre es für die internationale Stadtgeschichtsforschung ein großer Gewinn, wenn Müsegades sich überreden ließe, die zentralen Ergebnisse seiner Studie zumindest in einem auf Englisch verfassten Aufsatz zur Verfügung zu stellen.

London

Marcus Meer

ANNETTE GRUSCHWITZ, Der Buß- und Betttag im frühneuzeitlichen Sachsen. Eine liturgiehistorische Untersuchung über einen Feiertag im Wandel (Arbeiten zur Praktischen Theologie, Bd. 84), Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2021. – 404 S., geb. (ISBN: 978-3-374-06788-6, Preis: 58,00 €).

Den Buß- und Betttag gibt es als gesetzlichen Feiertag heute nur noch im Freistaat Sachsen. Seit langem wird in wechselnder Intensität über seine Beibehaltung oder

Abschaffung diskutiert. Annette Gruschwitz legt mit ihrer 2020 von der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig angenommenen Dissertation die fast 500-jährigen Wurzeln dieser protestantischen Buß-Feier frei. Sie tut dies nicht, um die sächsische Bußtagstradition zu glorifizieren, sondern um die gegenwärtige Feiertagspraxis „als eine gewordene zu begreifen und kritisch zu hinterfragen“ (S. 15), mithin einen „historisch informierten‘ Umgang“ (S. 355) mit dem Buß- und Betttag anzuregen. Dazu möchte sie die praktisch-theologische mit der kirchenhistorischen Forschung im Sinne einer „praxisrelevanten Kirchengeschichte“ (S. 356) ins Gespräch bringen.

Als Theologin wählt sie einen liturgiehistorischen Blickwinkel, der gleichwohl kirchen-, alltags-, mentalitäts- und eben auch landesgeschichtliche Aspekte nicht unbeachtet lässt. In analytisch überzeugender Weise nimmt die Untersuchung drei Schwerpunktssetzungen vor: Sie fragt 1. nach den liturgischen Erscheinungsformen der Bußtage, 2. der inhaltlich-theologischen Umsetzung des liturgischen Programms und 3. der Motivation der Akteure, die Bußtage anordneten oder als Kirchenvolk diese feierten. Dies geschieht für den Zeitraum 1529 bis 1830, wobei die Verfasserin die Jahresangaben nicht als kirchengeschichtliche Zäsuren, sondern eher als grobe Epochenrisse versteht. Das Jahr 1529 kann den Landeshistoriker dabei leicht in die Irre führen, denn außer einigen Randbemerkungen zum ernestinischen Kurfürstentum Sachsen und den gebotenen Rückbezügen auf einschlägige Lutherschriften beschäftigt sich die Darstellung de facto nur mit dem albertinischen Herrschaftsbereich seit der Einführung der Heinrichsagende 1539. Die Beschränkung auf diesen geografisch und konfessionell abgrenzbaren Raum ist sinnvoll und notwendig, denn frömmigkeitsgeschichtlich sind selbst protestantische Territorien unter sich nur bedingt zu vergleichen. Schon der Blick ins benachbarte Brandenburg-Preußen offenbart eine anders geartete Entwicklung der Bußtagsfeier.

Um die Ausformung der sächsischen Bußtagstradition ansichtig zu machen, fokussiert die Verfasserin auf zwei zeitliche Querschnitte. Nach einem kurzen instruktiven Abriss zu den biblischen Bezügen des Bußwesens und seiner Praxis bis zum Vorabend der Reformation (S. 27-41) widmen sich die beiden gleichartig aufgebauten Hauptkapitel dem „langen 17. Jahrhundert“ (S. 43-183) und der „Sattelzeit“ von 1750 bis 1830 (S. 185-339), an denen die Verfasserin jeweils ihre drei Leitfragen durchdekliniert. Hinsichtlich der liturgischen Formentwicklung kann sie herausarbeiten, dass sich – ausgehend von der frühesten sächsischen Bußanweisung 1546 – mit den Betstunden (ab 1592), den Freitagsbußpredigten (ab 1626) und den Buß- und Bettagen (seit 1664) drei feste Feierformen etablieren, von denen sich letztere unter Vereinnahmung der anderen beiden Formen verstetigt. Inhaltlich-theologisch illustriert die Verfasserin, indem sie unter anderem Gesangbücher, Gebete, Lieder und (gedruckte) Predigten in wohlwogener Auswahl sprechen lässt, den Wandel von anlassbezogenen, spontanen Bußzeiten hin zu Bußtagen, die als feste Termine im Kirchenjahr nicht mehr auf konkrete Notsituationen reagierten. Drängten im 17. Jahrhundert die osmanische Bedrohung Mitteleuropas und der Dreißigjährige Krieg zu Artikulationsformen von Klage und Beugung vor Gott und wurden solche Ereignisse als Strafen Gottes interpretiert, so konstatiert sie für die Zeit um 1800 im Zuge eines aufklärerischen Optimismus eine Veränderung der Bußtage zu „gemeinschaftserhaltenden Gedenktage(n)“ und „individuellen Besserungstage(n)“ (S. 277, 299 und öfters). Damit markiert die Darstellung wesentliche Unterschiede der Gottesbilder und Bußverständnisse zwischen lutherischer Orthodoxie und dem theologischen Rationalismus des 19. Jahrhunderts, die auf den sächsischen Kontext zugespitzt werden. Diese wiederum zeigten praktische Auswirkungen in der Zurückdrängung des Betens als Bußform zugunsten der belehrenden Predigt.

Während die liturgischen und theologischen Kategorien wohl vorzugsweise die theologisch interessierte Leserschaft ansprechen, vermittelt der dritte Fragekomplex für die sächsische Landesgeschichte einige beachtenswerte Erkenntnisse. Hier werden die Anordnungsmotive für Bußtage und ihre Rezeption durch die Bevölkerung in Zusammenhang gebracht und aufschlussreiche Interaktionsprozesse zwischen weltlicher/geistlicher Obrigkeit und Untertanen aufgedeckt. So zeigt die Verfasserin, dass die Etablierung der ganztägigen Bußtage 1664 eben nicht als rein geistliches Anliegen zu betrachten ist, sondern mit den Bestrebungen Kurfürst Johann Georgs II. (1613–1680) korrespondiert, seine Herrschaft nicht nur anhand höfischer Festkultur, sondern ebenso über religiöse Kanäle als landesväterlicher Fürsorger für den Landfrieden und das Seelenheil der Untertanen zu inszenieren. Unter seinen religiös indifferenten Nachfolgern, zumal nach dem Konfessionswechsel 1697, trat dann die Lenkungscompetenz des Oberkonsistoriums in den Vordergrund – eine Beobachtung, die dazu anregen könnte, die Wirksamkeit dieser sächsischen Kirchenbehörde an anderer Stelle und ausgedehnt auf weitere Sachverhalte noch gründlicher zu untersuchen. Gleichmaßen wird die sozialpolitische Komponente der rationalistisch geprägten Bußtage nach 1800 herausgestellt, die nicht nur der moralischen Besserung der Predigthörer dienen, sondern über die Bußtagskollekten auch die finanziellen Mittel für die „Zucht- und Arbeitsanstalten“ – verstanden ebenfalls als „Besserungsorte“ – einwerben sollten. Eingegangen wird ferner auf die Wechselwirkungen von Bußtagsfeier und Polizeiordnungen (Ausschankverbot, Schließung der Stadttore), auf die sozialdisziplinierenden Absichten, Bußtage als „bürgerliche Pflicht“ zu vermitteln und zur „Vaterlandsliebe“ anzureizen und den Widerstand von Landadel und Handwerkern gegen diese wirtschaftlich „verlorenen“ Tage. In der Demonstration dieser Multifunktionalität der Bußtage liegt ein besonderer Wert für die sächsische Landesgeschichte, den die Verfasserin aus ihrem theologischen Interesse heraus beim Schreiben möglicherweise gar nicht so stark im Blick hatte, der aber doch mehr als ein „Nebenprodukt“ zur Kenntnis genommen werden sollte. Dies vor allem auch deshalb, weil sich hier wichtige Anknüpfungspunkte an bereits vorliegende Studien zur profanen wie kirchlichen Jubiläums- und Feiertagskultur in Sachsen ergeben.

Der verdienstvollen Arbeit liegen umfangreiche Quellenstudien zugrunde, die sich neben dem Schriftgut der sächsischen Zentralbehörden auf die kirchlichen Verhältnisse in Leipzig und Dresden, ergänzt um Einzelzeugnisse aus Chemnitz, Freiberg, Plauen und Zittau, konzentrieren. Eine solche auswählende Vorgehensweise ist zur Bewältigung der Materialfülle auf dem Hintergrund typologischer Überlegungen unerlässlich. Dennoch wäre tiefer zu diskutieren, wie stark die Frömmigkeitsprägende Wirkung der städtischen Zentren Leipzig und Dresden tatsächlich gewesen ist, da sich das gottesdienstliche Leben zwischen Stadt und Land doch erheblich voneinander unterschied. Zu korrigieren sind einige kleinere Ungenauigkeiten bei der Beschreibung der landesgeschichtlichen Kontexte. So war Sachsen 1708 noch nicht Königreich (S. 40, Anm. 69) und Friedrich III. (der Weise) (1463–1525) 1541 nicht mehr Kurfürst (S. 144, Anm. 332). Das zeitgenössische Kürzel „g“ bei den Währungsangaben ist statt mit „Gulden“ durchgängig mit „Groschen“ wiederzugeben.

Dies aber sind nur Marginalien einer ansonsten von angenehmer Lesbarkeit, präziser Analyse, prägnanter Zusammenfassung in 26 Schlaglichtern (S. 341–354) und mutigen liturgisch-rituellen Vorschlägen für eine heutige Bußtagspraxis (S. 355–368) gekennzeichneten Arbeit. Ein Register hätte dem hochwertig gestalteten Buch ein weiteres Qualitätsmerkmal verliehen.

HAGEN MARKWARDT/FRUZSINA MÜLLER/BETTINA WESTFELD (Hg.), Konfession und Wohlfahrt im Nationalsozialismus. Beispiele aus Mittel- und Ostdeutschland (Zeitgeschichtliche Forschungen, Bd. 57), Duncker & Humblot, Berlin 2021. – 372 S., 21 s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-428-15753-2, Preis: 69,90 €).

Die Einrichtungen in Trägerschaft der Kirchen gehörten seit Anbeginn zu den maßgeblichen Akteuren der Wohlfahrtspege im Deutschen Reich. Insofern ist die Frage von großer Bedeutung, wie sich das nach der Übertragung der Macht an die Nationalsozialisten 1933 fundamental veränderte Verständnis von den Aufgaben der Gesundheits- und Fürsorgepolitik auf die konfessionellen Institutionen auswirkte. Woran richteten sie ihre Tätigkeit aus? Wie versuchten sie der verschärften Konkurrenz mit den Häusern in staatlich-öffentlicher Trägerschaft zu begegnen, die von der kirchenfeindlichen nationalsozialistischen Politik profitierten? Welche Positionen bezogen diejenigen, die Verantwortung trugen für das Wohlergehen von hilfebedürftigen Menschen, angesichts der Bedrohung durch das vorherrschende Denken in biologistisch-rassistischen Kategorien? Beeinflussten diese ihre christlichen Grundüberzeugungen und veränderten sie? Die von den Autorinnen und Autoren des Sammelbandes „Konfession und Wohlfahrt im Nationalsozialismus“ gefundenen Antworten auf diese und andere Fragen verstehen sich nicht als umfassend und abschließend. Die 13 Einzelbeiträge erheben Befunde und wollen weitere Forschungen anregen.

Das Foto auf dem Buchdeckel provoziert: Vom dunklen Hintergrund eines Saales heben sich die weißen Hauben von Diakonissen ab, die sich unter einem großformatig auf hellem Grund platzierten Symbol der Nationalsozialisten versammelt haben – anstelle des Kreuzeszeichens, unter dem sich sonst die mit dem Habitus protestantisch-christlicher Nächstenliebe gekleideten Schwestern einfinden. Diese stark vergrößerte Abbildung eines im Original wahrscheinlich kleinen Fotoformats führt die Wahrnehmung der Leserin und des Lesers visuell zu einem Kernproblem, dem sich die Beiträge „Beispiele aus Mittel- und Ostdeutschland“ nähern. Es ist die große Bandbreite der Verstrickung diakonischer Einrichtungen in die Verbrechen der Nationalsozialisten im Gesundheits- und Wohlfahrtsbereich bis hin zu ihrer Einbindung und Beteiligung daran: Hätte anstelle des betont neutralen Buchtitels „Konfession und Wohlfahrt“ auch „Konfession und Verbrechen“ stehen können? Diese Frage wirft der Band auf, die Rezension fokussiert sie.

Die geografische Bezeichnung Mittel- und Ostdeutschland in der Überschrift der Publikation bezieht sich auf das konfessionelle karitative Wirken im Gebiet der heutigen Bundesländer Sachsen und Sachsen-Anhalt sowie im ehemaligen Schlesien – Länder mit einer ehemals zu großen Teilen evangelischen Bevölkerung. So thematisieren die Aufsätze des Buches unter der verbindenden Klammer des Begriffs „Konfession“ überwiegend die Diakonie der evangelischen Kirchen, zwei die jüdisch-konfessionelle karitative Arbeit. Lediglich der Beitrag über die Vincentinerinnen im Erzbistum Breslau befasst sich mit der katholischen Caritasgeschichte. Für Thüringen hingegen fanden die zwei Herausgeberinnen Fruzsina Müller und Bettina Westfeld und der Herausgeber Hagen Markwardt keine Beitragenden. Das ist bedauerlich und zeigt schon für sich genommen den großen Forschungsbedarf.

Der erste Aufsatz von NORBERT FRIEDRICH zum Kaiserswerther Verband Deutscher Diakonissenmutterhäuser (S. 15-39) führt in die allfälligen Angelegenheiten der konfessionellen Häuser im kirchenfeindlichen Klima in der Zeit des Nationalsozialismus ein. Am Dachverband, der alles dem obersten Ziel einer Sicherung der diakonischen Arbeit unterordnete, orientierten sich die meisten Mutterhäuser. Umso fataler wirkte es sich aus, dass die Verbandsleitung unter dem wachsenden Druck staatlicher Regulierungen und Eingriffe den Diakonissen und Diakonen an den Orten ihrer

Tätigkeit in der Auseinandersetzung zwischen Bekennender Kirche (BK) und Deutschen Christen (DC) diese klare Orientierung versagte. Noch mehr fehlte eine inhaltliche Ausrichtung zum Problem der schon jahrzehntelang international diskutierten Eugenik und der nationalsozialistischen Erbgesundheitspolitik. UWE KAMINSKY kann im nächsten Beitrag exemplarisch für die sächsischen Vertreter im „Fachausschuss für Eugenik“ der Inneren Mission die daraus resultierenden widersprüchlichen Haltungen nachweisen (S. 41-71). Ein Befürworter der Eugenik in der Weimarer Republik und der Sterilisierung vermeintlich erbkranker Menschen wie der langjährige Leiter der Landesanstalt Großhennersdorf, der Mediziner Ewald Meltzer, lehnte die „Euthanasie“ ab und sprach sich für ein Tötungsverbot aus. Dessen ungeachtet schloß seine Äußerungen die mögliche Zustimmung zu einer Tötung in „Notstandssituationen“ (S. 54) nicht völlig aus. Später dann, Meltzer war bereits außer Dienst, mussten die Leiter von Einrichtungen der Inneren Mission im „Kampf um ihre Patienten“ (S. 65) diese Entscheidungen von großer Tragweite auf sich allein gestellt treffen.

BETTINA WESTFELD schildert unter der Überschrift „Der Landesverein für Innere Mission in Sachsen im ‚Dritten Reich‘“ (S. 73-114) die Grundkonstellation: eine potenzielle Anschlussfähigkeit der von Diakonissen und anderen Mitgliedern des Landesvereins verinnerlichten konservativen Volkssittlichkeitsideale an die biologische Rassenhygiene der Nationalsozialisten. Doch obwohl der von einem Pfarrer mit NSDAP-Parteibuch geleitete Landesverein für Innere Mission 1933 das „Führerprinzip“ übernommen, sich als anpassungswillig gezeigt und eine Ausweitung der Diakonie erwartet hatte, konnte der Verlust von Arbeitsfeldern an die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) nicht abgewendet werden. Zusätzlich litt die Arbeitsfähigkeit der Inneren Mission unter der in Sachsen besonders heftigen innerkirchlichen Konfrontation zwischen Anhängern der BK und der DC. Die Befürwortung der Zwangssterilisation durch die Verantwortlichen schwächte ihre Position bei der Ablehnung der „Euthanasie“ (S. 106). Öffentlichen Widerspruch der von der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsen ordinierten Pfarrer, die den Landesverein und die diakonischen Einrichtungen leiteten, gegen die Tötung Schutzbefohlener gab es nicht. Hatten sie die Möglichkeiten ausgeschöpft, gegen den Mord an Kranken und Menschen mit Behinderung vorzugehen? Akten belegen, dass einzelne Diakonissen und andere sie zu schützen versuchten – Versuche, die keineswegs gegen die Unterlassungsschuld von kirchlichen Verantwortlichen sprechen.

Dieses Erscheinungsbild vertieft CHRISTOPH HANZIG und fragt, ob die Pfarrer in den sächsischen Heil- und Pflegeanstalten zwischen 1933 und 1945 als Seelsorger der Patienten oder als Helfer des Regimes anzusehen sind (S. 115-137). Sie waren in nicht-konfessionellen Häusern tätig und nach der Trennung von Staat und Kirche zumeist staatliche Beamte ohne verantwortliche Funktionen, aber als geistliche Beistände der Heimbewohnerinnen und -bewohner mit sämtlichen rassenhygienischen Maßnahmen der Nationalsozialisten konfrontiert. Eine große Zahl von ihnen stellte sich 1933 bereitwillig in den Dienst der neuen Machthaber. Einer der mit Kurzbiografie porträtierten Pfarrer verließ 1936 den Staatsdienst und übernahm „mit dem Rektorenamt der Brüderanstalt Moritzburg eine konfessionelle Einrichtung“ (S. 119), ein anderer wechselte aus freien Stücken 1937 auf die Pfarrstelle einer Kirchgemeinde. Zur Frage, ob das aus Opposition gegen eugenische Maßnahmen der Nationalsozialisten geschah, bemerkt Hanzig für die Gruppe der Anstaltsgeistlichen, dass sie den „verbrecherischen Charakter der [...] Zwangssterilisationen offensichtlich nicht“ erkannten (S. 136). Von einem Protest aus ihren Reihen gegen die „Euthanasie“ ist nichts bekannt.

„Ambivalente Mutterhausdiakonie“ lautet die von JAN BRADEMANN gewählte Bezeichnung, mit der er das Wirken der Anhaltischen Diakonissenanstalt im Nationalsozialismus knapp und treffend charakterisiert (S. 139-166). Die nationalsozialistische

Gauleitung bemühte sich wie andernorts, das Diakonissenkrankenhaus in Dessau unter ihre Kontrolle zu bringen und der Diakonie Arbeitsfelder zu entziehen. Eine wie in Sachsen in die Auseinandersetzung zwischen BK und DC hineingezogene Diakonie beschränkte ihren Widerspruch gegen den Totalitätsanspruch der Nationalsozialisten auf Glaubensfragen. Folglich fand resistentes Handeln einer „der BK verpöchteten Leitung des Dessauer Mutterhauses“ ausschließlich auf theologischer Ebene statt (S. 163). Auffallend ist das Schweigen der historischen Quellen zu den Themen Sterilisation und „Euthanasie“, eine sehr wichtige, von Brademann nicht kommentierte Feststellung.

Die folgenden Abhandlungen von ANNETT BÜTTNER zur Diakonissenanstalt Dresden (S. 167-193) und von FRUZZINA MÜLLER zum Leipziger Diakonissenhaus (S. 195-227) stellen sich der Herausforderung: Sie fragen trotz der in beiden Fällen gleichfalls äußerst „lückenhaften Quellenlage“ (S. 200) in den Archiven der jeweiligen Mutterhäuser nach deren Handlungsoptionen unter „ständig feindlicher werdenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen“ (S. 167). Weltanschauliche Schnittmengen wie nationalkonservative und autoritäre Grundhaltungen oder völkisch-rassistische Überzeugungen erleichterten wie die hierarchischen Leitungsstrukturen der Institutionen eine Unterordnung unter die Prinzipien der nationalsozialistischen Gesundheits- und Fürsorgepolitik. Die Autorinnen untersuchen Diakonissen als spezifischen Modellfall der bürgerlichen Geschlechterordnung, die eine mit Gehorsam, Demut und Aufopferung assoziierte und im Nationalsozialismus unhinterfragt gültige Rollenerwartung an Frauen adressierte. Unter dieser mit dem eigenen Selbstverständnis übereinstimmenden Voraussetzung konnte die Leiterin der Krankenpflanzeschule der Dresdner Diakonissen, die der Bekennenden Kirche nahestand, Vertreterin der Diakonissenhäuser in der nationalsozialistischen Reichsfachschaft Deutscher Schwestern werden.

Für Dresden und Leipzig sind Zwangssterilisationen nicht vollumfänglich nachweisbar, doch Annett Büttner kann darlegen, dass sich viele Diakonissen der nationalsozialistischen Ideologie zuwandten. Sie geht von einer Beteiligung des Krankenhauses der Diakonissenanstalt Dresden aus. Indem sie andererseits Versuche zum Schutz der von „Euthanasie“ bedrohten Patienten hervorhebt, ohne Einzelbeispiele nennen zu können, zeigt sich das Dilemma der Historiografie bezüglich vieler nationalsozialistischer Verbrechen in aller Schärfe. Die Verantwortlichen vermieden es mit guten Gründen, sowohl Beteiligung als auch Gegnerschaft zu dokumentieren. Den Nationalsozialisten gelang es oft, Aktennachweise zu vernichten und Spuren zu beseitigen. Die Geschichtswissenschaft muss häufig ohne die empirischen Belege für Fakten auskommen und diese aus den Kontexten extrapolieren. Es beeindruckt, wie Fruzzina Müller aus wenigen Unterlagen exemplarisch den Lebensweg einer Leipziger Diakonisse rekonstruiert, die jahrzehntelang Dienst tat, gelegentlich unangepasste agierte, schließlich als psychisch erkrankt eingestuft, allein gelassen und in der Gaskammer ermordet wurde. Ihre Oberin hatte zuvor die Einweisung in eine Heil- und Pflegeanstalt veranlasst, „um die Einheit der Gemeinschaft zu bewahren und das reibungslose Funktionieren des Diakonissenhauses zu sichern“ (S. 214). Müller betont die Zusammenhänge zwischen autoritären Hausleitungen, dem auf Gehorsam und Pflichterfüllung beruhenden Rollenbild, den exkludierenden Vorstellungen über Zusammengehörigkeit und der von staatlichen Autoritäten veranlassten Beteiligung an Verbrechen.

HELMUT BRÄUTIGAM skizziert den „Weg zur Entkonfessionalisierung des evangelischen Krankenhauses Paul-Gerhardt-Stift“ in Wittenberg und die Umstände, unter denen Nationalsozialisten zunächst Einlass auf die Einrichtung und die Stiftung erlangten, um die Klinik unter städtische Kontrolle zu bringen (S. 229-245). Obwohl anfänglich deren leitende Gremien die nationalsozialistische Herrschaft begrüßten und mit Anpassungsleistungen – sie entließen den langjährigen Chefarzt wegen der jüdi-

schen Abstammung seiner Ehefrau – ihre Kooperationsbereitschaft demonstrierten, nahm der Druck auf das Paul-Gerhardt-Stift zu. Eine erste Chance zur Einussnahme durch Nationalsozialisten bot sich in der Besetzung der Position des neuen Chefarztes, der bald demonstrativ aus der Kirche austrat und selbstverständlich Zwangssterilisationen durchführte. Die dringend erforderliche Vergrößerung des Krankenhauses zog weitere Personalzuwächse ohne kirchlich-diakonische Bindungen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nach sich. Schritt für Schritt erodierten diese, nachdem Mitglieder der alten Leitung verdrängt werden und die Diakonissen allein den Pflegebedarf nicht abdecken konnten. Als dann im Zweiten Weltkrieg die Bettenkapazität nochmals drastisch erhöht werden musste, bewirkten finanzielle Zwänge die „schleichende Überführung“ der Klinik (S. 243) in die städtische Verwaltung.

Für einen solchen widerstrebenden Transformationsprozess im Brüder- und Pflegehaus Zoar-Martinshof in Rothenburg (Oberlausitz) und Tormersdorf fand MANJA KRAUSCHE in den Quellen keine Anhaltspunkte (S. 247-265). Die Diakone und der Vorsteher, ein Divisionspfarrer außer Dienst, kooperierten bereitwillig mit den nationalsozialistischen Machthabern und mit dem Erbgesundheitsgericht Görlitz – alle 89 Diakone gehörten der Deutschen Arbeitsfront und 33 von ihnen darüber hinaus der NSDAP an. Die Zwangssterilisation von Pflegelingen und Fürsorgezöglingen aus Zoar-Martinshof wurde in Niesky im Diakonissenkrankenhaus durchgeführt. Danach drängten staatliche Behörden auf deren Entlassung, soweit das möglich war. Das konnte sie vor weiterer Verfolgung bewahrt haben, denn die verbliebenen Patienten setzte der Vorsteher 1941 auf Listen zur Verlegung in staatliche Anstalten, wo viele von ihnen die Krankenmorde nicht überlebten. Indem er zustimmte, dass in Zoar-Martinshof ein Wehrmachtslazarett, ein Kriegsgefangenenlager und zuletzt in Tormersdorf ein sogenanntes „Judenlager“ errichtet wurden, wollte der Vorsteher das Brüderhaus erhalten und konnte sogar zum Kriegsdienst eingezogene Diakone als Pflege- und Wachpersonal reklamieren. Das „Tormersdorfer Ghetto“ war ein Sammel-, Durchgangs- und Arbeitslager, das etwa 1 000 Personen durchliefen; es wurde nach deren Deportation in die Vernichtungslager ab 1943 der NSV unterstellt und diente zur Unterbringung alter und kranker Menschen. Krausche kann belegen, dass viele Diakone keinen Unterschied sahen in der Betreuung Pflegebedürftiger und der aktiven Mitwirkung an der Verfolgung von Juden, die zu ihrer Ermordung durch die Nationalsozialisten führte. Seit Ende 1995 erinnert ein Denkort im heutigen Martinshof Rothenburg Diakoniewerk an die Verfolgten und Ermordeten.

ELENA M. E. KIESEL beschreibt die Situation der drei Diakonissenhäuser der damaligen Provinz Sachsen (S. 267-287) zwischen „Selbstbehauptung und Selbstaufgabe“ (S. 273) und konstatiert eine grundsätzliche Offenheit für die „Ideen von 1933“ (S. 275). Wie andernorts konnte der NSV in der Konkurrenz um Arbeitsfelder nichts entgegengesetzt und der Verlust von Einrichtungen nicht abgewendet werden. Allerdings wird der in der Überschrift genannte „interne Diskurs dreier Diakonissen-Mutterhäuser der Provinz Sachsen zwischen 1933 und 1945“ nicht sichtbar. Diesen dominierten einseitig die Stimmen der männlichen Hausvorstände, die wiederum „Zwangssterilisationen, ‚Euthanasie‘ und Judenverfolgung“ (S. 285) in den Rundbriefen an die Schwesternschaft nicht einmal erwähnten und nur eine, wenn überhaupt, kaum vernehmliche Kritik an der deutschen Kriegsführung anklingen ließen. „Vielstimmiges Schweigen“ (A. LEO/P. REIF-SPIREK (Hg.), Vielstimmiges Schweigen, Berlin 2001) umgibt die Komplizenschaft der Männer und Frauen der Diakonie, der Helferinnen und Helfer sowie Unterstützerinnen und Unterstützer mit den Täterinnen und Tätern.

Anders als bei manchen der in diesem Band vereinten Untersuchungen kann sich MAIK SCHMERBAUCH in seinem Artikel über die Vincentinerinnen im Erzbistum Breslau (S. 289-317) auf eine umfangreiche Aktenüberlieferung stützen. Ebenso anders als

in Teilen der Diakonie gab es bei der Caritas keine Zustimmung zum Nationalsozialismus. Erst seit dem Reichskonkordat vom 20. Juli 1933 besaßen die Katholische Kirche und die Orden eine einigermaßen gesicherte Arbeitsgrundlage. Einer Involvierung in die verbrecherische nationalsozialistische „Wohlfahrts“politik konnten sich die Schwestern dennoch nicht entziehen. Die Vincentinerinnen in Schlesien waren unter anderem im städtischen Krankenhaus Beuthen und im St.-Anna-Krankenhaus in Breslau an Zwangssterilisationen beteiligt. Das belegen die von Schmerbauch ausgewerteten Unterlagen. Sie bilden im Wunsch einzelner Ordensschwestern nach Abberufung die außergewöhnlichen Konikte namentlich im Krankenhaus Beuthen und die Interventionen des Mutterhauses ab – allein schienen letztere nichts bewirkt zu haben. Er attestiert den Vincentinerinnen „theologischen ‚Widerstand‘“ und spricht von einer „klaren ethischen Haltung“ (S. 306). Zugleich ist zu fragen, ob der Austausch von Schwestern Ausdruck einer fehlenden allgemein verbindlichen Position zur Zwangssterilisation innerhalb der Schwesternschaft war.

In dem Beitrag „Die Chemnitzer Juden und ihr Fürsorgewesen“ (S. 319-341) wendet sich JÜRGEN NITSCHKE einem mit den zuvor geschilderten Problemlagen nicht zu vergleichenden Gegenstand zu: Die in den kirchlichen Fürsorgeeinrichtungen tätigen Frauen und Männer mussten sich sorgen um die Existenz ihrer Häuser und um das Wohlergehen und das Leben der ihnen anvertrauten Personen – im jüdischen „Alters- und Siechenheim“ ging es um das physische Überleben aller, des Pflegepersonals wie der Gepflegten. Zunächst freilich existierte für die in Chemnitz und anderen Orten des Erzgebirges lebenden Juden kein Altersheim. So informiert Nitschke vor dem Hintergrund der kurzen Geschichte des Hauses über die Lage der jüdischen Wohlfahrtspflege in Sachsen und stützt sich dabei auf eine imponierende Fülle akribisch ermittelter Informationen und Fakten zur Israelitischen Religionsgemeinde zu Chemnitz. Er beschreibt die zunehmend beklemmenden Existenzbedingungen ihrer Mitglieder, die Zerschlagung der Organisation durch die Nationalsozialisten und die besonders schwierige Lage alter und kranker Menschen nach ihrem Ausschluss aus den staatlichen Versorgungssystemen. Nachdem der Gemeindevorstand am Antonplatz 15 ein geeignetes Haus gefunden hatte, bewohnten seit Februar 1940 bedürftige Chemnitzer Juden diese „Zwischenanstalt auf dem Weg in den Tod“ (S. 338). Nicht bekannt ist die Gesamtzahl der Menschen, die in dem Gebäude mit einer Wohnkapazität für 35 bis 40 Personen bis zur endgültigen Deportation nach Theresienstadt am 21. Juni 1943 lebten.

In seinem Aufsatz über die „Ausbildung zur Krankenpflege in der Israelitischen Krankenversorgungsanstalt Breslau während des Nationalsozialismus“ (S. 343-370) rückt HAGEN MARKWARDT ein Segment aus der über 200-jährigen Geschichte des Krankenhauses und mit dem Krankenpflegepersonal einen „kleinen Ausschnitt der jüdischen Lebenswelt“ (S. 344) in den Mittelpunkt. Er beginnt mit einem Überblick zur Krankenpflege und zum Krankenhaus als wichtiger „Kontaktzone von Juden und Nicht-Juden“ (S. 349) in der Weimarer Republik. Im Nationalsozialismus bewirkte die „zunehmende gesellschaftliche Ausgrenzung“ (S. 355) die „Transformation des Krankenhauses in eine durch die antisemitische Rassegesetzgebung bestimmte Zwangs- und Notgemeinschaft“ (S. 357). Die Klinik war einer der „wenigen Orte der Berufsausbildung, die den Juden im Deutschen Reich verblieben“, und die Krankenpflegeausbildung dementsprechend attraktiv für Emigrationswillige (S. 363). Trotz aller dramatischen Einschränkungen konnte die mit der „Bewahrung von Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten in einer restriktiv-repressiven Gesellschaft“ (S. 369) verbundene Arbeit bis zur Verschleppung der letzten Juden in die Konzentrationslager Anfang 1945 fortgesetzt werden.

Obschon die zwei zuletzt besprochenen Aufsätze wie Aberrationen wirken inmitten zahlloser Beispiele für die Verstrickung der karitativen Einrichtungen in die

verbrecherische nationalsozialistische Gesundheits- und „Wohlfahrts“politik, gehört ihre Perspektive zwingend zum Spektrum der konfessionellen Wohlfahrtspraxis. Als Fremdkörper weisen sie auf mitmenschliches Verhalten im Nationalsozialismus hin. Oft ist davon und von den christlichen Grundüberzeugungen in der karitativen Arbeit wenig erkennbar. Zu konstatieren ist eine uneinheitliche Auswirkung des Nationalsozialismus auf das christliche Selbstverständnis in der Diakonie. Verantwortliche und Beschäftigte der diakonischen Einrichtungen in Mittel- und Ostdeutschland sahen vielfach entweder tatenlos zu, wie Heimbewohnerinnen und -bewohner abtransportiert wurden, oder sie beteiligten sich daran. Innerlich mögen zwar viele von ihnen die Tötung von Menschen mit Behinderung und mit psychischen Erkrankungen abgelehnt haben. Wenige nur halfen den vom Tod Bedrohten. Aktiver Widerstand gegen die „Euthanasie“ wie bei Paul Gerhard Braune, dem Leiter der Hoffnungstaler Anstalten Lobetal, findet sich sonst fast nicht, allenfalls ein theologisch argumentierender Dissens oder das vereinzelte Bemühen, mit der Dokumentation der Verbrechen ihr Ende herbeizuführen.

An Zwangssterilisationen wirkten Männer und Frauen der Kirche ebenfalls mit. Die Aussprachen in der Diakonie vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Debatten über eugenische Maßnahmen seit den 1920er-Jahren hatten dafür den Boden bereitet. Auf der ‚schiefen Ebene‘ weitgehender Zustimmung zu Sterilisationen in Kreisen der evangelischen Kirche fanden sie wenig Halt, sich entschieden der „Euthanasie“ zu widersetzen. Wiederholt ließen sie die ethisch-moralische Linie hinter sich, die sie von den Mordaktionen getrennt haben würde. Die Prinzipien der nationalsozialistischen Gesundheits- und Fürsorgepolitik mussten sie nicht teilen, um die Diakonie, wie häufig geschehen, daran auszurichten. Dem Argument, Einrichtungen und Tätigkeitsfelder sichern zu wollen, mussten sie die Frage gegenüberstellen, ob der Zweck, eine Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern zu erhalten, das Aufgeben der Diakonie rechtfertige. Hatte eine karitative Institution wie das Brüder- und P egehaus Zoar-Martinshof eine Existenzberechtigung ohne Kranke und P egebedürftige? Über die Antworten der Schwestern und Diakone, der Pfarrer und der anderen Verantwortlichen auf die Herausforderungen der karitativen Arbeit im Nationalsozialismus, über Transformation oder Standhaftigkeit ihrer christlichen Grundüberzeugungen wissen wir deutlich zu wenig. Diese Auswirkungen der nationalsozialistischen Politik sind erst in Ansätzen erforscht. Die defizitäre Quellenlage, das zeigen die Beiträge jedenfalls, ist mitnichten ein Grund zum Verzicht auf die Problematisierung des Komplexes „Konfession und Wohlfahrt im Nationalsozialismus“, sondern eine methodologische Herausforderung an die Geschichtswissenschaft.

Dresden

Thomas Widera

GERHARD POPPE/ALBRECHT VOIGT (Hg.), Bistum Dresden-Meißen. 100 Jahre Wiedererrichtung. St. Benno Verlag, Leipzig 2021. – 224 S., geb. (ISBN: 978-3-7462-5709-9, Preis: 16,95 €).

Jubiläumsschriften sind in erster Linie „pro domo“ geschrieben, sind Identifikationsangebot für die eigene Gruppe; zugleich wollen sie ein externes Publikum ansprechen. Diese doppelte Adressierung hat auch der 2021 aus Anlass der Wiedererrichtung des Bistums Dresden-Meißen vor 100 Jahren vorgelegte Band, in dem 17 Autoren und drei Autorinnen Schlaglichter auf die Bistumsgeschichte von den Anfängen bis heute werfen. Wobei der Begriff „Wiedererrichtung“ signalisiert, dass diese Geschichte nicht erst 1921 begann. Schon zuvor hatte ein Meißner Bistum bestanden: von 968 bis 1581,

als die im albertinischen Sachsen zeitversetzt Fuß fassende Reformation den letzten Bischof zur Demission zwang. Seither existierte in Bautzen ein für die katholisch gebliebene Lausitz konstruierter Platzhalter („Apostolischer Administrator“).

Die Geschichte des alten Bistums skizziert ENNO BÜNZ in seinem Beitrag „*Misnensis ecclesia*“. Das Bistum Meißen im Mittelalter und in der Reformationszeit“ (S. 10-23). In einem Parforceritt streift er die Missionierung der Slawen, den Aufbau der Kirchenorganisation, die Ausbreitung religiöser Gemeinschaften sowie die im Vergleich zu den Verhältnissen andernorts schwache Stellung des Meißner Bischofs in „seiner“ Stadt – wo nicht er, sondern Mark- und Burggraf das Sagen hatten. Eine innerkirchliche Karriere gelang immerhin dem von 1066 bis 1106 amtierenden Bischof Benno, der 1523/24 heiliggesprochen wurde. Freilich war dessen Wallfahrt im Meißner Dom kaum angelaufen, als auch sie der Reformation zum Opfer fiel.

JENS BULISCH widmet sich im Beitrag „Arbeit adelt oder: Die Lausitz nach der Reformation“ (S. 24-35) diesem katholischen Landstrich im protestantisch gewordenen Sachsen, der unter dem Schutz Böhmens seinen Sonderstatus auch nach 1635 halten konnte. (Die Priesterausbildung für die Region erfolgte im „Wendischen Seminar“ in Prag.) Wobei die religiöse Gemengelage der Lausitz gelegentlich skurrile Züge zeitigte: So war in manchen Gebieten, die zum Kloster St. Marienstern gehörten, die katholische Äbtissin für die Einsetzung der lutherischen Geistlichen verantwortlich (S. 25). Und der Probst des katholischen Bautzner Domkapitels kam jahrhundertlang aus den Reihen der protestantischen Meißner Domherren – erst 1996 teilte der Meißner Dechant Karlheinz Blaschke dem Kapitel mit, dass man künftig auf die Besetzung des Amtes verzichte (S. 26).

Einen Schub erfuhr der nur mehr rudimentär vorhandene Katholizismus in Sachsen 1697 durch die Konversion von Friedrich August I. (1670–1733). Der damit angestoßenen Entwicklung widmet sich ULRICH ROSSEAUX im Beitrag „Im Schatten des Herrscherhauses – Katholizismus in Sachsen 1697 bis 1831“ (S. 36-44). Waren katholische Gottesdienste zunächst auf Herrscherhaus nebst Hof beschränkt und spielten sich quasi im Verborgenen ab, so wurde 1708 das alte Opernhaus in eine öffentliche Kirche umgewandelt. 1727 bekannten sich acht Prozent der Einwohner der Residenzstadt zum Katholizismus (S. 38) – eine nicht unbeträchtliche Minderheit, deren Agieren von der lutherischen Geistlichkeit mit Argwohn beäugt wurde. Im Laufe der Zeit entspannte sich das Zusammenleben. Bald nach Fertigstellung der (protestantischen) Frauenkirche 1743 wurde 1751 die (katholische) Hofkirche geweiht – ihr Glockengeläut erhielt sie allerdings erst 1807 durch Napoleon, der die Gleichstellung von Katholiken und Lutheranern für das neue Königreich verfügt hatte.

Neben dem für die Lausitz zuständigen Apostolischen Administrator in Bautzen war seit dem 18. Jahrhundert in Dresden ein Apostolischer Vikar für Sachsen installiert. 1831 wurden beide Ämter vereinigt, der Beichtvater des Königs wurde zum „Apostolischen Präfekten der Mission in Dresden und in ganz Sachsen“ ernannt (S. 35). Es folgten vergebliche Versuche, ein Bistum zu installieren. Erst 1921 genehmigte Papst Benedikt XV. (1854–1922) die Wiedererrichtung eines „Bistums Meißen“ mit Sitz in Bautzen. Seit 1979 trägt es seinen durch „Dresden“ ergänzten Doppelnamen, im Jahr darauf wurde der Bischofssitz nach ebenda verlegt.

Die meisten Beiträge des Bandes befassen sich mit Aspekten des kirchlichen Lebens der letzten hundert Jahre, skizzieren etwa, wie durch den Sog der boomenden Industrie zwischen den Weltkriegen die Zahl der Katholiken anstieg (BENJAMIN GALLIN, S. 45-53), ein Trend, der sich unter anderen Vorzeichen ab 1945 wiederholte (TORSTEN W. MÜLLER, S. 100-112). Weitere Themen sind das Ordensleben (CLEMENS BORDKORB, S. 78-93) oder die katholische Publizistik (ELISABETH PREUSS, S. 148-154). Unter dem Stichwort „Überwintern?“ geht es um die 1970er- und 1980er-Jahre

(BERNHARD DITTRICH, S. 173-181), ein weiterer Text re-ektiert die „Ökumenische Versammlung“ und ihre Rolle bei der Friedlichen Revolution (KATHARINA SEIFERT, S. 182-187). Selbstredend gibt es auch einen Text zu den katholischen Sorben (CLEMENS REHOR, S. 200-206). Viele Beiträge sind historisch angereicherte Zeitzeugenberichte; achtmal ist im Autorenverzeichnis der Beruf „Priester“ vermerkt.

Das Schlusswort hat der Generalvikar (der Verwaltungschef) des Bistums, ANDREAS KUTSCHKE. Unter der Überschrift „Nach der Sendung fragen. Kirche im 21. Jahrhundert“ (S. 207-213) widmet er sich aktuellen Strukturreformen in der Bistumsverwaltung und in den Pfarrgemeinden. Wie es seines Amtes ist, sieht er Licht am Horizont. Dabei ist ihm klar, dass die Kirche vor Herausforderungen steht, für die Stichworte wie Missbrauchsaufarbeitung, Mitgliederschwund, Priestermangel oder auch die Stellung der Frau in der Hierarchie zu nennen wären. Darauf geht er indes nicht näher ein, sondern konstatiert zurecht, dass dies „Themen und Krisen“ seien, „die nicht spezifisch für das Bistum Dresden-Meißen selbst sind“ (S. 213). Doch werden diese „Themen und Krisen“ die Zukunft auch des hiesigen Bistums prägen. Im Band zum 125-jährigen Jubiläum wird darauf zurückzukommen sein.

Dresden

Dieter Herz

Kunst- und Kulturgeschichte

LEONHARD HELTEN/ANKE NEUGEBAUER/UWE SCHIRMER (Hg.), Mitteldeutsche Residenzen. Neuere Forschungen (Junges Forum LEUCOREA, Bd. 1), Mitteldeutscher Verlag, Halle/Saale 2019. – 196 S. mit zahlr. s/w Abb., 16 Farbtafeln, brosch. (ISBN: 978-3-96311-231-7, Preis: 28,00 €).

Der Band bietet einen kleinen Strauß von Studien, die sich aus historischer und kunstgeschichtlicher Sicht um Einzelfragen mitteldeutscher Residenzen im ausgehenden Mittelalter und in der beginnenden Frühen Neuzeit kümmern. Konkret angesprochen werden Arnstadt, Bernburg, Weimar, Wittenberg und Halle/Saale durch die folgenden Beiträge: MARTIN SLADECZEK, Graf Günther XLI. von Schwarzburg, seine Residenz und die Niederländische Renaissance (S. 11-36), wertet auch ungedruckte Quellen aus. – ANKE NEUGEBAUER, Der Wolfgangbau des Bernburger Schlosses: Zum Stand der Forschung (S. 37-60), ist vor allem durch Auswertung des aufwendigen Fassadenschmucks (Fürstenreliefs) von Interesse. – JULIA MANDRY, Leben in der Weimarer Residenz – Inventare des Grünen Schlosses aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (S. 61-84), bietet eine weiterführende Analyse der Raumstruktur. – SASKIA JÄHNIGEN, „das seine churfürstlichen gnaden gotlob christlich unnd seliglich vorstorben ist“ – Tod und Memoria der sächsischen Kurfürsten Friedrich († 1525) und Johann († 1532) (S. 85-111), stellt die spezifisch reformatorische Memoria dieser neuen ernestinischen Grablege heraus. – JÜRGEN VON AHN, Das Himmelreich zu Gast in Halle: Reliquiensammlungen als Teil fürstlicher Repräsentation am Vorabend der Reformation (S. 112-141), behandelt dieses Thema nicht zum ersten Mal. – CHRISTA SYRER, Tugend als symbolisches Kapital: Höfe und Residenzen fürstlicher Witwen in Sachsen vom 15. bis 17. Jahrhundert zwischen weiblicher Selbstdarstellung und dynastischer Repräsentation (S. 142-164), stellt einen Ausschnitt aus ihrem vielversprechenden Promotionsvorhaben über die Architektur von Witwensitzen in der Frühen Neuzeit vor. – JOACHIM FORDERER, Fürstliche Repräsentation in der Universitätsstadt. Zur Bedeutung von Universitätsgebäuden als Medium der visuell-räumlichen Kommunikation in der Residenzstadt. Projektskizze eines Dissertationsvorhabens (S. 165-187), stellt

einige Beispiele wie die Alte Universität in Würzburg vor. – JOHANNA REETZ, Polychrom glasierte Fußböden – lesen aus dem ernestinischen Residenzschloss in Wittenberg (S. 188-193), bietet im Wortsinne einen fragmentarischen Einblick in die Wittenberger Residenzkultur. Zu den Beiträgen gehört ein umfangreicher Tafelteil mit Farbabbildungen.

Es gibt zwar ein kurzes Vorwort, aber keine Einleitung der Herausgeber, obwohl es durchaus zweckmäßig gewesen wäre, aktuelle Entwicklungen der Erforschung von Höfen und Residenzen zu skizzieren. Dass weder im Vorwort der Leucorea noch in dem der Herausgeber das viele Jahre unter dem Dach der Leucorea betriebene Projekt „Das Ernestinische Wittenberg. Universität und Stadt 1486–1547“, aus dem immerhin fünf dicke Bände hervorgegangen sind, genannt wird, ist bezeichnend. So stehen die acht Beiträge letztlich zusammenhanglos nebeneinander. Die Klage über zu viele Sammelbände findet hier leichte Nahrung. Die meisten Beiträge wären auch in den landesgeschichtlichen Zeitschriften Mitteldeutschlands untergekommen und hätten so einen größeren Leserkreis erreicht.

Leipzig

Enno Bünz

HANS-KASPAR VON SCHÖNFELS, Zwickauer Gotik in Portugal. Seit 160 Jahren schlummert deutsche Gotik in Sintra, Kastner AG, Wolnzach 2017. – 96 S. mit zahlr. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-945296-59-2, Preis: 12,80 €).

Dieses Büchlein, auf das ich erst Jahre nach Erscheinen aufmerksam wurde, ist ebenso sensationell wie merkwürdig. Die Zwickauer Marienkirche, eine der beiden Pfarrkirchen der mittelalterlichen Stadt, wurde im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert mit einer Reihe von Glasgemälden ausgestattet, darunter auch Stiftungen der Herren von Schönfels von 1517. Die Glasfenster, 1858 zum Teil vom Stadtchronisten Emil Herzog verzeichnet, waren bereits 1819 an Prinzessin Fanny Biron von Curland (1790–1849) verkauft worden. Damit verliert sich die Spur der Zwickauer Kirchenfenster, doch ließ die Frage ihres Verbleibs einen Nachfahren der damaligen Stifter, Hans-Kaspar von Schönberg, nicht ruhen, der nach jahrzehntelanger Suche vor allem in französischen Sammlungen zufällig die richtige Spur fand, die nach Portugal führte. Im Palácio Nacional da Pena in Sintra, einem königlichen historistischen Schlossbau des 19. Jahrhunderts, der mittlerweile Weltkulturerbe ist, fanden sich vier der Zwickauer Fenster (Farbabbildungen S. 52-55), darunter auch eines mit dem Wappen seiner Familie. Der Verbleib der meisten Zwickauer Glasgemälde bleibt allerdings weiterhin offen.

Was bietet das vorliegende, reich bebilderte Büchlein? Nach einem Vorwort von MICHAEL KÜHN (S. 9-13), das den einstigen Zwickauer Bestand der Glasgemälde kurz vorstellt, schildert Hans-Kaspar von Schönfels in seinem Beitrag ausführlich, wie er dem Verbleib der Glasfenster auf die Spur gekommen ist (S. 14-59). Daran schließen sich allerdings noch drei weitere Beiträge an, weshalb es etwas irritiert, dass von Schönfels auf dem Titelblatt wie im Impressum als alleiniger Autor firmiert. FREDERIK BERGER schildert die Entstehung und Geschichte der Glasmalereisammlung König Ferdinands II. von Portugal (1816–1885) (S. 61-71). MARKUS LEO MOCK bietet dann kunsthistorische Anmerkungen zu den vier Scheiben aus der Zwickauer Marienkirche (S. 73-87), von denen zwei in das Jahr 1481 und zwei in das Jahr 1517 gehören. Für drei Scheiben lässt sich nachweisen, dass sie in der „liberey“, dem Bibliotheksanbau der Kirche, eingebaut waren. HARTMUT SCHOLZ stellt abschließend das internationale Forschungsprojekt „Corpus Vitrearum“ vor (S. 89-95), das als interakademisches Projekt bereits für mehrere deutsche Landschaften und Städte dieses grundlegende

Bestandsinventar bearbeitet hat. Die mittelalterlichen Glasgemälde im Freistaat Sachsen werden nun im Rahmen dieses Vorhabens von der Arbeitsstelle bei der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften beschrieben.

Die Beiträge dieses Büchleins bieten keine Quellen- und Literaturnachweise. Nur Mock nennt einige ältere Werke zu den Glasgemälden. Man kann nur hoffen, dass die künftige Aufarbeitung der sächsischen Glasmalerei nicht mit diesem Tunnelblick erfolgt, denn zumindest das grundlegende Buch von JULIA KAHLEYSS (*Die Bürger von Zwickau und ihre Kirche*, Leipzig 2013) und ihre Auswahledition „Die Kirchenrechnungen der Zwickauer Kirche St. Marien (1441–1534)“ (Dresden 2016) hätten genannt werden müssen. Demnach sind die Kirchenrechnungen für 1481 und teilweise auch für 1517 noch vorhanden (S. 23 und 129). Es gibt nur wenige sächsische Städte, deren spätmittelalterliche Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte so gut aufgearbeitet ist.

Leipzig

Enno Bünz

SILKE HERZ, Königin Christiane Eberhardine – Pracht im Dienst der Staatsraison. Kunst, Raum und Zeremoniell am Hof der Frau Augusts des Starken (Schriften zur Residenzkultur, Bd. 12), Lukas Verlag, Berlin 2020. – 669 S., 370 meist farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-86732-333-8, Preis: 70,00 €).

Mit dieser vorzüglichen und opulent ausgestatteten Studie, einer Dresdner Dissertation, liegt nunmehr eine umfassende Darstellung zu Rolle und Repräsentation einer prominenten „First Lady“ in einem bedeutenden frühneuzeitlichen Territorialstaat zu Beginn des 18. Jahrhunderts vor. Die ungewöhnlich breite Quellengrundlage umfasst Schriftquellen und Planmaterial aus nicht weniger als 28 Archiven, Bibliotheken und sonstigen Sammlungen sowie eine Vielzahl an unveröffentlichten Bauforschungs- und Restaurierungsdokumentationen. Sie steht stellvertretend für die akribische Arbeitsweise der Autorin und ist gleichzeitig Beleg für die schwierige Erfassung des weit verstreuten Quellenmaterials.

Das erste Großkapitel (S. 18–128) der anzuzeigenden Studie widmet sich der Persönlichkeit und der Stellung Christiane Eberhardines im System des Dresdner Hofes; zugleich werden die finanzielle Basis und Ökonomie des Fürstinnenhofes sowie die Zusammensetzung ihres Hofstaates (1727 circa 180 Personen) detailliert analysiert. Die Macht- und Standesrepräsentation beschränkte sich im vormodernen Fürstentum nicht nur auf den Regenten, sondern verpflanzte die gesamte fürstliche Familie, wobei die Gemahlin des Herrschers in zeremonieller Hinsicht den zweiten Platz einnahm. Für die von der repräsentativen Hofkultur im fränkischen Bayreuth geprägte evangelisch-lutherische Christiane Eberhardine (1671–1727) begann nach ihrer Eheschließung (1693) mit dem zweitgeborenen sächsischen Prinzen Friedrich August (I.) (1670–1733) ein so nicht vorhersehbarer Aufstieg: Nach dem überraschenden Tod Johann Georgs IV. († 1694) Kurfürstin von Sachsen, wurde sie nach der Konversion und Wahl Augusts des Starken zugleich ungekrönte (Titular-)Königin von Polen (1697). Die sorgfältig erzogene, kulturell interessierte Markgrafentochter zeichnete sich durch ein hohes Standesbewusstsein, aber auch durch einen energischen Willen zur Durchsetzung ihrer Lebensziele aus. Nach dem Tod ihrer Vorgängerin, Kurfürstin Eleonore Erdmuthe (1662–1696), übernahm sie 1697 Amt und Schloss Pretzsch an der Elbe, das sie stufenweise zu ihrer (ab 1723 alleinigen) Residenz ausbaute. Die räumliche Trennung von ihrem Ehemann ermöglichte der Kurfürstin-Königin in der Praxis größere Freiheit und eine selbstbestimmtere Lebensform; ab 1698 stand ihr ein separierter Hofstaat zur standesgemäßen Repräsentation zur Verfügung. Bei offiziellen Anlässen und

Staatsbesuchen hatte sich Christiane Eberhardine freilich in der Hauptresidenz Dresden einzufinden, um ihren Repräsentationspflichten an der Seite Augusts des Starken nachzukommen. Der Kurfürst-König wiederum bemühte sich zeitlebens um ein gutes Verhältnis, was sich auch in der wiederholten Erhöhung ihres Deputats und regelmäßigen Geschenken äußerte. Außer ihren Repräsentationspflichten übte Christiane Eberhardine ihre religiöse Vorbildfunktion als fromme Landesmutter aus, erfüllte die von ihr erwartete karitative Rolle (zum Beispiel Projekt zur Gründung eines Damenstifts) und pflegte das verwandtschaftliche Netzwerk (zum Beispiel durch Prinzessinenerziehung an ihrem Hof).

Die Untersuchung verfolgt jedoch primär einen kulturhistorischen Forschungsansatz. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie der Rang Christiane Eberhardines als kurfürstliche Landesherrin in Sachsen und europäische Königin in den für sie geschaffenen „Räumen“ inszeniert wurde. Der übergreifende Raum-Begriff bezeichnet dabei den jeweiligen fürstlichen Ort: die Residenz, das Appartement, den Gartenraum, das Landschloss, die fürstliche Loge im Sakralraum, die Bildung einer fürstlichen Sphäre auf den häufigen Reisen. Mit Recht verweist die Verfasserin in diesem Kontext auf die repräsentative und zeremonielle Bedeutung der angewandten Künste, die lange Zeit zugunsten architekturhistorischer und kunstgeschichtlicher Forschungsaspekte vernachlässigt worden sind.

In Konsequenz des skizzierten Forschungsansatzes wird im zweiten Großkapitel „Orte der fürstlichen Inszenierung“ nach dem fürstlichen Appartement und seiner zeremoniellen Funktion in Dresden und Torgau, bei Leipziger Messeaufenthalten sowie der jeweils mitgeführten Ausstattung bei Bade- oder Heimreisen gefragt (S. 130-235). Aus Plänen, Inventaren und Rechnungsbelegen werden die jeweilige räumliche Situation sowie das kostbare Interieur der Appartements minutiös rekonstruiert. Im Vergleich wird – ein wichtiges Ergebnis – deutlich, dass es bei der Inneneinrichtung der verschiedenen Parade- und Wohnräume keinen Unterschied zwischen fürstlichen Frauen und Männern gegeben hat, wobei die mobile Raumausstattung bedarfsorientiert einem steten Wechsel unterlag. Schwerpunktmäßig abgehandelt wird die Ausgestaltung von Pretzsch zu einer königlichen Residenz durch die Modernisierung des Schlosses (ab 1719/20 unter Aufsicht Pöppelmanns), durch dessen Innenausstattung, durch die Anlage eines französischen Gartens sowie – analog zur Residenz Dresden – den Bau von drei kleineren, thematisch gestalteten Lusthäusern in der näheren Umgebung, darunter eines für den von Christiane Eberhardine gestifteten Orden der Treue (S. 236-386). Das dritte und letzte Großkapitel befasst sich mit der besonderen Aussagekraft des mobilen Interieurs für die standesgemäße Repräsentation der Kurfürstin-Königin Christiane Eberhardine (S. 387-512), was exemplarisch anhand von fünf Einrichtungsgruppen erklärt wird: Textilien, (Tafel-)Silber, Gemälde, Porzellan und Lackarbeiten. Diese kunsthandwerklichen beziehungsweise künstlerischen Objektgruppen stehen für die verschiedenen Aspekte fürstlicher Repräsentation. Das textile Interieur – das *meuble* – verkörpert die fürstliche Aura, Tafelsilber und Silbermöbel fungieren als repräsentative Symbole von Herrschaft, die Gemälde sind wesentlicher Bestandteil eines dynastischen Ausstattungsprogramms, während – originale oder nachgeahmte – ostasiatische Luxuswaren (Lackarbeiten, Porzellan) für das Exotische und damit Ungewöhnliche stehen.

Bei den Anhängen der Studie besonders hervorzuheben ist die aus Schriftquellen unterschiedlichster Provenienz erarbeitete Rekonstruktion des vorwiegend aus fürstlichen Porträts bestehenden Gemäldebestandes in Pretzsch, dessen weiteres Schicksal ab 1727 nach Möglichkeit bis in die Gegenwart verfolgt wird (S. 530-591). Nach der Lektüre dieses umfangreichen und nicht zuletzt für die unterschiedlichsten Detailfragen außerordentlich ergiebigen Buches ist lediglich zu bedauern, dass die vielen

neugewonnenen Erkenntnisse, vor allem aber die wichtige Neubewertung von Persönlichkeit und Rolle der Kurfürstin Christiane Eberhardine in der abschließenden, nur gut drei Seiten umfassenden Zusammenfassung etwas zu kurz gekommen sind (S. 513-517). Die wenigen kritischen Anmerkungen beziehungsweise Ergänzungen seien abschließend aufgelistet: Eine Trennung von gedruckten Quellen, Ausstellungskatalogen und Sekundärliteratur wäre übersichtlicher und benutzerfreundlicher gewesen; Lizentiat Johann Gottfried Engelschall († 1730) verwaltete als Geheimer Sekretär und Rechnungsführer die Handgelder der Kurfürstin und avancierte 1723 zum kurfürstlichen Rat (nicht „Geheimrat“, S. 656); der staatliche Archivstandort Leipzig firmiert als Staatsarchiv (nicht „Hauptstaatsarchiv“, S. 605). Von diesen geringfügigen Kritikpunkten beziehungsweise Formalien abgesehen, handelt es sich um eine in jeder Hinsicht überzeugende, gut lesbare, klar strukturierte und sehr ergiebige Studie, die mit Christiane Eberhardine eine hochrangige Fürstin im Herrschaftsgefüge des frühneuzeitlichen Fürstenstaats neu verortet und klar konturiert. Mit diesem wichtigen Beitrag zur sächsischen Landes- und Kunstgeschichte ist das entstellende, vor allem von der älteren konfessionsgebundenen Literatur (Franz Blanckmeister) geprägte Bild von der Kurfürstin-Königin als „Betsäule“ Sachsens endgültig korrigiert worden. Insgesamt gesehen fügt sich diese Studie würdig ein in die mittlerweile fest etablierte, vorzügliche Schriftenreihe des Rudolstädter Arbeitskreises zur Residenzkultur.

Dresden

Jochen Vötsch

DALIUS AVIŽINIS/VYDAS DOLINSKAS/DIRK SYDRAM (Hg.), Saksonijos kurfiurstai – Lietuvos didieji kunigaikščiai. Dvaro kultūra ir menas valdant Augustui II ir Augustui III/Kurfürsten von Sachsen – Großfürsten von Litauen. Hofkultur und Hofkunst unter August II. und August III., Katalog zur internationalen Ausstellung, 6. Juli 2018 – 14. Oktober 2018, Nationalmuseum Palast der Großfürsten von Litauen (Vilnius), Vilnius 2018. – 640 S. mit zahlr. farb. Abb., geb. (ISBN: 978-609-8061-55-0, Preis: 20,00 €).

Der opulente, 640 Seiten umfassende Katalog dokumentiert eine Ausstellung, die 2018 im rekonstruierten Palast der litauischen Großfürsten in Vilnius stattgefunden hat. 20 Jahre nach einem ersten sächsisch-polnischen Ausstellungsprojekt zur Union in Warschau und Dresden war es das Ziel dieser Ausstellung, aus Anlass des 100. Jahrestags der Wiederbegründung der litauischen staatlichen Selbstständigkeit erstmals die Verbindungen zwischen Sachsen und Litauen vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert zu dokumentieren, wobei die Epoche der Personalunion zwischen Sachsen und Polen-Litauen im 18. Jahrhundert im Zentrum stand. Der Großteil der Ausstellung bestand aus 149 hochwertigen Leihgaben aus acht Abteilungen der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden (SKD), die gemeinsam mit dem Palastmuseum Vilnius die Federführung hatten. Förderlich für die Kooperation zwischen den beiden Museen dürfte auch die Gemeinsamkeit gewesen sein, dass beide in vordem weitgehend zerstörten Residenzschlössern untergebracht sind, die erst in den letzten Jahren als musealer Raum aufgebaut und hergerichtet wurden beziehungsweise werden, wodurch die Museen vor ähnlichen Aufgaben standen und stehen.

Das Gesamtprojekt aus wissenschaftlicher Begleitung, Ausstellung und Katalog ist ein Musterbeispiel einer internationalen Kooperation, die sich mit Erfolg auf die Suche nach den Gemeinsamkeiten von Kultur und Identität, Geschichte und historischer Erinnerung in Europa begibt und dabei die betreffende Überlieferung sammelt,

untersucht und miteinander teilt. Das Projekt reiht sich ein in andere internationale Forschungsaktivitäten der letzten Zeit, in denen die sächsisch-polnisch-litauische Union des 18. Jahrhunderts deutlich positiver gesehen wird, als das in älteren nationalen Narrativen der Fall war. Die aktuelle Forschung zur Union arbeitet in den drei beteiligten Ländern nicht den Verlust an Macht und Souveränität, sondern den Gewinn an kultureller und sozialer Verrechtung heraus. Nur in einer solchen Perspektive war es auch denkbar, dieses Projekt über die Epoche sächsischer Herrschaft in Polen und Litauen mit dem dortigen Staatsjubiläum zu verbinden und die Ausstellung am Nationalfeiertag Litauens zu eröffnen.

Der zu besprechende Katalog in seinen fünf Abschnitten bildet die Ausstellung von 2018 vollständig ab und gibt mit seinen großformatigen, qualitätvollen Reproduktionen, teilweise zusätzlich noch in Vergrößerungen zentraler Details, einen exzellenten Eindruck von den vielfach herausragenden Exponaten. Sehr begrüßenswert und folgerichtig im Rahmen eines internationalen Projekts ist die durchgehend dreisprachige Wiedergabe der einleitenden Texte sowie der Objektbeschreibungen auf Litauisch, Deutsch und Englisch. Bedauerlich ist allein, dass die ausführlichen historischen Kontextualisierungen der Ausstellungsobjekte nur in litauischer Sprache abgedruckt werden.

Vorangestellt im Katalog ist der gehaltvolle historische Abriss zur Herrschaft der Wettiner in Litauen von MINDAUGAS ŠAPOKA. Diese Darstellung bewegt sich überwiegend im Rahmen der allgemeinen Geschichte der polnisch-litauischen Union und ihrer wettinischen Könige, rektiert aber im vorletzten Abschnitt in aufschlussreicher Weise auch das Verhältnis zwischen dem polnischen und litauischen Reichsteil in jener Zeit und geht auf die Beziehungen der Wettiner speziell zu Litauen ein. Königliche Besuche sind nur für das damals litauische Grodno überliefert, da dort regelmäßig Versammlungen des Sejms stattfanden. In die Hauptstadt Vilnius, wo der vormalige Palast der Großfürsten in Trümmern lag, sind sie überhaupt nicht gekommen. Das Urteil Šapokas über August II. (den Starken) (1670–1733) wie auch August III. (1696–1763) fällt sachlich differenziert aus und es wird zwischen Außen- und Innenpolitik unterschieden, wobei in letzterer Hinsicht August III. sich aufgrund seiner vorsichtigen Haltung gegenüber dem Adel deutlich von seinem Vater unterschieden habe. Šapoka verschweigt aber auch nicht, dass am Ende der wettinischen Herrschaft das innere System Polens und Litauens dringend grundlegender Reformen bedurfte. Eine langfristige, erfolgreiche Fortführung dieser Personalunion, wie dies anderswo gelang, sei auch in diesem Fall nicht von vornherein ausgeschlossen gewesen. Zudem habe sich die Erinnerung an die wettinischen Herrscher unter Hintanstellung kritischer Punkte schließlich doch so positiv entwickelt, dass 1791 und noch 1917/18 in Polen wie in Litauen erneut die ernsthafte Idee aufkam, Wettiner auf den Thron zu holen, was während der Zeit des Fürstentums Warschau (1807–1815) tatsächlich noch einmal geschah (S. 87).

Kürzere einleitende Beiträge stammen von DIRK SYNDRAM zur Geschichte der Sammlungen der SKD sowie von DALIUS AVIŽINIS, der in die Ausstellung beziehungsweise den Katalog einführt. Der erste der fünf Abschnitte des Katalogs ist den Anfängen der Beziehungen zwischen Sachsen und Litauen gewidmet, die bis ins Spätmittelalter zurückgehen, als Herzog Georg (der Bärtige) (1471–1539) eine Jagiellonin heiratete, sodass die Wettiner sich seitdem auch als Nachfahren der alten, angeblich bis auf den ersten, legendären König Mindaugas (um 1203–1263) zurückgehenden litauischen Herrscherdynastie betrachten konnten, die 1572 im Mannesstamm ausstarb. Die Abschnitte II und III des Katalogs sind der Wahl zu polnischen Königen und dem festlichen Herrschaftsantritt der beiden Wettiner August II. und August III. sowie der damaligen höfischen Repräsentation unter den Wettinern gewidmet. In diesen

beiden Teilen erscheinen Exponate, die zum Wertvollsten gehören, was die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden in ihrem Schatz verwahren, so der Rock (Justaucorps) zum militärischen Staatskleid, der Audienzstuhl sowie Krone, Szepter und Reichsapfel Augusts des Starken, Kronfahnen und Kronscherwerter der Union oder der Ring Augusts III. mit einem tropfenförmigen Diamanten. Eine außergewöhnlich enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen den Museen, aber auch die zeitlich günstige Konstellation vor der Eröffnung der Paraderäume im Dresdner Residenzschloss 2019 hatten es ermöglicht, dass im Jahr zuvor zentrale Teile der Dresdner Sammlung en bloc verliehen werden konnten. Hervorzuheben ist aber auch das vierte Kapitel des Katalogs „Litauische Akzente“, weil es das Ergebnis der spezifischen Forschung für dieses Ausstellungsprojekt ist. Hier wurden Objekte der SKD gezeigt, die mit Adelshäusern des Großfürstentums Litauen aus jener Zeit zusammenhängen, neben Medaillen, Waffen oder Münzen vor allem Frauenporträts der „Galerie der Schönheiten“ aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die die schönsten Frauen des Wettiner Hofes darstellten. Nicht nur hier, sondern auch in den anderen Abteilungen lag ein Augenmerk des Ausstellungsprojekts auf dem litauischen Wappen, dem „Vytis“ (ein weißer Ritter mit gezogenem Schwert), der an vielen Stellen für sich oder in Kombination mit dem polnischen und sächsischen Wappen wiederkehrt. Im letzten, doch allzu heterogen ausgefallenen und daher weniger überzeugenden Abschnitt „Menschen und Fakten“ findet sich schließlich als Kuriosum das von August dem Starken angeblich 1711 zerbrochene Hufeisen samt urkundlichem „Beleg“, weiter ein Galanteriedegen Peters des Großen, Büsten und Porträts der europäischen Herrscher, ein zeitgenössischer Stadtplan von Vilnius und Porträts mit Sachsen verbundener polnischer Dichter des 19. Jahrhunderts wie Adam Mickiewicz oder Jozef Ignacy Kraszewski bis hin zu einem Ölbild des letzten sächsischen Königs Friedrich August III. aus einer wettinischen Privatsammlung.

Die Ausstellung von 2018 hat nicht nur die überlieferten Zeugnisse zur litauischen Geschichte der Unionszeit des 18. Jahrhunderts aus den Dresdner Kunstsammlungen erstmals nach Vilnius gebracht und dort bekannt gemacht. In dem überaus ästhetisch und hochwertig gestalteten Katalog sind vielmehr die erzielten Forschungsergebnisse festgehalten und regen dazu an, die historische Erforschung des Austauschs, der sozialen Verrechtung und der Kommunikation zwischen Sachsen, Polen und Litauen weiter zu vertiefen.

Dresden

Joachim Schneider

JACEK STASZEWSKI, Die Polen im Dresden des 18. Jahrhunderts (Klio in Polen, Bd. 19), fibre Verlag, Osnabrück 2019. – 272 S., 62 s/w Abb., geb. (ISBN: 978-3-944870-51-9, Preis: 36,00 €).

2013 starb mit Jacek Staszewski einer der profiliertesten Kenner der sächsisch-polnisch-litauischen Geschichte im Zeitalter der Personalunion zwischen den Staaten (zur Einordnung des Gesamtwerks M. Řezník, *Das Augusteische Zeitalter – Kontinuität und Wandel seiner Interpretation. Eine Reminiszenz an Jacek Staszewski (1933–2013)*, in: F.-L. Kroll/H. Thoß (Hg.), *Zwei Staaten, eine Krone*, Berlin 2016, S. 265–287). Als Leiter der Abteilung für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Kopernikus-Universität Toruń und mehrjähriger Vorsitzender des Polnischen Historikerverbandes gehörte er einerseits zu den prägenden Figuren der polnischen Frühneuzeitforschung, andererseits zu den wichtigen Vermittlern zwischen polnischer und deutscher Geschichtswissenschaft. Hervorgetreten war er unter anderem mit Biografien zu den bedeutenden Herrschergestalten der Epoche, den Kurfürst-Königen Friedrich

August I./August II. (Wrocław 1986, erweitert Wrocław 1998) und Friedrich August II./August III. (Wrocław 1989, übersetzt Berlin 1996). Zu seinen weiteren Werken über die Zeit gehörte – neben einem Sammelband mit kleineren Studien zur „Sachsenzeit“ („Jak Polskę przemienić w kraj kwitnący ...“, Olsztyn 1997) und einer populärwissenschaftlichen Arbeit zur Dynastie der Wettiner (Wettynowie, Olsztyn 2005) – eine Studie, die unter dem Titel „Polacy w osiemnastowiecznym Dreźnie“ bereits 1987 in Warschau im polnischsprachigen Original erschienen war. Nun liegt eine von Monika Wrzosek-Müller besorgte und von Michael G. Müller (Professor für Osteuropäische Geschichte an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg) sowie Miloš Rezník (Professor für Europäische Regionalgeschichte in Chemnitz und Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Warschau) herausgegebene Übersetzung des Werkes vor. Neben der Biografie Augusts III. hat damit ein weiteres von Staszewskis Hauptwerken eine Übertragung erfahren, dessen Erstveröffentlichung freilich bereits über 30 Jahre zurückliegt und das zudem in weitgehend unveränderter Form präsentiert wird. Am Text wurden durch die Herausgeber keine größeren Aktualisierungen vorgenommen, nur einige Fehler beseitigt und wenige redaktionelle Anmerkungen vor allem zur Erklärung von Namen, Begriffen und Ereignissen der polnisch-litauischen Geschichte ergänzt. Lohnt sich also eine solche Veröffentlichung?

Die Frage lässt sich in mehrfacher Hinsicht bejahen. Zum Ersten ist Staszewskis Arbeit noch immer die einzige größere Arbeit zum Thema der polnischen Diaspora in Dresden im betrachteten Zeitraum, der in der deutschsprachigen Forschung nur einige kleinere Beiträge von Reiner Groß zur Seite stehen. Dies ist umso erstaunlicher, da die sächsische Hauptstadt im 19. Jahrhundert zum zentralen Ort der polnischen Emigration nach den Teilungen des Landes durch Preußen, die Habsburgermonarchie und das Zarenreich wurde und Phänomene von kultureller Begegnung und kulturellem Transfer in den letzten beiden Jahrzehnten im Zuge des Bedeutungszuwachses einer transnationalen Geschichtsschreibung vermehrt im wissenschaftlichen Interesse standen. Inhaltlich stellt Staszewskis Werk also nach wie vor das Standardwerk zum Thema dar. In fünf Kapiteln bietet es eine weit ausgreifende Darstellung, die zunächst knapp die Dresdner Stadtgeschichte bis zum eigentlichen Zeitraum des Interesses zusammenfasst. Hier fällt das Alter des Werkes am meisten auf, liegt doch mit dem einschlägigen Band der großen Dresdner Stadtgeschichte von 2005 (K. BLASCHKE (Hg.), Geschichte der Stadt Dresden, Bd. 1, Stuttgart 2005) eine Zusammenschau vor, mit deren Kenntnis gelegentlich ein anderer Akzent zu setzen wäre. Interessant ist jedenfalls die Verbindung der slawischen Ursprünge der Stadt mit eben jenen Einflüssen des 18. Jahrhunderts. Das zweite Kapitel (S. 83-131) führt in die Verhältnisse am Dresdner Hof der Wettiner und besonders das Wirken von August II. und August III. mit Blick auf die Hofhaltung ein. An dieser Stelle werden nachdrücklich die kulturellen Entwicklungen hervorgehoben, bevor sich das dritte Kapitel (S. 133-168) schließlich dem polnischen Milieu in der sächsischen Hauptstadt im 18. Jahrhundert widmet, den bestehenden Differenzen zwischen sächsischer Bevölkerung und polnischen Höfen, dem Umgang damit und mit dem Ausbau der polnischen „Kolonie“ im Verlauf des Jahrhunderts. Anschließend wird im vierten Kapitel die gesellschaftliche Rolle von Polen in Dresden außerhalb des Hofes vor allem im sächsischen Militär genauer untersucht (S. 169-214). Das abschließende fünfte Kapitel (S. 215-249) erörtert die Rolle Dresdens bei der politischen polnischen Emigration, die in der Teilungszeit ab dem Ende des 18. Jahrhunderts weiter zunehmen sollte.

Zum Zweiten ist die Arbeit von Staszewski methodisch eine Pionierleistung. Auch wenn die aktuellen Ansätze theoretisch um einiges ausgefeilter sein mögen, wird hier doch gewissenmaßen eine Verachtungsgeschichte ‚avant la lettre‘ geboten, die sich schon früh über die strikten Grenzen einer nationalstaatlich orientierten Geschichts-

schreibung hinwegsetzte. Auch in der Kombination politik-, sozial- und kulturgeschichtlicher Ansätze geht sie über vergleichbare Studien hinaus. Und drittens steht das Werk stellvertretend für das Bemühen Staszewskis, die in der polnischen Geschichtswissenschaft lange durchweg negativ beurteilte „Sachsenzeit“ differenzierter zu betrachten. Besonders im zweiten Kapitel wird dieses Bestreben deutlich. Mittlerweile ist seine Sichtweise stärker in den polnischen Forschungen zur Unionszeit verankert, unter anderem durch eine Reihe seiner Schüler, wie die kontextualisierende Einleitung der beiden Herausgeber deutlich macht. Insofern ist das Buch auch wissenschaftsgeschichtlich von bleibendem Interesse.

Staszewskis Werk erschien ursprünglich in einer populärwissenschaftlich angelegten Reihe, sodass kein wissenschaftlicher Anmerkungsapparat zu erwarten ist. Der bibliografische Anhang bietet dafür nur teilweise einen Ersatz. Deutlich wird aber die intensive Quellenarbeit des Autors unter anderem im Hauptstaatsarchiv Dresden und in polnischen Archiven. Die zahlreichen Abbildungen vor allem aus dem Bestand der Deutschen Fotothek an der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden bieten visuell einige interessante Einblicke in das Dresden des 18. Jahrhunderts – wenn auch nur in Schwarz-Weiß. Ein Personenregister ermöglicht die rasche Orientierung im Band, dem in dieser nun für ein deutschsprachiges Publikum leichter zugänglichen Fassung eine weite Verbreitung zu wünschen ist. Zu hoffen ist außerdem, dass er im Kontext der wachsenden Bemühungen um eine systematische Erforschung der Unionszeit zu weiteren Arbeiten zur polnischen Geschichte anregen möge.

Dresden

Martin Munke

ANDRÉ THIEME/MATTHIAS DONATH (Hg.), Augusts Afrika. Afrika in Sachsen, Sachsen in Afrika im 18. Jahrhundert, Via Regia Verlag, Königsbrück 2022. – 148 S. mit zahlr. Abb., brosch. (ISBN: 978-3-944104-52-2, Preis: 15,00 €).

Sachsens Anteil am europäischen Kolonialismus erfährt im Zuge der aktuellen Forschungsdiskussionen wachsende Aufmerksamkeit. In den vergangenen Monaten sind vermehrt Vorträge gehalten und Workshops veranstaltet worden (beispielsweise der Vernetzungsworkshop „Sachsen postkolonial“ von Institutionen aus Wissenschaft und Zivilgesellschaft am 23./24. Juni 2022 in Leipzig), um Forschungslücken in der Aufarbeitung der sächsischen Kolonialgeschichte zu benennen, mögliche Synergiepotenziale der Institutionen und Projekte zu bestimmen, diesem Thema im Kontext der Globalgeschichte stärker als bisher Beachtung zu verschaffen und gleichzeitig Anknüpfungspunkte an die seit Jahren laufenden Debatten in anderen Bundesländern zu finden. Mit einem besonders auf den Kontinent Afrika gerichteten Blick wird seitens der Forschung auch auf die kontroversen Debatten in der deutschen Öffentlichkeit über das Afrikabild sowie auf die Kritik an der gesellschaftlichen Unkenntnis über diesen Kontinent und seiner Geschichte reagiert (W. GEIGER/H. MELBER (Hg.), Kritik des deutschen Kolonialismus, Frankfurt/Main 2021).

Die sächsische Kolonialgeschichte beginnt spätestens in der Augusteischen Zeit, als der polnische König und sächsische Kurfürst August der Starke (1670–1733) neben ökonomischen Interessen den an vielen europäischen Höfen dieser Zeit nachweisbaren Trend aufgriff, auch Exotisches als wichtigen Bestandteil höfischer Repräsentation anzusehen. Er entsandte eine Expedition zur Erforschung Afrikas, die, von dem Mediziner Johann Ernst Hebenstreit (1702–1757) und dem Botaniker Christian Gottlieb Ludwig (1709–1773) geleitet, 1731 begann, aber bereits zwei Jahre später mit dem

Tod Augusts des Starken endete. Diese Reise wird von einer Sonderausstellung unter dem Titel „Augusts Afrika“ aufgegriffen, die auf Schloss Moritzburg im Sommer/Herbst 2022 gezeigt wurde und dort erneut im Sommer 2023 zu sehen sein wird. Die Ausstellung widmet sich den „afrikanischen Spuren“ in Sachsen und den „sächsischen Spuren“ in Afrika. Neben der Expedition des Kurfürsten steht darüber hinaus die Missionstätigkeit der Herrnhuter Brüdergemeine ab 1732 im Mittelpunkt der Schau.

Der vorliegende Band entstand als Begleitbuch und vereint sieben Aufsätze, in die ANDRÉ THIEME thematisch einführt (S. 7-15). Er betont den Aufstieg Europas und das Entstehen eines europäischen Überlegenheitsgefühls innerhalb kürzester Zeit aus einer zuvor schwachen Stellung gegenüber dem Osmanischen Reich. Wesentlich für diesen Wandel seien die Ausbeutung Afrikas und der „transatlantische Sklavenhandel“ gewesen, an dem vor allem europäische Handelsgesellschaften partizipierten. Das Kurfürstentum Sachsen wurde letztlich keine Kolonialmacht. Sieht man vom Messestandort Leipzig als Umschlagsplatz ab, scheint, jedenfalls nach aktuellem Forschungsstand, das Kurfürstentum im Handel mit Sklaven keine zentrale Rolle gespielt zu haben, auch weil die Idee einer Königlich Polnischen Handelsgesellschaft 1698 scheiterte.

RALF GIERMANN beschreibt die Darstellungen der personifizierten vier Erdteile in der bildenden Kunst, die vor allem in den barocken Dekorationssystemen der Schlösser und Gärten eine sichtbare Rolle spielen (S. 17-41). Anschauungsmaterial bieten der Zwinger in Dresden, Schloss Moritzburg und der Großsedlitzer Park. Giermann lenkt den Blick auf die Allegorien von Europa, Asien, Afrika und Amerika in Skulptur und Malerei, aber auch auf Glas und Porzellan sowie bei Festdarstellungen, benennt Attribute und zeigt ikonografische Traditionslinien auf. Bei den festlichen Inszenierungen greift er auf die Berichte in den Akten des Oberhofmarschallamtes für die Feste von 1700, 1709 und 1740 zurück und referiert die Abläufe der Feierlichkeiten. Die in der Einleitung zitierte Rolle Augusts des Starken als „Chef der Afrikaner“ (S. 7) war Teil des auf den dänischen König Friedrich IV. (1671–1730) ausgerichteten Festprogramms anlässlich dessen Besuchs 1709 in Dresden, bei dem politische Verhandlungen zur Rückerlangung der polnischen Krone im Vordergrund standen. Beim „Aufzug der vier Theile der Welt“ stellte man den dänischen Gast an die erste Stelle und ordnete ihm die führende Rolle als Europäer zu; August folgte mit Afrika an dritter Stelle und präsentierte unter anderem einen eigens für die Festivität angefertigten Löwen-Prunkhelm. Bei anderen Aufzügen verkleideten sich Bedienstete, um die außereuropäischen Teile der Welt zu verkörpern und so den Machtanspruch des Kurfürsten darzustellen.

Drei Aufsätze steuert MATTHIAS DONATH zum Begleitbuch bei. Im ersten Beitrag „Schwarze in Sachsen im 17. und 18. Jahrhundert“ (S. 43-79) spürt er den Schicksalen und Lebensumständen der an den Dresdner Hof gekommenen Personen nach, die in den Quellen als „Mohr“ bezeichnet werden. Insgesamt können 87 Personen zwischen 1602 und 1770 nachgewiesen werden, die als Kammerdiener, Musiker oder in einem Fall als Maler Erwähnung finden. Die Quellen (vornehmlich die Akten des Oberhofmarschallamts und die Kirchenbücher der Schlosskirche sowie der Hofkirche) eröffnen einzelne Schlaglichter und lassen nur begrenzt Aussagen zu. So bleiben Herkunft, Glaubenswechsel durch Taufe, Berufe, Wohnorte, Besoldung, Verpachtung, Ehe und auch die rechtliche Stellung schemenhaft. Eine tabellarische Übersicht (S. 67-74) führt die biografischen Angaben zusammen. Dabei wird deutlich, dass sich der Informationsgehalt – wenig überraschend – nach Überlieferungstyp (Akte oder Kirchenbuch) in Inhalt und Umfang unterscheidet. In seinem zweiten Aufsatz widmet sich Donath der Herrnhuter Brüdergemeine und ihrer Missionstätigkeit im 18. Jahrhundert, insbesondere in Südafrika (S. 105-119). Nach einer allgemeinen Einführung zur Evangelischen Brüder-Unität werden einzelne Personen aus Afrika in Sachsen sowie die Herrnhuter Missionare in Afrika vorgestellt. Der Autor greift hier auch auf Vor-

arbeiten zurück, die sich aus dem Herrnhuter Unitätsarchiv speisen (P. PEUCKER, *Aus allen Nationen. Nichteuropäer in den deutschen Brüdergemeinen des 18. Jahrhunderts*, in: *Unitas Fratrum* 59/60 (2007), S. 1-35). Weitere Missionsgebiete werden knapp gestreift. Viele der zuerst Konvertierten aus Afrika, der Karibik oder Grönland wurden von den Missionaren nach Europa geschickt und sollten die erfolgreiche Missionstätigkeit belegen. Die Bekehrten galten als „gleichberechtigte“ Mitglieder in der Brüdergemeine (S. 107). Donaths dritter Beitrag verdeutlicht das Forschungsdesiderat zu den sächsischen Siedlern in der Kapkolonie (S. 121-131). Bisher sind 186 junge Männer und eine Frau aus dem Kurfürstentum Sachsen bekannt, die immerhin fünf Prozent der Zuwanderer der deutschsprachigen Siedler am Kap stellten. Einige Personen, ihre Herkunft sowie ihre Berufe (sie waren hauptsächlich als Landwirte tätig) und ihr weiterer Werdegang lassen sich etwas genauer fassen. Besonders wird auf Zacharias Wagner (1614–1668) eingegangen, der, geboren in Dresden, Reisen nach Brasilien, Indonesien, China und Japan unternahm, 1662 zum Kommandeur der Kapkolonie ernannt wurde und deren Aufbau für kurze Zeit prägte.

MARGITTA HENSEL beschäftigt sich mit der eingangs erwähnten sächsischen Expedition von 1731 bis 1733 nach Nordafrika, die, obwohl länger geplant, letztlich nur ins heutige Algerien, Tunesien und Libyen führte (S. 81-103). Auftrag des Unternehmens war – glaubt man der schriftlichen Überlieferung – in erster Linie die Sammlung von Naturalien und die Beschaffung lebendiger Tiere für den Dresdner Hof. Von den Ergebnissen ist wenig übriggeblieben, da die im Naturalienkabinett des Zwingers verwahrten Sammlungen 1849 im Maiaufstand verloren gingen. Erhalten sind dagegen die Tagebuchaufzeichnungen der Expeditionsteilnehmer. Anhand dieser Überlieferung schildert die Autorin den Reiseverlauf und ergänzt ihre Ausführungen um Stiche der bereisten Städte, Abbildungen der Reisetagebücher, Karten, Tier- und Pflanzenzeichnungen. Der direkte Zusammenhang von Expedition und Ausstellungsort besteht im Umbau des alten Jagdschlusses zur barocken Anlage mit Lustgarten und Menagerie (geplant wurde letztere als Nachahmung des Versailler Vorbilds, umgesetzt nach der des Schlosses Belvedere in Wien) und der avisierten Verlegung der Tierhaltung nach Moritzburg. Beide Projekte wurden bereits vor Antritt der Reise begonnen.

Zum Abschluss des Bandes berichtet LARS-ARNE DANNENBERG von seiner gemeinsamen Reise mit den beiden Herausgebern nach Südafrika im März 2022, um in Kapstadt, Stellenbosch, Genadendal, Elim und Mamre Hinweise auf die sächsischen Einwanderer des 18. und 19. Jahrhunderts zu finden (S. 133-147). Die Reisegruppe besichtigte Museen und Kirchen und tauschte sich mit einem ehemaligen Archivar und einem pensionierten Museumsleiter aus. Nahe Mamre existiert heute noch eine geschlossene und weitgehend erhaltene ehemalige Herrnhuter Missionsstation. Ergänzt werden sollte, dass sich die Reise auf Orte konzentrierte, in denen Neubesiedlungsstrukturen durch die Kolonialmächte installiert wurden und die immer noch von den Nachfahren europäischer Einwanderer dominiert werden, was sich auch in der im Beitrag beschriebenen Weinindustrie und Architektur widerspiegelt.

Das Begleitbuch verschriftlicht die Themen der Sonderausstellung und visualisiert die in Moritzburg präsentierten Objekte und Bilder. Zur Sonderausstellung gehören außerdem begleitende Interventionen, die von den Politikwissenschaftlerinnen Yasmine Janah und Karimé Diallo entworfen wurden. Mit eigenen Beiträgen auf separat aufgestellten, schwarz-weiß gestalteten Stationen kommentieren sie einzelne Objekte. Die erste Intervention ist eine „Triggerwarnung“, welche auf den eurozentristischen Blick und die „Dringlichkeit eines Perspektivwechsels“ hinweist. Weitere Interventionen behandeln die „Romantisierung“ der Unterdrückung und Verschleppung der Afrikanerinnen und Afrikaner zum Zweck der Identitätsbildung des Monarchen (in der Ausstellung zum Bild Johann Samuel Mocks, „August der Starke als Chef der

Afrikaner“ zugeordnet; im Begleitbuch S. 16), den „Sklavenhandel“ (basierend auf der Entmenschlichung Schwarzer Menschen), die „rassistische Inszenierung“ (zu der neben den Festdarstellungen mit Blackfacing auch die Beschaffung außereuropäischer Güter zur Demonstration von Macht und Wohlstand gehörte; zugeordnet zum Bild „Lustschiffahrt auf dem Moritzburger Schlossteich“; S. 36), die „Nacktheit/Rassifizierung“ (Darstellung der Dichotomie von Nacktheit Schwarzer Körper als einer vermeintlich homogenen, „unzivilisierten“ Gruppe und der bekleideten Europäer als Ausdruck von Zivilisation sowie die sich darauf gründende Rassifizierung; Intervention zur Porzellanfigur einer Mutter mit Kind von Johann Friedrich Eberlein; S. 113), den „Orientalismus/Exotismus“ (Homogenisierung eines imaginierten „Anderen“ mit unterschiedlichen Zuschreibungen, in der Regel aber mit einer „Vorstellung als homogen rückständige Kontinente und ‚Unzivilisierte‘“ und demgegenüber die Bildung einer „positiven“ europäischen Identität; zwei Zeichnungen von Livree-Entwürfen zugeordnet; S. 58), die „Hypersexualisierung/Erotisierung“ (Darstellung der Kolonialisierten als passive Sexualobjekte; Intervention zu zwei Liebeswerben-Bildern Johann Samuel Mocks; S. 65), die „Objektifizierung“ (Funktionalisierung und Instrumentalisierung durch die Darstellung der Nichteuropäer als Arbeitskräfte mit den Gegenständen ihrer dienenden Tätigkeit und damit die Bestimmung ihrer Existenzberechtigung; Porzellanfigur eines Dieners von Johann Joachim Kaendler; S. 50) sowie die Frage nach der „Selbst-, Fremd- oder Nicht-Darstellung – Wer blickt auf wen?“ (der Beitrag von Kunst zur Herausbildung rassistischer Stereotype, die Hervorhebung von Fremddarstellungen und das Fehlen einer selbstbestimmten Geschichte von Schwarzen Menschen in Deutschland). Die Kritik zielt auf die „Reproduktion kolonialer und rassistischer Denkmuster, Bezeichnungen und Darstellungen innerhalb der Ausstellung“. In das Begleitbuch haben die Interventionen nur in Form eines Lesezeichens Eingang gefunden, das auf die „explizite und reproduzierende gewaltvolle rassistische Sprache und Inhalte sowie andere Formen der Menschenfeindlichkeit“ im Rahmen der Publikation verweist. Es kritisiert damit einerseits die als historische Quellenbegriffe deklarierten Bezeichnungen wie „Mohr“ (Exkurs zum Gebrauch des Begriffs auf S. 9; konträr gegenüber steht der offene Brief des Bündnisses „M-Wort Abschaffen!“ als Teil einer weiteren Intervention), „Mulatte“ und „Mulattenschule“ (S. 72 f.) oder „Hottentotten“ (S. 115), andererseits nicht wertneutrale Fremdbezeichnungen und weitere Begriffe ickheiten des in der Sprache verankerten systematischen Rassismus, beispielsweise „gemischter Herkunft“ (S. 125) oder die „primitiven Lebensbedingungen“ (S. 126) sowie erklärende Sätze wie: „Die meisten dieser Schwarzen waren im Kindesalter durch Händler nach Leipzig oder Dresden verbracht worden. [...] Die Ankunft in Sachsen ermöglichte ihnen einen ungeahnten gesellschaftlichen Aufstieg“ (S. 65 f.). Solche Aussagen reproduzieren alte Stereotype vom unterentwickelten Afrika und provozieren unter anderem die Frage, ob denn in den gesellschaftlichen Strukturen des afrikanischen Kontinents im Gegensatz zum europäischen keine eigenständigen Aufstiegsmöglichkeiten vorhanden gewesen wären (L. THURAM, *Das weiße Denken*, Hamburg 2022). Dass zu diesen Punkten Vermittlungsbedarf besteht und man den Interventionen im Begleitbuch Raum hätte geben müssen, beweist eine Besprechung der Ausstellung in der Sächsischen Zeitung, dort heißt es unter anderem: „Für den Vorwurf der Reproduktion kolonialer und rassistischer Denkmuster, Bezeichnungen und Darstellungen, den sie [Janah und Diallo] erheben, lassen sich in der Schau allerdings keine Belege finden.“ (U. LEMKE, *Augusts Afrika im Barockschloss*, in: *Sächsische Zeitung* vom 17. Juni 2022; online unter: <https://www.saechsische.de/kultur/augusts-afrika-im-barockschloss-5704241-plus.html>, Zugriff 18. Juni 2022).

Wie sieht „Augusts Afrika“ nun eigentlich aus? Weder August der Starke noch sein Sohn haben „Afrika“ jemals gesehen. Als Teil ihrer höfischen Inszenierungen blieben

beide Kurfürsten einer kulturellen Konstruktion und dem fiktiven, stereotypen Bild Afrikas – weit weg von den Lebensrealitäten auf dem afrikanischen Kontinent – verhaftet, die sich in der Kunst in der nackten oder knapp bekleideten Personifikation sowie den Attributen für Afrika wie Elefant, Löwe oder Krokodil widerspiegeln. Im Begleitbuch wird versucht, dieses Bild im Augusteischen Zeitalter zu rekonstruieren, ergänzt um historische Personen, die sich in den Quellen nachweisen lassen. Dabei bleiben die Autoren stark dem Narrativ dieser Quellen verhaftet, sowohl bei der Verwendung der Begriffe als auch im Erzählduktus. Deutlich wird dieser Umstand bereits bei dem Begriff „Mohr“, seit dem 16. Jahrhundert einer stereotypen Bezeichnung für Schwarze Menschen, deren Herkunft nicht zwingend Afrika sein musste. So gibt es unter den 87 von Donath erfassten Personen bei nur 28 überhaupt einen Hinweis auf ihre Herkunft: elf Nennungen lassen sich Afrika zuordnen (unter anderem Angola, Guinea, Kap Verde, Kongo, Malawi) und acht sind im Kurfürstentum geboren. In der bislang bekannten Überlieferung ist zu den Personen lediglich erfasst, was zu ihnen ab dem Moment des Eintritts in die europäische Lebenswelt bekannt war. Unbekannt bleiben die Biografien der Menschen vor diesem Zeitpunkt. Zum Beispiel bieten die Sterberegister im Herrnhuter Unitätsarchiv zu den Europäern kurze Biografien, bei den Nichteuropäern jedoch nur lückenhafte Einträge (P. Peucker, *Aus allen Nationen*, S. 4; bereits hier wird dieses Ungleichgewicht in der Wahrnehmung angesprochen). Ihr skizziertes Leben ist somit ein nahezu ausschließlich „europäisches“. Zu bedenken ist ferner, dass die Quellen in der Regel Informationen zu ihrer Rolle in der höfischen Inszenierung, nicht aber zu den übrigen Aspekten ihres Lebens und ihres Alltags preisgeben. Die unter anderem suggerierte Freiwilligkeit der Taufe durch die an den Hof verbrachten Personen (in den wenigsten Fällen werden sie selbst entschieden haben, nach Europa zu kommen; auch S. 65) und die dadurch erfolgte „gesellschaftliche Integration“ (S. 48) sind sicherlich zu hinterfragen. Arnold Angenendt hat für das Mittelalter im Kontext politisch motivierter Patenschaften von sogenannten Vertrags- oder Unterwerfungstaufen gesprochen, durch die Abhängigkeitsverhältnisse inszeniert und öffentlich sichtbar gemacht wurden (M. MITTERAUER, *Traditionen der Namensgebung, Wien/Köln/Weimar 2011*, S. 107; A. ANGENENDT, *Kaiserherrschaft und Königstaufe, Berlin/New York 1984*, S. 263-267). Zur dargestellten augusteischen Perspektive fehlen im Begleitbuch außerdem weitere Kontextualisierungen. Zu nennen ist vor allem die praktisch zeitgleich entwickelte und dem Rassismusbegriff zugrunde liegende biologische Systematik Carl von Linnés (*Systema Naturae*, 1735). Eine Forschungsfrage sollte somit sein, ob die am Hof stereotyp reproduzierten Bilder und deren Verbreitung die Entwicklung des Rassismus maßgeblich befördert haben. Des Weiteren wird der Widerstand gegen die Verschleppung nicht weiter thematisiert, es fehlt eine multiperspektivische Sicht auf die Mission und die Versklavung von Schwarzen Menschen durch die Herrnhuter Gemeinde in Südafrika (S. 107) und eine Erörterung der Abschaffung der sogenannten Kammermohren unter Kurfürst Friedrich August III. (1750–1827) (S. 53). Zudem wäre eine Schärfung der Begrifflichkeiten über die alleinige Fokussierung auf die quellenbezogene Sprache hinaus wünschenswert gewesen, was bereits beim Begriff „Afrika“ und der Zusammenstellung von augusteischer Expedition nach Nordafrika und Herrnhuter Missionstätigkeit in West- und Südafrika auffällt; zwei nicht nur räumlich und zeitlich verschiedene historische Ereignisse, die hier gemeinsam erzählt werden.

Der vorliegende, reich bebilderte Band eröffnet ein Themengebiet, das in der sächsischen Landesgeschichte bisher wenig beachtet wurde. Das Verdienst der Autoren ist es, das Desiderat benannt, bislang unbeachtetes Quellenmaterial erschlossen und die Praxis des Exotisierens am Dresdner Hof sichtbar gemacht zu haben. In ihrem Vortrag bei der Eröffnungsveranstaltung beschrieb Diallo die diskursive Zusammenarbeit

zwischen Kuratoren und Politikwissenschaftlerinnen bei der Aufarbeitung der Kolonialisierung und der (hier gescheiterten) direkten Einbindung von Rassismuskritik (auch S. 15), deren Ergebnis die Ausstellung mit den danebenstehenden Interventionen sei, sinngemäß so, dass beide die zwei unvereinbaren Standpunkte des gesellschaftlichen Status quo abbilden würden. Hier muss nun die wissenschaftliche Forschung ansetzen und, sich von der europäischen Eigenperspektive lösend, einen multiperspektivischen Zugang schaffen, um die kolonialen Verflechtungen aufzudecken. Diese Aufgabe bleibt eine Herausforderung. Bei der postkolonialen Reflexion kann sich die Forschung aber der bereits bekannten, vielfältigen methodischen Analysewerkzeuge bedienen, die durch Frantz Fanon, Edward Said, Homi J. Bhabha, Gayatri Chakravorty Spivak, María do Mar Castro Varela und anderen zur Verfügung gestellt worden sind. Nur so können die historischen Disziplinen einen wichtigen Beitrag zu den auch in Sachsen (emotional) geführten aktuellen Debatten über den Postkolonialismus leisten. Wenn in einem Beitrag als Exkurs zur Ausstellung ausschließlich festgehalten wird, dass „Kammermohren [...] zum Teil zu erstaunlichem Rang und Ansehen“ aufstiegen (S. KUHNERT, Debatte um Mohrenstraße geht weiter, in: Sächsische Zeitung vom 1. Juli 2022; online unter: <https://www.saechsische.de/radebeul/lokales/buerger-gespraech-mohrenstrasse-5717536-plus.html>, Zugriff 2. Juli 2022), so führt das vor allem zu einer – mit Recht kritisierten – historisch einseitigen Verzerrung zugunsten der Überhöhung der Darstellung eines „positiven“ und höchst unwahrscheinlichen Werdegangs gegenüber den Leben der zahlreichen versklavten Menschen und ihrer Schicksale. Hier sollten, hier müssen eine Ausstellung und deren Begleitbuch mehr leisten.

Dresden

Jens Klingner

Das Residenzschloss zu Dresden, Bd. 3: Von barocker Prachtentfaltung bis zum großen Schlossumbau im 19. Jahrhundert (Forschungen und Schriften zur Denkmalpflege, Bd. IV, 3), hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Michael Imhof Verlag, Petersberg 2020. – 656 S., 262 s/w u. 347 farb. Abb., Ln. (ISBN: 978-3-86568-789-0, Preis: 69,00 €).

Sechs Jahre dauerte das Warten auf den zweiten Band jener fundamental angelegten Reihe des Landesamts für Denkmalpflege zur Bau- und Nutzungsgeschichte des Dresdner Residenzschlosses, die 2013 begonnen wurde und nun bereits mit Teil drei fortgesetzt wird. Es ist ein großes Glück, dass der ursprüngliche Publikationsrhythmus nicht beibehalten wurde, denn zweifellos wäre der landesgeschichtlichen Forschung in Sachsen sonst eine spannende Lektüre im zuweilen trostlosen, ersten Pandemiejahr 2020 vorenthalten geblieben.

Hatten sich die ersten beiden Bände noch mit den archäologischen Funden der frühesten Bauanlagen auf dem Gelände des späteren Schlosses und mit der reisenden und bauenden Residenztätigkeit der wettinischen Landesherren vom Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert befasst, schließt die Neuerscheinung hier nun unmittelbar an. Der zeitliche Bogen, den der Band spannt, ist ambitioniert: Vom Augusteischen Zeitalter bis zum Nationalsozialismus und einem Ausblick auf den Wiederaufbau des Schlosses ab 1945.

Die inhaltliche Struktur der Neuerscheinung entspricht bis zum Ende der Monarchie dem Vorgängerband und folgt darum der dynastischen Logik – jedem Landesherren ist ein Kapitel im Umfang von bis zu über 200 (!) Seiten zugewiesen, Weimarer Republik und NS-Zeit bilden den Abschluss. Diesem dynastischen Schema unterliegt

der Band so konsequent, dass selbst der rekordverdächtig kurzen Regierungszeit von Kurfürst Friedrich Christian (1763) ein eigenes Kapitel im Umfang von wenigen Absätzen gewidmet ist. Man mag diese Kleinteiligkeit ablehnen oder doch zumindest hinterfragen. Sie lässt gleichwohl den guten Willen erkennen, jeden der gekrönten Hausherrn im Residenzschloss zu seinem Recht kommen zu lassen und selbst kurzlebige Baupläne, die nicht über die Projektphase hinaus gereift sind, zu würdigen. Auch im Weiteren ist der Band ähnlich wie seine Vorgänger aufgebaut: Die aus Einzelbeiträgen bestehenden Kapitel werden vor allem durch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes bestritten und weisen eine gemeinsame Grundstruktur auf. Eröffnet werden sie jeweils durch einen biografischen Abriss des zugeordneten Fürsten. Für die beiden Könige der Augusteischen Ära übernimmt MICHAEL KIRSTEN diese Aufgabe, die folgenden Landesherrn werden von HEINRICH MAGIRIUS biografisch eingeordnet. Magirius ist es dann auch, der jeweils eine sogenannte Residenztopografie für die regierenden Wettiner entwirft. Hierbei geht er nicht allein auf die Grundzüge der Nutzung des Dresdner Schlosses als landesherrliche Residenz ein, sondern zeigt auf, in welchen Nebenresidenzen sich der Hof bevorzugt aufhielt. Diese personalisierte Konturierung der Residenzlandschaft – die ausdrücklich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt – darf in besonderer Weise als sinnvolle Kontextualisierung und Hinführung zum namensgebenden Gegenstand des Werkes gelten. Es schließen sich zumeist ein oder mehrere Abschnitte zur kunsthistorischen Bedeutung der Innenräume des Dresdner Residenzschlosses sowie gegebenenfalls zu stattgefundenen oder projektierten Umbaumaßnahmen an. Oft werden prominenten Räumlichkeiten wie dem Grünen Gewölbe (S. 149-194) oder den Paradesälen (S. 312-343) an passender Stelle eigene Abschnitte gewidmet. In zentrifugaler Weise wandert dabei der Fokus innerhalb eines Kapitels von den Innenräumen des Dresdner Residenzschlosses über Höfe und Vorplätze zu angrenzenden oder benachbarten Residenzbauten. Den Schlussakkord eines Kapitels setzt fast immer das überlebensgroße Herrschermonument als dauerndes Abbild des jeweiligen Landesherrn im Dresdner Stadtbild. Dem Landesamt für Denkmalpflege gelingt damit das schwierige Unterfangen, die Konturen und das einige Jahrhunderte umfassende Wachstum jenes urbanen Raums zwischen Semperoper und Brühlischer Terrasse gut verständlich und ohne Redundanz darzustellen, den DIRK SYNDRAM als „Schlossbezirk“ (Das Schloss zu Dresden, Leipzig 2015) bezeichnet hat.

Seinen inhaltlichen Schwerpunkt setzt das Werk wenig überraschend in den Kapiteln zur Herrschaft der beiden Kurfürsten Friedrich August I. (S. 23-225) und Friedrich August II. (S. 227-255), denen eine Werkeinführung (S. 15-21) von ROSEMARIE POHLACK vorangestellt ist. Die Bedeutung des Augusteischen Zeitalters für das behandelte Bauwerk erschließt sich hierbei nicht allein aus den schon zu Topoi gewordenen, monumentalen Bauplänen der sächsisch-polnischen Landesherrn, sondern ganz ursächlich im großen Schlossbrand von 1701, der „[e]ines der katastrophalsten Ereignisse in der Geschichte des Dresdner Residenzschlosses“ (S. 37) markiert. Welche Räume in welchem Grad von den Auswirkungen der Feuersbrunst betroffen waren, lässt sich anhand der umfangreichen Zusammenstellung von Grundrissen des Schlosses im Anhang hervorragend nachvollziehen (S. 602-629). Der Wiederaufbau erfolgte lange Zeit unter Vorbehalt, doch erst die herannahende Kurprinzenhochzeit 1719 sorgte dafür, dass man die Pläne für einen Schlossneubau endgültig fallen ließ. Sehr zu begrüßen ist die Darstellung der Schlossräume und Appartements in ihrer alltäglichen und zeremoniellen Funktion als Link zwischen der allegorischen Ausgestaltung der Schlosswände und Decken sowie der raumgreifenden Aneignung im Handeln der historischen Akteure.

Nach einem biografischen Abriss zu Kurfürst Friedrich Christian (S. 257) folgen die Bautätigkeit der Könige Friedrich August I. (S. 259-287), Anton (S. 289-305) und

Friedrich August II. (S. 307-356). Den von Pohlack gut erforschten Umbau der Repräsentationsräume im nördlichen Schloss ügel ankieren die Pläne für das nie verwirklichte Zwinger-Forum auf dem Theaterplatz und die Umgestaltung der Brühlschen Terrasse sowie des Herzogin Gartens. Einen weiteren Schwerpunkt bilden die Kapitel zu den Königen Johann (S. 359-401) und Albert (S. 403-471). Insbesondere der historisierende äußere Umbau des Schlosses im Nachgang des Wettin-Jubiläums 1889 unter der Leitung von Gustav Dunger (1845-1920) und Gustav Frölich (1858-1933) bedingt eine eingehende Betrachtung durch die verschiedenen Autoren. Dagegen fallen die Kapitel zu König Georg (S. 473-477) und Friedrich August III. (S. 479-483) auffallend schlank aus.

Möglicherweise hat die Ausstellung zu August dem Starken, die 1933 im Residenzschloss und damit genau an der zeitlichen Schnittstelle zwischen Weimarer Republik und Nationalsozialismus stattfand, den Ausschlag gegeben, den Umgang beider politischer Systeme mit dem Schloss in einem gemeinsamen Kapitel zu behandeln (S. 485-519). Diese Systematik scheint vertretbar, wenn man ausschließlich auf die Parallelen wie die dauerhafte Absenz der ehemaligen Landesdynastie oder die Nutzung des Schlosses durch zivile Behörden und private Mieter schaut. Daneben aber gibt es zahlreiche singuläre Aspekte wie die bis 1924 schwelende Frage der Fürstenabfindung oder die kriegsbedingte Sicherung des Schlosses und Auslagerung von Inventar ab 1943/44. Pläne für eine Übermalung der vom jüdischen Maler Eduard Bendemann (1811-1889) angefertigten Arbeiten im Nord ügel des Schlosses verdeutlichen beispielhaft, wie sehr die politisch-gesellschaftliche Wahrnehmung und Aneignung des Schlosses zwischen Republik und NS-Diktatur divergierte und auf welch dünnem Eis eine Zusammenlegung beider Systeme unter dem Label „Das ehemalige Residenzschloss nach dem Ersten Weltkrieg“ steht.

In einem umfangreichen Anhang (S. 521-656) finden sich neben den üblichen bibliografischen und Quellennachweisen sowie Personen-, Orts- und Autorenverzeichnissen vertiefende Forschungsergebnisse, die im Hauptteil des Werks keinen Platz gefunden haben. Das trifft insbesondere auf jene von HENNING PRINZ und NORBERT OELSNER zusammengetragenen „Beispiele zur Nutzung und Funktion des Dresdner Residenzschlosses unter Friedrich August I. mit Ausblicken bis 1813“ (S. 522-581) zu, die das ohnehin schon überdurchschnittlich lange erste Kapitel im Band hoffnungslos überfrachtet hätten. Die Zusammenstellung besonderer Empfänge, Feiern und höfischer Ereignisse kann dabei mit Interesse gelesen und als Steinbruch zur Dresdner Hofkultur im 18. Jahrhundert genutzt werden. Auch vereint der Anhang in knapper Form Näheres zur immobilien Ausstattung der einzelnen Schlossräume in der Weimarer Republik (S. 582-596) und bietet Einblick in neuere Entdeckungen zum frühneuzeitlichen Kanalisationssystem auf der Nordseite des Schlosses (S. 597-601).

Format und Umfang der Neuerscheinung sind beachtlich und stehen dem Vorgängerband in nichts nach. Sie erklären sich durch die großartige Auswahl von Bild- und Kartenmaterial sowie einigen Faksimiles, die nicht nur illustrieren, sondern zu einem tieferen Verständnis für den Wandel von Schloss und umliegendem Stadtraum verhelfen. Das Werk ist ohne Zweifel ein wichtiger Meilenstein in der Reihe zum Dresdner Residenzschloss und schließt durch seinen systematischen Ansatz eine allzu lang bestehende Forschungslücke. Gleichzeitig schafft es eine neue, gewinnversprechende Basis, auf der sozial- und kulturhistorische Aspekte der Residenz- und Residenzstadtforschung in den Blick genommen werden können. Ein „Topografieband“ (S. 20) ist in Aussicht gestellt und soll die Reihe ergänzen.

JULIANE BRAUER, Zeitgefühle – Wie die DDR ihre Zukunft besang. Eine Emotionsgeschichte, transcript, Bielefeld 2020. – 427 S., 54 s/w Abb., brosch. (ISBN: 978-3-8376-5285-7, Preis: 45,00 €).

Zukunft, Musik und Gefühle sind die großen Themen der Studie von Juliane Brauer. Der Topos Zukunft ist derzeit sehr präsent – Forschungsprojekte fragen nach Zukunftsentwürfen, Medien und Gesellschaft beschäftigen sich mit prognostizierten Folgen des Klimawandels und auch die Politik verspricht eine bessere Zukunft. So überschreibt die 2021 gebildete neue Bundesregierung ihr Koalitionsprogramm mit „Mehr Fortschritt wagen“ und die neue Berliner Koalition ruft sogar die „Zukunftshauptstadt“ aus. Angesichts drängender Probleme in der Gegenwart wird auf eine bessere Zukunft verwiesen, für deren Verwirklichung jede und jeder einzelne indirekt beziehungsweise ethisch-moralisch in die Pflicht genommen wird. Brauer richtet ihren Blick auf eine Zeit und einen Staat, in der die Bevölkerung direkt aktiviert und zur Mitgestaltung der Gesellschaft angehalten wurde: Sie fragt nach den Zukunftsentwürfen der Staatsmacht und den daraus abgeleiteten Gefühlswelten in den ersten Jahrzehnten der DDR. Brauer verknüpft dabei insbesondere musikwissenschaftliche und historische Forschungsfelder und Methoden miteinander, wobei sie das gesungene Lied als Quelle heranzieht. Die Untersuchung versteht sich als Beitrag zur Historischen Bildungsforschung mit einem Fokus auf der Gefühlserziehung. Ein wichtiges Anliegen ist Brauer darüber hinaus die Kombination der Geschichte der Gefühle, der Historischen Zukunftsforschung und der Historischen Anthropologie, um die Möglichkeiten und Grenzen der historischen Emotionsforschung zu erproben. Auf Grundlage ihrer Ergebnisse diskutiert sie schließlich, inwiefern die DDR ein modernes Zeitregime war. Die Verschränkung der zahlreichen Forschungsfelder ist im Konzept der Untersuchung begründet, tut ihr jedoch nicht immer gut. In der Zusammenführung der (Zwischen-)Ergebnisse werden die Ausführungen gelegentlich etwas unübersichtlich und erreichen nicht die analytische Tiefe, die aus der Beschäftigung mit den Quellen hervorgeht.

Ausgangspunkt ist die Überzeugung aus der frühen DDR, dass der Jugend neues Fühlen nahegebracht werden müsse, um sie auf die schwere und verantwortungsvolle Aufgabe vorzubereiten, den neuen Staat aufzubauen. Gemeinsames Singen galt dabei als hervorragende Strategie einer zukunftsweisenden Gefühlserziehung. Die Zukunftsorientiertheit war ein verbindendes Selbstverständnis in den ersten Jahrzehnten der DDR, das insbesondere an die Jugend die Botschaft bereithielt, dass Anstrengungen in der Gegenwart in der Zukunft belohnt werden würden. Die Autorin konzentriert sich auf das Singen in staatlichen Erziehungsinstitutionen, also der Schule und der FDJ, an deren Beispiel sie Vorstellungen sowie Praktiken zur Gefühlserziehung der Kinder und Jugendlichen analysiert.

Der Band ist, neben Einleitung und Fazit, in sechs Kapitel unterteilt, die chronologisch fortlaufend sinnstiftende Zeiträume umfassen, so etwa die Nachkriegsjahre 1945 bis 1949, das Jahrzehnt der FDJ-Singebewegung 1960 bis 1973 oder das Jahr der Weltfestspiele 1973. Die Überschriften benennen das von Brauer als hegemonial herausgearbeitete Zeitgefühl der jeweiligen Phase. Sie lauten beispielsweise „Neues fühlen“, „Authentisch fühlen“ oder „Selbstbewusstsein fühlen“. „Zeitgefühle“ definiert sie „als Gefühlshaltungen, die durch eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und/oder der Zukunft entstehen und der jeweiligen Gegenwart einen Orientierungs- und Handlungsrahmen geben“ (S. 18). Das Jahr 1973 bildet aus mehreren Gründen einen sinnstiftenden Schlusspunkt der Untersuchung. Das Jahr markiert erstens außenpolitisch die ideelle und formelle Aufnahme der DDR in die Weltstaatengemeinschaft. Zweitens wurde nach innen die Ankunft im „real existierenden Sozialis-

mus“ proklamiert, womit die Gesellschaft in der Zukunft angekommen sei. Als Drittes nennt sie ihr quellenkritisches Motiv. Denn seit Mitte der 1970er-Jahre stellt Brauer eine veränderte Quellenlage fest, nach der die Erziehung der Jugend in den Dokumenten deutlich weniger offen und weniger (selbst-)kritisch thematisiert werde. Zudem seien in den letzten beiden Jahrzehnten der DDR kaum noch neue Lieder entstanden, sondern auf Liedgut der Nachkriegsjahrzehnte zurückgegriffen worden.

Der Studie liegt eine offene Definition von Emotion zugrunde, die insbesondere davon ausgeht, dass „Emotionen [...] kulturell und strukturell erlernt [sind und] in sozialen Praktiken verinnerlicht und ausgehandelt“ werden. Emotionen stellen damit eine „zentrale Dimension von Erfahrung und Erkenntnis“ (S. 22) dar und auf dieser Grundlage wird gemeinsames Singen als Emotionspraktik betrachtet. Es ist bedauerlich, dass die Autorin dabei Emotionen und Gefühle nicht voneinander abgrenzt, sondern vielmehr beide Begriffe synonym verwendet. So vermischen sich permanent die Ebenen von Intention, Handlung und Wirkung. Ihre Quellengrundlage bilden „Lehr- und Liederbücher, Liedhefte, Zeitungen und Zeitschriften, Handreichungen für den Schulunterricht, für Pionierleiter/-innen und FDJ-Funktionäre und Funktionärinnen, Programme für Pionier- und Jugendtreffen, für Schulfeiern und Jugendweihefeiern, Klassenbücher und Klassenchroniken“ (S. 25). Ihren konkreten Untersuchungsgegenstand – das tatsächlich gesungene Lied – extrahiert sie über die Häufigkeit der Nennung in den Materialien. Etwa 280 Lieder werden mindestens vier Mal aufgeführt und damit als relevant für das Singen als Emotionspraktik definiert. Brauer konzentriert sich damit ganz auf überlieferte Quellen und entscheidet sich gegen Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Eine aus forschungsökonomischen Gründen nachvollziehbare, aber dennoch bedauerliche Entscheidung, wäre es doch gerade aus Perspektive der Emotionsforschung interessant gewesen, zumindest punktuell nach den Gefühlen zu fragen, die das Singen dieser Lieder heute bei den Akteurinnen und Akteuren auslöst und an welche Gefühlswelten sie sich im Zusammenhang mit diesen Liedern erinnern. Besonders stark ist die Studie, wenn Brauer in ihr Material eintaucht und detailliert den Intentionen, Prozessen und Ergebnissen der staatlichen Initiativen nachgeht. Am Beispiel etwa von Liedwettbewerben werden Größenwahn, Kontroll- und Steuerungswut ebenso wie die übersteigerten Erwartungen der Staatsmacht an die Jugend plastisch. Sie zeigt zudem auf, was das gemeinsame Singen für Jugendliche attraktiv machte und warum es jahrelang eine erfolgreiche Emotionspraktik war. Eine Erkenntnis der Studie ist, dass das gemeinsame Singen als „Emotionalisierungspraktik“ (S. 355) eingesetzt wurde und es den Zeitgenossen, anders als sie selbst behaupteten, weniger um Gefühlskonzepte und vielmehr um Handlungsaufforderungen ging. Eine vertiefende Analyse dessen, was die Funktionäre unter „Gefühlen“ verstanden, was also das zeitgenössische Konzept vom „Gefühl“ war, steht noch aus.

Im Schlusskapitel diskutiert Brauer die begrenzte Übertragbarkeit ihres Forschungsdesigns auf andere Settings (S. 349-367). Der umfangreiche und ausdifferenzierte Quellenfundus ist durch die zentralistische Organisation des DDR-Staates ebenso bedingt wie durch eine relative Offenheit in seinen ersten Jahrzehnten in der Suche nach Erziehungskonzepten für die Verantwortungsträger von morgen. Um das Singen als Emotionspraktik in anderen Gesellschaften und zu anderen Zeiten untersuchen zu können, müssten neue Forschungsdesigns entwickelt werden. Die vorliegende Studie liefert dafür fruchtbare Anregungen.

HASSO SPODE, Urlaub Macht Geschichte. Reisen und Tourismus in der DDR, be.bra Verlag, Berlin 2022. – 208 S., ca. 50 Abb., geb. (ISBN: 978-3-89809-201-2, Preis: 22,00 €).

Der Tourismus in der DDR ist ein bis heute beliebtes, wissenschaftlich wie medial oft aufbereitetes zeitgeschichtliches Thema, das inzwischen in zahlreichen Aspekten ausgeleuchtet wurde. Während etwa der MDR auf seiner Webpräsenz zu „Reisen & Freizeit“ in der DDR über 40 sogenannte Dossiers (einschließlich Video- und Audiosequenzen) bereithält (<https://www.mdr.de/geschichte/ddr/alltag/reisen-freizeit/index.html>, Zugriff 14. August 2022), findet man in den Buchläden populäre Bildbände wie „Camping-Alltag in der DDR“ (M. RÖCKE, Camping-Alltag in der DDR, Königswinter 2012) oder „Wie der Osten Urlaub machte“ (U. JESCHKE u. a., Wie der Osten Urlaub machte, Berlin 2019), die auf die Nostalgiewelle der ostdeutschen Gegenwart setzen. Historisch, kulturalanthropologisch und tourismuswissenschaftlich wurde das Feld schon vor Jahren durch Publikationen von HEIKE BÄHRE (Tourismuspolitik in der Systemtransformation, Berlin 2003), HEIKE WOLTER („Ich harre aus im Land und geh, ihm fremd.“, Frankfurt/Main/New York 2009), CHRISTOPHER GÖRLICH (Urlaub vom Staat, Köln u. a. 2012) sowie vom Verfasser (S. FRIEDREICH, Urlaub und Reisen während der DDR-Zeit, Dresden 2011) bearbeitet. Es stellt sich daher die Frage, wo sich die neueste Publikation des renommierten Sozialhistorikers Hasso Spode, eines ausgewiesenen Fachmannes für Tourismusgeschichte, einordnet und ob sie neue Erkenntnisse zum Forschungsfeld beizutragen vermag.

Bereits die Kürze des Bandes, die Aufmachung mit zahlreichen Abbildungen sowie die Einteilung in 16 kurz gefasste, sachsystematisch gegliederte Kapitel lassen das Buch als populärwissenschaftliche Publikation mit Zielrichtung auf ein breites (Zeitzeugen-) Publikum erkennen. Vor allem der üssige, journalistische Stil, der die Verästelungen der zeithistorischen Forschung zur DDR-Geschichte ebenso vermeidet wie den Rückgriff auf theoretische Begriffe und Konzepte, verweist darauf, dass Spode weniger auf ein Fachpublikum zielt. Von daher verwundert es nicht, dass im Band kaum neue Fakten oder Interpretationen zum Thema präsentiert werden und sich der Autor auf die Synthese von Bekanntem beschränkt. Die Themen der einzelnen Kapitel reichen von der Vorgeschichte des DDR-Tourismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts über einzelne Reiseanbieter wie dem FDGB-Feriedienst und dem DDR-Reisebüro bis hin zum Campingurlaub, den Reisen in das sozialistische Ausland und der FKK-Bewegung. Knapp und präzise, mit einem Auge für treffende Formulierungen und Zuspitzungen, vermag es Spode, das wichtige Kapitel der DDR-Vergangenheit plastisch vor Augen zu führen. Dass es dabei zwangsläufig zu Verkürzungen und Simplifizierungen kommt, liegt in der Natur der Sache und ist dem Autor kaum vorzuwerfen. Werden aufmerksame Leserinnen und Leser im Einzelfall stutzig, wenn zum Beispiel in der Diskussion des Anteils der nicht-organisiert reisenden Urlauber in der DDR von „illegalen Urlaubern“ die Rede ist und zugleich der angegebene hohe Wert von 60 Prozent privater Reisen am Tourismus unbelegt bleibt (S. 124), so ist die Faktendichte des Bandes doch beeindruckend. Besonders schlüssig erscheint die Betonung von historischen Kontinuitätslinien, waren doch etliche Ausprägungen des Sozialtourismus bereits vor 1945, vor allem in der NS-Organisation „Kraft durch Freude“, angelegt.

Als eine Einführung in das Thema leistet die vorliegende Publikation somit einen hervorragenden Dienst; die knappe Literaturliste bietet Anknüpfungspunkte für weitere Vertiefungen. Einschränkend ist anzumerken, dass der Autor – wie dies in der überwiegenden Zahl der Publikationen zum Thema der Fall ist – einer gesellschaftlichen Makroperspektive verp ichtet bleibt und damit die kulturalanthropologische und sozialpsychologische Frage nach der Bedeutung von Urlaub und Reisen für die Men-

schen in der DDR ausspart. In seinem Fazit und einer Coda begnügt sich der Autor mit einer knappen Zusammenfassung von altbekannten Erkenntnissen über das Ende der DDR. Aufschlussreicher wäre es gewesen, einen Ausblick auf die weiteren Entwicklungen von Urlaub und Reisen in der Transformationszeit, auf spezifische Reiseformen, -ziele und -bedingungen sowie auf die Bedeutung von Reiseerinnerungen im individuellen und kollektiven Gedächtnis der Bürgerinnen und Bürger in Ostdeutschland zu geben.

Dresden

Sönke Friedreich

DANIELA SPIEGEL, *Urlaubs(t)räume des Sozialismus*. Zur Geschichte der Ferienarchitektur in der DDR, Wasmuth & Zohlen Verlag, Berlin 2020. – 303 S. mit zahlr. Abb., geb. (ISBN: 978-3-8030-2105-2, Preis: 58,00 €).

Innerhalb des gut erforschten Forschungsfeldes der DDR-Tourismusgeschichte geht der vorliegende Band, basierend auf der 2019 vorgelegten architekturhistorischen Habilitationsschrift der Verfasserin, der Frage nach, wie die sozialistische Sozialpolitik in die gebaute Umwelt in Ostdeutschland übersetzt wurde. Sie verknüpft in ihrer Arbeit einen Teilbereich moderner Baugeschichte mit sozialgeschichtlichen Analysen, verortet sie demnach in einem „doppelten Kontext“ von europäischer Baukultur und politischen Vorgaben (S. 8). Im Mittelpunkt stehen die baugeschichtlichen Entwicklungsphasen von Ferienheimen und Hotels in der DDR seit 1949, die anhand von Bauplanungen und realisierten Einzelbeispielen rekonstruiert werden. Da es sich durchweg um Auftragsarbeiten des staatlichen Gewerkschaftsbundes FDGB handelt, ist für die Verfasserin von besonderem Interesse, wie sich ideologische Vorgaben und praktische Erfordernisse im Baugeschehen niederschlugen. Die im Band behandelten Bauten sind zum Teil bis heute im Thüringer Wald, Erzgebirge und an der Ostseeküste raumprägend.

Die Publikation gliedert sich in fünf Kapitel. Zunächst geht es um die Anfänge des Urlaubswesens auf Grundlage des 1947 gegründeten Feriendienstes des FDGB und des in der Verfassung von 1949 verankerten Urlaubsanspruchs der DDR-Bürger. Aufgrund des Mangels an Ferienplätzen, der in deutlichem Kontrast zu dem ehrgeizigen Ziel stand, den Urlaub zu ‚demokratisieren‘ und ‚Werkstätigen‘ auf breiter Ebene zugänglich zu machen, wurden in den frühen 1950er-Jahren Bauvorhaben für Ferienheime initiiert, beispielsweise in Friedrichroda, Gernrode und Tabarz. Dabei bewegten sich diese Bauten stilistisch im zeitgenössischen sozialistischen Neoklassizismus, gebrochen von Elementen des ‚nationalen Stils‘; jedoch wurden auch Ideen des ‚Neuen Bauens‘ mit aufgenommen. Nicht umsonst trägt das Kapitel daher die Überschrift „Auf der Suche nach der Form“. Ende der 1950er-Jahre finden sich erste Ansätze zur massiven Ausweitung des Ferien- und Erholungswesens mit entsprechender strategischer Planung, etwa in den Kommissionen für Erholungswesen in den Bezirken. 1960 wurde mit „Erholungswesen und Landschaft“ die erste akademische Studie zur weiteren Entwicklung von Tourismusgebieten vorgelegt. Wie die Verfasserin im zweiten Kapitel darlegt, wurden schon frühzeitig Planungen für neue Urlaubsgebiete durchgeführt, so unter anderem in den zukünftigen Bergbaunachfolgelandschaften sowie auf der Mecklenburger Seenplatte. So entstanden Entwürfe für Urlaubersiedlungen mit einer Mischung aus Bungalows, Zeltplätzen und zentralen Einrichtungen, die sich harmonisch der Landschaft einpassen sollten. 1962 eröffnete in Klink an der Müritz die Urlaubersiedlung „Völkerfreundschaft“ als neue Modellsiedlung ihre Tore, gefolgt von etlichen weiteren Bungalow-Siedlungen, die meist in Kooperation zwischen

FDGB und VEB realisiert wurden. Parallel dazu wurden begleitend zum umfassenden Talsperrenbauprogramm auch die entstehenden Stauseen als Naherholungsgebiete definiert und mit Ferienbauten bestückt.

Das dritte Kapitel beleuchtet die im Kontrast zu diesem Bungalow-Bauprogramm stehenden „großen Visionen“ (S. 89) der Ära Ulbricht, die unter dem Einuss der umfangreichen Bautätigkeit an der bulgarischen und rumänischen Schwarzmeerküste standen. Vor allem im Hotelbereich wurden in den 1960er-Jahren größere und aufwändigere Entwürfe realisiert, von den Interhotels in sämtlichen größeren Städten bis hin zu der zeichenhaften Architektur in Gebirgsorten wie Oberhof. Der FDGB plante aufgrund der stark steigenden Nachfrage nach Urlaubsplätzen sowohl für die Mittelgebirge wie auch für die Ostsee ambitionierte Großprojekte; diese wurden indes – wenn überhaupt – nur stückweise realisiert. Mit dem Machtantritt Honeckers 1971 legte man die utopischen, nicht zu finanzierenden Großprojekte (zum Beispiel das Projekt Schaabe auf Rügen) dann zu den Akten, während man die schnelle, dezentrale Erhöhung der Kapazitäten zur dringendsten Aufgabe erklärte. Wie das vierte Kapitel zeigt, wurde in den 1970er-Jahren das Baugeschehen daher stark intensiviert. Grundlegende Probleme wie die fehlenden Baukapazitäten und die Rivalität zwischen FDGB-Feriedienst und Betrieben blieben bis zum Ende der DDR ungelöst. Durch Rationalisierungsanstrengungen konnte die Bettenzahl, vor allem an der Ostsee, zwar erhöht werden, architektonisch und städtebaulich stagnierten die Leistungen im Ferienheimbau jedoch. Das fünfte Kapitel untersucht schließlich die Innenausstattung der Ferienheime sowie die Ausgestaltung des gewerkschaftlichen Freizeitprogramms. Letzteres diente vor allem in den Anfangsjahren der sozialistischen Vergemeinschaftungsideologie, verlor aber zunehmend an Bedeutung und wich allmählich den stärker werdenden Individualisierungstendenzen. Die Inneneinrichtungen boten ergänzend das Potenzial, die nach außen hin eher trist wirkenden Erholungshäuser ansprechend zu gestalten und ihnen eine „individuelle Identität zu schenken, die spezifisch auf den Urlaubsort zugeschnitten war“ (S. 235).

Obgleich Spiegels Studie keine grundlegend neuen Erkenntnisse zum Feriedienst der DDR zu liefern vermag, stellt sie doch eine wertvolle Ergänzung zur Forschungsliteratur dar. Erstmals wird hier die Entwicklung der staatlichen Ferienarchitektur analysiert und in die Sozialgeschichte des Tourismus eingebettet. Besonders verdienstvoll ist der Vergleich mit der Baugeschichte in Ost- wie in Westeuropa, die Berücksichtigung von übergreifenden Architekturdiskursen jenseits der DDR und die detaillierte, anschaulich illustrierte Vorstellung von Planungsarbeiten, auch von letztlich nicht realisierten Bauten. Damit werden nicht nur rein architekturgeschichtliche Interessen bedient, sondern eindrucksvoll demonstriert, wie sich der ge- und umbaute Raum als Ausdruck von Gesellschaft interpretieren lässt. Architektonisch, so das Fazit der Verfasserin, bewegte sich die DDR im touristischen Bereich seit den 1960er-Jahren auf der Höhe der Zeit. Es waren die vielfach unerfüllt bleibenden Reisewünsche und -träume der Bürgerinnen und Bürger, die schließlich mitverantwortlich waren für ihr Ende.

Dresden

Sönke Friedreich

MICHAEL SCHLITT, Sachsens historische Obstsorten. Geschichte – Sortenbeschreibungen – Erhalt, Verlag Gunter Oettel, Görlitz 2019. – 143 S., 30 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-944560-61-8, Preis: 25,00 €).

Das Interesse an historischen Obstsorten und deren Erhalt ist in den letzten Jahren insbesondere durch Diskussionen um die Reduktion von Arten- und Sortenvielfalt

stetig gestiegen. Mit Fokus auf Sachsen hat es sich der Autor Michael Schlitt in dem vorliegenden Band zur Aufgabe gemacht, historische Obstsortenverzeichnisse und Baumschulkataloge aus Sachsen – letztere mit dem Schwerpunkt auf der Oberlausitz – auszuwerten. Es gelingt ihm so, traditionell angebaute Obstsorten zu benennen, vor allem aber auch verschollene zu identifizieren. Der Hauptteil seines Buches widmet sich einer ausführlichen Darstellung von historischen Obstsorten, die nach wie vor in Sachsen angebaut werden. Daran anschließend schlägt der Autor Kriterien für den Aufbau eines „Pomarium Saxonicum“ vor und stellt schließlich die Obstsortensammlung in Ostritz-Leuba (Oberlausitz) vor, die durch die von ihm und seiner Frau Bettina Schlitt 1996 gegründeten Oberlausitz-Stiftung erhalten wird. Ein ausführliches Register (S. 136-141) und Adressen zum Bezug von Edelreisern und von Baumschulen, die historische Sorten führen (S. 134 f.), schließen das Buch ab.

Aus fünf Jahrhunderten stammen die sächsischen Obstsortenverzeichnisse, das älteste vom Leipziger Medizinprofessor Michaelis Barth aus dem Jahr 1570, die Michael Schlitt untersucht hat. Die Bezeichnungen geben zum Teil Aufschluss über die Herkunft der Sorten, indem sie unter anderem auf Frankreich, Ungarn, Siebenbürgen oder Italien verweisen. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass zahlreiche Sorten eingeführt wurden. Durch den Beginn der Pomologie – der Obstbaukunde – im 18. und vor allem 19. Jahrhundert erweiterte sich die Quellenlage noch um Veröffentlichungen von Obstbauvereinen. Für Sachsen von besonderer Bedeutung ist das Verzeichnis des Geheimen Finanzrats Gustav von Flotow, dem Mitinitiator der Landesbaumschule im Großen Garten in Dresden, der 1831 Sortenempfehlungen für unterschiedliche Lagen – kalte, raue oder milde Gegenden – herausgab, die von Obstbauvereinen stark rezipiert wurden. Innerhalb des 1874 gegründeten Landesobstbauvereins für das Königreich Sachsen wurde 1878 ein Ausschuss damit betraut, ein sächsisches „Normalsortiment“ zu erstellen. Darin finden sich jeweils 75 Apfel- und Birnensorten und jeweils 25 Kirsch- und Paumensorten. Diese Liste wurde 1902 überarbeitet. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts führten die Anforderungen an eine kostengünstige Obstproduktion zu einer Sortenvereinheitlichung und -reduzierung, wodurch einige historische Obstsorten aus Sachsen nicht mehr angebaut wurden und verschwanden. Diese verschollenen Sorten führt der Autor namentlich auf (S. 33-36), bevor er in alphabetischer Reihenfolge einzelne, heute noch existierende historische Obstsorten (25 Apfel-, elf Birnen-, vier Kirsch- und zwei Paumensorten) auflistet. Deren Beschreibung umfasst alternative Bezeichnungen, Herkunft und Verbreitung, Frucht, Reifezeit, Geschmack, Haltbarkeit, Verwendung sowie Beschreibung des Baums, Anbaueignung, Standortansprüche und auch Verwechslersorten (S. 38-117). Bis auf die Kirschen ist zudem jede Sorte auch fotografisch dokumentiert.

Michel Schlitt hat sich mit seinem Buch nicht nur an ein pomologisches Fachpublikum gewandt, sondern vermag insbesondere durch seine historischen Ausführungen, seine übersichtlichen Darstellungen und vor allem das anschauliche Bildmaterial von Bettina Schlitt auch eine breitere Leserschaft für das Thema zu begeistern. Das Anliegen des Buches ist es, über historische Sorten zu informieren und so zu deren Erhaltung beizutragen.

Lokal- und Regionalgeschichte

DIRK SCHEIDEMANTEL, Kirchen und Friedhöfe von Heuersdorf mit Ortsteil Großhermsdorf. Beiträge zu Sakralarchitektur und Totenbrauchtum ländlicher Siedlungen im Südraum Leipzig, Heuersdorf Bd. 1 (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen, Bd. 63), Landesamt für Archäologie Sachsen, Dresden 2017. – 668 S. mit zahlr. Abb., geb. (ISBN: 978-3-943770-30-8, Preis: 120,00 €).

Über Breunsdorf, das 1994 im Braunkohlerevier im Südraum Leipzigs verschwunden ist, hat das Landesamt für Archäologie eine fundierte dreibändige Publikation zur Archäologie, Baugeschichte und Geschichte des Dorfes vorgelegt (siehe dazu meine Besprechung in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 86 (2015), S. 369-374). 2009/10 wurden die eng benachbarten Dörfer Heuersdorf und Großhermsdorf, nur wenige Kilometer von der einstigen Siedlung Breunsdorf entfernt, devastiert und archäologisch untersucht. Die Ergebnisse werden nun wieder in einer mehrbändigen Publikation des Landesamtes veröffentlicht, von der der erste Band nun schon seit einigen Jahren vorliegt. Ein zweiter Band soll die Ergebnisse der Siedlungsarchäologie präsentieren. Wenn die Dutzenden Dörfer, die im Südraum Leipzig im Laufe des 20. Jahrhunderts im Zuge des Braunkohletagebaus abgebaggert wurden, alle in dieser Weise archäologisch und historisch untersucht worden wären, gehörte Sachsen zweifellos zu den siedlungsarchäologisch besterforschten Landschaften im deutschsprachigen Raum, doch war es erst nach der deutschen Wiedervereinigung möglich, gesetzliche Regelungen zu schaffen, um der Zerstörung der Siedlung (und des gesamten Kulturraums) zumindest gründliche archäologische Untersuchungen vorangehen zu lassen. Im Falle von Heuersdorf gingen die Untersuchungen sogar mit einer spektakulären Aktion einher, wurde die romanische Emmauskirche doch 2007 komplett mit einem Spezialtransporter nach Borna versetzt.

Auch wenn die Erforschung von Großhermsdorf und Heuersdorf interdisziplinär angelegt war, wurde von einer historischen Untersuchung abgesehen. Beide Dörfer dürften schon im 12. Jahrhundert angelegt worden sein, aber in den Quellen tauchen sie erst im späten Mittelalter auf: Großhermsdorf erstmals im Registrum domorum der Markgrafen von Meißen 1378 (später Teil des kursächsischen Amtes Borna), Heuersdorf hingegen 1487 erstmals erwähnt als Teil der Herrschaft Schönburg, 1548 dann aber zum Amt Borna gehörig. Auch kirchlich bildeten die Dörfer keine Einheit. Heuersdorf unterstand mit seiner Filialkirche der Pfarrei Breunsdorf (siehe oben), Großhermsdorf hingegen war selbständiges Pfarrdorf. Beide gehörten zum Bistum Merseburg. Für den Fokus des vorliegenden Bandes, der auf Sakralarchitektur und Sepulkralkultur ausgerichtet ist, bedeutet dies, dass das Pfarrdorf Großhermsdorf seit Anbeginn über einen Friedhof verfügte, weil dies Teil des Pfarrrechts war, während Heuersdorf erst Mitte des 19. Jahrhunderts selbständige Pfarrei wurde und damit auch einen Friedhof erhielt.

Der Aufbau der Untersuchung ist schlüssig, wird doch zunächst die Ortslage Großhermsdorf mit der Taborkirche vorgestellt, dann die Ortslage Heuersdorf mit der Emmauskirche und schließlich der seit dem 12. Jahrhundert belegte Friedhof um die Taborkirche. Auf die Zusammenfassung, die diesen dreiteiligen darstellenden Teil abschließt, folgt der Katalog der Gräber vom Friedhof der Taborkirche. Anlagen präsentiert die Befunde zu Alter und Geschlecht der Beigesetzten, die C14-Altersbestimmungen und tabellarische Auflistungen der Geburten- und Todesfälle aus den Kirchenbüchern von Großhermsdorf.

Es sind vor allem drei Befundgruppen, die hier im Vordergrund stehen: die Kirchengebäude, die gründlich baugeschichtlich untersucht werden konnten, die Begräbnisse in den Kirchen und die Friedhöfe, wobei der seit dem Hochmittelalter belegte Friedhof von Großhermsdorf mit seinen über tausend Begräbnissen natürlich wesentlich interessanter ist als der recht junge Gottesacker um die Kirche von Heuersdorf. Sowohl Heuersdorf als auch Großhermsdorf sind als Siedlungen im Zuge des Landesausbaus beziehungsweise der Ostsiedlung (warum Scheidemantel von der „sogenannten“ Ostsiedlung schreibt, bleibt mir ein Rätsel) um die Mitte des 12. Jahrhunderts angelegt worden. Die Kirchenbauten erfolgten erst mit einem Abstand im 13. Jahrhundert (in Heuersdorf/Emmauskirche ist der Dachstuhl dendrochronologisch auf um 1250/60 datiert), doch ist nicht auszuschließen, dass es zumindest in dem Pfarrdorf Großhermsdorf eine Holzkirche als Vorgängerbau gab, auch wenn diese archäologisch nicht nachweisbar ist und die Steinkirche wohl um 1220 über einem älteren Begräbnisplatz errichtet wurde. Die Taborkirche in Großhermsdorf füllte sich vom 13. Jahrhundert bis etwa 1700 mit zahlreichen Begräbnissen hochrangiger Personen, wie aus der aufwendigen Bekleidung der Toten und den gemauerten Gräften ablesbar ist. Man wird diese Begräbnisse wohl vor allem mit dem Patronatsrecht des örtlichen Ritterguts in Verbindung bringen dürfen, das im 17. Jahrhundert zunächst der Familie von Fitzscher, dann P ug gehörte. Trotz der langen Belegungszeit ließen sich auf dem Friedhof nur wenige mittelalterliche Begräbnisse feststellen, ebenso wenig Ordnungsstrukturen der Begräbnispraxis, was nicht weiter diskutiert wird, meines Erachtens aber damit zusammenhängt, dass bei der laufenden Wiederbelegung der Gräber die vorgefundenen Gebeine in ein Beinhaus überführt wurden. Insgesamt muss man nüchtern festhalten, dass die Grabbefunde auf dem Friedhof weder für das Mittelalter noch für die Neuzeit sonderlich signifikant sind, auch nicht für die religiöse Praxis. In dieser Hinsicht sind die Grubbestattungen in der Taborkirche aufgrund des Erhaltungszustands und der größeren Zahl von Beigaben natürlich wesentlich aussagekräftiger. Die Auswertung der Kirchenbücher ergab bei den Sterbeeinträgen Hinweise auf mehrere Leichenpredigten (S. 139), deren Druckausgabe sich leicht im digital zugänglichen Gesamtkatalog deutschsprachiger Leichenpredigten der Forschungsstelle für Personalschriften (www.personalschriften.de) ermitteln lässt.

Der Verfasser betont, dass sich das hochmittelalterliche Siedlungsgeschehen im Südraum Leipzig im Anschluss an den Auftakt des Landesausbaus durch Wiprecht von Groitzsch östlich der Weißen Elster vollzieht. Die Zahl der hochmittelalterlichen Schriftquellen für diesen Raum lässt sich nicht mehr vermehren. Umso wichtiger ist es, aus landesgeschichtlicher Sicht zu diskutieren, wie sich die Bau- und Siedlungsbefunde mit den historischen Befunden in Einklang bringen lassen. Mit großen Erwartungen darf man deshalb dem angekündigten zweiten Band mit den Ergebnissen zur Siedlungsgenese entgegensetzen. Hinzuweisen ist noch darauf, dass MARKUS COTTIN in den ersten beiden Bänden der „Geschichte der Stadt Leipzig“ (Bd. 1, Leipzig 2015, S. 156-176, 686-787; Bd. 2, Leipzig 2016, S. 750-836) vorzügliche Beiträge zur hochmittelalterlichen Siedlungsgeschichte, zur Geschichte der Dörfer im Leipziger Stadtgebiet und zur Agrargeschichte dieses Raumes vorgelegt hat, die auch bei der Erforschung des geografisch anschließenden Leipziger Südraumes Ausgangspunkt für jede seriöse Diskussion von Befunden der ländlichen Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte sind. Die aufwendige drucktechnische Gestaltung des Bandes und die Ausstattung mit zahlreichen Plänen, Luftbildern und Detailaufnahmen, zumeist in Farbe, sei eigens hervorgehoben. Ein Register wird wohl der angekündigte zweite Band bringen.

OLAV GATZEMEIER, Dörfer in Dresden, Michael Imhof Verlag, Petersberg 2017. – 280 S., 1 074 farb. Abb., geb. (ISBN: 978-3-7319-0435-9, Preis: 49,95 €).

Der Autor Olav Gatzemeier (DERS., Dresden und die Elbe, Petersberg 2020; DERS., Villen in Dresden, Dresden 2014) geht in seinem Werk der Frage „Dörfer und Dresden – wie geht das zusammen?“ nach und lässt den Leser in das bunte Mosaik der dörflichen Siedlungsgeschichte der Landeshauptstadt eintauchen. Das zu besprechende, reich bebilderte Buch zeigt mit seinen anschaulichen Fotografien sowie aktuellen und historischen Kartenausschnitten der Berliner Meilenblätter, wie sich die über 100 Dörfer der heute ächenmäßig viertgrößten Stadt Deutschlands seit dem Hochmittelalter in den verschiedenen Epochen entwickelten und was davon gegenwärtig noch entdeckt werden kann.

Bevor sich der Autor den einzelnen, nach verschiedenen Stadtregionen untergliederten Dörfern zuwendet, eröffnen zwei knappe Texte – zum einen über die Besiedlung des Dresdner Raumes von der Altsteinzeit bis zur Industrialisierung mit einem naturgeografischen und agrarhistorischen Aufriss sowie zum anderen über das dörfliche Leben und Arbeiten im Mittelalter – den voluminösen Bildband. Der Hauptteil des Buches widmet sich den historischen Dörfern und Gebäuden, die in den Jahrhunderten zu Dresden eingemeindet wurden. Gatzemeier beschreibt zunächst die Stadtregionen: geografische Lage und Grenze, aber auch Besiedlung und Zugehörigkeiten zur Grundherrschaft sowie Kirche werden – mehr oder weniger ausführlich – dargestellt. Er wählt dabei folgende acht regionale Unterteilungen: „Das südöstliche Elbtal“ (S. 13-63) mit Dörfern wie Zschieren, Laubegast, Tolkewitz, Strehlen und Nickern, „Von der Räcknitzhöhe bis zur Weißeritz“ (S. 64-81) unter anderem mit Mockritz, Coschütz und Plauen, „Zwischen Weißeritz und Zschonergrund“ (S. 82-118) mit Löbtau, Gorbitz, Naußlitz, Altfranken, Briesnitz oder auch Omsewitz, „Westlich des Zschonergrundes“ (S. 119-149) mit Cossebaude und Umgebung, Unkersdorf, Roitzsch und Steinbach, „Die Dörfer auf der Heidesandterrasse“ (S. 150-166) mit den Dörfern Kaditz, Trachau und Pieschen, „Das Hochland nördlich der Heide“ (S. 167-192) unter anderem mit Klotzsche, Weixdorf und Langebrück sowie „Das Schönfelder Hochland“ (S. 193-238) mit den Unterkategorien Weißer Hirsch, Bühlau und Quohren, dem Kerngebiet des Schönfelder Hochlandes und den Dörfern des Dresdner Ostens Eschdorf, Rosinendörfchen sowie Rossendorf. Das Kapitel „Die Dörfer am rechten Elbhang“ (S. 239-269) schließt den Hauptteil mit Dörfern wie Pillnitz, Hosterwitz, Wachwitz und Loschwitz ab.

Vertieft sich der Leser in die einzelnen detaillierten Ortsdarstellungen, kann er – neben den siedlungshistorischen, chronikalischen und architektonischen Ausführungen und den Karten, die einen direkten Besiedlungsvergleich zwischen heute und um 1800 erlauben – mitunter auch besondere Örtlichkeiten von pittoresker Idylle bis zu faszinierenden Besonderheiten wie Brücken, Inschriften und Schlusssteine, Hochwassermarker, Steinkreuze, Wegesäulen, Mauerreste und Ruinen sowie Windmühlen und Dorfkirchen entdecken. Zu diesen Entdeckungen gehören beispielsweise das sogenannte Storchennest sowie die Russische Schule, die Fürst Nikolai Abramowitsch Putjatin (1749–1830) dem Dorf Kleinschachwitz um 1800 hinterließ (S. 14 f.). Eine moderne Schrift auf einem historischen Gebäude an der Adresse Altaubegast 5 verweist auf die heutige Nutzung als rustikales Wirtshaus, in dem „Frischbier, diverse Getränke, gepökelte Speisen, schlechter Kaffee“ zu finden sind (S. 29), ein Teufelsporträt versteckt sich an einer Brücke über dem Heiligenbornbach (S. 42 f.) und in Altcoschütz erinnern zwei Inschriften an den Dorfbrand von 1829 und den damit einhergehenden Verlust (S. 77). In Cossebaude, erstmals in einer Urkunde von 1071 als *Gozebudi* erwähnt, sind noch Reste eines mittelalterlichen Vorwerks aus dem

13. Jahrhundert zu finden (S. 122). In den Dörfern am rechten Elbhang lässt sich mit der Weinpresse in Pillnitz (S. 240), dem Weinberg Rysselkuppe mit dazugehörigem Weingut in Oberpoyritz (heute Weingut K. Zimmerling) (S. 244 f.) sowie kleineren verspielten Winzerhäuschen in Wachwitz und Loschwitz die alte Weinbaukultur in Dresden nachvollziehen, die seit dem 15. Jahrhundert belegt ist (S. 240). Aber auch weitere Entdeckungen wie das Plantagengut auf der Laubegaster Straße, auf dem Ende des 18. Jahrhunderts Seidenraupen gezüchtet wurden (S. 251), das Carl-Maria-von-Weber-Museum in Hosterwitz von 1720 (S. 252), idyllische Umgebende-Wohnhäuser (S. 255, 259) sowie in Loschwitz der Sommerwohnsitz des Malers Ludwig Richter (1803–1884) und das auf dem 1785 von Christian Gottfried Körner (1756–1831) erworbenen Weinberg befindliche Körnerhaus lassen sich hier aufspüren. Das Schillerhäuschen, das sich auf dem Weinberggrundstück befindet und heute der Öffentlichkeit zugänglich ist, diente Friedrich Schiller (1759–1805) einst als Rückzugsort, an dem er unter anderem seine „Ode an die Freude“ schrieb (S. 266 f.).

Aber auch imposante Bauten und märchenhafte Höfe wie der des Pfarramtes in Altleubnitz (S. 42), der 1774 erbaute Vierseitenhof in Altreick (S. 50), das Schloss Nickern aus dem 16./17. Jahrhundert (S. 62) oder das kleine romantisch im Grünen gelegene Bauernhaus in Rähnitz am Bauernweg 39 (S. 168) sowie das barocke Herrenhaus am Gönnsdorfer Park an der Alten Dorfstraße 12 (S. 224) laden zu einer realen Begegnung ein. Überquert man den Plauenschen Grund auf der A17, befindet sich am felsigen Abgrund die Mitte des 19. Jahrhunderts von einem Steinbruchbesitzer im neoromantischen und neogotischen Stil in Auftrag gegebene Begerburg, die herrschaftlich in die Höhe aufragt (S. 97). Auch das im 19. Jahrhundert umgebaute Weinbergschlösschen in Trachenberge mit Rokoko-Fassade (S. 162), das Haus des Amtsrichters J. G. Bandisch (vermutlich Baudisch) aus dem Jahre 1763 im heutigen Stadtgebiet Weißer Hirsch (S. 195) sowie das repräsentative Helfenberger Gut, das sich aus einem Vorwerk aus dem 15. Jahrhundert entwickelte (S. 218 f.), sind sehenswert. Im Dreiseitenhof auf der Hauptstraße 35 in Weißig, der ab 1995 im Besitz des Schauspielers Rolf Hoppe (1930–2018) war, finden seit 2002 als privates „Hoftheater Dresden“ regelmäßig Theateraufführungen statt.

Das Buch „Dörfer in Dresden“ von Olav Gatzemeier vermittelt auf sehr anschauliche Weise, wie sich Dresden durch die Eingemeindungen von umliegenden Dörfern über die Jahrhunderte hinweg stetig vergrößerte. Dennoch, und dies zeigt das Werk sehr deutlich, lassen sich in ganz Dresden Überreste der alten Dorfstrukturen, wie sie sich seit dem Hochmittelalter entwickelt haben, nachvollziehen, aufspüren und entdecken. Eine chronologische Reihenfolge der Eingemeindungen im Tabellenformat sowie ein Glossar mit siedlungshistorischen und architektonischen Begriffen runden das Buch ab. Sucht man nach Mängeln, sei hier einzig aufzuführen, dass häufig die Entstehungszeit der abgebildeten Gebäude in den kurzen Abbildungstexten fehlen – diese zusätzliche Information wäre noch eine Bereicherung gewesen. Unabhängig davon macht das vorliegende Werk mit seinen idyllischen Bildern und kurzen, aber informativen Texten Lust auf eine siedlungshistorische Entdeckertour mit dörflichem Charme durch die Großstadt Dresden, denn „mit ihren über Jahrhunderte gewachsenen Charakteren tragen die Stadtteile zum erstaunlichen Abwechslungsreichtum Dresdens bei“ (S. 6).

GABRIELE TEUMER, Ohne Haar und ohne Würde. Oschatzer Frauenschicksale im Nationalsozialismus 1940–1945 (Oschatzer Geschichte(n), H. 14), Geschichts- und Heimatverein, Oschatz 2020. – 74 S. mit zahlr. s/w Abb., brosch. (zu beziehen über Oschatzer Geschichts- und Heimatverein e. V., Leipziger Platz 1, 04758 Oschatz, Preis: 10,00 €).

Gabriele Teumer ist der Geschichte eines verstörenden Bildes nachgegangen, das in Oschatz am 19. September 1940 im historischen Pranger eine Frau mit kahlgeschorenem Kopfe zeigt. Diese Frau war verheiratet, ihr Mann war im Kriegsdienst und so hatte sie zu einem polnischen Kriegsgefangenen des Stammlagers IV G (Oschatz) Kontakt aufgenommen. Als aus einer Anzeige des Ortsgruppenleiters bekannt wurde, dass die Frau Verkehr und Umgang mit einem Polen hatte, wurde sie verhaftet, nach Oschatz gebracht und am folgenden Tage auf Veranlassung des Kreisleiters der NSDAP Max Albrecht von 11 bis 14 Uhr in den Pranger gesperrt, denn die Oschatzer Bevölkerung sollte sehen, was mit Frauen passiert, die sich nicht an die Anordnungen der Regierung halten. ‚Unerlaubter Kontakt zu Gefangenen‘ erforderte keine körperliche Nähe, schon menschliches Verhalten konnte zu Maßnahmen führen. Wenn heute gefragt wird, warum in den Kriegszeiten nicht viel mehr Personen zu Gefangenen menschlich waren, so wird nicht beachtet, welche Strafen für schon geringe Verstöße verhängt wurden. Bereits im November 1940 wurde in Oschatz eine andere Frau in gleicher Weise wegen eines Kontakts zu einem französischen Kriegsgefangenen im Pranger ausgestellt und dadurch gedemütigt. Im Anschluss wurde sie zu einer dreijährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Erst im Strafverfahren gegen den Kriegsgefangenen stellte sich heraus, dass die Anzeige gegen diese Frau auf erfundenen Angaben beruhte. Ein weiterer Strafprozess am Amtsgericht Oschatz gegen zwölf Frauen führte im Januar 1944 für sechs Frauen zu Zuchthausstrafen und für sechs Frauen zu Gefängnisstrafen. Diese Verurteilungen waren mit dem Ende des Krieges nicht beendet, sondern eine Frau litt unter den Vorwürfen ihres Ehemannes so stark, dass sie noch im Jahre 1982 den Freitod wählte. Dem Geschichts- und Heimatverein in Oschatz ist zu danken, dass er die Darstellung und den Blick in die Untiefen des Kriegsalltags ermöglicht hat.

Neu-Ulm

Ulrich-Dieter Oppitz

Abbildungsverzeichnis

HERBERT ZIELINSKI

- Abb. 1: Karl Schmidt-Rottluff, Blockadestilleben, 1948, Öl auf Leinwand. Brücke-Museum, Karl und Emy Schmidt-Rottluff Stiftung. Foto: Nick Ash. © VG Bild-Kunst, Bonn 2022 128
- Abb. 2: Karl Schmidt-Rottluff an Justin Oberzimmer, Berlin 17. Juni 1948 (Brief 5), eigenhändige Ausfertigung mit Bleistift und geschnittenem Briefkopf, Originalgröße 20,8 x 14,7 cm. Privatbesitz. Foto: Herbert Zielinski. © Karl und Emy Schmidt-Rottluff Stiftung 129
- Abb. 3: Karl Schmidt-Rottluff an Justin Oberzimmer, Berlin 1. Juni 1949 (Brief 17), eigenhändige Ausfertigung mit blauem Kugelschreiber (durchschreibend) auf amtlichem Luftpostfaltbrief (Aerogramm), Originalgröße 29,5 x 17,8 cm, Privatbesitz. Foto: Herbert Zielinski. © Karl und Emy Schmidt-Rottluff Stiftung 130

HENRIK SCHWANITZ

- Abb. 1: Fotografie von Józef Ignacy Kraszewski (ca. 1880). Quelle: <https://polona.pl/item/portret-jozefa-ignacego-kraszewskiego,NTYwNTk5/0/#info:metadata> [Zugriff 26. September 2022] 240
- Abb. 2: Startseite der „Sächsischen Biografie“. Quelle: <https://saebi.isgv.de/> [Zugriff 26. September 2022] 242
- Abb. 3: Artikel zu Jurij Brëzan in der „Sächsischen Biografie“ in deutscher Sprache. Quelle: [https://saebi.isgv.de/biografie/Georg_Bresan_\(1916-2006\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Georg_Bresan_(1916-2006)) [Zugriff 26. September 2022] 249
- Abb. 4: Artikel zu Jurij Brëzan in der „Sächsischen Biografie“ in sorbischer Sprache. Quelle: [https://saebi.isgv.de/biografie/Georg_Bresan_\(1916-2006\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Georg_Bresan_(1916-2006)) [Zugriff 26. September 2022] 250

Autorenverzeichnis

Prof. Dr. ENNO BÜNZ, Universität Leipzig, Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig; Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Zellescher Weg 17, 01069 Dresden.

Dipl.-Theol. KONSTANTIN ENGE, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Projekt „Briefe und Akten zur Kirchenpolitik Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen 1513 bis 1532“, Karl-Tauchnitz-Straße 1, 04107 Leipzig.

MARIA HAUBER B. A., Heidelberg.

Pfr. i. R. Dr. ARNDT HAUBOLD, Meuselwitz.

Dipl.-Theol. ANNE HERZIG, Universität Leipzig, Theologische Fakultät, Beethovenstraße 25, 04107 Leipzig.

Dipl.-Hist. UWE JOHN, Universität Leipzig, Historisches Seminar, Kooperationsprojekt „Stadtgeschichte“, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig.

Dr. ULRICH-DIETER OPPITZ, Neu-Ulm.

Prof. Dr. MANFRED RUDERSDORF, Leipzig.

Prof. Dr. ANDREAS RUTZ, Technische Universität Dresden, Philosophische Fakultät, Institut für Geschichte, Lehrstuhl für Sächsische Landesgeschichte, Helmholtzstraße 13, 01069 Dresden; Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Zellescher Weg 17, 01069 Dresden.

FILIP EMANUEL SCHUFFERT M. A., Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Zellescher Weg 17, 01069 Dresden.

Dr. HENRIK SCHWANITZ, Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Zellescher Weg 17, 01069 Dresden.

Prof. Dr. RAINER CHRISTOPH SCHWINGES, Zollikofen/BE, Schweiz.

Mgr. ONDŘEJ VODIČKA, Ph. D., Masaryk-Institut und Archiv der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik, Gabčíkova 2362/10, 182 00 Praha 8, Tschechische Republik.

Dr. HERBERT ZIELINSKI, Gießen.

Werte Leserschaft,

wir bieten Ihnen als Leser des „Neuen Archivs für sächsische Geschichte“
die Möglichkeit, den aktuellen Band sowie die älteren
ab Band 87 zum Vorteilspreis eines Abonnements
von 31,- € statt 39,- € zu beziehen.

Unabhängig von einem Abonnement ist es möglich, die bereits erschienenen
Bände 70 bis 86 zum Einzelpreis von je 10,- € zu erwerben.

Ihre Bestellung nehmen wir gerne formlos
unter den folgenden Kontaktdaten entgegen:

 VERLAG PH. C. W. SCHMIDT
Nürnberger Straße 27–31
91413 Neustadt an der Aisch

E-Mail: verlag@verlagsdruckerei-schmidt.de
Telefon: 0 91 61 / 88 60-0
Fax: 0 91 61 / 13 78
www.verlagsdruckerei-schmidt.de/shop